Uhland

ERINDALE COLLEGE
3 1761 03377 1619

UNIVERSITY OF TORONTO

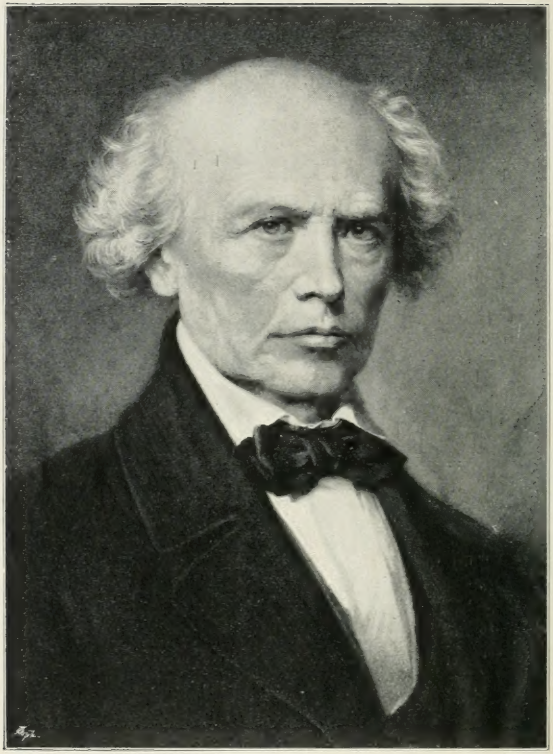
ERINDALE COLLEGE
LIBRARY

Presented by

W. A. Hesse

Willy Hesse

Weihnachten 1907



L. Uhland.

Uhlands Werke

in vier Bänden.

Mit Bildnis, einer Biographie und Charakteristik Uhlands

von

Rudolf von Gottschall.

Erster Band.

Inhalt: Gedichte. — Erster Teil.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

ERINDALE
COLLEGE
LIBRARY

Inhalt.

Gedichte. Erster Teil. Seite

Vorwort zu der ersten Auflage 1815 1

Seite

Lieder.

Des Dichters Abendgang 3
An den Tod 3
Harfnerlied am Hochzeitmahle . . 4
Der König auf dem Turme . . . 5
Maiklage 6
Lied eines Armen 7
Gesang der Jünglinge 8
Auf ein Kind 9
Die Kapelle 9
Die sanften Tage 9
Im Herbste 10
Wunder 10
Mein Gesang 11
Mönch und Schäfer 12
Schäfers Sonntagslied 12
Gesang der Nonnen 13
Des Knaben Berglied 13
Brautgesang 14
Entschluß 14
Lauf der Welt 15
Waldlied 16
Seliger Tod 16
Untreue 16
Die Abgeschiedenen 16
Die Zufriedenen 17
Hohe Liebe 17
Nähe 18
Vorabend 18
Der Sommerfaden 18
Nachts 19
Schlimme Nachbarschaft 19
Bauernregel 19
Hans und Grete 19
Der Schmied 20
Jägerlied 20
Des Hirten Winterlied 20
Lied des Gefangenen 21
Der Kirchhof im Frühling . . . 21

Seite

Frühlingslieder 22

1. Frühlingsahnung. 2. Frühlingsglaube. 3. Frühlingsruhe. 4. Frühlingsfeier. 5. Lob des Frühlings. 6. Frühlingstrost. 7. Künftiger Frühling. 8. Frühlingslied des Recensenten.

Der Ungenannten 24
Freie Kunst 24
Bitte 25
Auf eine Tänzerin 25
Auf einen verhungerten Dichter . 26
Das Thal 26
Morgens 27
Ruhethal 27
Abendwolken 27
Mailied 28
Klage 28
Rechtfertigung 28
An einem heitern Morgen . . . 29
Gruß der Seelen 29
Auf der Überfahrt 29
Die Lerchen 30
Dichtersegen 30
Maientau 31
Wein und Brot 32
Sonnenwende 32
Der Mohn 33
Die Malve 33
Reisen 34
Wanderlieder 35

1. Lebewohl. 2. Scheiden und Meiden. 3. In der Ferne. 4. Morgenlied. 5. Nachtreise. 6. Winterreise. 7. Abreise. 8. Einkehr. 9. Heimkehr.

Zimmerspruch 38
Verspätetes Hochzeitlied 38

	Seite
Theelied	39
Metzelsuppenlied	40
Trinklied	41
Trinklied	41
Lied eines deutschen Sängers	43
Auf das Kind eines Dichters	43
Vorwärts	44
Die Siegesbotschaft	45
An das Vaterland	46
Die deutsche Sprachgesellschaft	46
Ernst der Zeit	47
Das neue Märchen	47
Aussicht	47
An die Mütter	48
An die Mädchen	48
Die neue Muse	48

Vaterländische Gedichte.

1. Am 18. Oktober 1815	49
2. Das alte, gute Recht	50
3. Württemberg	52
4. Gespräch	53
5. An die Volksvertreter	53
6. Am 18. Oktober 1816	54
7. Schwindelhaber	56
8. Hausrecht	56
9. Das Herz für unser Volk	57
10. Neujahrswunsch 1817	58
11. Den Landständen z. Christophstag 1817	58
12. Gebet eines Württembergers	59
13. Nachruf	59
14. Prolog zu dem Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben"	60
15. Wanderung	62

Sinngedichte.

An Apollo, den Schmetterling	64
Achill	64
Narziß und Echo	65
Die Götter des Altertums	65
Tells Platte	65
Die Ruinen	65
Begräbnis	65
Mutter und Kind	66
Märznacht	66
Im Mai	66
Tausch	66
Amors Pfeil	66
Traumdeutung	66
Die Rosen	66
Antwort	67
Die Schlummernde	67
An Sie	67
Greisenworte	67
Auf den Tod eines Landgeistlichen	67
Nachruf	68
Auf den Tod eines Kindes	69
Auf einen Grabstein	69
In ein Stammbuch	69
Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden	70
Schicksal	71
Auf die Reise	71

Sonette. Oktaven. Glossen.

Vermächtnis	71
An Petrarca	72
In Varnhagens Stammbuch	72
An Kerner	72
Auf Karl Gangloffs Tod	73
An den Unsichtbaren	74
Todesgefühl	75
Erstorbene Liebe	75
Geisterleben	76
Oder Frühling	76
Die teure Stelle	76
Die zwo Jungfraun	77
Der Wald	77
Der Blumenstrauß	78
Entschuldigung	78
Vorschlag	79
Die Bekehrung zum Sonett	79
Schlußsonett	79
An die Bundschmecker. 1816	80
An K. M.	80
Ein Abend	81
Rückleben	81
Gesang und Krieg	82
Katharina	84
Glossen	86
1. Der Recensent. 2. Der Romantiker und der Recensent. 3. Die Nachtschwärmer.	

Ludwig Uhland.

Von Rudolf von Gottschall.

Seit Schiller hat Schwaben keinen volkstümlicheren Dichternamen aufzuweisen, als denjenigen Ludwig Uhlands — und auch die Litteraturgeschichte hat ihm unter den schwäbischen Dichtern dieses Jahrhunderts den ersten Rang eingeräumt. Nicht die Fülle seiner poetischen Darbietungen, nicht die Vielseitigkeit seines Schaffens, nicht die geistvolle Beweglichkeit seines Denkens und Dichtens haben ihn unter die führenden Geister der Nation gestellt; wohl aber hat er mit glücklichem Wurf Unvergängliches zum poetischen Hausschatz derselben beigesteuert und sich zum Liebling des Volkes gemacht. Und hinzu kommt sein ehrenwerter Charakter, sein schlichtes Wesen, seine treue Anhänglichkeit an die politischen Ideale, die er mit Begeisterung erfaßt hatte.

Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 als dritter Sohn des Universitätssekretärs Johann Friedrich Uhland in Tübingen geboren. Bei hervorragenden Männern, auch wenn sie keinen heraldischen Stammbaum besitzen, sieht man sich nach den Ahnen um, und auch der Atavismus hat ein Recht, mitzusprechen. Unter Uhlands Vorfahren findet sich ein tapferer Kämpfer, Johann Michael Uhland, welcher gegen Ende des Jahrhunderts den Türkenkrieg mitgemacht und 1688 in der Schlacht bei Belgrad einen türkischen Pascha niedergehauen hat: das war also einer der von dem Urenkel später besungenen Schwabenstreiche. Johann Michael dachte nicht gering von seiner Heldenthat und als er sich im Dorfe Klein-Gerlach bei Heilbronn ein eigenes Besitztum erworben hatte, ließ er über der Thüre seines Hauses ein Wappen in Stein hauen, welches einen Mann mit einem Türkensäbel in der einen Hand und einem Spaten in der andern zeigte. Außer dem kriegerischen Ahnherrn hatte Ludwig Uhland auch einen gelehrten — das war der Großvater, der bei seinem Enkel noch Pate gestanden: Joseph Ludwig, zuerst Pro-

fessor der Geschichte, dann der Theologie und Ephorus des evangelischen Seminars. Eine Abhandlung desselben über Graf Eberhard den Milden hat den Enkel gewiß mit zu seinem Balladenkranz Graf Eberhard der Rauschebart angeregt. Der Held der zweiten Ballade war geschichtlich nicht der Rauschebart, sondern eben jener Eberhard der Milde, und nur um mehr Einheit in das Ganze zu bringen, hat sich der Dichter die poetische Licenz, die Abweichung von der Geschichte verstattet. Joseph Ludwig war auch Poet, Gelegenheitsdichter, der sein Familienglück in warm empfundenen Versen verherrlichte, die an Gesangbuchverse erinnerten. Dies Gedicht galt seiner Gattin und seinem ältesten Sohne Gottlieb, der schon im Jahre 1777 in Venedig als Erzieher in einem deutschen Hause verstarb und der ebenfalls Gedichte verfaßt hatte, welche diejenigen seines Vaters in Bezug auf Korrektheit und Schwung übertrafen. Die Mutter stammte auch aus der Familie eines Dichters, Gotthold Friedrich Stäudlin, der schon als Gymnasiast von seinem Rektor Haug den Dichterlorbeer erhielt und später mit seinem Mitschüler Friedrich Schiller in eine litterarische, in einem poetischen Wettstreit ausgefochtene Polemik geriet. Der alte Herr Joseph Ludwig selbst hatte aber durchaus nichts geistig Anregendes in seinem Wesen; er war ein Pedant, und der Enkel, der ihn ja noch kannte, gedenkt seiner nirgends als einer Persönlichkeit, von welcher er dichterische Neigungen ererbt habe. Auch des Professors anderer Sohn, Johann Friedrich, der Vater des Dichters, Universitätssekretär in Tübingen, hatte nichts geistig Anregendes oder Bedeutendes; er war ein schlichter wackerer Mann, der in seinen Zügen eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Königsberger Philosophen Kant hatte. Die Mutter, Elisabeth Hofer, war lebhafter, musikalisch begabt; sie nahm, ohne ein besonderes Interesse für Dichtung zu haben, doch mehr Anteil als der Vater an des Sohnes poetischen Bestrebungen.

Im Gunserschen Hause in der Poststraße zu Tübingen verlebte dieser seine erste Jugendzeit; noch führen zwei Zimmerchen dieses Hauses den Namen Dichterstübchen. Er war ein lebhafter, fast wilder Knabe. Dies wird von Augenzeugen berichtet, denen man Glauben schenken muß, obschon man dem Dichter in späteren Jahren solche Wildheit in der Kinderzeit nicht zutrauen mochte. Später liebte er Ritterspiele, wobei es gewiß an Kämpfen nicht fehlte, wie diejenigen, von denen Felix Dahn in seiner Selbstbiographie erzählt,

altes Geröll aus der Rumpelkammer der Großmutter, unter dem sich auch ein riesiger Siebenmeilenstiefel befand, leistete dabei gute Dienste. Zu einer kleinen Burg aus Pappe, die ihm geschenkt worden war, fertigte er mit eigenen Händen Ritter und Knappen zu Fuß und zu Roß an. Diese Plastik in Pappe bewies, daß der Knabe auch Talent für bildende Kunst besaß, wie er denn in etwas späterer Zeit eine Reihe landschaftlicher Aquarelle schuf. Für die ersten poetischen Studien erhielt er die Anregung in der lateinischen Schule, die er besuchte und deren Rektor Kauffmann seine Schüler in der lateinischen Verskunst gründlich einübte und ihnen auch freistellte, Aufgaben in Deutsch, Latein und Griechisch, in Vers und Prosa zu lösen. Uhland schrieb ganze Seiten lateinischer Hexameter und lieferte überhaupt mehr „Verseleien", als der Lehrer korrigieren konnte. In gereimten deutschen Versen war eine an den Dekan gerichtete Bitte um die Frühlingsvakanz abgefaßt; es war eine alte Sitte im Württembergischen, den Ortsdekan durch den Primus und zwar in Versen um Gewährung der Ferien anzugehen. Das geschah in der Regel in lateinischen Versen. Uhland durfte ein deutsches Gedicht machen, offenbar weil er dafür schon ein besonderes Talent gezeigt hatte. Das Gedicht ist uns erhalten; es hat einige hübsche Strophen, besonders wo es Naturschilderungen galt, und in dem glatten Fluß derselben sprach sich ein erst halberschlossenes Formtalent aus:

Das heitere Licht der erwärmenden Sonne
Erfüllt die Natur mit Entzücken und Wonne;
Ihr Feuer zerschmolz den gefrorenen See;
Er löste sich, floß in gekräuselten Wellen;
Da stürzte sich wild in romantischen Fällen
Vom hohen Gebirge der glänzende Schnee.

Auch ein Gedicht in Distichen, das von Uhland in seinem neunzehnten Lebensjahre verfaßt wurde, ist uns erhalten. Später ist Uhland nie zu dieser Versform zurückgekehrt; aber jene Verse aus seiner Studienmappe sind besser als diejenigen, die man in Weimar und Jena machte. Das Gedicht „Im Tannenhain" beginnt mit den Versen:

Unter der Tannen Umschattung, im Heiligtume der Schwermut,
Saß' ich verschlungenen Arms über bemoostem Gestein.
Matt durchflimmet der Tag die Trauerbehängung der Äste,

Wie die Gewölke der Mond dämmernden Strahles durchblickt.
Ha! wie betäubet des Harzes gewürziger Weihrauch die Sinne!
Sind es Träume, die schon schwül mir die Scheitel umwehn?

Doch trotz seiner deutschen Distichen und lateinischen Hexameter war das klassische Altertum nicht der Musenquell, aus welchem Uhland schöpfte, und selbst Schiller und Goethe, die ja den antiken Vorbildern so vieles verdankten, waren nicht die Lieblinge seiner früheren und späteren Jugend. Goethes Tasso soll er erst nach seinem dreißigsten Lebensjahre gelesen haben. Eher erinnern einige seiner letzten ungedruckten Jugendgedichte, welche Karl Meyer in seiner Schrift: „Ludwig Uhland und seine Zeitgenossen" mitteilt, als „anfängerische und unvollkommene Präludien der späteren ausgebildeten Uhlandschen Muse", denen er einen „hinreißenden Strom von Musik, Melodie und Stimmung zuspricht, an Klopstock und seine empfindsamen Oden, so das in freien Rhythmen gehaltene Gedicht: „Der Sänger an die Sterbende" und das schöne Gedicht in sapphischen Strophen: „Gräberschmuck". Diese antike Einkleidung streifte die Muse Uhlands bald ab; die Alten, auch wenn sie ein recht gutes Latein schrieben, wie Cicero, imponierten dem jungen Dichter wenig; es wird erzählt, daß er mit komischen Federzeichnungen, während in den Unterrichtsstunden Ciceros Cato gelesen wurde, Lälius und die andern ehrwürdigen Römer in ergötzlichen Karikaturen mit Kaffeetasse und Schnupftabaksdose aufs Papier warf. Was ihn aber mächtig anzog, was seinen dichterischen Empfinden am gleichartigsten war und für immer den Grundton seiner Poesie bestimmen sollte, das war die altdeutsche Dichtung. „Die Nibelungen" machten einen mächtigen Eindruck auf ihn; nordische Überlieferungen lernte er aus dem Saxo Grammaticus kennen, der ihm schon früh in die Hände fiel, altgermanische Epik aus dem lateinischen Waltharius. So verdrängte das Mittelalter das Altertum, und an Stelle der Ritter von Pappe, mit denen der Knabe gespielt, traten die ritterlichen Gestalten der altgermanischen Dichtwerke.

Sehr früh wurde Uhland auf der Tübinger Universität inskribiert, schon im Jahre 1801; doch sein eigentliches Fachstudium begann er erst im Jahre 1805. In den Zwischenjahren suchte er sich allgemeine Bildung anzueignen; Lehrer wie Conz, der Jugendfreund Schillers, und der geistreiche Seybold wirkten überaus anregend auf

ihn. Es war eine akademische Vorschule, wie sie damals die Einrichtungen der Tübinger Universität als zulässig erscheinen ließen; sie gewährte Uhland reichliche Muße zu dichterischer Beschäftigung, und damals im siebzehnten und achtzehnten Jahre hat er eine beträchtliche Zahl jener Gedichte verfaßt, welche, in seine Sammlung aufgenommen, nicht wenig dazu beitrugen, ihn zum Liebling der Jugend zu machen.

Im Jahre 1805 mußte er sich für eine Fakultät entscheiden; er schwankte zwischen der Medizin und der Jurisprudenz, entschied sich dann aber für die letztere, weil gerade ein größeres Stipendium, auf welches er als junger Jurist ein Anrecht hatte, frei geworden war. Er betrieb seine Fachstudien eifrig und gewissenhaft, ohne der Muse untreu zu werden.

Als ich mich des Rechts befliſſen
Gegen meines Herzens Drang,
Und mich halb nur losgerissen
Von dem lockenden Gesang,
Wohl dem Gotte mit der Binde
Ward noch manches Lied geweiht,
Keines jemals dir, o blinde
Göttin der Gerechtigkeit.

Ein Kreis junger Freunde vereinigte sich mit ihm zu einer Art von Dichterbund, der mit begeisterter Hingebung bei der Fahne der Romantik stand. Cotta hatte 1806 das Morgenblatt gegründet und die Redaktion dem Satiriker Christoph Fr. Weißer übergeben, „dem reinen Hermelin der alten Schule", wie ihn die jungen Stürmer und Dränger nannten. Weißer hatte aber die Aufgabe, dem romantischen Unfug zu steuern. Das war eine ganz berechtigte Tendenz; denn die romantische Schule drohte damals mit ihren Ausschreitungen, Zucht- und Geschmacklosigkeiten und ihrem bunten Allerweltskram die gesunde Fortentwickelung unserer Litteratur zu gefährden, die nur auf dem von Schiller und Goethe betretenen Wege möglich war. Die studentische Jugend aber gründete zur Abwehr dieser „Plattisten" ein geschriebenes Studentenjournal, das Sonntagsblatt, welches teils in den Versammlungen der jungen Poeten vorgelesen, teils für Lesende ausgelegt wurde und viele Gedichte Uhlands und Justinus Kerners enthielt. Zu dem Freundeskreise, der sich um das Sonntagsblatt versammelte, gehörten zwei jüngere Dichter, Harpprecht und Schober,

welche beide früh einem tragischen Verhängnis erlagen. Harpprecht, in dessen Gedichten brausender Kriegsmut und zarte Empfindungen wechseln, machte 1809 den Feldzug gegen Österreich als Offizier im ersten württembergischen Chevauxleger-Regiment, 1812 den Feldzug gegen Rußland mit; in der Schlacht an der Moskwa wurde ihm das rechte Bein durch eine Kanonenkugel zerschmettert. Beim Rückzug über die Beresina glücklich gerettet, erfror er noch den linken Fuß und starb dann im Hospital in Wilna. Schober war ein überschwenglicher junger Theologe, dessen Gedichte an diejenigen der Schillerschen Anthologie erinnerten. König Friedrich von Württemberg hatte ihn, als es sich um eine von ihm begangene Majestätsbeleidigung handelte, nicht bestrafen, sondern für wahnsinnig erklären lassen. Der junge Dichter verließ Württemberg und ertrank 1811 beim Baden in der Ostsee. Anderen Dichtgenossen aber gestattete ein langes Leben, den Jugendbund in eine dauernde Freundschaft zu verwandeln. Zu diesen gehörte vor allen Justinus Kerner, der mit Uhlands Vater weitläufig verwandt war, eine überaus bewegliche Persönlichkeit, im scharfen Gegensatze gegen Uhlands gemessenes und wortkarges Wesen. Ein Virtuos auf der Maultrommel war er auch schon damals ein Virtuos in der Geisterseherei. Uhland setzte aber seinen Enthüllungen und Offenbarungen einen hartnäckigen Unglauben entgegen. In dem Dichterstübchen trug Kerner oft Gespenstergeschichten vor, wozu dann die ganze Hausgenossenschaft zusammenberufen wurde, um sich zu gruseln. In späteren Zeiten, als Kerner seine „Seherin von Prevorst“ veröffentlicht hatte, erkannte Uhland zwar an, daß Kerners lebhafte Phantasie in die wunderbaren Tiefen der Menschennatur und des Weltlebens eindringe. Was ihm aber von anderen zugetragen und fremdartig eingemischt sei, dagegen sei er in hohem Grade mißtrauisch und feindselig gesinnt. In einem anderen Briefe dankt er ihm für das Buch über die Seherin. „Es war meine Absicht, dir zugleich die Zweifel und Einwendungen, welche sich in mir erhoben, mitzuteilen. Da erhob sich auf einmal gegen dich ein Heer von Recensenten und machte es ganz überflüssig, daß dir auch noch die Freunde mit ihren Bedenken kämen.“ Die Verschiedenheit der Weltanschauungen hinderte nicht die andauernden freundlichen Beziehungen der beiden Dichter. Justinus Kerner war überhaupt tolerant, wenn man ihn nur ruhig gewähren ließ, und so blieben Florens und Clarus, ihre Dichternamen in dem Sonntagsblatt, noch

viele Jahrzehnte, nachdem das Blatt schlafen gegangen, freundschaftlich gesellte Dichtergenossen und Sangesbrüder. Ebenso blieb Karl Mayer zeitlebens ein warmer Freund Uhlands und nach dem Tode desselben in seiner umfangreichen Schrift: Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen (2 Bde. 1867), der wichtigste Berichterstatter über dies Dichterleben, ein unermüdlicher Sammler noch ungedruckter Gedichte und Briefe und sonstiger Aktenstücke und seiner Begeisterung für den Sänger treu bis in sein eigenes hohes Lebensalter. Als Dichter hat sich Karl Mayer besonders durch die reizenden Naturbildchen seiner Miniaturlyrik einen Namen gemacht. Zu den Jugendfreunden Uhlands gehörten auch Rehfues, später Verfasser des Romans „Scipio Cicala", die beiden Köstlin, der Staatsrat und der Mediziner, und Varnhagen von Ense. Dieser hatte schon 1804 in Berlin mit Chamisso einen Musenalmanach herausgegeben und schloß sich in Tübingen dem Kreise Uhlands an. Als er die Universitätsstadt verlassen, nahm er 1809 Dienste in dem österreichischen Heere, und es ist bezeichnend für die damaligen deutschen Zustände, daß zwei Mitglieder desselben Sängerkreises sich in feindlichen Lagern gegenüberstanden, Harpprecht bei den Franzosen, Varnhagen bei den Österreichern. Die Gedichte Varnhagens verraten kein hervorragendes Talent; aber er war von jeher ein scharfer Beobachter und hatte für dichterische Bedeutung ein warmes, untrügliches Gefühl. So war er einer der ersten, der Uhlands großes Talent anerkannte. So schreibt er im November 1808: „Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte; da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsflut. Seine Lieder sind Goethisch; das heißt aber nicht Goethe nachgeahmt, sondern in gleichem Werte mit dessen Liedern: ebenso wahr und rein, so frisch und süß. Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten, nur das Gefühl spricht und die Anschauung; daher ist sein Ausdruck immer echt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung; aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit; sein Gemüt umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und das macht mir ihn wert." Außerdem schreibt Varnhagen: „Umgang hab' ich nicht viel mit ihm und nur durch Kerners Vermittlung; denn er ist der verschlossenste

hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen. Keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn; er wartet ab, was daraus werden möge und schweigt. Redet er aber, so ist was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig." Ein näheres Bild von Uhlands Persönlichkeit hat Varnhagen, der für alles Charakteristische viel Sinn hat und zeitlebens Silhouetten vortrefflich auszuschneiden verstand, nicht gegeben; der Biograph Uhlands, Notter, erwähnt, daß er als blonder blauäugiger Knabe ganz hübsch gewesen sei, daß sich aber schon ziemlich früh sein Äußeres minder vorteilhaft gestaltet habe; denn er selbst pflegte scherzend zu erzählen, wenn er in seinen Kinderjahren mit dem älteren Bruder Friedrich bei Bekannten Besuche machte, seien dem freudigen Zuruf an den auffallend schönen Bruder: „Ach, das ist brav, daß du dich bei uns sehen läßt, lieber Fritz", regelmäßig die im gedämpften Ton vorgebrachten Worte gefolgt: „So, bist du auch da, Louis?" Entschieden häßlich oder gar unedel konnten zwar seine Züge bei aufmerksamem Überblick durchaus nicht genannt werden, wohl aber hätte ein genialer Karikaturenzeichner sie durch eine nur leichte Umänderung gänzlich entadeln können, und wohl erschienen sie, die geistesmächtig hervortretende Stirn abgerechnet, in gewöhnlichen Augenblicken unbedeutend. Chamisso, welcher Uhland in Paris kennen lernte und seine Gedichte ganz vortrefflich findet, sagt von ihm: „Er ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klötzig." Unter dem Zeichen der Romantik und mit einer Kriegserklärung gegen die Verächter derselben hatten sich die Mitarbeiter des Sonntagsblattes zusammengefunden. Das Programm desselben schrieb Uhland in seinem noch erhaltenen Aufsatz über das Romantische, in welchem der Begriff desselben freilich bisweilen so ausgeweitet wird, daß er sich mit dem des Poetischen überhaupt deckt. Sein Loblied auf die Romantik hat überhaupt einen starken Beigeschmack des Überschwenglichen und Verzückten. Die Romantik ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters, sie ist hohe ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen; sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter,

worauf nach der Edda sie zu den Sterblichen herab und „die Auserwählten zu ihnen emporsteigen". Doch erklärt der Verfasser des Aufsatzes, daß ihn seine noch sehr mangelhafte Bekanntschaft mit den Kunstwerken der romantischen Poesie gegen seine eigenen Ansichten mißtrauisch mache, und in der That deckt sich seine Begriffserklärung durchaus nicht mit dem Romantischen, wie es die romantische Schule erfaßte; da fehlt ja das Zauberwort der Ironie, jener freispielenden Willkür, welche alles auf den Kopf stellt und im Taumel der irdischen Dinge sich selbst als die allein maßgebende Macht behauptet. An die innere Phantastik dieser Schule erinnert nur der Kernersche Geisterspuk. Im übrigen sind die schwäbischen Dichter eine ganz selbständige Seitenlinie der romantischen Dynasten. Das Nationale, das Volkstümliche, wie es des Knaben Wunderhorn vertrat, die altdeutsche und skandinavische Epik — das waren zwar Thaten und Eroberungen der Romantiker, aber ihr eigentliches Dogma wurde davon weniger berührt. Was an der Romantik Gesundes war, das eigneten sich die schwäbischen Dichter an, und in welcher klaren, durchsichtigen Form! Man vergleiche nur die Gedichte Uhlands etwa mit denen von Ludwig Tieck — und der Unterschied der geläuterten schwäbischen Lyrik von der unausgegorenen Romantik springt sofort in die Augen.

Wenn wir das dichterische Atelier des jungen Uhland näher ins Auge fassen, so befremdet uns die große Zahl dramatischer Anläufe, Entwürfe, Fragmente, Scenen. Offenbar war der Trieb für das Dramatische in ihm ebenso lebendig, wie seine Schaffensfreude auf dem Gebiete der Lyrik, doch über den Torso kam er dort nicht hinaus. Die Energie seines dramatischen Talentes war dazu nicht groß genug, auch fehlten die Anregungen der Bühne. Über die dramatischen Versuche aus Uhlands Jugendzeit berichtet Adalbert von Keller in seiner Schrift „Uhland als Dramatiker mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses". Merkwürdigerweise begann Uhland mit antiken Studien, und so hat er dem Seneca eine Tragödie „Thyest" nachgedichtet, die noch vollständig erhalten ist. Lessing hat in seinem Fragment über Senecas Tragödien den „Thyest" eingehend analysiert und doch in diesem dramatischen Gemälde unerhörter Greuel einige Züge tragischer Größe entdeckt, die einen jungen Dichter zur Nachdichtung verlocken mußten. Auch sind die Chöre, wenngleich ihre weltweiten Perspektiven der Zeit Senecas und der römischen Weltherrschaft angehören, nicht ohne dichterischen Schwung. Uhlands Verse

geben das Pathos des römischen Tragikers nicht ohne Energie wieder. Ein anderer Stoff aus dem Altertum: „Des Achilleus Tod“ beschäftigte Uhland längere Zeit; doch ist davon nichts erhalten. In einem Briefe an Leo von Seckendorff schreibt Uhland: „Diese Tragödie soll die Idee darstellen: wenn auch das Schicksal die Ausführung unserer Entschlüsse hindert — halten wir sie nur ganz und fest in uns gefaßt, so sind sie doch vollendet.“ Dann aber erwähnt er: „Verschiedene Ursachen, besonders aber meine Vorliebe für das Romantische, dem der griechische Boden nicht angemessen war, hielten mich von der Ausführung zurück.“ In der That, die Zeit, in welcher Uhland sich mit antiken Dramenstoffen beschäftigte, und welche ungefähr mit der Zeit zusammenfiel, in der er antike Strophen und Elegien dichtete, war nur von kurzer Dauer; inzwischen hatten sich ihm die Fundgruben des Mittelalters erschlossen, und dem Beispiele der Romantiker folgend, suchte er dort nach Stoffen auch für das Drama, und zwar zunächst in der vorgeschichtlichen Zeit, im skandinavischen Norden. Das beweisen die beiden Fragmente „Hyld und Helge“ und „Alfer und Auruna“. Dies letztere hat dramatischen Wert: wir werden gleich nach dem ersten „Brautgesang“ in die Handlung eingeführt; der Stil hat Kraft. Die Reden Fjulfs, der aus dem Grabe aufsteigt, um Vergangenes zu berichten, atmen Shakespeareschen Geist:

O wallte Jugendfeuer noch in mir,
Daß ich mit zorn'ger Flammenrede Blitzen
Die finsterste der Nächt' erleuchten könnte,
Die Nacht, da unterging der Helden Haus!
Ich aber bin in jener Nacht versteint,
Und nur in meinem starren Angesicht
Bewahrt' ich des Entsetzens alte Spur.

Außer diesen Stilproben ist freilich nichts erhalten, was über den Gang der Handlung Aufschluß gäbe. Anders verhält es sich mit dem Drama „Franceska da Rimino“, einem Stoff, der aus Dantes „Inferno“ entnommen und in neuerer Zeit auch von Paul Heyse und Martin Greif behandelt worden ist. Von diesem Drama, welches Uhland mehrere Jahre beschäftigte, da ihm immer zur Vollendung „Muße, innere Ruhe, Lebensanregung“ fehlte, so daß er alles nur fragmentarisch treiben konnte, liegt die Inhaltsangabe der einzelnen Akte und außerdem einige Scenen vor. Nach diesen Angaben

scheint die Führung der Intrigue, welche den Brudermord zur Folge hat, fast zu lustspielartig, zu sehr im Stil der Degen- und Mantelstücke zu sein, während die Charakterzeichnung gewiß große Vorzüge gehabt hätte und besonders der Kontrast zwischen den beiden Brüdern wirksam herausgearbeitet worden wäre. Auch Franceska hat schon bei ihrem ersten Auftreten etwas überaus Anmutendes; als ein heiteres Frühlingskind tritt sie in ein bereits von den tragischen Mächten bedrohtes Leben:

Wohl fühlt' ich es: zu Lieb' und Freude ward
Auch ich bestimmt von freundlichem Geschick.
Auch mich gebar ein klarer Maientag,
Das Lied der Lerchen weckte mich ins Leben,
Ich schlug das Auge mit den Blumen auf,
Und Frühlingslüfte spielten gleich mit mir.

Dies dunkle Schicksal eben verkündigt Dante, welcher den Chorus dieser Tragödie bildet, in einer Art von Prolog:

Wann sich versammelt hat ein ganz Geschlecht,
Wann jeder Geist dem Großen offen steht,
Dann streckt es aus den Wolken seine Hand,
Wie bei Belsazars letztem Königsmahl,
Und schreibt sein furchtbar Machtwort an die Wand.

Das alte Volksbuch von „König Eginhard" hat Kerner zu dem chinesischen Schattenspiel veranlaßt, zu welchem Uhland ein groteskes Nachspiel dichtete, ganz im Stile Ludwig Tiecks und seines phantastischen ungenießbaren Humors. Der Stoff des Volksstücks übte aber auf Uhland solche Anziehungskraft aus, daß er eine Skizze zu einer dramatischen Bearbeitung desselben entwarf. Sowohl der prosaische Entwurf ist uns erhalten, als auch die Ausführung in Versen, die den Titel „Schildeis, dramatisches Märchen" trägt. Herzog Eginhard von Böhmen entführt Adelheid, die Tochter des ihm verfeindeten Kaisers Otto, und als dieser mit Heeresmacht gegen Prag rückt, flüchten jene in den Böhmerwald, wo sie in dem verfallenen Schlosse Schildeis eine Zuflucht finden. Der im Walde verirrte Kaiser hat längst Sehnsucht nach seiner Tochter, er findet nun gastfreie Aufnahme in dem Schlosse bei Eginhard, den er nicht kennt. Die Begegnung der Tochter mit dem Vater, der sich schon längst

nach ihr sehnt, ist bei Mondschein und Lautenklang in beliebter romantischer Weise inscenieret. Eine eigenartige Gestalt ist Roland, wie er im Prosaentwurf heißt, während er in der Versdichtung den Namen Strato führt: ein junger, träumerischer Gesell, der an eine hohe Abstammung und an seine künftige Erhebung zu fürstlicher Herrlichkeit glaubt. Er erinnert an ähnliche Gestalten in Tiecks Märchendichtungen: irgend welchen Abschluß haben aber seine Träumereien nicht. „Schildeis" hat geringen Wert; noch wertloser ist „Benno", eine Tragödie des Brudermordes, ebenso skizzenhaft motiviert und mit sich so überstürzenden Ereignissen, daß man fast an eine Puppenkomödie erinnert wird. Die Posse: „Der Bär" war eine gemeinsame Arbeit von Kerner und Uhland; sie enthält einzelne nicht üble Verse, die man heutigen Tags Operettenverse nennen würde. Diese Verse rühren wohl von Uhland her, denn er schreibt an Kerner von ihrem gemeinsamen Freunde Karl Mayer: „Übrigens scheint er mich für den eigentlichen Bärenvater ausgegeben zu haben, da doch die Hauptsache im Komischen von Dir herrührt und der Text der Arien in einem Singspiel überhört zu werden pflegt und daher unbedeutend ist." Das Stück ist ein zu breit ausgesponnener Ulk. Der Liebhaber eines jungen Schloßfräuleins spielt den Bären — er erschreckt den Schloßherrn und alle Bewohner. Der erstere will seine Tochter dem Ritter geben, der den Bären erlegt und ihm die Bärenhaut bringt. Zwei alberne und feige Junker bewerben sich um diesen Preis, und wie sie auf die Bärenjagd ausziehen und sich dabei benehmen, das bildet die komische Quintessenz des höchst unbedeutenden Stückes. Und nicht höheren Wert haben Skizzen wie die „Serenade"; von dem nach einer schottischen Ballade gedichteten Dramenfragment „Tamlan und Jannet" sind Bruchstücke in die Gedichtsammlung aufgenommen worden: „Das Ständchen" und „Ritter Harald und die Elfen".

So eingehend sich die Uhlandforscher und Uhlandgelehrten mit allen diesen Versuchen beschäftigen — sie gehören doch mehr in den Papierkorb als in die Litteraturgeschichte; sie können höchstens die Thatsache illustrieren, daß der junge Uhland eine unleugbare dichterische Ader hatte und daß er bei seinem jugendlichen Schaffen im Banne der romantischen Schule stand, daß sowohl der Tiecksche „Phantasus" als auch „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano größeren Einfluß auf ihn ausübten, als Shakespeare und

Schiller, von denen in jenen Kreisen wenig genug die Rede war. Seine ersten litterarischen Beziehungen verknüpften ihn auch mit den Romantikern; seinen Beiträgen für Seckendorffs Musenalmanach folgten solche für Arnims „Zeitschrift für Einsiedler"; aber neben den phantastischen Ausschweifungen der Romantiker de pur sang bewies Uhlands Muse durch ihre Klarheit und Keuschheit doch deutlich genug, daß sie aus einem andern Kirchspiel stamme.

Das poetische Schaffen, das bei größeren Schöpfungen nicht über das Fragment hinauskam, machte Uhland indes zu keinem Abtrünnigen von seiner Fachwissenschaft. Nachdem er sie einmal ohne Herzensdrang gewählt, fand er doch manches in ihrem Bereich, was seinem Naturell entsprach; er war ein guter Jurist und verfolgte als Advokat seine Gegner mit großer Hartnäckigkeit durch alle Instanzen. Bei seinen Universitätsstudien erhielt er manches günstige Zeugnis: der Dekan der juristischen Fakultät bescheinigte ihm schon 1808, daß er seine akademischen Studien mit ausnehmendem Fleiße getrieben und in den mit ihm vorgenommenen beiden Examinibus gute juristische Kenntnisse gezeigt habe. Zwei Jahre später, 1810, verfaßte er seine Doktordissertation „Über die Teilbarkeit oder Unteilbarkeit der Servituten", und ein berühmter Jurist wie Vangerow rühmt in seinen Pandekten derselben nach, daß sie die Sache gefördert habe. Klare Darlegung und gründliche Quellenforschung werden ihr auch von anderer Seite zuerkannt.

Im Jahre 1812 machte Uhland eine Reise nach Paris; ein Teil des Stipendiums, das er schon früher erhalten, war zu diesem Zwecke jährlich zurückgelegt worden. Der Vater wünschte, daß der Sohn den Code Napoléon und die Kommentare dazu gründlich studieren möchte; der Sohn wollte aber die Schätze der mittelalterlichen, besonders der altfranzösischen Volkspoesie kennen lernen, welche die kaiserliche Bibliothek enthielt. Und er war ein unermüdlicher Quellenforscher und ließ sich auch hierin nicht stören, als der hereinbrechende Winter den großen Räumen der Bibliothek ein sehr ungastliches Ansehen gab; denn sie waren ungeheizt und nur durch ein großes Kohlenbecken erwärmt. Uhland schrieb bisweilen mit der linken Hand, bis die erstarrte rechte sich wieder gebrauchen ließ. Uhlands Abschriften waren für die Litteraturforschung nicht verloren: Immanuel Becker benutzte sie in seinen Ausgaben von Flore et Blancheflore, Adalbert von Keller in seiner Übersetzung des Guillaume

d'Angleterre. Noch mehr aber ist der Einfluß hervorzuheben, welchen diese Studien auf Uhlands eigene Dichtungen gewannen. Dieser Reise nach Paris verdanken seine altfranzösischen Balladen: „Klein Roland", „Roland Schildträger", „König Karls Meerfahrt" und „Taillefer" ihren Ursprung, merkwürdigerweise auch die echt deutsche Ballade „Graf Eberhards Weißdorn", welche von dem Heimatsgefühl Zeugnis ablegt, das den Dichter in der fernen Hauptstadt anwandelte. Auch verfaßte er auf Grundlage seiner Bibliothekstudien einen Aufsatz über das altfranzösische Epos, in welchem er zu dem Resultate kam, daß in der alten nordfranzösischen Sprache sich ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte gebildet habe, die durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objektivität und ruhige Entfaltung sowie durch gemessene Haltung des Stils und Beständigkeit des Versmaßes, endlich durch Bestimmung für den Gesang sich als ein Analogon der Homerischen Gesänge und der Nibelungen bewähren. In Paris traf Uhland Varnhagen, der ihn auch in das österreichische Gesandtschaftshotel einführte; aber der dort herrschende frivole Ton des Metternichschen Salons war nicht nach des Dichters Geschmack. Varnhagen vermittelte auch die Bekanntschaft Uhlands mit Chamisso, welcher ein begeisterter Verehrer der Uhlandschen Muse war.

Von Paris zurückgekehrt, gab Uhland in Gemeinschaft mit Gustav Schwab und Justinus Kerner den poetischen Musenalmanach für 1812 heraus und 1813 folgte der „Deutsche Dichterwald" von Kerner, Fouqué, Uhland u. a. Es war die geläuterte Romantik, welche hier als Trägerin der wiedererwachten wahren Poesie der Deutschen sich einführte.

Anfänglich hielt sich der Dichter in Tübingen auf, wo er mit Gustav Schwab einen engeren Freundschaftsbund schloß; doch der Vater wünschte, daß der Sohn in die Beamtenlaufbahn eintrat, und so wurde dieser 1812 Accessist in der Kanzlei des Justizministers von der Lühe; man hatte ihm versprochen, er werde nach Verlauf eines halben Jahres Gehalt oder ein mit Versorgung verbundenes Amt erhalten. Der junge Volontär hatte häufig Berichte über Strafsachen an den König einzuschicken und war dabei so selbständig, daß er oft eigene Anschauungen mit einsandte, die mit denen seines Vorgesetzten nicht im Einklang waren. Er hatte sogar die Genugthuung, daß der König mehrmals in seinem Sinne entschied. Der Justiz-

minister mochte damit wenig zufrieden sein, und so kam's wohl, daß Uhlands mehrfache Gesuche um die Stelle eines besoldeten zweiten Sekretärs abschlägig beschieden wurden. Im Mai 1814 trat er von dieser Stellung zurück; er schrieb an seine Eltern: „Es muß Ihnen freilich schmerzlich sein, daß Ihre bisherigen bedeutenden Opfer, deren Wert ich um so dankbarer anerkenne, als sie mit so vieler Schonung gegen mich gebracht wurden, den eigentlichen Zweck nicht erreicht haben, und auch mich wird mancher bedauern, daß mir eine anderthalbjährige ziemlich mühselige Arbeit keine Frucht getragen. Auf der andern Seite jedoch werden Sie wohl mehr als ich in mancher Lage des Lebens erfahren haben, wie oft dasjenige, was äußerlich als ein hartes ungerechtes Schicksal erschien, in der Wahrheit und im tieferen Grunde die weise Leitung einer gütigen Vorsehung war. So darf ich nun auch aussprechen, was ich bisher nie gegen Sie geäußert habe, daß durch mein längeres Beharren in meinen bisherigen Verhältnissen und nun vollends durch ein entschiedenes Anketten an dieselben mein Inneres von Tag zu Tag mehr gelitten haben würde. Nicht als ob es mir unmöglich geworden wäre, mich mit Dingen zu beschäftigen, die mir von Natur fremd, ja niedrig sind, oder als ob es mich zu sehr geschmerzt hätte, die Entwickelung sonstiger Fähigkeiten, die Gott in mich gelegt, allzu sehr gehemmt zu sehen — ich glaubte beiderlei Übelstände seit geraumer Zeit so ziemlich überwunden zu haben und sehe wohl ein, daß man sich zunächst eine Existenz gründen muß und in gegenwärtiger Zeit am wenigsten seinen Liebhabereien leben kann; allein in denjenigen Geschäftsverhältnissen, worein ich hier immer tiefer verwickelt werden sollte, hätte ich, je mehr ich äußerlich vorgeschritten wäre, umsomehr an Seelenruhe und innerer Selbständigkeit verloren."

So wurde Uhland wieder „simpler Advokat". Er zeichnete sich längere Zeit nicht gerade durch Übereifer in seiner Thätigkeit aus und beschränkte sich auf die ihm von Amtswegen zugewiesenen Verteidigungen vermögensloser Verbrecher, einmal einer ganzen Bande von Falschmünzern. Die großen Zeitereignisse hatten außerdem seiner Lyrik neuen Stoff zugeführt hat, einen modernen Stoff, bei welchem er nicht mit seinen mittelalterlichen Rittern und Jungfräulein liebäugeln konnte. Im Jahre 1812 mußten die Württemberger mit der großen Armee Napoleons marschieren; der unglückliche Feldzug brachte Jammer in viele Familien des Landes. Harpprecht, ein Mitsänger

aus dem Tübinger Dichterkreise, starb, wie erwähnt, an seinen Wunden. General von Kerner, der Bruder des Dichters, war in kläglichem Aufzug zurückgekommen. Zum König berufen, in abgenützter Uniform, alle Mühsale und Entbehrungen des Krieges auf dem entstellten Antlitz, sprach er zu seinem Monarchen die historisch gewordenen Worte: „Eure Majestät haben keine Armee mehr; ich bin einer von denen, die am besten durchgekommen." Dann folgten die Befreiungskriege. Nun griff auch Uhland in die Saiten; doch in seinen patriotischen Liedern vermochte er mit Körner und Arndt nicht zu wetteifern und selbst Rückerts „Geharnischte Sonette" brachten eine tiefere Wirkung hervor. Warum aber hatte der schwäbische Sänger nicht Leier und Schwert gesellt, wie der sächsische? Man darf zweifeln, ob Uhland das Zeug zum Soldaten gehabt hätte, und er selbst hatte das Gefühl, daß er in der Linie nicht an seinem Platze sein würde. Doch wenn er auch an einer Stelle seiner Gedichte den Sängerorden gegen die Zumutung, daß er die Waffen tragen müsse, zu schützen sucht, so schien er doch von dem Gedanken bedrückt zu werden, daß er nicht mit für Vaterland und Freiheit kämpfte. Am letzten Tage des Jahres 1813 schrieb er an seine Eltern: „So wenig ich mich mutwilliger Weise aussetzen würde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß, wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während dieses Krieges eingerichtet werden sollte, wie solche bereits bei allen, von den größten bis in die kleinsten Staaten Deutschlands stattfindet und wogegen unser König allein sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen, der guten Sache zu leistenden Dienst auf keine Weise entziehen möchte und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde. Ich erinnere mich sogar noch wohl, daß die liebe Mutter selbst einst im Gefühl unsers bisherigen schmählichen Zustandes geäußert hat, daß sie, wenn es einmal auf unsere Befreiung ankäme, auch ihren Sohn nicht zurückhalten würde."

Wenn auch Napoleon ohne Uhlands Mithilfe nach Elba und dann nach St. Helena kam, so winkten dem Dichter dafür andere Lorbeeren in seiner Heimat. Im Jahre 1815 erschienen im Cottaschen Verlag seine Gedichte. Er hatte sie schon 1809 diesem Verlage angeboten, doch die Antwort erhalten, daß er sie wegen der Menge Unternehmungen und der Zeitumstände nicht annehmen könne. Einen ähnlichen Bescheid erhielt er von andern Verlegern; da las er von

vielen Engagements, von niederschlagenden Erfahrungen der letzten Messe und ähnliche Wendungen, die der brieflichen Umgangssprache der Verleger eigentümlich sind. So hatte er an Fouqué geschrieben: „Als ich vor einiger Zeit eine Sammlung meiner Lieder herausgeben wollte, fand ich keinen Verleger; dagegen fand ich in Journalen u. dgl. freundliche Aufnahme und schien so bestimmt zu sein, nicht als einzelne Stimme vorzutreten, sondern nur in den Chor deutschen Gesanges einzustimmen.“ Das war nun anders geworden, nachdem Cotta, wie es heißt, auf Zureden eines Herrn von Wangenheim, dem der Dichter später als politischer Gegner gegenüberstand, sich zur Übernahme des Verlags entschlossen hatte. Doch fand die erste Auflage nicht gleich den gewünschten Anklang, sie soll makuliert worden sein und wahrscheinlich auch die zweite. Es ging mit Uhlands Gedichten, wie mit Heines „Buch der Lieder“ welches auch jahrelang festlag, bis später eine Auflage nach der andern folgte. Solchen Erfolg hatten auch Uhlands Gedichte; sie erlebten noch bei Lebzeiten des Verfassers einige 40 Auflagen und sicherten den Wohlstand des so wenig produktiven Dichters. Denn diese Gedichte, zusammen mit den nur ein paar Jahre später erschienenen Dramen, geben uns mit wenigen späteren wertvollen Ergänzungen den ganzen Poeten, soweit er der Litteraturgeschichte angehört. Sein Leben umfaßte noch viele Jahrzehnte, doch da gehörte seine Thätigkeit der Wissenschaft und der Politik.

Als Lieder- und Balladendichter ist Uhland in seltener Weise volkstümlich geworden, er gehört zu den Zierden des deutschen Parnasses. Keine noch so oberflächliche oder einseitige Litteraturgeschichte kann an ihm vorübergehen. Die Lyriker der romantischen Schule sind außer Eichendorff mehr oder weniger der Vergessenheit anheimgefallen. Uhland behauptet seinen Ehrenplatz — und nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt. Und der Balladendichter hat noch mehr zu solchem bleibenden Ruhm beigetragen, als der Liederdichter. Das hat schon Goethe anerkannt (im Jahre 1813): „Wo ich große Wirkungen sehe, pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, und bei der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß also wohl etwas Vorzügliches an ihm sein. Übrigens habe ich über seine Gedichte kaum ein Urteil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein ich stieß von vornherein gleich auf so viele schwache und trübselige

Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich dann freilich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat." Wenn Goethe hier von schwachen und trübseligen Gedichten spricht, so hat er keinen glücklichen Griff gethan, sonst würde er auch den Liederdichter Uhland anerkannt haben. Es giebt zwar einige sehr schlichte, fliegende Blättchen in der Sammlung; doch wenn man sie nicht verflattern läßt, sondern an rechter Stelle einfügt, so erhalten sie von den übrigen ein willkommenes Licht. Die Gedichte Uhlands, wie die der ganzen schwäbischen Schule atmen ein warmes Naturgefühl, das durch die landschaftlichen Reize des Landes angeregt wurde, welche allerdings über das Freundliche und Liebliche hinaus nirgends sich zum großartig Schönen erhoben; doch dafür hatte ihre Idylle etwas Heimliches und Heimatliches. Wie reizend sind die Uhlandschen Wanderbildchen, eine Poesie von Aphorismen der Schilderung und der Empfindung, oft aufblühend in sinnvollen Lenzepigrammen z. B.:

Was zagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

Hat doch Uhlands Freund, Carl Mayer, sein hübsches Talent fast ganz in solchen lyrischen Kleinigkeiten verzettelt. Bei Uhland waren es nur gelegentliche Schnitzel, doch blieb er weit entfernt von einer so breiten, behäbigen Naturpoesie, wie sie nach englischen Mustern viele norddeutsche Poeten pflegten. Sein Vorbild war immer der Minnesang, der oft das Bild nur andeutete, welches Stimmung und Empfindung hervorgerufen hatte. So in dem anmutigen Frühlingslied:

Ich bin so hold den sanften Tagen.

Hierher gehört auch des Dichters „Abendgang", „Maientau", „Sonnenwende", die „Nacht". Es findet sich viel Sinniges und Inniges in diesen Gedichten. Es ist eine volkstümliche Lyrik, aber ohne die Rohheit Bürgers und seiner Nachahmer, ohne das Verzwickte und Verzwackte der Romantiker — eine Lyrik in kryſtallklarer Form. Und er ist selbst der Herold derselben, er singt von einer goldenen Frucht der deutschen Poesie; er singt von der fernen Kunst in jenem schwunghaften Programm der neuen Liederpoesie:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!

einem Gedicht, in welchem allerdings als neu gefeiert wird, was schon seit allen Zeiten echter Poesie eigen war:

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

So sehr man sich über die Kriegserklärung gegen die Geheimniskrämerei und die Sucht nach dem Wunderbaren, die geheimen Kunden der romantischen Schule erfreuen mochte, so hatte doch die Begeisterung für den deutschen Dichterwald, in welchem es von allen Zweigen schallt, auch etwas Bedenkliches; denn es klang fast wie eine Verherrlichung des allgemeinen Singsangs, zu welchem es in Deutschland keiner Ermutigung bedarf; es singen diejenigen, denen Gesang gegeben, aber auch die, denen er nicht gegeben ist — und die letzteren oft lieber, oft aufdringlicher als die ersten.

Am besten gelangen Uhland lyrische Situationsbilder wie „Des Knaben Berglied", „Des Schäfers Sonntagslied", „Der König auf dem Turme", ein rasch hingezaubertes anschauliches Bild und dann eine stimmungsvolle Beseelung. Einige dieser Stimmungsbilder, wie viele von Uhlands Liedern überhaupt, haben sich nicht bloß in den Salons, sondern auch in den Gesangvereinen eingebürgert. Dazu trugen besonders die vierstimmigen Kompositionen von Konradin Kreutzer bei, der Uhland vor allen andern Dichtern bevorzugte; aber auch Mendelssohn, Schumann haben Uhlandsche Lieder komponiert.

Die Balladen des Dichters, in denen Goethe wohl mit Recht den eigentlichen Schwerpunkt seines Schaffens erkannte, sind ebenfalls vielfach komponiert worden; aber auch ohne musikalische Begleitung haben sie sich in Schule und Salon eingebürgert und gehören zu den Schätzen unserer Litteratur, deren Wert ein unbestrittener ist. Es sind einige glänzende Treffer, mit denen der Name Uhland für immer verknüpft ist — wiederum ein Beweis dafür, daß es nicht auf die Masse der dichterischen Leistungen ankommt, um eines Dichters Ruf für immer festzustellen, sondern daß ein paar poetische Kleinodien

dazu genügen. In seinen Balladen hat der Dichter indes verschiedene Töne angeschlagen; auch der vollere Klang der Schillerschen Muse war ihm nicht versagt. Gerade in seiner gelungensten Ballade „Des Sängers Fluch" werden wir an den großen schwäbischen Landsmann erinnert, der merkwürdigerweise auf die Entwickelung des jungen Dichters von geringem Einfluß war, während Uhland in hohem Alter in seiner Festrede beim Stuttgarter Schillerfest 1859 Schillers ganze Poesie „eine große weithallende Glocke" nannte. Wenn der Biograph und warme Verehrer Uhlands, Friedrich Notter, erklärt, daß ihn dies Gedicht bis in die neueste Zeit minder angesprochen, ja in mancher Hinsicht geradezu zurückgestoßen habe, so setzt er sich damit in Widerspruch mit der allgemeinen Meinung, für welche „Des Sängers Fluch" die Perle von Uhlands Gedichten ist und bleibt. Und auch die angesehensten Kritiker haben sich in solcher Weise ausgesprochen. Noch mehr muß es befremden, daß Notter die Ballade erst genießbar findet, seitdem er nach des Dichters Tod durch einen Freund desselben erfahren, daß nach den Intentionen desselben Napoleon der Schreckensfürst sein, der junge Sänger die von jenem unterdrückte Freiheit, der alte Sänger das deutsche Volk bedeuten sollte. Durch diese in vieler Hinsicht schiefe und schielende Allegorie könnte uns wohl der Geschmack an der Ballade verleidet werden, diesem machtvollsten und ergreifendsten Gedichte Uhlands.

Hören wir hier an einigen Stellen die volltönende Rhetorik Schillers heraus, das os magna sonaturum, das sonst nicht in Uhlands Art und Weise liegt, so wiegt in dem Balladencyklus „Graf Eberhard der Rauschebart" die behagliche epische Schilderung vor, die im Nibelungenvers sich breit ergeht: die Gemälde der Schlachten von Reutlingen und Döffingen gehen über das Lyrisch-Epische hinaus; hier hat das Epos abgefärbt, wie in „des Sängers Fluch" das Drama. Das sind zwei ganz verschiedene Tonarten und eine dritte schlägt Uhland in den Nachdichtungen des spanischen Romanzeros an, welche meist in sehr wohllautenden Trochäen abgefaßt sind. Von dem Cyklus „Sängerliebe" ist Durand ein gut empfundenes Gedicht, bei welchem man an Romeo und Julie denken mag; der „Kastellan von Coucy" ist mehr im Chronikenstil gehalten, der grelle Stoff, der an die alte Fabel der Atriden erinnert, vertrug nur markante Grundstriche, um nicht abstoßend zu wirken.

„Dante“ erschöpft die Überlieferungen eines ganzen Lebens in einigen stimmungsvollen Strophen. „Klein Roland“, „Roland Schildträger“, „Taillefer“, Stoffe, welche der Dichter seinen Bibliothekstudien altfranzösischer Dichtung verdankte, sind dagegen nicht mit spanischer Lyrik versetzt, sondern frisch und frei gedichtet, mit einer humoristischen Naivetät, zum Teil auch mit einem epischen Behagen, welches aber bisweilen in epigrammatischer Kürze austönt.

Solcher sich zum Epigramm zuspitzenden Naivetät verdanken einige kurze Balladen Uhlands ihre große Volkstümlichkeit; in ihrer Kürze aber klingen sie bisweilen an die schottische Ballade an, so daß sie abermals eine neue Tonart des Dichters bezeichnen, welche, indem er sich an die verschiedenartigste Volkspoesie anschmiegte, immerhin in den Bahnen der romantischen Schule wandelte. Hat er doch auch der italienischen Sonettenform gehuldigt, ohne darin Platens Meisterschaft zu erreichen. Zu diesen liederartigen Balladen gehört „Das Schloß am Meere“, „Der Wirtin Töchterlein“, ein in edlerem Ton umgedichtetes Volkslied, „Graf Eberhards Weißdorn“, „Der weiße Hirsch“, „Graf Eberstein“ mit der kecken Schlußpointe, „Schwäbische Kunde“, eine lustige Geschichte, die ebenfalls epigrammatisch mit einem Wortwitz abschließt. Diese kurzatmigen Balladen sind ebenso viele Treffer. Daß es sonst nicht an Nieten fehlt, ist selbstverständlich, ebenso, daß die von uns vorgenommene Gruppierung keine erschöpfende ist, und daß noch manche Balladen nebenherlaufen, die sich in keine dieser Gruppen einfügen. So ist „die Bidassoabrücke“ eine politische Ballade, und die Wahl eines neuzeitlichen Stoffes war ein sehr empfehlenswerter Vorgang, dem noch häufigere Nachfolge zu wünschen wäre. „Der Waller“ enthält einige der schönsten Strophen, die Uhland gedichtet, aber der legendarische Stoff hat kaum allgemeinmenschliche Bedeutung. Der Minnesängerpoesie gehört „Bertran de Born“ an; aber frei von allen verzierten Schnörkeln mittelalterlicher Dichtweise, wie sie auch Uhland in manchen Gedichten, z. B. Jungfrau Sieglinde, nicht ganz vermied, ist es eine Ballade von kryſtallklarer Schönheit und zeigt als eine der spätesten von Uhland die sichere Meisterschaft des gereiftesten Poeten.

Der weltfremden Romantik, die in erregter großer Zeit abseits stand, hat Uhland nie gehuldigt: er schloß sich den patriotischen Sängern der Befreiungskriege an und war ein Vorgänger der politischen Lyrik, die aus den württembergischen Parteikämpfen poetische

Nahrung zog. Für die patriotische Dichtung begeistert er sich, so daß ihr gegenüber ihm andere Stoffe nichtig erschienen:

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei
Von alten frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai!
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf „Für's Vaterland!"

Er singt von wundervollen ernsten Tagen, wo über des Kindes Wiege des heiligen Krieges Donner rollen. Dem neuerstandenen deutschen Vaterlande ist all sein Sinnen zugewendet:

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier.
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Ein echtes Kampfeslied ist „Vorwärts", es erinnert in seiner volkstümlichen Haltung an die Rückertschen Gedichte; nicht an die geharnischten Sonette, welche allerdings bei weitem wuchtiger sind, als Uhlands patriotische Lieder, sondern an die andern freizügigen, bisweilen sich in Spottlieder auf die Franzosen umwandelnden Ergüsse des befreundeten Poeten.

Als politischer Lyriker hat Uhland nicht den Schwung und die Begeisterung Georg Herweghs, eines Standes- und Landesgenossen, wenngleich einige Gedichte Uhlands einen männlichen und markigen Ton anschlagen. Bisweilen glaubt man zwar den prophetischen Weckruf der Jugend zu hören:

Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen steigt herauf.
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf.

Doch im Grunde war der Dichter nicht der Zukunft zugewendet; was er verficht, war das alte gute Recht, und ein treues, zähes Festhalten an demselben war seine Losung. Er war konservativer als die Regierung und gehörte deshalb zur Opposition. König Friedrich hatte 1805 die auf Vertrag beruhende ständische Verfassung Altwürttembergs als

eine nicht mehr in die Zeit passende Einrichtung aufgehoben. Auf dem Wiener Kongreß 1814 war von einer Wiederherstellung der landständischen Verfassungen die Rede. Bayern und Württemberg protestierten. König Friedrich erklärte, daß er seinem Lande eine ständische Verfassung und angemessene Repräsentation geben wolle und eröffnete 1815 den neuen Landtag in Person; er beschwor die vorgelesene Verfassungsurkunde. Nachdem er den Saal verlassen, erhoben sich die Volksabgeordneten, der Adel und die Geistlichkeit und faßten den einmütigen Beschluß, jene Urkunde nicht als Grundgesetz anzuerkennen, sondern eine Unterhandlung auf Grundlage der alten Verfassung zu verlangen, die auch widerrechtlich unterdrückt sei und gesetzlich noch fortbestehe; was an ihr zu ändern sein möchte, darüber solle beraten werden. Die Stände wurden vertagt. In jene Zeit fallen die ersten vaterländischen Gedichte Uhlands, die sich auf den württembergischen Verfassungskonflikt beziehen. Uhland tritt für das alte gute Recht ein, und einem begeisterten Lobe des Württemberger Landes ügt er den Schlußvers hinzu:

Du Land des Korns und Weines,
Du segensreich Geschlecht,
Was fehlt dir? All und Eines:
Das alte, gute Recht!

Er selbst nennt sich „des Alten treuer Knecht", weil es ein gutes ist; die Volksvertreter mahnt er:

Haltet fester nur am Echten,
Alterprobten, einfach Rechten!

Wenn diese Gedichte hier und dort unleugbar in die publizistische Prosa verfallen, so hat das Gedicht vom 18. Oktober 1816:

Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held

hohen Schwung, und die hier angeschlagene Tonart hat später offenbar in den Gedichten des Schwaben Herwegh ein Echo gefunden, wie überhaupt in der politischen Lyrik der vierziger Jahre. Als der neue König Wilhelm am 30. Oktober 1816 den württembergischen Thron bestieg, begrüßte ihn Uhland mit einem hoffnungsvollen schwunghaften Gedicht: „Das Herz für unser Volk"; als aber auch er

nicht einlenkte in die Bahnen des alten guten Rechts, sondern eine neue Verfassung oktroyierte, so hob er noch einmal in dem Gedicht: „Nachruf" das Recht und den Vertrag hervor; nicht wie ein Gnadengeschenk wolle er die Verfassung vom Throne erhalten.

Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann.

Die Hartnäckigkeit, mit welcher sich Uhland auf den Boden des alten Vertrags stellte, die Begeisterung dafür, der wir einige schöne Gedichte verdanken, kann doch darüber nicht täuschen, daß die Sache, für welche der Dichter eintrat, einer unbefangenen Kritik nicht stand hält und daß eine Politik des Gemütes der Entwicklung des Staatswesens nicht förderlich sein kann. Die neue Verfassung bezeichnete einen entschiedenen Fortschritt im Sinne vernünftiger Freiheit, gegen welche die alte Verfassung, wie der schwäbische Philosoph Hegel in seiner Kritik über „Verhandlungen der Württembergischen Landstände" scharf und schlagend auseinandergesetzt hat, in vielen Bestimmungen verstößt. Auch wenn Uhland dem Berater der Krone, Wangenheim, den Vorwurf macht, er habe „für unser Volk kein Herz", weil er ein Ausländer war und von Koburg herübergekommen, so erkennt er doch ein besonderes Volk innerhalb der württembergischen Grenzpfähle an, und das klingt partikularistisch genug. Uhland geriet übrigens bei diesem unerschütterlichen Festhalten am Hergebrachten in Widerstreit mit seinen Freunden. Sein poetisches Gespräch mit Rückert beweist, daß der Dichter der geharnischten Sonette eine andere, in Wahrheit freiere Ansicht vertrat. Auch Justinus Kerner, sonst Uhlands treuer Genosse, stand auf dem entgegengesetzten Standpunkte und hatte sogar eine Kundgebung zu Gunsten der württembergischen Verfassung mit veranlaßt. Doch das störte im übrigen nicht das gute Einvernehmen der beiden, und Justinus Kerner, der nichts weniger war als ein eingefleischter Politiker, sondern mit seiner beweglichen Natur die Politik nur streifte, erklärte in einem Gedicht an Uhland, daß sie nicht über Rechte rechten wollten.

War Uhlands vaterländische Lyrik eine Verherrlichung der deutschen Treue, so hat er auch als Dramatiker sie in den Mittelpunkt seines Dramas „Ernst von Schwaben" gestellt. Wir haben früher

gesehen, wie er in seiner Jugend die verschiedensten Stoffe aufgriff, entwarf, einzelne Scenen ausführte, wie er aber nicht die Ausdauer hatte zur Ausarbeitung und Vollendung. „Ernst von Schwaben" war das erste Drama, welches er zu Ende führte (1818). Die Zeiten hatten sich inzwischen geändert; 1819 war die neue Verfassungsurkunde einstimmig angenommen worden, es bestand also ein neuer Vertrag; und als „Ernst von Schwaben" am 18. Oktober 1819 zur Feier der württembergischen Verfassung am Stuttgarter Hoftheater gegeben wurde, da konnte Uhland im Prolog, den er zu dieser Vorstellung dichtete, dem „hochgefürsteten Fürsten", den er früher wegen seines Gnadengeschenkes poetisch heruntergekanzelt hatte, ein Loblied singen:

Ja, mitten in der wildverworrnen Zeit
Erfleht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's gesehen, Zeugen seid ihr alle;
In ihre Tafeln grab' es die Geschichte!
Heil diesem König, diesem Volke Heil!

Uhland hatte in seinem Drama einen Stoff gewählt, den auch ein Volksbuch, „Ernst von Schwaben", nacherzählte, obgleich die Geschichte ihm mehr Anhaltspunkte bot, als das Volksbuch, das sich zum Teil in märchenhafte Überlieferungen aus dem Orient zersplittert. Herzog Ernst, der Stiefsohn des Kaisers Konrad, ein Sohn seiner Gemahlin Gisela aus einer vorausgehenden Ehe, lehnt sich gegen den Kaiser auf, indem er seine Anwartschaft auf Burgund geltend macht; er wird gefangen genommen. Seine Mutter Gisela, die Kaiserin, gelobt dem Kaiser feierlich, bei einer abermaligen Empörung nicht mehr für den Sohn zu bitten. Ernst erhält seine Freiheit wieder, bereut, was er gethan, und redet den Brüdern zu, nicht seinem Beispiel zu folgen. Doch schon bei dem Krönungszuge droht eine bedenkliche Wendung. Werner von Kiburg, der Busenfreund von Ernst, hat sich gegen den Kaiser erhoben, dessen Herrschsucht den Trotz der Kinder herausfordert. Die Acht ist über ihn verhängt, und Ernst soll dem Kaiser schwören, daß er seinen getreuen Werner als Geächteten verfolge: das ist der Konflikt, der den Inhalt des Stückes bildet. Ernst weigert sich, verfällt selbst dem Zorn des Kaisers, muß als ein flüchtiger Bettler umherirren, von den Freunden und Ver-

wandten verlassen, während seine Geliebte Edelgard in tiefem Schmerz um ihn trauert. Da findet er seinen Werner wieder und alles Leid ist vergessen. Beide streiten sich großmütig, wer von ihnen das größere Opfer bringe; Werner kniet huldigend vor seinem Herzog nieder.

O wahrlich, nie in deinem Fürstenglanz
Erschienst du mir so herrlich, so erlaucht,
So würdig jeder tiefsten Huldigung,
Als wie du jetzt in freierkorner Schmach
In deiner Selbstverbannung vor mir stehst.

Das ist die Herrlichkeit opfermutiger Freundestreue. Beide kämpfen zusammen, beide fallen zusammen.

Doch noch ein anderer Konflikt, der mehr ins Innere verlegt ist, giebt einzelnen Scenen des Stückes einen dramatischen Zug. Gisela, die Mutter, sieht den geliebten Sohn ins Unglück stürzen und darf, durch ihr Gelöbnis gebunden, nichts thun, um ihn zu retten. Gisela, die Gattin, aber wird von dem Manne, der ihren früheren Gemahl getötet, Adalbert, zur Rede gestellt über ihre zweite Ehe, da sie den letzten Willen des Sterbenden durch ihre Wiedervermählung mißachtet habe; er verlangt von ihr, daß sie dieser Ehe entsage. Sie weist ihn zurück und hebt ihr gesegnetes Wirken hervor; sie zeigt ihm den Weg, auf dem er selbst seine Blutschuld sühnen könne, indem er dem Sohne des Getöteten Hilfe und Rettung bringe. Der Aufbau des Dramas ist von künstlerischer Gliederung; die edle Gesinnung des wackern Dichters giebt einzelnen Scenen desselben eine Wärme und Weihe, die aufs wohlthuendste berührt. Und dennoch fehlt dem Ganzen der große dramatische Zug und Schwung; oft sind an der Stelle, wo die Handlung am meisten fortdrängt, in langen selbstgenügsamen Erzählungen epische Hemmungen angebracht, und die Charakterzeichnung, obschon sie an sich wirksame Kontraste aufweist, ist doch, man möchte sagen zu sehr auf Goldgrund ausgeführt; es fehlt das Dämonische starker Leidenschaft und ihr hinreißendes Feuer. Dagegen finden sich manche rührende und erhebende Scenen.

Das zweite Drama aus deutscher Geschichte, „Ludwig der Bayer“ (1819), ist nicht wie „Ernst von Schwaben“ aus des Dichters freier Initiative hervorgegangen, sondern infolge eines Preisausschreibens der Münchener Hoftheaterintendanz, das einen Stoff aus der bayerischen

Geschichte verlangte, entstanden. Auffallend ist die Verschiedenheit der Darstellungsweise in den beiden Stücken. „Ernst von Schwaben" ist abgeschlossener, wir möchten sagen stilvoller, freier von allem Episodischen und hat mehr den ernsten festen Gang einer zum tragischen Abschluß fortschreitenden Tragödie; „Ludwig der Bayer" nähert sich mehr der Historie, ist durch Volksscenen und Genrebilder unterbrochen, hat nicht solche Schärfe des Konflikts und einen versöhnlichen Ausgang. Auch dies Stück ist eine Verherrlichung der deutschen Treue; nur zieht sich die Handlung sehr lange hin, und zwar durch eine Reihe äußerer Kämpfe und mehr epischer Vorgänge, ehe wir zu den Scenen gelangen, in denen die grundlegende Bedeutung des Stückes nachdrücklich hervorgehoben wird, was nicht früher geschieht, als in der ersten Hälfte des dritten Aktes. Das Drama behandelt den Konflikt zwischen Ludwig dem Bayern, dem deutschen Kaiser, und seinem Jugendfreunde Friedrich von Österreich, der von jenem in der Schlacht besiegt und gefangen genommen wird. Nachdem er aber wieder von Ludwig freigegeben, versuchen vergebens sein Bruder Leopold, die am meisten energische Person des Stückes, seine Gattin Isabella, die sich im Schmerz über des Gatten Schicksal blind geweint hat, der päpstliche Legat, der ihm mit dem Kirchenbanne droht, Friedrich in seiner Treue gegenüber Ludwig und in seinem Verzicht auf die Krone wankend zu machen. In dieser Scene liegt dramatische Kraft; der versöhnliche Schluß bleibt indes von Theatereffekt nicht frei. Die Inscenierung der Entscheidungsschlacht vorher ist zu weitschweifig. Der Charakter des alten Schweppermann hat ansprechende, der Anekdote entlehnte Züge; die Münchener Bürger Thomas und Steffen sind gute Genrefiguren. Dagegen ist der Schüler der Magie, Albert, eine überflüssige Figur und seine Befreiungsversuche haben etwas romantisch Abenteuerliches. Jedenfalls ist „Ernst von Schwaben" mehr aus einem Guß als „Ludwig der Bayer".

Die Zeit, in welcher Uhland diese beiden Dramen schuf, war auch sonst wieder reich an Skizzen und Entwürfen, so daß hier eine abermalige Hinwendung zur dramatischen Produktion nicht zu verkennen ist; doch abgesehen von jenen Dramen hat dieser neuerwachte Schaffensdrang keine reifen Früchte gezeitigt; er blieb immer ein erfolgloses Umhertasten, und mit dem Jahre 1820 erlosch er gänzlich. Freilich mit der Lyrik verhielt es sich nicht viel anders. Man muß es immer wieder hervorheben: die Geschichte der deutschen Dichtung

kennt nur den jungen Uhland; was er später schuf, ist mit Ausnahme von zwei bis drei Balladen kaum erwähnenswert, ganz im Gegensatz zu seinem Sangesgenossen Rückert, der Blütensträuße und Fruchtscheuern seiner reifen Weisheit in fast unerschöpflicher Fülle darbot.

Mit Vorliebe suchte Uhland nach Stoffen im Bereiche der deutschen Geschichte; auch „Konradin", ein Lieblingsthema der deutschen Dramatiker, die mit dem unglücklichen letzten Hohenstaufen aber auch auf der Bühne kein Glück hatten, beschäftigte ihn längere Zeit. Das erhaltene Fragment, welches mit der Landung Konradins an der Küste Apuliens beginnt und den huldigenden Empfang seiner Anhänger darstellt, hat einen edeln, warmen Grundton; die Rede des Truchseß, der den jungen deutschen Fürstensohn vor der Heimtücke des italienischen Landes warnt, hat mehr Wert und Schwung als vieles in Uhlands gerühmten Dramen:

Sohn meiner Fürsten! dieses welsche Land,
Das dich mit seinem falschen Schimmer blendet,
Was ist es, als ein übertünchtes Grab?
Leg' dich in diese Blumen und es wird
Die gift'ge Viper dir die Ferse stechen.
Entschlummre sanft in lauer Nacht beim Klange
Verbuhlter Lauten, und der Wand entkreucht
Der Skorpion, die tückische Tarantel.
Der Sonne Glutstrahl brütet Seuchen aus
Und schlägt den Leib mit Aussatz und Geschwür.
Der Boden selbst, auf dem du fußen willst,
Ist trügerisch; da drunten gärt die Hölle,
Der Abgrund reißt sich auf und speiet Flammen;
Die Erde bebt, und über deinem Haupte
Bricht das Gewölb zusammen, stürzt der Turm.
An jeder Ecke lauert Meuchelmord.
Der Weiber brennend Auge zehrt das Mark
Der Helden auf; der Freundesbecher ist
Vergiftet, und die Hostie selbst ist Gift.

Das erinnert an Shakespeare. Vielleicht hatte Uhland doch das Zeug zum Dramatiker. Über den Fortgang der Handlung in „Konradin" liegt keine Skizze vor. Dagegen ist ein vollständiger Entwurf des Trauerspiels „Otto von Wittelsbach" vorhanden. Das Stück beginnt damit, daß der Pfalzgraf im Jähzorn einen großen

Vasallen tötet, der dem Aufgebot des Lehnsherrn nicht Folge leisten will. König Philipp, der ihm seine Tochter Kunigunde zur Frau geben wollte, sagt sich von ihm los, und als der Wittelsbacher nach Polen gehen will, giebt ihm Philipp einen Brief an den Polenherzog mit. Mißtrauisch erbricht ihn Otto und liest darin eine Erwähnung des Mordes und Warnung vor Ottos heftigem, hochfahrendem Charakter. Daß ihm der Makel des Mordes überallhin folgen soll, bringt ihn außer sich.

Den Dienstmann töten, ist nicht Mords genug;
Der ist ein Mörder, der den Kaiser schlug.

Und so greift er zum Schwert und tötet den König. Im letzten Akt irrt er einsam umher, kämpft mit dem ihn verfolgenden Marschall und fällt durch die Hand Ulrichs, der seinen Vetter, den erschlagenen Lehnsmann, rächt. Zu seiner Seelenmalerei, welche durch die Blutthaten und Blutgerichte ausgeschlossen erscheint, gab dem Dichter die Gestalt der Königstochter Kunigunde, die den verfehmten Mörder in der Stille liebt, willkommenen Anlaß. Auch mit einem andern Königsmörder, mit „Johannes Parricida", einem „trüben Stoff", beschäftigte sich Uhland eine Zeitlang. Von Interesse ist es, daß er auch daran dachte, die Nibelungen zu dramatisieren und zwar wie Hebbel in zwei fünfaktigen Stücken: „Siegfrieds Tod" und „Chriemhildens Rache". Er wollte sich im ganzen an das alte Nibelungenepos halten; irgend eine neue Wendung findet sich nicht in dem Entwurf. „Karl der Große in Jerusalem" sollte nach der vorliegenden Skizze in altertümlich-treuherzigem Chronikenstil gehalten sein und ebenso „Die Weiber von Weinsberg". Das erhaltene Bruchstück hat einige ganz launige und komische Stellen. Weiter im Entwurf ausgearbeitet und in einzelnen Scenen ist das Drama „Bernardo del Carpio". Der Held ist ein Held spanischer Romanzen und er kommt in drei Stücken von Lope de Vega vor, die indes Uhland nicht kannte. Bernardo ist ein Sohn, der nicht weiß, ob sein Vater lebt, ob und wie er gestorben ist, und ritterlich und heldenhaft seinem Könige dient, obschon dieser der Tyrann ist, der den Vater seit langen Jahren in schwerer Kerkerhaft festhält. Ob Uhland das Sensationsmotiv des Stoffes, wie der Sohn vom Könige an die Leiche des Vaters geführt wird, mit gewaltiger Wirkung herausgearbeitet haben würde, erscheint uns nach dem Fragment fraglich.

Mit dem Jahre 1820 wird auch das dramaturgische Atelier geschlossen, kein neuer Dramenentwurf ist aus den 42 folgenden Jahren erhalten. Um 1830 erschien noch einmal eine Zahl seiner lyrischen Gedichte im Morgenblatt; nachher schwieg beinahe gänzlich sein liederreicher Mund; doch nicht er ließ die Muse in Ruhe, sondern wie er selbst sagt, „die Muse ihn". Von jetzt ab tritt Uhland nur noch als Politiker und Gelehrter auf; doch trug der in früheren Jahren erworbene Dichterruhm dazu bei, ihm diese doppelte Arena zu eröffnen. Als König Wilhelm I. nach den Karlsbader Beschlüssen, in denen er eine drohende Vergewaltigung der kleineren deutschen Staaten durch die beiden deutschen Großmächte sah, im Jahre 1819 seinem Volke eine neue freisinnige Verfassung angeboten, da wurde sie von der konstituierenden Ständeversammlung, der auch Uhland angehörte, acceptiert; der Dichter war indes entschieden für das Einkammersystem und sprach sich gegen eine Adelskammer aus, gegen die er sich schon früher in einem Flugblatt erklärt hatte. Doch das Zweikammersystem drang durch. Als nach Annahme der Verfassung der Landtag eröffnet wurde (1820), trat Uhland, von der Stadt Tübingen zum Abgeordneten gewählt, in die zweite Kammer ein, wo er fast ein Jahrzehnt hindurch ein Vorkämpfer für die Volksrechte war, während er sich später den von Preußen ausgehenden noch schüchternen Einheitsbestrebungen, dem in Aussicht genommenen Zollverein, mit seinen Gesinnungsgenossen widersetzte. Wie gewissenhaft er als Volksvertreter war, mag die Thatsache beweisen, daß (1820) die Stunde seiner Trauung mit Emilie Vischer aus Kalw, die ihm ein dauerndes Lebensglück begründen sollte, hinausgeschoben werden mußte, weil Uhland bei einer wichtigen Abstimmung in der Kammer nicht fehlen wollte. Seine junge Gattin war die Tochter erster Ehe der allgemein geschätzten Emilie Pistorius, zu deren Erinnerung Rückert 1816 seine elf Sonette: „Rosen auf das Grab einer edeln Frau" gedichtet hat. Uhlands landständische Thätigkeit begann mit dem Antrag auf Neueinsetzung von Kommissionen zur Prüfung der seit 1817 ergangenen Organisationsdekrete. Es wurde eine solche gewählt, in welcher Uhland als Mitglied über das die Rechtspflege betreffende Edikt einen sachkundigen Bericht erstattete. Dann trat er für den berühmten Nationalökonomen Friedrich List ein, der wegen einer Petition an die Volkskammer in Anklagestand versetzt worden war. Anträge Uhlands für die Unabsetzbarkeit der

Richter, für die Revision der Zünfte- und Handwerksangelegenheiten fanden allgemeine Zustimmung, weniger sein Eintreten für ein freisinniges Strafgesetzbuch, für Öffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens und sein kühner Vorschlag, bei dem Etat des Kriegsdepartements jährlich außer dem, was die Kammer beschlossen hatte abzuziehen, noch einen Abzug von 50000 Gulden zu machen. Im Jahre 1826 lehnte Uhland nach Abschluß der ersten Wahlperiode eine Wiederwahl ab und erst 1832 ließ er sich von der Hauptstadt Stuttgart wieder wählen. Inzwischen war ihm, auf Grund seiner Schrift über Walther von der Vogelweide, vom Tübinger Senat 1827 der Lehrstuhl für deutsche Litteratur angeboten und nach einigem Zaudern seitens der Regierung, welcher der oppositionelle Abgeordnete mißliebig war, 1829 zuerteilt worden — eine außerordentliche Professur, doch mit vollem Gehalt. Die Kammer, in welcher Uhland wieder Wortführer der Opposition war, wurde schon im März 1832 aufgelöst, und die neue Kammer auf den 20. Mai einberufen. Wieder wurde Uhland in Stuttgart gewählt, doch diesmal machte die Regierung, da es sich um einen Staatsbeamten handelte, Schwierigkeiten; sie erteilte ihm den Urlaub nicht, weil er in seinem Amte unentbehrlich sei. Da forderte Uhland seine Entlassung, er zog die Tribüne dem Katheder vor. In der Kammer setzte Uhland seinen Kampf gegen das Militärbudget fort sprach begeistert zu Gunsten der Preßfreiheit und ergriff auch das Wort in allen andern wichtigen Fragen der Tagesordnung. Wenn man geneigt sein sollte, jene politischen Kämpfe in den konstitutionellen süddeutschen Staaten für einen Sturm im Glase Wasser zu erklären, so fällt dagegen das gewichtige Wort Freytags in die Wagschale: „Der Süden Deutschlands übte in den dreißiger Jahren einen heilsamen Einfluß auf den Norden aus. Lange hatten die Länder des deutschen Reiches, mehr empfangend als abgebend, still vor sich hingelebt, jetzt trat ihr Wesen ergänzend und fortbildend in den Vordergrund. Die Verfassungskämpfer ihrer kleinen Staaten schickten eine Anzahl politischer Führer, warme Patrioten, kräftige, warmherzige Männer, zuweilen mit begrenztem Gesichtskreis, aber eifrig, unermüdlich, frisch und hoffnungsreich. Die schwäbischen Dichter waren die ersten Künstlerseelen der Deutschen, welche durch Teilnahme an der Politik ihrer Heimat gekräftigt wurden.“ In diesem Licht erscheint Uhlands politische Thätigkeit in

der württembergischen Kammer keineswegs als eine müßige rhetorische Übung. Bei der Neuwahl 1838 verzichtete Uhland auf einen Sitz in der Kammer. Der Abgeordnete wurde gefeiert wie der Dichter. Doch von jetzt ab lebte er nur seinen Studien, seinen Freunden, und konnte sich auf zahlreichen Reisen nach Österreich und in den Norden der Anerkennung freuen, die ihm überall entgegengebracht wurde. Noch einmal rief ihn das Bewegungsjahr 1848 in die politische Arena. Schon 1846 hatte Uhland bei einer Versammlung von Germanisten in Frankfurt im Kaisersaal des Römers einen Trinkspruch ausgebracht, worin er sagte, es werde bald wieder vom Deutschen Reich und Reichstag die Rede sein, es sei ihm, als würden diese Kaiserbilder binnen kurzem aus ihren Rahmen heraus ins wirkliche Leben treten. Diese Prophezeiung sollte sich rasch erfüllen. Der März 1848 hatte den Württembergern ein neues Ministerium gebracht, in welchem meistens Uhlands Gesinnungsgenossen die Portefeuilles in Händen hatten. Diese ernannten ihn zum Vertrauensmann beim Bundestage, zu einem der Siebzehn, welche nach Bundesbeschluß dem Bund zur Vorberatung einer Verfassungsreform beigegeben waren. Doch die Ansichten dieser 17 Männer gingen weit auseinander und die Nationalversammlung erkannte ihre Vollmachten nicht an. Der Bezirk Tübingen-Rottenburg wählte Uhland zum Mitglied der Nationalversammlung; er nahm in der Paulskirche seinen Platz auf der äußersten Linken des linken Centrums. Bei der Abstimmung über den Reichsverweser stimmte Uhland nicht für den Erzherzog Johann, obschon seine Sympathien stets sich Österreich zuneigten sondern für einen Nichtfürsten, den Präsidenten von Gagern, zu dessen Partei er gar nicht gehörte; doch er hoffte so die Macht der Nationalversammlung zu stärken. Gegen das preußische Erbkaisertum, wie gegen den Ausschluß der deutschösterreichischen Provinzen trat er entschieden auf und schloß seine Rede im Januar 1849 mit den oft citierten Worten: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oles gesalbt ist.“ Bei der Kaiserwahl am 18. März erklärte er: „ich wähle nicht“, und am 17. April stimmte er gegen die ganze Reichsverfassung. In einer Ansprache an das deutsche Volk, welche Uhland im Auftrage der Dreißiger verfaßt hatte, erklärte er, trotz des Massenaustrittes dürfe man die Nationalversammlung nicht erlöschen lassen; es handle sich nicht darum, einer ausharrenden

Partei den Sieg zu erringen, sondern darum, daß nicht das letzte Band der deutschen Volkseinheit reiße. Und so folgte er dem Rest der Versammlung, dem Rumpfparlament, nach Stuttgart, obschon er die Befürchtung aussprach, das Parlament werde sich hier in einen, die süddeutsche Bewegung nicht leitenden, sondern von ihr beherrschten und bewältigten Winkelkonvent verwandeln. Die württembergische Regierung war in peinlicher Verlegenheit gegenüber diesem kläglich zusammengeschmolzenen Parlament, das eine Sprache führte, als wenn ihm 200000 Bajonette zu Gebote ständen. So erklärte der Minister Römer und bewies alsbald, daß die Bajonette auf seiner Seite standen. Als die Abgeordneten sich durch die Lange Straße nach ihrem Sitzungssaal im Reithause begeben wollten, wurden sie von Infanterie und Reiterei auseinandergesprengt, allerdings ohne Anwendung von Gewalt; nur die Pferde der Reiter drängten die Abgeordneten beiseite — und so war der schwäbische Dichter unter den letzten, welche das Stümpfchen Licht, das ihnen von der Volkssouveränität übrig geblieben, in Händen hielten, bis es von den Machthabern ausgeblasen wurde.

Die Professur Uhlands in Tübingen hatte keine größere Bedeutung gewonnen, als diejenige Schillers in Jena, aber für das Fach, das er dort bekleiden sollte, hatten die gelehrten Forschungen, die er zeitlebens betrieb, und seine wissenschaftlichen Darstellungen um so größeren Wert, als sie die Teilnahme weiter Leserkreise für die altdeutsche Dichtung eroberten. Diese Bedeutung darf man nicht mit dem heutigen Maßstabe messen. Damals hatten die Romantiker jenes Interesse erst geweckt; es war noch eine junge Wissenschaft, die sich jenes Stoffes bemächtigte, der heutzutage zum großen Teil durch Unterricht und künstlerische Schöpfungen jeder Art Gemeingut aller Kreise geworden ist. Natürlich ist jene Wissenschaft seitdem wesentlich vorgeschritten und manches Frühere, was sich in Uhlands Schriften findet, erscheint nicht mehr stichhaltig, sondern veraltet. Das hebt aber die Verdienste desselben nicht auf. Es heißt:

Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn

und die Eigenart alter Poeten, ihr Empfinden, ihre Schönheit zu würdigen, ist der Dichter mehr berufen als jeder andere nachempfindende Forscher. Das gilt schon von Uhlands erster im Jahre 1822

erschienenen Monographie über „Walther von der Vogelweide". Der berühmte Germanist Pfeiffer sagt von dieser Schrift: „Seine Hinneigung zu Walther begreift sich leicht. In der That giebt es in unserer Litteratur kaum zwei Dichternaturen, die sich in allem so sympathisch, so verwandt wären, wie Walther und Uhland. Der lebendige Sinn für die Natur und ihr geheimnisvolles Leben, das innige Empfinden für die selige goldene Zeit des Lenzes und der Liebe, die Begeisterung für alles Süße, was Menschenbrust durchwebt, und alles Hohe, was Menschenherz erhebt, dabei die überwallende Liebe zur deutschen Heimat, das warme Erfassen des deutschen Wesens und der deutschen Art, das Herz fürs Volk und für des Vaterlandes Ruhm und Größe — all das finden wir nirgends in dem Maße vereinigt, wie in diesen beiden Dichtern." Die späteren gelehrten Herausgeber Walthers, zuerst Lachmann und später Wackernagel und Rieger, haben sie ihm als dessen Erforscher und Nachfolger seiner Lieder gewidmet. Als erster Band eines Werkes „Sagenforschungen" erschien 1836 „Der Mythus von Thor", eine Arbeit, die ebenfalls nach Pfeiffers sachkundigem Urteil von lebensvollstem Eindringen in die religiöse Weltanschauung der germanischen Völker Zeugnis giebt und der deutschen Mythen- und Sagenforschung, wenn sie mehr sein soll als gelehrte Spielerei, für immer Richtung und Ziel angewiesen hat. Ein zweites Bändchen, das den Mythus von Odhin behandeln sollte, ist nicht erschienen. In den Jahren 1844 und 1845 gab Uhland den ersten Band einer „Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder" heraus; der zweite Band sollte in einer Abhandlung über die Gründe der Auswahl und Anordnung Rechenschaft geben — er ist nicht erschienen, wohl aber einzelne Abschnitte desselben in Pfeiffers „Germania": „Zwei Gespielen", „Der Rat der Nachtigall", „Sommer und Winter". Von diesen Aufsätzen, die sich alle durch Klarheit und Durchsichtigkeit, durch die Meisterschaft der Darstellung auszeichnen, verdient wohl der „Rat der Nachtigall" durch die wunderbare Innigkeit des Ausdrucks den Preis. Mit Ausnahme der Volkslieder sind alle erwähnten veröffentlichten Werke Uhlands in die Sammlung „Uhlands Schriften, zur Geschichte der Dichtung und Sage", herausgegeben von W. C. Holland, A. von Keller und F. Pfeiffer (8 Bde., Stuttgart 1865 bis 1873) aufgenommen worden; daneben aber auch vieles Wertvolle aus seinem Nachlaß, die unvollendete „schwäbische Sagenkunde" und besonders die Vor-

leſungen über Geſchichte der altdeutſchen Poeſie und die Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im 15. und 16. Jahrhundert, die er in den Jahren 1830 bis 1833 in Tübingen gehalten. Namentlich die erſten Vorleſungen zeugen von feinſinniger Auffaſſung und poeſievoller Wiedergabe. Die Einleitung ſtellt anerkennenswerte Geſichtspunkte der Darſtellung auf, und der dritte Abſchnitt, der das Ethiſche behandelt, iſt durchaus originell und entrollt ein wahrhaft ſchönes und lebendiges Bild von der Sitte und dem Leben unſerer Vorfahren.

Mit wiſſenſchaftlichen Forſchungen beſchäftigt, verbrachte Uhland die letzten Jahrzehnte ſeines Lebens in ſeiner Tübinger Idylle, in dem Hauſe, das dem früheren Kanzler der Hochſchule, C. G. Wächter, gehört hatte und das er im Jahre 1836 kaufte. Das Haus iſt ſehr anmutig an den Neckarwieſen gelegen und bietet eine herrliche Ausſicht auf das von dem Fluß durchzogene Thal und die ſchwäbiſche Alb, eine Ausſicht, die von den dem terraſſenförmig aufſteigenden Garten aus noch freier und ſchöner iſt. Man hörte von Uhland nur noch wenig; er wies hohe Orden zurück, wie den bayeriſchen Maximiliansorden, und lehnte auf vorläufige Erkundigung von befreundeter Seite den ihm zugedachten preußiſchen Orden pour le mérite ab. Bei dem Stuttgarter Schillerfeſt hielt er 1859 die ſchwunghafte Feſtrede. Als er, der Pflicht der Freundſchaft gehorchend, zu dem Begräbnis Juſtinus Kerners geeilt war, zog er ſich eine Erkältung zu, welche ſeinen Tod am 13. Nov. 1862 zur Folge hatte.

Ludwig Uhland gehört zu den Lieblingsdichtern unſerer Nation. Wenn er auch mit den führenden großen Geiſtern derſelben nicht in eine Linie zu ſetzen iſt, ſo ſteht er doch als Balladendichter ebenbürtig neben Schiller und Goethe. Längſt widerlegt iſt das einſeitige Urteil Heines, der ihn nur einen vortrefflichen Sänger nennt, aber erklärt, er ſei wie ſeine ganze Schule längſt tot, wie Schlegel, Tieck, Fouqué und habe vor jenen edleren Leichen nur das größere Verdienſt, daß er ſeinen Tod wohl begriffen und ſeit zwanzig Jahren nichts geſchrieben habe. Er lebt im Munde des Volkes mit ſeinen ſchönſten Gedichten und gehört nicht zu denen, die klanglos zum Orkus hinabgehen.

Gedichte.

Erster Teil.

Vorwort

zu der ersten Auflage 1815.

Lieder sind wir. Unser Vater
Schickt uns in die offne Welt;
Auf dem kritischen Theater
Hat er uns zur Schau gestellt.
Nennt es denn kein frech Erkühnen,
Leiht uns ein geneigtes Ohr,
Wenn wir gern vor euch Versammelten
Ein empfehlend Vorwort stammelten!
Sprach doch auf den griech'schen Bühnen
Einst sogar der Frösche Chor!

Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus;
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.
Doch man will von Jugend sagen,
Die von Leben überschwillt;
Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reifen Herbstes Tagen,
Kraft und Freude gebend, quillt.

Und beiseite mit dem Prahlen!
Andre stehn genug zur Schau,
Denen heiße Mittagsstrahlen
Abgeleckt den Wehmutstau.

Wie bei alten Ritterfesten
Mit dem Tode zog Hanswurst,
Also folgen scherzhaft spitzige
Und, will's Gott, erträglich witzige;
Echtes Leid spaßt oft zum besten,
Kennt nicht eiteln Thränendurst.

Lieder sind wir nur, Romanzen,
Alles nur von leichtem Schlag,
Wie man's singen oder tanzen,
Pfeifen oder klimpern mag;
Doch vielleicht, wer stillem Deuten
Nachzugehen sich bemüht,
Ahnt in einzelen Gestaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen
Und als Einheit im Zerstreuten
Unsres Dichters ganz Gemüt.

Bleibt euch dennoch manches kleinlich,
Nehmt's für Zeichen jener Zeit,
Die so drückend und so peinlich
Alles Leben eingeschneit!
Fehlt das äußre freie Wesen,
Leicht erkrankt auch das Gedicht;
Aber nun die hingemoderte
Freiheit Deutschlands frisch aufloderte,
Wird zugleich das Lied genesen,
Kräftig steigen an das Licht.

Seien denn auch wir Verkünder
Einer jüngern Brüderschar,
Deren Bau und Wuchs gesünder,
Höher sei, als unsrer war!
Dies ist, was wir nicht geloben,
Nein, vom Himmel nur erflehn.
Und ihr selbst ja seid Vernünftige,
Die im Jetzt erschaun das Künftige,
Die an junger Saat erproben,
Wie die Frucht einst wird bestehn.

Lieder.

Des Dichters Abendgang.

Ergehst du dich im Abendlicht
(Das ist die Zeit der Dichterwonne),
So wende stets dein Angesicht
Zum Glanze der gesunknen Sonne!
In hoher Feier schwebt dein Geist,
Du schauest in des Tempels Hallen,
Wo alles Heil'ge sich erschleußt
Und himmlische Gebilde wallen.

Wann aber um das Heiligtum
Die dunkeln Wolken niederrollen,
Dann ist's vollbracht, du kehrest um,
Beseligt von dem Wundervollen.
In stiller Rührung wirst du gehn,
Du trägst in dir des Liedes Segen;
Das Lichte, das du dort gesehn,
Umglänzt dich mild auf finstern Wegen.

An den Tod.

Der du still im Abendlichte
Wandelst durch der Erde Beet,
Klare Blumen, goldne Früchte
Sammelst, die dir Gott gesät,
Schon', o Tod, was, sanft entzücket,
An des Lebens Brust sich schmiegt,
Sich zum süßen Liede wiegt
Und zum Mutterauge blicket!

Laß der Erde ihre Söhne,
Deren Kraft im Sturme fleugt,
Daß ein freudiges Getöne
Schnell aus toten Wäldern steigt!
Lösche nicht den Geist des Weisen,
Dessen heil'gen Sonnenglanz,
Schön verwebt in sichrem Tanz,
Jugendliche Mond' umkreisen!

Auf der Silberwolke fahre
Still dahin zur Sternezeit,
Wo ein Greis am Hausaltare
Jedem Abend Thränen weiht!

Sprich die Namen seiner Lieben,
Führ' ihn auf in ihren Kranz,
Wo des Auges ew'gen Glanz
Keiner Trennung Zähren trüben!

Und den Jüngling, dem die Liebe
Heißes Sehnen aufgeweckt,
Der in ungestilltem Triebe
Offne Arme ausgestreckt,
Dann zur Blumenflur der Sterne
Aufgeschauet liebewarm,
Faß' ihn freundlich Arm in Arm
Trag ihn in die blaue Ferne,

Wo es bräutlich glänzt und hallet,
Liebeatmend ihn umschließt,
Was ihn geistig einst umwallet
Und mit leisem Gruß gegrüßt,
Wo es in der Seele matet,
Die, von neuem Leben jung,
Ewiger Begeisterung,
Ewigen Gesangs sich freuet!

Harfnerlied am Hochzeitmahle.

Festlich ist der Freude Schall
Durch dies hohe Haus geschwebet
Und ein dumpfer Wiederhall
Aus der Gruft emporgebebet.
In der schönen Jubelnacht
Habt der Väter ihr gedacht,
Manche hohe That besungen
Aus der Vorzeit Dämmerungen.

Oft war dieses Saales Raum
Schimmervoll bei frohen Festen,
Wie mit jedem Lenz der Baum
Prangt in frischen Blütenästen.
Ach, die hier in Fröhlichkeit
Treuer Liebe Bund geweiht,
Drunten in der Schlummerhalle
Ruhen sie beisammen alle.

Auf des Lebens Bahn dahin
Fleugt der Mensch mit Sturmeseile,
Dann in treuer Freunde Sinn
Dauert er noch kurze Weile.
Durch den Saal, ni Erz und Stein,
Stehn der Vorwelt lange Reihn,
Können nicht das Auge heben,
Nicht das Wort der Liebe geben.

Keine ewig helle That
Hebt dich aus der Nacht der Grüfte,
Niemand sah des Donners Pfad,
Noch den Fittich sanfter Lüfte.
Wie du auf zu Gott geblickt,
Wie des Freundes Hand gedrückt,
Wie der Liebe Kuß gegeben,
Das entschwindet mit dem Leben.

Auch das Kind, das lächelnd sich
In der Mutter Arm geschmieget,
Und der Greis, der wonniglich
Enkel auf dem Schoß gewieget,
Und die Braut, mit Jugendlust
Hängend an des Treuen Brust,
Alle lebten schönes Leben,
Alle soll das Lied erheben.

Der König auf dem Turme.

Da liegen sie alle, die grauen Höhn,
Die dunkeln Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für alle hab' ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift durch den Sterneraum,
Zu dir ja schau' ich liebend empor;
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie besäuselt ihr sehnlich mein Ohr!

Mein Haar ist ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal,
Habe Recht gesprochen und Recht geübt;
Wann darf ich rasten einmal?

O selige Rast, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie säumst du so lang,
Da ich schaue der Sterne lichteren Schein
Und höre volleren Klang!

Maiklage.

Leuchtet schon die Frühlingssonne
Über See und Aue hin?
Hat zur Stätte stiller Wonne
Sich gewölbt der Zweige Grün?
Ach, die Gute, die ich meine,
Schenkt mir keinen Maienstrahl,
Wandelt nicht im Blütenhaine,
Ruhet nicht im Quellenthal.

Ja, es waren schönre Zeiten,
Als in buntbekränzten Reihn
Hirten mit den süßen Bräuten
Walleten zum Opferhain;
Als die Jungfrau, Krüge tragend,
Oft zum kühlen Brunnen trat
Und der Wandrer, sehnlich fragend,
Sie um Trunk und Liebe bat.

Ach, das Toben roher Stürme
Riß den goldnen Frühling fort;
Schlösser stiegen auf und Türme,
Traurig saß die Jungfrau dort,
Lauschte nächtlichem Gesange,
Sah hinab ins Schlachtgewühl,
Sah es, wie im Waffendrange
Ihr getreuer Streiter fiel.

Und ein Alter dumpf und trübe
Lagerte sich auf die Welt,
Das die schöne Jugendliebe
Wie ein Traum befangen hält.
Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken voll von Schmerz,
Die sich fest und ewig schließen
Möchten an das treue Herz.

Welkt, ihr Blumen und ihr Bäume,
Höhnet nicht der Liebe Schmerz!
Sterbet auch, ihr Jugendkeime!
Schmachte hin, du volles Herz!
In die öde Nacht der Grüfte
Sinkt, ihr Jünglinge, hinab!
Flieder wallen in die Lüfte,
Rosen blühn um euer Grab.

Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Mutes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Teil,
Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh' ich blühn,
Ich seh' die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm
Und wünsche jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

O reicher Gott, du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer;
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

Gesang der Jünglinge.

Heilig ist die Jugendzeit!
Treten wir in Tempelhallen,
Wo in düstrer Einsamkeit
Dumpf die Tritte wiederschallen!
Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingsseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.

Gehn wir ins Gefild hervor,
Das sich stolz dem Himmel zeiget,
Der so feierlich empor
Überm Erdenfrühling steiget!
Eine Welt voll Fruchtbarkeit
Wird aus dieser Blüte brechen.
Heilig ist die Frühlingszeit,
Soll an Jünglingsseelen sprechen!

Fasset die Pokale nur!
Seht ihr nicht so purpurn blinken
Blut der üppigen Natur?
Laßt uns hohen Mutes trinken,
Daß sich eine Feuerkraft
Selig in der andern fühle!
Heilig ist der Rebensaft,
Ist des Jugendschwungs Gespiele.

Seht das holde Mädchen hier!
Sie entfaltet sich im Spiele;
Eine Welt erblüht in ihr
Zarter, himmlischer Gefühle.
Sie gedeiht im Sonnenschein,
Unsre Kraft in Sturm und Regen.
Heilig soll das Mädchen sein,
Denn wir reifen uns entgegen!

Darum geht in Tempel ein,
Edeln Ernst in euch zu saugen!
Stärkt an Frühling euch und Wein,
Sonnet euch an schönen Augen!
Jugend, Frühling, Festpokal,
Mädchen in der holden Blüte,
Heilig sein sie allzumal
Unsrem ernsteren Gemüte!

Auf ein Kind.

Aus der Bedrängnis, die mich wild umkettet,
Hab' ich zu dir mich, süßes Kind, gerettet,
Damit ich Herz und Augen weide
An deiner Engelfreude,
An dieser Unschuld, dieser Morgenhelle,
An dieser ungetrübten Gottesquelle.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Die sanften Tage.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut,
Die Thäler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt,
Die Mädchen sich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

Dann steh' ich auf dem Berge droben
Und seh' es alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnten Flur
Gerührte Greise Abschied sagen;
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüt' und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

Im Herbste.

Seid gegrüßt mit Frühlingswonne,
Blauer Himmel, goldne Sonne!
Drüben auch aus Gartenhallen
Hör' ich frohe Saiten schallen.

Ahnest du, o Seele, wieder
Sanfte, süße Frühlingslieder?
Sieh umher die falben Bäume!
Ach, es waren holde Träume.

Wunder.

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr, wahrlich nein!
Bald ist die Blume aufgeschlagen,
Bald hüllt sie halb sich wieder ein.
Wen kann ich um das Wunder fragen?
Wie? oder täuscht mich holder Schein?

Sie spricht so ganz mit Kindersinne,
So fromm ist ihrer Augen Spiel;
Doch großer Dinge werd' ich inne,
Ich schau' in Tiefen ohne Ziel.
Ja, Wunder sind's der süßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.

Mein Gesang.

Ob ich die Freude nie empfunden?
Ob stets mein Lied so traurig klang?
O nein, ich lebte frohe Stunden,
Da war mein Leben Lustgesang.
Die milde Gegenwart der Süßen
Verklärte mir das Blumenjahr;
Was Morgenträume mir verhießen,
Das machte stets der Abend wahr.

O, könnten meiner Wonne zeugen
Des Himmels und der Bäche Blau,
Die Haine mit den Blütenzweigen,
Der Garten und die lichte Au!
Die haben alles einst gesehen
Und haben alles einst gehört;
Doch, ach, sie müssen traurig stehen,
Auch ihre Zier ist nun zerstört.

Du aber zeuge, meine Traute,
Du Ferne mir, du Nahe doch!
Du denkst der kindlich frohen Laute,
Du denkst der sel'gen Blicke noch.
Wir hatten uns so ganz empfunden,
Wir suchten nicht das enge Wort,
Uns floß der rasche Strom der Stunden
In freien Melodieen fort.

Du schiedest hin, die Welt ward öde,
Ich stieg hinab in meine Brust;
Der Lieder sanfte Klagerede
Ist all mein Trost und meine Lust.
Was bleibt mir, als in Trauertönen
Zu singen die Vergangenheit
Und als mich schmerzlich hinzusehnen
In neue goldne Liebeszeit?

Mönch und Schäfer.

Mönch.

Was stehst du so in stillem Schmerz?
O, Schäfer, sag' es mir!
Wohl schlägt auch hier ein wundes Herz.
Das ziehet mich zu dir.

Schäfer.

Du fragest noch! O, sieh umher
In meinem trauten Thal!
Die weite Au ist blumenleer,
Und jeder Baum ist fahl.

Mönch.

Du klage nicht! Was ist dein Weh?
Was, als ein schwerer Traum?
Bald glänzt die Blume aus dem Klee,
Die Blüte von dem Baum.

Dann steht das Kreuz, davor ich knie',
Im grünen Baumgefild;
Doch, ach, es grünt und blühet nie,
Trägt stets ein sterbend Bild.

Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun, geheimes Wehn,
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir!

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Gesang der Nonnen.

Erhebet euch mit heil'gem Triebe,
Ihr frommen Schwestern, himmelan
Und schwebt auf blühnder Wolkenbahn!
Da leuchtet uns die reinste Sonne,
Da singen wir in Frühlingswonne
Ein Lied von dir, du ew'ge Liebe!

Ob welken alle zarten Blüten
Von dem Genuß der ird'schen Glut,
Du bist ein ewig Jugendblut
Und unsrer Busen stete Fülle,
Die ew'ge Flamme, die wir stille
Am Altar und im Herzen hüten.

Du stiegest nieder, ew'ge Güte,
Du lagst, ein lächelnd Himmelskind,
Im Arm der Jungfrau süß und lind;
Sie durft' aus deinen hellen Augen
Den Glanz der Himmel in sich saugen,
Bis sie die Glorie umglühte.

Du hast mit göttlichem Erbarmen
Am Kreuz die Arme ausgespannt;
Da ruft der Sturm, da dröhnt das Land:
„Kommt her, kommt her von allen Orten!
Ihr Tote, sprengt des Grabes Pforten!
Er nimmt euch auf mit offnen Armen."

O Wunderlieb', o Liebeswonne!
Ist diese Zeit ein Schlummer mir,
So träum' ich sehnlich nur von dir;
Und ein Erwachen wird es geben,
Da werd' ich ganz in dich verschweben,
Ein Glutstrahl in die große Sonne.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all herab;
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir;
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigentum,
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu.
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Brautgesang.

Das Haus benedei' ich und preis' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen.

Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn';
Wie Nachtigalln locket die Flöte,
Die Tische wuchern wie Beete,
Und es springet des Weines goldener Bronn.

Die Frauen erglühen
Zu Lilien und Rosen;
Wie die Lüfte, die losen,
Die durch Blumen ziehen,
Rauschet das Küssen und Kosen.

Entschluß.

Sie kommt in diese stillen Gründe;
Ich wag' es heut mit kühnem Mut.
Was soll ich beben vor dem Kinde,
Das niemand was zuleide thut?

Es grüßen alle sie so gerne;
Ich geh' vorbei und wag' es nicht,
Und zu dem allerschönsten Sterne
Erheb' ich nie mein Angesicht.

Die Blumen, die nach ihr sich beugen,
Die Vögel mit dem Lustgesang,
Sie dürfen Liebe ihr bezeugen;
Warum ist mir allein so bang?

Dem Himmel hab' ich oft geklaget
In langen Nächten bitterlich
Und habe nie vor ihr gewaget
Das eine Wort: „Ich liebe dich."

Ich will mich lagern unterm Baume,
Da wandelt täglich sie vorbei;
Dann will ich reden als im Traume,
Wie sie mein süßes Leben sei.

Ich will . . . O wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, sie wird mich sehn;
Ich will mich in den Busch verstecken,
Da seh' ich sie vorübergehn.

Lauf der Welt.

An jedem Abend geh' ich aus,
Hinauf den Wiesensteg.
Sie schaut aus ihrem Gartenhaus,
Es stehet hart am Weg.
Wir haben uns noch nie bestellt,
Es ist nur so der Lauf der Welt.

Ich weiß nicht, wie es so geschah,
Seit lange küss' ich sie.
Ich bitte nicht, sie sagt nicht ja,
Doch sagt sie nein auch nie.
Wenn Lippe gern auf Lippe ruht,
Wir hindern's nicht, uns dünkt es gut.

Das Lüftchen mit der Rose spielt,
Es fragt nicht: „Hast mich lieb?"
Das Röschen sich am Taue kühlt,
Es sagt nicht lange: „Gieb!"
Ich liebe sie, sie liebet mich,
Doch keines sagt: „Ich liebe dich."

Waldlied.

Im Walde geh' ich wohlgemut,
Mir graut vor Räubern nicht;
Ein liebend Herz ist all mein Gut,
Das sucht kein Bösewicht.

Was rauscht, was raschelt durch den Busch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt gesprungen, husch!
Und herzt mich fast zu Tod.

Seliger Tod.

Gestorben war ich
Vor Liebeswonne;
Begraben lag ich
In ihren Armen;
Erwecket ward ich
Von ihren Küssen;
Den Himmel sah ich
In ihren Augen.

Untreue.

Dir ist die Herrschaft längst gegeben
In meinem Liede, meinem Leben,
Nur diese Nacht, o welch ein Traum!
O, laß das schwere Herz mich lösen!
Es saß ein fremd, verschleiert Wesen
Dort unter unsrer Liebe Baum.

Wie hält sie meinen Sinn gefangen!
Ich nahe mich mit süßem Bangen,
Sie aber hebt den Schleier leicht;
Da seh' ich deine lieben Augen,
Ach, deine blauen, trauten Augen,
Und jeder fremde Schein entweicht.

Die Abgeschiedenen.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reihn!
Du bist in meinen Arm gekettet,
Du bist nun mein, nun einzig mein.

Es schlummert alles diese Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt,
Wie in der Wasser stillem Grunde
Der Meergott seine Göttin hält.

Verrauscht ist all das rohe Tosen,
Das deine Worte mir verschlang,
Dein leises liebevolles Kosen
Ist nun mein einz'ger süßer Klang.
Die Erde liegt in Nacht gehüllet,
Kein Licht erglänzt auf Flur und Teich,
Nur dieser Lampe Schimmer füllet
Noch unsrer Liebe kleines Reich.

Die Zufriedenen.

Ich saß bei jener Linde
Mit meinem trauten Kinde,
Wir saßen Hand in Hand;
Kein Blättchen rauscht' im Winde,
Die Sonne schien gelinde
Herab aufs stille Land.

Wir saßen ganz verschwiegen
Mit innigem Vergnügen,
Das Herz kaum merklich schlug.
Was sollten wir auch sagen?
Was konnten wir uns fragen?
Wir wußten ja genug.

Es mocht' uns nichts mehr fehlen.
Kein Sehnen konnt' uns quälen,
Nichts Liebes war uns fern;
Aus liebem Aug' ein Grüßen,
Vom lieben Mund ein Küssen
Gab eins dem andern gern.

Hohe Liebe.

In Liebesarmen ruht ihr trunken,
Des Lebens Früchte winken euch;
Ein Blick nur ist auf mich gesunken,
Doch bin ich vor euch allen reich.

Das Glück der Erde miss' ich gerne
Und blick', ein Märtyrer, hinan,
Denn über mir in goldner Ferne
Hat sich der Himmel aufgethan.

Nähe.

Ich tret' in deinen Garten;
Wo, Süße, weilst du heut?
Nur Schmetterlinge flattern
Durch diese Einsamkeit.

Doch wie in bunter Fülle
Hier deine Beete stehn
Und mit den Blumendüften
Die Weste mich umwehn!

Ich fühle dich mir nahe,
Die Einsamkeit belebt,
Wie über seinen Welten
Der Unsichtbare schwebt.

Vorabend.

Was streift vorbei im Dämmerlicht?
War's nicht mein holdes Kind?
Und wehten aus dem Körbchen nicht
Die Rosendüfte lind?

Ja, morgen ist das Maienfest;
O morgen, welche Lust,
Wann sie sich glänzend schauen läßt,
Die Röslein an der Brust!

Der Sommerfaden.

Da fliegt, als wir im Felde gehen,
Ein Sommerfaden über Land,
Ein leicht und licht Gespinst der Feen,
Un knüpft von mir zu ihr ein Band.
Ich nehm' ihn für ein günstig Zeichen,
Ein Zeichen, wie die Lieb' es braucht.
O Hoffnungen der Hoffnungsreichen,
Aus Duft gewebt, von Luft zerhaucht!

Nachts.

Dem stillen Hause blick' ich zu,
Gelehnt an einen Baum;
Dort liegt sie wohl in schöner Ruh'
Und glüht in süßem Traum.

Zum Himmel blick' ich dann empor,
Er hängt mit Wolken dicht.
Ach, hinter schwarzem Wolkenflor,
Da glänzt des Vollmonds Licht.

Schlimme Nachbarschaft.

Nur selten komm' ich aus dem Zimmer,
Doch will die Arbeit nicht vom Ort;
Geöffnet sind die Bücher immer,
Doch keine Seite rück' ich fort.

Des Nachbars lieblich Flötenspielen
Nimmt jetzt mir die Gedanken hin,
Und jetzt muß ich hinüberschielen
Nach meiner hübschen Nachbarin.

Bauernregel.

Im Sommer such' ein Liebchen dir
In Garten und Gefild!
Da sind die Tage lang genug,
Da sind die Nächte mild.

Im Winter muß der süße Bund
Schon fest geschlossen sein,
So darfst nicht lange stehn im Schnee
Bei kaltem Mondenschein.

Hans und Grete.

Sie.

Guckst du mir denn immer nach,
Wo du nur mich findest?
Nimm die Äuglein doch in acht,
Daß du nicht erblindest!

Er.

Guckteſt du nicht ſtets herum,
Würdeſt mich nicht ſehen;
Nimm dein Hälschen doch in acht!
Wirſt es noch verdrehen.

Der Schmied.

Ich hör' meinen Schatz,
Den Hammer er ſchwinget,
Das rauſchet, das klinget,
Das dringt in die Weite
Wie Glockengeläute
Durch Gaſſen und Platz.

Am ſchwarzen Kamin,
Da ſitzet mein Lieber,
Doch, geh' ich vorüber,
Die Bälge dann ſauſen,
Die Flammen aufbrauſen
Und lodern um ihn.

Jägerlied.

Kein' beßre Luſt in dieſer Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Droſſel ſingt und Habicht ſchreit,
Wo Hirſch' und Rehe ſpringen.

O, ſäß' mein Lieb im Wipfel grün,
Thät' wie 'ne Droſſel ſchlagen!
O, ſpräng' es wie ein Reh dahin,
Daß ich es könnte jagen!

Des Hirten Winterlied.

O Winter, ſchlimmer Winter,
Wie iſt die Welt ſo klein!
Du drängſt uns all in die Thäler,
In die engen Hütten hinein.

Und geh' ich auch vorüber
An meiner Liebſten Haus,
Kaum ſieht ſie mit dem Köpfchen
Zum kleinen Fenſter heraus.

Und nehm' ich's Herz in die Hände
Und geh' hinauf ins Haus:
Sie sitzt zwischen Vater und Mutter,
Schaut kaum zu den Äuglein heraus

O Sommer, schöner Sommer,
Wie wird die Welt so weit!
Je höher man steigt auf die Berge,
Je weiter sie sich verbreit't.

Und stehest du auf dem Felsen,
Traut Liebchen, ich rufe dir zu;
Die Halle sagen es weiter,
Doch niemand hört es, als du.

Und halt' ich dich in den Armen
Auf freien Bergeshöhn:
Wir sehn in die weiten Lande
Und werden doch nicht gesehn.

Lied des Gefangenen.

Wie lieblicher Klang!
O Lerche, dein Sang,
Er hebt sich, er schwingt sich in Wonne
Du nimmst mich von hier,
Ich singe mit dir,
Wir steigen durch Wolken zur Sonne.

O Lerche, du neigst
Dich nieder, du schweigst,
Du sinkst in die blühenden Auen.
Ich schweige zumal
Und sinke zu Thal.
Ach, tief in Moder und Grauen.

Der Kirchhof im Frühling.

Stiller Garten, eile nur,
Dich mit jungem Grün zu decken,
Und des Bodens letzte Spur
Birg mit dichten Rosenhecken!

Schließe fest den schwarzen Grund
Denn sein Anblick macht mir bange,
Ob er keines aus dem Bund
Meiner Liebsten abverlange.

Will mich selbst die dumpfe Gruft,
Nun wohlan, sie mag mich raffen!
Dünkt mir gleich, in frischer Luft
Hätt' ich manches noch zu schaffen.

Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder.
Bald blühen die Veilchen auch.

2. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal;
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

3. Frühlingsruhe.

O, legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich ins tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

4. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest;
Laßt mich ruhn und beten!

---

5. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

---

6. Frühlingstrost.

Was zagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

---

7. Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

---

8. Frühlingslied des Recensenten.

Frühling ist's, ich lass' es gelten,
Und mich freut's, ich muß gestehen,
Daß man kann spazieren gehen,
Ohne just sich zu erkälten.

Störche kommen an und Schwalben,
Nicht zu frühe, nicht zu frühe!
Blühe nur, mein Bäumchen, blühe!
Meinethalben, meinethalben!

Ja, ich fühl' ein wenig Wonne,
Denn die Lerche singt erträglich,
Philomele nicht alltäglich,
Nicht so übel scheint die Sonne.

Daß es keinen überrasche,
Mich im grünen Feld zu sehen!
Nicht verschmäh' ich auszugehen,
Kleistens Frühling in der Tasche.

Der Ungenannten.

Auf eines Berges Gipfel,
Da möcht' ich mit dir stehn,
Auf Thäler, Waldeswipfel
Mit dir herniedersehn;
Da möcht' ich rings dir zeigen
Die Welt im Frühlingsschein
Und sprechen: „Wär's mein eigen
So wär' es mein und dein."

In meiner Seele Tiefen,
O, sähst du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdest du erkennen,
Wenn Echtes ich erstrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen
Doch ist's von dir belebt.

Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn,
Gieb ein fliegend Blatt den Winden!
Muntre Jugend haſcht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unſre Kunſt heißt Poeſie.

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt;
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt!

Nicht in kalten Marmorſteinen,
Nicht in Tempeln dumpf und tot,
In den friſchen Eichenhainen
Webt und rauſcht der deutſche Gott.

Bitte.

Ich bitt' euch, teure Sänger,
Die ihr ſo geiſtlich ſingt,
Führt dieſen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will einer merken laſſen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfaſſen
Die arge, böſe Welt.

Auf eine Tänzerin.

Wenn du den leichten Reigen führeſt,
Wenn du den Boden kaum berühreſt,
Hinſchwebend in der Jugend Glanz:
In jedem Aug' iſt dann zu leſen,
Du ſeieſt nicht ein irdiſch Weſen,
Du ſeieſt Äther, Seele ganz.

Mir aber grauet; wenn nach oben
Du würdeſt plötzlich nun enthoben,
Wie wäreſt, Seele, du bereit?
Wohlan! der ſich auf Blumen ſchaukelt,
Der Schmetterling, der ewig gaukelt,
Iſt Sinnbild der Unſterblichkeit.

Auf einen verhungerten Dichter.

So war es dir beschereet,
Du lebtest kummervoll,
Du hast dich aufgezehret,
Recht wie ein Dichter soll.

Das gab die Pieride
An deiner Wiege kund,
Sie weihte dir zum Liede,
Zu andrem nicht, den Mund.

Die Mutter starb dir frühe;
Man sah an dem Verlust,
Daß dir kein Heil erblühe
Von einer ird'schen Brust.

Die Welt mit ihren Schätzen,
Mit allem Überfluß
Soll nur dein Auge letzen;
Für andre der Genuß!

Der Frühling war dein Leben,
Die Blüte war dein Traum;
Ein andrer preßt die Reben,
Ein andrer leert den Baum.

Du hast an manchem Tage
Den Wasserkrug gestürzt,
Indes man Festgelage
Mit deinem Lied gewürzt.

Du warst schon hier verkläret
Und wenig mehr, als Geist;
Nun bist du heimgekehret,
Wo man Ambrosia speist.

Zu Grab getragen werde,
Was einem Leichnam gleicht!
Du drückest nicht die Erde;
Sei dir die Erde leicht!

Das Thal.

Wie willst du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Thal?
Nur in den frühsten Jugendjahren
Erschienst du so mir manchesmal.

Die Sonne schon hinabgegangen,
Doch aus den Bächen klarer Schein;
Kein Lüftchen spielt mir um die Wangen,
Doch sanftes Rauschen in dem Hain.

Es duftet wieder alte Liebe,
Es grünet wieder alte Lust;
Ja, selbst die alten Liedertriebe
Beleben diese kalte Brust.
Natur, wohl braucht es solcher Stunden,
So innig und so liebevoll,
Wenn dieses arme Herz gesunden,
Das welkende genesen soll.

Bedrängt mich einst die Welt noch bänger,
So such' ich wieder dich, mein Thal!
Empfange dann den kranken Sänger
Mit solcher Milde noch einmal!
Und sink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leise deinen Grund
Und nimm mich auf und schließ ihn wieder
Und grüne fröhlich und gesund!

Morgens.

Morgenluft, so rein und kühl,
Labsal, tauend allem Volke,
Wirst du dich am Abend schwül
Türmen zur Gewitterwolke?

Ruhethal.

Wann im letzten Abendstrahl
Goldne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
„Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhethal?"

Abendwolken.

Wolken seh' ich abendwärts
Ganz in reinste Glut getaucht,
Wolken ganz in Licht zerhaucht,
Die so schwül gedunkelt hatten.

Ja, mir sagt mein ahnend Herz:
Einst noch werden, ob auch spät,
Wann die Sonne niedergeht,
Mir verklärt der Seele Schatten.

Mailied.

Wenig hab' ich noch empfunden
Von der werten Frühlingszeit;
All die Lust und Lieblichkeit
Hat zu mir nicht Bahn gefunden.
Ach, was soll ein Herz dabei,
Das sich so zerrissen fühlet?
Jetzt empfind' ich erst den Mai,
Seit der Sturm in Blüten wühlet.

Klage.

Lebendig sein begraben,
Es ist ein schlimmer Stern;
Doch kann man Unglück haben,
Das jenem nicht zu fern:
Wenn man, bei heißem Herzen
Und innern Lebens voll,
Vor Kümmernis und Schmerzen
Frühzeitig altern soll.

Rechtfertigung.

Wohl geht der Jugend Sehnen
Nach manchem schönen Traum,
Mit Ungestüm und Thränen
Stürmt sie den Sternenraum.
Der Himmel hört ihr Flehen
Und lächelt gnädig nein
Und läßt vorübergehen
Den Wunsch zusamt der Pein.

Wenn aber nun vom Scheine
Das Herz sich abgekehrt
Und nur das Echte, Reine,
Das Menschliche begehrt

Und doch mit allem Streben
Kein Ziel erreichen kann:
Da muß man wohl vergeben
Die Trauer auch dem Mann.

An einem heitern Morgen.

O blaue Luft nach trüben Tagen,
Wie kannſt du ſtillen meine Klagen?
Wer nur am Regen krank geweſen,
Der mag durch Sonnenſchein geneſen.

O blaue Luft nach trüben Tagen,
Doch ſtillſt du meine bittern Klagen;
Du glänzeſt Ahnung mir zum Herzen,
Wie himmliſch Freude labt nach Schmerzen.

Gruß der Seelen.

Löſen ſich die ird'ſchen Bande?
Wird auch mir die Schwinge frei,
Daß ich in dem Heimatlande,
Freundin, dir vereinigt ſei?
Ja, dein ſeliges Entſchweben
Zog mir längſt den Blick empor;
Jetzt im Lichte, jetzt im Leben
Find' ich, die ich nie verlor.

„Was vernehm' ich? Lockſt du nieder,
Oder ſteigſt du auf zu mir?
Lacht mir Erdenfrühling wieder,
Oder blüht ein ſchönrer hier?
Ja, in dieſer lichten Höhe
Haſt du eine mir gefehlt;
Komm! Ich fühle deine Nähe,
Die den Himmel mir beſeelt."

Auf der Überfahrt.

Über dieſen Strom vor Jahren
Bin ich einmal ſchon gefahren;
Hier die Burg im Abendſchimmer,
Drüben rauſcht das Wehr wie immer.

Und von diesem Kahn umschlossen
Waren mit mir zween Genossen:
Ach, ein Freund, ein vatergleicher,
Und ein junger, hoffnungsreicher.

Jener wirkte still hienieden,
Und so ist er auch geschieden;
Dieser, brausend vor uns allen,
Ist in Kampf und Sturm gefallen.

So, wenn ich vergangner Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich stets Genossen missen,
Teure, die der Tod entrissen.

Doch, was alle Freundschaft bindet,
Ist, wenn Geist zu Geist sich findet;
Geistig waren jene Stunden,
Geistern bin ich noch verbunden.

Nimm nur, Fährmann, nimm die Miete,
Die ich gerne dreifach biete!
Zween, die mit mir überfuhren,
Waren geistige Naturen.

Die Lerchen.

Welch ein Schwirren, welch ein Flug?
Sei willkommen, Lerchenzug!
Jene streift der Wiese Saum,
Diese rauschet durch den Baum.

Manche schwingt sich himmelan,
Jauchzend auf der lichten Bahn;
Eine, voll von Liebeslust,
Flattert hier in meiner Brust.

Dichtersegen.

Als ich ging die Flur entlang,
Lauschend auf der Lerchen Sang,
Ward ich einen Mann gewahr,
Arbeitsam mit greisem Haar.

„Segen," rief ich, „diesem Feld,
Das so treuer Fleiß bestellt!
Segen dieser welken Hand,
Die noch Saaten wirft ins Land!"

Doch mir sprach sein ernst Gesicht:
„Dichtersegen frommt hier nicht;
Lastend wie des Himmels Zorn
Treibt er Blumen mir für Korn."

„Freund, mein schlichtes Liederspiel
Weckt der Blumen nicht zu viel,
Nur so viel die Ähren schmückt
Und dein kleiner Enkel pflückt."

Maientau.

Auf den Wald und auf die Wiese
Mit dem ersten Morgengrau
Träuft ein Quell vom Paradiese,
Leiser, frischer Maientau;
Was den Mai zum Heiligtume
Jeder süßen Wonne schafft,
Schmelz der Blätter, Glanz der Blume,
Würz' und Duft ist seine Kraft.

Wenn den Tau die Muschel trinket,
Wird in ihr ein Perlenstrauß;
Wenn er in den Eichstamm sinket,
Werden Honigbienen draus;
Wenn der Vogel auf dem Reise
Kaum damit den Schnabel netzt,
Lernet er die helle Weise,
Die den ernsten Wald ergötzt.

Mit dem Tau der Maienglocken
Wäscht die Jungfrau ihr Gesicht,
Badet sie die goldnen Locken,
Und sie glänzt von Himmelslicht;
Selbst ein Auge, rot geweinet,
Labt sich mit den Tropfen gern,
Bis ihm freundlich niederscheinet
Taugetränkt der Morgenstern.

Sink denn auch auf mich hernieder,
Balsam du für jeden Schmerz!
Netz' auch mir die Augenlider,
Tränke mir mein dürstend Herz!

Gieb mir Jugend, Sangeswonne,
Himmlischer Gebilde Schau,
Stärke mir den Blick zur Sonne,
Leiser, frischer Maientau!

Wein und Brot.

Solche Düfte sind mein Leben,
Die verscheuchen all mein Leid:
Blühen auf dem Berg die Reben,
Blüht im Thale das Getreid.

Donnern werden bald die Tennen,
Bald die Mühlen rauschend gehn,
Und wenn die sich müde rennen,
Werden sich die Keltern drehn.

Gute Wirtin vieler Zecher!
So gefällt mir's, flink und frisch;
Kommst du mit dem Wein im Becher,
Liegt das Brot schon auf dem Tisch.

Sonnenwende.

Nun die Sonne soll vollenden
Ihre längste, schönste Bahn,
Wie sie zögert, sich zu wenden
Nach dem stillen Ozean!
Ihrer Göttin Jugendneige
Fühlt die ahnende Natur,
Und mir dünkt, bedeutsam schweige
Rings die abendliche Flur.

Nur die Wachtel, die sonst immer
Frühe schmälend weckt den Tag,
Schlägt dem überwachten Schimmer
Jetzt noch einen Wecketschlag,
Und die Lerche steigt im Singen
Hoch auf aus dem duft'gen Thal,
Einen Blick noch zu erschwingen
In den schon versunknen Strahl.

Der Mohn.

Wie dort, gewiegt von Westen,
Des Mohnes Blüte glänzt!
Die Blume, die am besten
Des Traumgotts Schläfe kränzt;
Bald purpurhell, als spiele
Der Abendröte Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört' ich sagen,
Daß, der im Mohne schlief,
Hinunter ward getragen
In Träume schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Halt' er für Schemen nur.

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal
Von Blumen ganz verborgen
In einem schönen Thal.
Sie dufteten so milde;
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem ist mir beständig,
Als wär' es so nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und echt;
Die Schatten, die ich sehe,
Sie sind, wie Sterne, klar.
O Mohn der Dichtung, wehe
Ums Haupt mir immerdar!

Die Malve.

Wieder hab' ich dich gesehen,
Blasse Malve! blühst du schon?
Ja, mich traf ein schaurig Wehen,
All mein Frühling welkt davon.

Bist du doch des Herbstes Rose,
Der gesunknen Sonne Kind,
Bist die starre, düftelose,
Deren Blüten keine sind!

Gerne wollt' ich dich begrüßen,
Blühtest du nicht rosenfarb,
Lögst du nicht das Rot der Süßen
Die noch eben glüht' und starb.
Heuchle nicht des Lenzes Dauer!
Du bedarfst des Scheines nicht;
Hast ja schöne, dunkle Trauer,
Hast ja weißes, sanftes Licht.

Reisen.

Reisen soll ich, Freunde, reisen?
Lüften soll ich mir die Brust?
Aus des Tagwerks engen Gleiser
Lockt ihr mich zu Wanderlust?
Und doch hab' ich tiefer eben
In die Heimat mich versenkt,
Fühle mich, ihr hingegeben,
Freier, reicher, als ihr denkt.

Nie erschöpf' ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Thal,
Und die altbetretnen Stege
Rühren neu mich jedesmal;
Oftens, wenn ich selbst mir sage,
Wie der Pfad doch einsam sei,
Streifen hier am lichten Tage
Teure Schatten mir vorbei.

Wann die Sonne fährt von hinnen
Kennt mein Herz noch keine Ruh,
Eilt mit ihr von Bergeszinnen
Fabelhaften Inseln zu;
Tauchen dann hervor die Sterne,
Drängt es mächtig mich hinan,
Und in immer tiefre Ferne
Zieh' ich helle Götterbahn.

Alt' und neue Jugendträume,
Zukunft und Vergangenheit,
Uferlose Himmelsräume
Sind mir stündlich hier bereit.

Darum, Freunde, will ich reisen;
Weiset Straße mir und Ziel!
In der Heimat stillen Kreisen
Schwärmt das Herz doch allzuviel.

Wanderlieder.

1. Lebewohl.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute scheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüt', eine Blüt' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich;
Darf sie nicht erwarten.

2. Scheiden und Meiden.

So soll ich nun dich meiden,
Du, meines Lebens Lust!
Du küssest mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Brust.

Ach, Liebchen, heißt das meiden,
Wenn man sich herzt und küßt?
Ach, Liebchen, heißt das scheiden,
Wenn man sich fest umschließt?

3. In der Ferne.

Will ruhen unter den Bäumen hier,
Die Vöglein hör' ich so gerne.
Wie singet ihr so zum Herzen mir!
Von unsrer Liebe was wisset ihr
In dieser weiten Ferne?

Will ruhen hier an des Baches Rand,
Wo duftige Blümlein sprießen.
Wer hat euch, Blümlein, hierher gesandt?
Seid ihr ein herzliches Liebespfand
Aus der Ferne von meiner Süßen?

4. Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Thal erklungen.

Wie still des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum,
Kein Sang hat sich erschwungen.

Ich hab' mich längst ins Feld gemacht
Und habe schon dies Lied erdacht
Und hab' es laut gesungen.

---

5. Nachtreise.

Ich reit' ins finstre Land hinein,
Nicht Mond noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde tosen.
Oft hab' ich diesen Weg gemacht,
Wann goldner Sonnenschein gelacht,
Bei lauer Lüfte Kosen.

Ich reit' am finstern Garten hin,
Die dürren Bäume sausen drin,
Die welken Blätter fallen.
Hier pflegt' ich in der Rosenzeit,
Wann alles sich der Liebe weiht,
Mit meinem Lieb zu wallen.

Erloschen ist der Sonne Strahl,
Verwelkt die Rosen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.
Ich reit' ins finstre Land hinein
Im Wintersturm, ohn' allen Schein
Den Mantel umgeschlagen.

---

6. Winterreise.

Bei diesem kalten Wehen
Sind alle Straßen leer,
Die Wasser stille stehen,
Ich aber schweif' umher.

Die Sonne scheint so trübe,
Muß früh hinuntergehn;
Erloschen ist die Liebe,
Die Lust kann nicht bestehn.

Nun geht der Wald zu Ende,
Im Dorfe mach' ich Halt;
Da wärm' ich mir die Hände,
Bleibt auch das Herze kalt.

7. Abreise.

So hab' ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit!
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es giebt mir niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen
(Es wär' auch schade für das Kleid),
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von einer aber thut mir's weh.

8. Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

9. Heimkehr.

O, brich nicht, Steg! du zitterst sehr.
O, stürz' nicht, Fels! du dräuest schwer.
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein:
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zu oberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist
Die Fenster und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unseligs komm' herein
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Verspätetes Hochzeitlied.

Die Muse fehlt nicht selten,
Wenn man sie eben will;
Sie schweift in fernen Welten,
Und nirgends hält sie still.
Die Schwärmerin verträumet
Gar oft den Glockenschlag;
Was sag' ich? sie versäumet
Selbst einen Hochzeittag.

So auch zu eurem Feste
Erscheinet sie zu spät
Und bittet nun aufs beste,
Daß ihr sie nicht verschmäht

Des schönsten Glückes Schimmer
Ergänzt euch eben dann,
Wenn man euch jetzt und immer
Ein Brautlied singen kann.

Theelied.

Ihr Saiten, tönet sanft und leise,
Vom leichten Finger kaum geregt!
Ihr tönet zu des Zärtsten Preise,
Des Zärtsten, was die Erde hegt.

In Indiens mythischem Gebiete,
Wo Frühling ewig sich erneut,
O Thee, du selber eine Mythe,
Verlebst du deine Blütenzeit.

Nur zarte Bienenlippen schlürfen
Aus deinen Kelchen Honig ein,
Nur bunte Wundervögel dürfen
Die Sänger deines Ruhmes sein.

Wenn Liebende zum stillen Feste
In deine duft'gen Schatten fliehn,
Dann rührest leise du die Äste
Und streuest Blüten auf sie hin.

So wächsest du am Heimatstrande,
Vom reinsten Sonnenlicht genährt.
Noch hier in diesem fernen Lande
Ist uns dein zarter Sinn bewährt.

Denn nur die holden Frauen halten
Dich in der mütterlichen Hut;
Man sieht sie mit dem Kruge walten
Wie Nymphen an der heil'gen Flut.

Den Männern will es schwer gelingen
Zu fühlen deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
In deines Zaubers Eigenschaft.

Ich selbst, der Sänger, der dich feiert,
Erfuhr noch deine Wunder nicht;
Doch, was der Frauen Mund beteuert,
Ist mir zu glauben heil'ge Pflicht.

Ihr aber möget sanft verklingen,
Ihr, meine Saiten, kaum geregt!
Nur Frauen können würdig singen
Das Zärtste, was die Erde hegt.

Metzelsuppenlied.

Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeschlachtet;
Der ist ein jüdisch ekler Gauch,
Wer solch ein Fleisch verachtet.
Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

So säumet denn, ihr Freunde, nicht,
Die Würste zu verspeisen,
Und laßt zum würzigen Gericht
Die Becher fleißig kreisen!
Es reimt sich trefflich Wein und Schwein
Und paßt sich köstlich Wurst und Durst;
Bei Würsten gilt's zu bürsten.

Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn solch ein Fleischchen weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen.

Und wird von schönen Händen dann
Das schöne Fleisch zerleget,
Das ist, was einem deutschen Mann
Gar süß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt still
Und denkt: „Nur daß, wer küssen will,
Zuvor den Mund sich wische!"

Ihr Freunde, tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe!
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge.
Ihr kennet jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
Ein Schwein auch eine Perle.

Trinklied.

Was ist das für ein durstig Jahr!
Die Kehle lechzt mir immerdar,
Die Leber dorrt mir ein:
Ich bin ein Fisch auf trocknem Sand,
Ich bin ein dürres Ackerland.
O, schafft mir, schafft mir Wein!

Was weht doch jetzt für trockne Luft!
Kein Regen hilft, kein Tau, kein Duft,
Kein Trunk will mir gedeihn.
Ich trink' im allertiefsten Zug,
Und dennoch wird mir's nie genug,
Fällt wie auf heißen Stein.

Was herrscht doch für ein hitz'ger Stern!
Er zehrt mir recht am innern Kern
Und macht mir Herzenspein.
Man dächte wohl, ich sei verliebt:
Ja, ja, die mir zu trinken giebt,
Soll meine Liebste sein.

Und wenn es euch wie mir ergeht,
So betet, daß der Wein gerät,
Ihr Trinker insgemein!
O heil'ger Urban, schaff uns Trost!
Gieb heuer uns viel edeln Most,
Daß wir dich benedein!

Trinklied.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an den wilden Wald,
Darin die Stürme sausen,
Wir hören, wie das Jagdhorn schallt,
Die Ross' und Hunde brausen
Und wie der Hirsch durchs Wasser setzt,
Die Fluten rauschen und wallen
Und wie der Jäger ruft und hetzt,
Die Schüsse schmetternd fallen.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an das wilde Meer
Und hören die Wogen brausen,
Die Donner rollen drüber her,
Die Wirbelwinde sausen.
Ha, wie das Schiffslein schwankt und dröhnt,
Wie Mast und Stange splittern
Und wie der Notschuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an die wilde Schlacht:
Da fechten die deutschen Männer,
Das Schwert erklirrt, die Lanze kracht,
Es schnauben die mut'gen Renner;
Mit Trommelwirbel, Trommetenschall,
So zieht das Heer zum Sturme;
Hin stürzet von Kanonenknall
Die Mauer samt dem Turme.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

So denken wir an den jüngsten Tag
Und hören Posaunen schallen;
Die Gräber springen von Donnerschlag,
Die Sterne vom Himmel fallen;
Es braust die offne Höllenkluft
Mit wildem Flammenmeere,
Und oben in der goldnen Luft,
Da jauchzen die sel'gen Chöre.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

Und nach dem Wald und der wilden Jagd,
Nach Sturm und Wellenschlage
Und nach der deutschen Männerschlacht
Und nach dem jüngsten Tage,

So denken wir an uns selber noch
An unser stürmisch Singen,
An unser Jubeln und Lebehoch,
An unsrer Becher Klingen.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

Lied eines deutschen Sängers.

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei
Von alten frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf „Fürs Vaterland!"

Man sagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagnen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm,
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Auf das Kind eines Dichters.

Sei uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens goldner Pforte!
Wohl ziemen dir zum Angebind
Sich Lieder und prophet'sche Worte

In großer Zeit erblühest du,
In ernsten Tagen, wundervollen,
Wo über deiner kind'schen Ruh
Des heil'gen Krieges Donner rollen.

Du aber schlummre selig hin
In angestammten Dichterträumen
Von Himmelsglanz und Waldesgrün,
Von Sternen, Blumen, Blütenbäumen!

Derweil verrauschet der Orkan,
Es weicht der blut'gen Zeiten Trübe;
Wohl blühst als Jungfrau du heran,
Du kündest so das Reich der Liebe.

Was einst als Ahnung, Sehnsucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das sinkt von sel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben dir hernieder.

Vorwärts!

Vorwärts! fort und immer fort!
Rußland rief das stolze Wort:
„Vorwärts!"

Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
„Vorwärts!"

Auf, gewalt'ges Österreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachsenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Bayern, Hessen, schlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand,
Vorwärts!

Grüß' euch Gott, du Schweizerbund,
Elsaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarschall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Die Siegesbotschaft.

Es war so trübe, dumpf und schwer,
Die schlimme Sage schlich umher,
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein schwarzer Unglücksvogel schreit.

Die schlimme Sage schlich im Land
Mit schnöder Schattenbilder Tand,
Sie zeigte Zwietracht und Verrat,
Vernichtung aller edeln Saat.

Des Bösen Freunde trotzen schon,
Sie lachen hämisch, sprechen Hohn;
Die Guten stehen ernst und still
Und harren, was da werden will.

Da schwingt sich's überm Rhein empor
Und bricht den düstern Wolkenflor;
Ist's stolzer Adler Sonnenflug?
Ist's tönereicher Schwäne Zug?

Es rauscht und singt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott,
Viktoria! mit uns ist Gott!

An das Vaterland.

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier.
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Die deutsche Sprachgesellschaft.

Gelehrte deutsche Männer,
Der deutschen Rede Kenner,
Sie reichen sich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu ründen
In emsigem Verband.

Indes nun diese walten,
Bestimmen und gestalten
Der Sprache Form und Zier:
So schaffe du inwendig
Thatkräftig und lebendig,
Gesamtes Volk, an ihr!

Ja, gieb ihr du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen stammt!
Gieb ihr den Schwung, die Stärke,
Die Glut, an der man merke,
Daß sie vom Geiste flammt!

An deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts, denn Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort!
Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutsche Treu' und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort!

Zu buhlerischem Girren
Laß du ihn niemals kirren,
Der ernsten Sprache Klang!
Sie sei dir Wort der Treue,
Sei Stimme zarter Scheue,
Sei echter Minne Sang!

Sie diene nie am Hofe
Als Gauklerin, als Zofe!
Das Lispeln taugt ihr nicht
Sie töne stolz! Sie weihe
Sich dahin, wo der Freie
Für Recht, für Freiheit spricht!

Wenn so der Sprache Mehrung,
Verbesserung und Klärung
Bei dir von statten geht,
So wird man sagen müssen,
Daß, wo sich Deutsche grüßen,
Der Atem Gottes weht.

Ernst der Zeit.

Wann ward der erste Kranz gewunden?
Wann flog der erste Ball ans Ziel?
Wann ward der heitre Tanz erfunden
Und wann das lose Pfänderspiel?

Ach, wohl in fernen, fernen Tagen;
Die unsern hätten's nie erdacht,
Wo bald im Feld die Völker schlagen
Und bald der innre Zank erwacht.

Das neue Märchen.

Einmal atmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Märchenreich,
Doch ein strenger Geist der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Freiheit heißt nun meine Feee,
Und mein Ritter heißet Recht.
Auf denn, Ritter, und bestehe
Kühn der Drachen wild Geschlecht!

Aussicht.

Wird das Lied nun immer tönen
Mit dem ernsten, scharfen Laut?
Und das Feld des heitern Schönen,
Bleibt es forthin ungebaut?

Sind die Wälder erst gelichtet
Und die Sümpfe abgeführt,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

An die Mütter.

Mütter, die ihr euch erquickt
An der Kinder teuren Zügen
Und mit ahnendem Vergnügen
Vieles Künft'ge drin erblickt,

Schaut einmal recht tief hinein
Und verschafft uns sichre Kunde:
Wird der Väter Kampf und Wunde
In den Kindern fruchtbar sein?

An die Mädchen.

Ihr besonders dauert mich,
Arme Mädchen, inniglich,
Daß ihr just in Zeiten fielet,
Wo man wenig tanzt und spielet

Eine Mädchenjugend ist
Abgeblüht in kurzer Frist;
Müsset ihr nun Blüte tragen
In so rauhen, trüben Tagen!

Ja, mir dünket oft so sehr
Eure Jugend freudenleer,
Daß euch keine Zuflucht bliebe,
Als die wahre, fromme Liebe.

Die neue Muse.

Als ich mich des Rechts befliſſen
Gegen meines Herzens Drang
Und mich halb nur losgeriſſen
Von dem lockenden Geſang,
Wohl dem Gotte mit der Binde
Ward noch manches Lied geweiht,
Keines jemals dir, o blinde
Göttin der Gerechtigkeit!

Andre Zeiten, andre Musen!
Und in dieser ernsten Zeit
Schüttert nichts mir so den Busen,
Weckt mich so zum Liederstreit,
Als wenn du mit Schwert und Wage,
Themis, thronst in deiner Kraft
Und die Völker rufst zur Klage,
Könige zur Rechenschaft.

Vaterländische Gedichte.

1. Am 18. Oktober 1815.

Herrn Bürgermeister Klüpfel,

ständischem Abgeordneten der Stadt Stuttgart.

Die Schlacht der Völker ward geschlagen,
Der Fremde wich von deutscher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches vor'gen Dranges Spur;
Und wie man aus versunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt,
So ist manch heilig Recht zu retten,
Das unter wüsten Trümmern lebt.

Zu retten gilt's und aufzubauen;
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen
Und Eintracht zwischen Volk und Herrn.
Der Deutsche ehrt' in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf.

So wirkt auch ihr im festen Bunde,
Ihr guten Hüter unsres Rechts!
Ihr bauet auf dem alten Grunde
Das Wohl des künftigen Geschlechts.
Uneingedenk gemeinen Lohnes,
Seid ihr beharrlich, emsig, treu;
Des Volkes Würde wie des Thrones
Beachtet ihr mit heil'ger Scheu.

Drum, da wir heut das Fest begehen,
Dem tausend Freudenfeuer sprühn
Und, wo sie nicht von Bergen wehen,
Doch tief in allen Herzen glühn,
Was kann so edlen Schmuck gewähren
Dem Mahle, das uns hier vereint,
Als einen Mann bei uns zu ehren,
Der's so getreulich mit uns meint!

Den Mann, der, unsrer Stadt entsprossen,
Stets ihres Wohles treu gedacht,
Dem wir uns innig angeschlossen,
Der unser Teuerstes bewacht,
Der unerschüttert ausgehalten
Im Sturm der schreckensvollen Zeit
Und der auch jetzt mit kräft'gem Walten
Dem neuen Werk sein Leben weiht.

Nie kommt das Wort, ihr treuen Väter,
Dem heißen Herzensdanke gleich,
Nie spricht es aus, ihr Volksvertreter,
Wie wir so **eines** sind mit euch.
Als jüngst in hehren Tempelhallen
Die Menge sich mit euch erbaut,
Da sprach das Schweigen über allen
Mehr, als der hellste Jubellaut.

So laß dir's, Edler, denn gefallen
Bei unsrem fröhlichen Gelag!
Und will dich düstrer Ernst umwallen,
So denk' an künft'gen Festestag:
Wann jener Schlacht Gewitterfegen
Sichtbar auch unser Heil erneut,
Wann sich die Saaten schwellend regen,
Die ihr im Sämond ausgestreut!

2. Das alte, gute Recht.

Wo je bei altem, gutem Wein
Der Württemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch sein
„Das alte, gute Recht"!

Das Recht, das unsres Fürsten Haus
Als starker Pfeiler stützt
Und das im Lande ein und aus
Der Armut Hütten schützt;

Das Recht, das uns Gesetze giebt,
Die keine Willkür bricht,
Das offene Gerichte liebt
Und gültig Urteil spricht;

Das Recht, das mäßig Steuern schreibt
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kasse sitzen bleibt
Und kargt mit unsrem Schweiß;

Das unser heil'ges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht,
Die Wissenschaft und Geistesglut
Getreulich nährt und sacht;

Das Recht, das jedem freien Mann
Die Waffen giebt zur Hand,
Damit er stets verfechten kann
Den Fürsten und das Land;

Das Recht, das jedem offen läßt
Den Zug in alle Welt,
Das uns allein durch Liebe fest
Am Mutterboden hält;

Das Recht, des wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das jeder wie sein Christentum
Von Herzen liebt und ehrt;

Das Recht, das eine schlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regsamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Ja, wenn auch wir von hinnen sind,
Besteh' es fort und fort
Und sei für Kind und Kindeskind
Des schönsten Glückes Hort!

Und wo bei altem, gutem Wein
Der Württemberger zecht,
Soll stets der erste Trinkspruch sein
„Das alte, gute Recht"!

---

3. Württemberg.

Was kann dir aber fehlen,
Mein teures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Segensstand.

Man sagt, du seist ein Garten,
Du seist ein Paradies;
Was kannst du mehr erwarten,
Wenn man dich selig pries?

Ein Wort, das sich vererbte,
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daß man es doch nicht kann.

Und ist denn nicht ergossen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kommt nicht der Most geflossen
Von tausend Hügeln her?

Und wimmeln dir nicht Fische
In jedem Strom und Teich?
Ist nicht dein Waldgebüsche
An Wild nur allzureich?

Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Alb?
Und nährest du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Hört man nicht fernhin preisen
Des Schwarzwalds stämmig Holz?
Hast du nicht Salz und Eisen
Und selbst ein Körnlein Golds?

Und sind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht,
Der Friedenswerke Kenner
Und tapfer, wenn man ficht?

Du Land des Korns und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? All und eines:
Das alte, gute Recht.

4. Gespräch.

„Und immer nur vom alten Recht?
„Wie du so störrig bist!"
Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes ist.

„Das Beßre, nicht das Gute nur,
„Zu rühmen, sei dir Pflicht!"
Vom Guten hab' ich sichre Spur,
Vom Beßren leider nicht.

„Wenn ich dir's aber weisen kann,
„So merk' und trau' auf mich!"
Ich schwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn einer bin auch ich.

„Ist weiser Rat dir kein Gewinn,
„Wo zündest du dein Licht?"
Ich halt' es mit dem schlichten Sinn,
Der aus dem Volke spricht.

„Ich sehe, daß du wenig weißt
„Von Schwung und Schöpferkraft."
Ich lobe mir den stillen Geist,
Der mählich wirkt und schafft.

„Der echte Geist schwingt sich empor
„Und rafft die Zeit sich nach."
Was nicht von innen keimt hervor,
Ist in der Wurzel schwach.

„Du hast das Ganze nicht erfaßt,
„Der Menschheit großen Schmerz."
Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz.

5. An die Volksvertreter.

Schaffet fort am guten Werke
Mit Besonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Lob bethören!
Laßt euch nicht den Tadel stören!

Tadeln euch die Überweisen,
Die um eigne Sonnen kreisen:
Haltet fester nur am Echten,
Alterprobten, einfach Rechten!

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglühn für Thorheit halten:
Brennet heißer nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmähn euch jene, die zum Guten
Lautern Antrieb nie vermuten:
Zeigt in desto schönrer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Was ihr Treues uns erwiesen,
Sei von uns mit Dank gepriesen!
Was ihr ferner werdet bauen,
Sei erwartet mit Vertrauen!

---

6. Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geist herniederstiege
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer;
Doch, was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

„Ihr Fürsten! seid zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?

Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

„Ihr Völker! die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

„Ihr Weisen! muß man euch berichten,
Die ihr doch alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubrüten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

„Ihr Fürstenrät' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

„Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor;
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz."

7. Schwindelhaber.

Ei, wer hat in diesem Jahre
All den Wust ins Korn gebracht,
Mutterkorn und andre Ware,
Die im Kopfe dämisch macht,
Raden, Ruß, am meisten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber?

Was die neuen Früchte taugen,
Sah man jüngst beim Schützenfest.
Allen tanzt' es vor den Augen,
Und nicht einer traf ins Nest;
In dem jungen Bier war aber
Schwindelhaber, Dippelhaber.

Worfeln soll man, beuteln, sieben,
Was der Krankheit Spuren trägt;
Tüchtig werd' es durchgetrieben,
Abgegerbt und ausgefegt!
Weg den Wust, besonders aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Die ihr sorgt in unsrem Namen
Für die neue große Saat,
Sichtet aus den falschen Samen,
Der schon so viel Böses that:
Raden, Ruß, vor allem aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

---

8. Hausrecht.

Tritt ein zu dieser Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, stelle
Den Stab an diese Wand!

Sitz obenan zu Tische!
Die Ehre ziemt dem Gast.
Was ich vermag, erfrische
Dich nach des Tages Last!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimat trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als teurer Freund vorlieb!

Nur eins ist, was ich bitte:
Laß du mir ungeschwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauses heilig Recht!

9. Das Herz für unser Volk.

An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freun;
Sein eignes Ich vergessen
In aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohl ermessen,
Für unser Volk ein Herz.

Was unsre Väter schufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu;
Fühllos die Männer lästern,
Die wir uns ausgewählt,
Weil sie dem Plan von gestern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz:
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unser Volk kein Herz.

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung sich belebt
Und da die Volksgeschichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürst, für dessen Ahnen
Der Unsern Brust gepocht
Und unter dessen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unsrem Schmerz!
Ja, du vor allen zeige
Für unser Volk ein Herz!

10. Neujahrswunsch 1817.

Wer redlich hält zu seinem Volke,
Der wünsch' ihm ein gesegnet Jahr!
Vor Mißwachs, Frost und Hagelwolke
Behüt' uns aller Engel Schar!
Und mit dem bang ersehnten Korne
Und mit dem lang entbehrten Wein
Bring uns dies Jahr in seinem Horne
Das alte, gute Recht herein!

Man kann in Wünschen sich vergessen,
Man wünschet leicht zum Überfluß,
Wir aber wünschen nicht vermessen,
Wir wünschen, was man wünschen muß
Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit not.

11. Den Landständen zum Christophstag 1817.

Und wieder schwankt die ernste Wage,
Der alte Kampf belebt sich neu;
Jetzt kommen erst die rechten Tage,
Wo Korn sich sondern wird von Spreu
Wo man den Falschen von dem Treuen
Gehörig unterscheiden kann,
Den Unerschrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet ist,
Den wird man einen Ritter nennen,
Der nie sein Ritterwort vergißt,
Den Geistlichen wird man verehren,
In dem sich regt der freie Geist,
Der wird als Bürger sich bewähren,
Der seine Burg zu schirmen weiß.

Jetzt wahret, Männer, eure Würde,
Steht auf zu männlichem Entscheid!
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter seid.

Es ist so viel schon unterhandelt,
Es ist gesprochen fort und fort,
Es ist geschrieben und gesandelt —
So sprecht nun euer letztes Wort!

Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sei euch ein lohnend stolzes Glück!
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf.

12. Gebet eines Württembergers.

Der du von deinem ew'gen Thron
Die Völker hütest, groß' und kleine,
Gewiß, du blickst auch auf das meine,
Du siehst das Leiden, siehst den Hohn.

Zu unsrem König, deinem Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen
Hätt' er sie, wie er will, vernommen,
Wir hätten längst das teure Recht.

Doch dir ist offen jeglich Thor,
Dir keine Scheidwand vorgeschoben,
Dein Wort ist Donnerhall von oben:
Sprich du an unsres Königs Ohr!

13. Nachruf.

Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut:

Und wenn sich Männer frei erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht ins Leben,
Und der Vertrag giebt ihm Bestand.

Vertrag! es ging auch hierzulande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Ob einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sei gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt.

Solch teure Wahrheit ward verfochten,
Und überwunden ist sie nicht.
Euch, Kämpfer, ist kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht;
Nein, wie ein Fähnrich wund und blutig
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickt ihr tief gekränkt, doch mutig
Und stolz auf das gewahrte Recht.

Kein Herold wird's den Völkern künden
Mit Pauken- und Trommetenschall,
Und dennoch wird es Wurzel gründen
In deutschen Gauen überall:
Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es ersetzen mag,
Daß bei dem biedern Volk in Schwaben
Das Recht besteht und der Vertrag!

14. Prolog zu dem Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben".

(Zur Feier der württembergischen Verfassung wurde am 29. Oktober 1819 auf dem Hof- und Nationaltheater zu Stuttgart das genannte Trauerspiel des Verfassers dieser Gedichte mit dem hier abgedruckten Prolog aufgeführt.)

Ein ernstes Spiel wird euch vorübergehn,
Der Vorhang hebt sich über einer Welt,
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längst schon ausgekämpfte, werden
Vor euern Augen stürmisch sich erneun.

Zween Männer, edel, bieder, fromm und kühn,
Zween Freunde, treu und fest bis in den Tod,
Preiswerte Namen deutscher Heldenzeit,
Ihr werdet sehn, wie sie geächtet irren
Und, in Verzweiflung fechtend, untergehn.

Das ist der Fluch des unglückselgen Landes,
Wo Freiheit und Gesetz darniederliegt,
Daß sich die Besten und die Edelsten
Verzehren müssen in fruchtlosem Harm,
Daß, die fürs Vaterland am reinsten glühn,
Gebrandmarkt werden als des Lands Verräter
Und, die noch jüngst des Landes Retter hießen,
Sich flüchten müssen an des Fremden Herd.

Und während so die beste Kraft verdirbt,
Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
Gewaltthat, Hochmut, Feigheit, Schergendienst.
Wie anders, wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freiheit sich und Recht
Emporgerungen und sich festgepflanzt!
Da drängen die, so grollend ferne standen,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reihn,
Da wirket jeder Geist und jede Hand
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl,
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frei und stolz;
Des Fürsten und des Volkes Rechte sind
Verwoben, wie sich Ulm' und Reb' umschlingen,
Und für des Heiligtums Verteidigung
Steht jeder freudig ein mit Gut und Blut.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunst,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen
Doch heute — wen vielleicht der Bühne Spiel
Verwundet, der gedenke, sich zum Troste,
Welch Fest wir wahr und wirklich heut begehn!
Da mag er sehn, für was die Männer sterben.

Noch steigen Götter auf die Erde nieder,
Noch treten die Gedanken, die der Mensch
Die höchsten achtet, in das Leben ein;
Ja, mitten in der wildverworrnen Zeit

Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's gesehen, Zeugen seid ihr alle;
In ihre Tafeln grab' es die Geschichte!
Heil diesem König, diesem Volke Heil!

---

15. Wanderung.

Ich nahm den Stab, zu wandern,
Durch Deutschland ging die Fahrt;
Man pries mir ja vor andern
Der Deutschen Sinn und Art.
Dem Lande blieb ich ferne,
Wo die Orangen glühn;
Erst kennt' ich jenes gerne,
Wo die Kartoffeln blühn.

Ich kam zum Fürstenhofe,
Wo man die Künste kränzt,
Wo Prunksaal und Alkove
Von Götterbildern glänzt;
Ein Baum, der nicht im groben
Volksboden sich genährt,
Nein, einer, der nach oben
Sogar die Wurzeln kehrt.

Ich ging zur Hohenschule,
Da schöpft' ich reines Licht,
Wie vom Prophetenstuhle
Die wahre Freiheit spricht:
Wo uns der Meister täglich
Den innern Sinn befreit,
Indes ihm selbst erträglich
Der ird'sche Leib gedeiht.

Ich schritt zum Sängerwalde,
Da sucht' ich Lebenshauch;
Da saß ein edler Skalde
Und pflückt' am Lorbeerstrauch:
Nicht hatt' er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerrissen Herz

Ich ging zur Tempelhalle,
Da hört' ich christlich Recht:
„Hier innen Brüder alle,
Da draußen Herr und Knecht."
Der Festesrede Giebel
War: „Duck' dich! schweig dabei!"
Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Kön'ge sei.

Ich kam zum Bürgerhause;
Gern denk' ich dran zurück.
Fern vom Parteigebrause
Blüht Tugend hier und Glück.
Lebt häuslich fort wie heute!
Bald wird vom Belt zum Rhein
Ein Haus voll guter Leute,
Ja, ein Gutleuthaus sein.

Ich ging zum Hospitale,
Da fand ich alles nett,
Viel Grütz' und Kraut zum Mahle
Und reinlich Krankenbett;
Auch sorgt ein schön Erbarmen
Für manch verwahrlost Kind.
Wer denkt des Volks von Armen,
Die altverwahrlost sind?

Ich saß im Ständesaale,
Da schlief ich ein und träumt',
Ich sei noch im Spitale,
Den ich doch längst geräumt.
Ein Mann, der dort im Fieber,
Im kalten Fieber lag,
Er rief: „Nur nichts, mein Lieber
Nur nichts vom Bundestag!"

Ich mischte mich zum Volke,
Das nach dem Festplatz zog,
Wo durch die Staubeswolke
Manch dürrer Renner flog;
Da lernt es, daß die Eile
Den Reiter überstürzt
Und daß man gut die Weile
Mit Wurst und Bier sich kürzt.

Ein Adler flügelstrebend
War Reichspanier hievor;
Ich sah ihn noch wie lebend
Zu Nürnberg an dem Thor.
Jetzt fliegt man nicht zum Zwecke,
Der Wahlspruch ist: „Gott geb's!"
Das Wappen ist die Schnecke,
Schildhalter ist der Krebs.

Als ich mir das entnommen,
Kehrt' ich den Stab nach Haus.
Wann einst das Heil gekommen,
Dann reis' ich wieder aus:
Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Sinngedichte.

Distichen.

An Apollo, den Schmetterling.

Göttlicher Alpensohn, sei huldreich uns Epigrammen!
Über der nächtlichen Kluft flatterst du, spielend im Glanz

Achill.

1.

Durch der Schlachten Gewühl bist du stets sicher gewandelt,
Aus Skamanders Gewog tratst du gerettet hervor;
Als du der Jungfrau Hand empfingst im Tempel des Friedens,
Göttergleicher Achill! traf dich der tödliche Pfeil.

2.

Dort nun thronet Achill, ein Gott, in der Seligen Lande;
Wogen umschlingen es; du, Göttin der Wogen, den Sohn.

Narziß und Echo.

1.

Seltsam spielest du oft mit Sterblichen, Amor! Es liebet
Einen Schatten Narziß, aber ihn liebet ein Hall.

2.

Das noch tröstete sie, das Wort des spröden Geliebten
Nachzustöhnen; nun gar ist er zur Blume verstummt.

3.

Schmerzlich dachte Narziß: „O, wär' ich wieder ein Jüngling!"
Echo dachte sogleich: „Könnt' ich als Mädchen zurück!"

4.

Amor, und dies dein Spiel! Bald lockst du die zärtliche Echo,
Bald in der kindischen Hand drehst du den goldnen Narziß.

Die Götter des Altertums.

Sterbliche wandeltet ihr in Blumen, Götter von Hellas!
Ach, nun wurdet ihr selbst Blümchen des neuen Gedichts.

Tells Platte.

Hier ist das Felsenriff, drauf Tell aus der Barke gesprungen:
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen sich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo sie jährliche Messen ihm singen,
Nein, des Mannes Gestalt, siehst du, wie herrlich sie steht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein ist das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geistigen Blick Freier erscheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauset die Brandung,
Um so mächtiger nur hebt sich die Heldengestalt.

Die Ruinen.

Wandrer! es ziemet dir wohl, in der Burg Ruinen zu schlummern;
Träumend baust du vielleicht herrlich sie wieder dir auf.

Begräbnis.

Als des Gerechten Sarg mit heiliger Erde bedeckt war,
Deckte der Himmel darauf freundlich den silbernen Schnee.

Mutter und Kind.

Mutter.

Blicke zum Himmel, mein Kind! dort wohnt dir ein seliger Bruder;
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.

Kind.

Daß kein Engel mich je von der liebenden Brust dir entführe,
Mutter, so sage du mir, wie ich betrüben dich kann!

Märznacht.

Horch! wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahst!

Im Mai.

Blumen und Blüten, wie licht, und das Glorienlaub um die Bäume!
Bleib nur, Himmel, bewölkt! Erde hat eigenen Glanz.

Tausch.

Als der Wind sich erhob, da flog zerblättert die Blume,
Aber der Schmetterling setzt' in dem Laube sich fest.

Amors Pfeil.

Amor! dein mächtiger Pfeil, mich hat er tödlich getroffen;
Schon im elysischen Land wacht' ich, ein Seliger, auf.

Traumdeutung.

Gestern hatt' ich geträumt, mein Mädchen am Fenster zu sehen;
Doch was sah ich des Tags? Blumen der Lieblichen nur.
Heute nun war mir im Traum, als säh' ich am Fenster die Blumen;
Darum schau' ich gewiß heute die Liebliche selbst.

Die Rosen.

Oft einst hatte sie mich mit duftigen Rosen beschenket;
Eine noch sproßte mir jüngst aus der Geliebtesten Grab

Antwort.

Das Röschen, das du mir geschickt,
Von deiner lieben Hand gepflückt,
Es lebte kaum zum Abendrot,
Das Heimweh gab ihm frühen Tod;
Nun schwebet gleich sein Geist von hier
Als kleines Lied zurück zu dir.

Die Schlummernde.

Wann deine Wimper neidisch fällt,
Dann muß in deiner innern Welt
Ein lichter Traum beginnen:
Dein Auge strahlt nach innen.

An Sie.

Deine Augen sind nicht himmelblau,
Dein Mund, er ist kein Rosenmund,
Nicht Brust und Arme Lilien.
Ach, welch ein Frühling wäre das,
Wo solche Lilien, solche Rosen
Im Thal und auf den Höhen blühten
Und alles das ein klarer Himmel
Umfinge, wie dein blaues Aug'!

Greisenworte.

Sagt nicht mehr: „Guten Morgen! guten Tag!"
Sagt immer: „Guten Abend! gute Nacht!"
Denn Abend ist es um mich, und die Nacht
Ist nahe mir; o, wäre sie schon da!

Komm her, mein Kind! o du mein süßes Leben!
Nein, komm, mein Kind! o du mein süßer Tod!
Denn alles, was mir bitter, nenn' ich Leben,
Und was mir süß ist, nenn' ich alles Tod.

Auf den Tod eines Landgeistlichen.

Bleibt abgeschiednen Geistern die Gewalt,
Zu kehren nach dem ird'schen Aufenthalt,
So kehrest du nicht in der Mondennacht,
Wann nur die Sehnsucht und die Schwermut wacht;

Nein, wann ein Sommermorgen niedersteigt,
Wo sich im weiten Blau kein Wölkchen zeigt,
Wo hoch und golden sich die Ernte hebt,
Mit roten, blauen Blumen hell durchwebt,
Dann wandelst du, wie einst, durch das Gefild
Und grüßest jeden Schnitter freundlich mild.

Nachruf.

1.

Du, Mutter, sahst mein Auge trinken
Des ird'schen Tages erstes Licht;
Auf dein erblassend Angesicht
Sah ich den Strahl des Himmels sinken.

2.

Ein Grab, o Mutter, ist gegraben dir
An einer stillen, dir bekannten Stelle,
Ein heimatlicher Schatten wehet hier,
Auch fehlen Blumen nicht an seiner Schwelle.

Drin liegst du, wie du starbest, unversehrt,
Mit jedem Zug des Friedens und der Schmerzen;
Auch aufzuleben ist dir nicht verwehrt:
Ich grub dir dieses Grab in meinem Herzen.

3.

Verwehn, verhallen ließen sie
Den frommen Grabgesang;
In meiner Brust verstummet nie
Von dir ein sanfter Klang.

4.

Du warst mit Erde kaum bedeckt,
Da kam ein Freund heraus,
Mit Rosen hat er ausgesteckt
Dein stilles Schlummerhaus.

Zu Haupt zwei sanft erglühende,
Zwei dunkle niederwärts,
Die weiße, ewig blühende,
Die pflanzt' er auf dein Herz.

5.

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O, wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

6.

Die Totenglocke tönte mir
So traurig sonst, so bang;
Seit euch geläutet ward von ihr
Ist sie mir Heimatklang.

Auf den Tod eines Kindes.

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

Auf einen Grabstein.

Wenn du auf diesem Leichensteine
Verschlungen siehest Hand in Hand,
Das zeugt von irdischem Vereine,
Der innig, aber kurz bestand;
Es zeugt von einer Abschiedstunde,
Wo Hand aus Hand sich schmerzlich rang,
Von einem heil'gen Seelenbunde,
Von einem himmlischen Empfang.

In ein Stammbuch.

Die Zeit in ihrem Fluge streift nicht bloß
Des Feldes Blumen und des Waldes Schmuck,
Den Glanz der Jugend und die frische Kraft:
Ihr schlimmster Raub trifft die Gedankenwelt.
Was schön und edel, reich und göttlich war
Und jeder Arbeit, jeden Opfers wert,

Das zeigt sie uns so farblos, hohl und klein,
So nichtig, daß wir selbst vernichtet sind.
Und dennoch wohl uns, wenn die Asche treu
Den Funken hegt, wenn das getäuschte Herz
Nicht müde wird, von neuem zu erglühn!
Das Echte doch ist eben diese Glut;
Das Bild ist höher, als sein Gegenstand,
Der Schein mehr Wesen, als die Wirklichkeit.
Wer nur die Wahrheit sieht, hat ausgelebt.
Das Leben gleicht der Bühne: dort wie hier
Muß, wann die Täuschung weicht, der Vorhang fallen.

Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden.

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Totenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig, den blütenvollen!

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu;
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft
Des Erdgeists rätselhafte Formen schafft:
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sahn wir zu Heldenbildern sie gestaltet,
Und jeder Hall, in Spalt und Kluft versteckt,
Ward zu beseeltem Menschenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Festestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Altertum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg;
So hat auch er, dem unsre Thräne taut,
Aus Lebensbildern sich den Sarg erbaut.

Die Asche ruht, der Geist entfleugt auf Bahnen
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Schicksal.

Ja, Schicksal, ich verstehe dich:
Mein Glück ist nicht von dieser Welt,
Es blüht im Traum der Dichtung nur.
Du sendest mir der Schmerzen viel
Und giebst für jedes Leid ein Lied.

Auf die Reise.

Um Mitternacht auf pfadlos weitem Meer,
Wann alle Lichter längst im Schiff erloschen,
Wann auch am Himmel nirgends glänzt ein Stern,
Dann glüht ein Lämpchen noch auf dem Verdeck,
Ein Docht, vor Windesungestüm verwahrt,
Und hält dem Steuermann die Nadel hell,
Die ihm untrüglich seine Richtung weist.
Ja, wenn wir's hüten, führt durch jedes Dunkel
Ein Licht uns, stille brennend in der Brust.

Sonette. Oktaven. Glossen.

Vermächtnis.

Ein Sänger in den frommen Rittertagen,
Ein kühner Streiter in dem heil'gen Lande,
Durchbohrt von Pfeilen lag er auf dem Sande,
Doch konnt' er dies noch seinem Diener sagen:

„Verschleuß mein Herz, wenn es nun ausgeschlagen
In jener Urne, die vom Heimatstrande
Ich hergebracht mit manchem Liebespfande!
Drin sollt du es zu meiner Herrin tragen."

So ich, Geliebte, der nur dich gefeiert,
Verblute fern von dir in Liebesschmerzen,
Schon decket meine Wangen Todesbläße.

Wann deinen Sänger Grabesnacht umschleiert,
Empfange du das treuste aller Herzen
In des Sonettes goldenem Gefäße!

An Petrarca.

Wenn du von Laura Wahres hast gesungen,
Von hehrem Blick, von himmlischer Gebärde
(Und ferne sei, daß angefochten werde,
Was dir das innerste Gemüt durchdrungen!):

War sie ein Zweig, im Paradies entsprungen,
Ein Engel in der irdischen Beschwerde,
Ein zarter Fremdling auf der rauhen Erde,
Der bald zur Heimat sich zurückgeschwungen;

So fürcht' ich, daß auch auf dem goldnen Sterne,
Wohin du ein Verklärter nun gekommen,
Du nimmer das Ersehnte wirst erringen:

Denn jene flog indes zur höhern Ferne,
Sie ward in heil'gern Sphären aufgenommen,
Und wieder mußt du Liebesklage singen.

In Varnhagens Stammbuch.

Als Phöbus stark mit Mauern, Türmen, Gittern
Die Königsburg von Nisa half bereiten,
Da legt' er seiner Lyra goldne Saiten
Auf einen Mauerstein mit leisem Schüttern.

Die Zinne konnte nicht so sehr verwittern,
Daß nicht den Marmor noch in späten Zeiten
Selbst bei des Fingers leichtem Drübergleiten
Durchklungen hätt' ein sanft melodisch Zittern.

So legt' auch ich auf dies Gedächtnisblatt,
Das du wohl öfters, blätternd, wirst berühren,
Mein Saitenspiel, auch gab es einen Ton:

Und dennoch zweifl' ich, ob an dieser Statt
Du jemals einen Nachklang werdest spüren,
Denn ich bin Phöbus nicht, noch Phöbus' Sohn.

An Kerner.

Es war in traurigen Novembertagen,
Ich war gewallt zum stillen Tannenhaine
Und stand gelehnet an der höchsten eine,
Da hielt ich deine Lieder aufgeschlagen.

Versunken war ich in die frommen Sagen:
Bald kniet' ich vor Sankt Albans Wundersteine,
Bald schaut' ich Regiswind' im Rosenscheine,
Bald sah ich Helicenas Münster ragen.

Welch lieblich Wunder wirkten deine Lieder!
Die Höh' erschien in goldnem Maienstrahle,
Und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel.

Doch bald verschwand der Wunderfrühling wieder,
Er durfte nicht sich senken in die Thale,
Im Fluge streift' er nur der Erde Gipfel.

Auf Karl Gangloffs Tod.

(† am 16. Mai 1814, 24 Jahre alt, zu Merklingen im Württembergischen, an einer Nervenkrankheit. Die nachstehenden Sonette beziehen sich auf die letzten Zeichnungen und Entwürfe des genialen jungen Künstlers.)

1.

In dieser Zeit, so reich an schönem Sterben,
An Heldentod in frühen Jugendtagen,
Ward dir's nicht, auf dem Siegesfeld erschlagen,
Den heil'gen Eichenkranz dir zu erwerben;

Beschleichend Fieber brachte dir Verderben,
Du wurdest bei der Eltern Wehklagen
Aus deinem Heimathause hingetragen
Zur Stätte, die nicht Blut, nur Blumen färben.

Doch nein, auch dich ergriff die Zeit des Ruhmes,
Dich drängt' es, eine Hermannsschlacht zu schaffen,
Ein sinnig Denkmal deutschen Heldentumes.

Wohl hörtest du noch scheidend Kampfruf schallen,
Es wogt' um dich von Männern, Rossen, Waffen;
So bist du in der Hermannsschlacht gefallen.

2.

Nach Hohem, Würd'gem nur hast du gerungen,
Das Kleinliche verschmähend wie das Wilde;
So faßtest du in kräftige Gebilde
Das wundervolle Lied der Nibelungen.

Schon hatte Hagens Größe dich durchdrungen,
Schon stand vor dir die Rächerin Kriemhilde,
Vor allem aber rührte dich die Milde
Des edeln Sifrids, Giselhers, des jungen.

Mit Fug ward Giselher von dir beklaget,
Der blühend hinsank in des Kampfs Bedrängnis:
Dich selbst hat nun so früher Tod erjaget.

Warst du vielleicht zu innig schon versunken
In jenes Lied, des furchtbares Verhängnis
Zum Tode jedem, nun auch dir, gewunken?

3.

Bedeutungsvoll hast du dein Künstlerleben
Mit jenem frommen, stillen Bild geschlossen:
Wie Abraham mit seines Stamms Genossen
Das Land begrüßt, das ihm der Herr gegeben.

Da lehnen sie auf ihren Wanderstäben,
Von Wald und Felsenhang noch halb umschlossen,
Doch herrlich sehn sie unter sich ergossen
Das weite Land voll Kornes und voll Reben.

So bist auch du nun, abgeschiedne Seele,
Aus dieses Erdenlebens rauher Wilde
An deiner Wandrung frohes Ziel gekommen,

Und durch das finstre Thor der Grabeshöhle
Erblickst du schon die seligen Gefilde,
Das himmlische Verheißungsland der Frommen.

An den Unsichtbaren.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und trateſt sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Strande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten
Und um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Mut, wer mag es sagen?
Doch wunderbar ergriff mich's diese Nacht:
Die Glieder schienen schon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben schlagen,

Den Geist befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geist, der stets so sicher sich gedacht,
Erlöschend jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.

Wie? hielten schwere Träume mich befangen?
Die Lerche singt, der rote Morgen glüht,
Ins rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend frisch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

Erstorbene Liebe.

Wir waren neugeboren, himmlisch helle
War uns der Liebe Morgen aufgegangen;
Wie glühten, Laura, Lippen dir und Wangen!
Dein Auge brannt', es schlug des Busens Welle.

Wie wallt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte rastlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen,
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

Ja, Lieb' ist höher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen;
Nun such' ich sie an dir, in mir vergebens.

Drum muß ich, Laura, dich und mich beweinen:
Wir beide sind erloschner Liebe Leichen,
Uns traf der Tod des liebelosen Lebens.

Geisterleben.

Von dir getrennet, lieg' ich wie begraben,
Mich grüßt kein Säuseln linder Frühlingslüfte;
Kein Lerchensang, kein Balsam süßer Düfte,
Kein Strahl der Morgensonne kann mich laben.

Wann sich die Lebenden dem Schlummer gaben,
Wann Tote steigen aus dem Schoß der Grüfte,
Dann schweb' ich träumend über Höhn und Klüfte,
Die mich so fern von dir gedränget haben;

Durch den verbotnen Garten darf ich gehen,
Durch Thüren wandl' ich, die mir sonst verriegelt,
Bis zu der Schönheit stillem Heiligtume.

Erschreckt dich Geisterhauch, du zarte Blume?
Es ist der Liebe Wehn, das dich umflügelt.
Leb' wohl! ich muß ins Grab, die Hähne krähen.

Öder Frühling.

Wohl denk' ich jener sel'gen Jugendträume
(Obschon sich die Gefühle mir versagen),
Wann in den ersten milden Frühlingstagen
Im Busen sich mir drängten volle Keime.

Die Ahnung lockte mich in ferne Räume,
Wenn wo ein Laut des Lenzes angeschlagen;
Die Hoffnung wollte sich zum Lichte wagen,
Wie aus den Knospen frisches Grün der Bäume.

Doch nun, da ich das Höchste jüngst genossen,
Gerissen aus dem innigsten Vereine,
Vom reichsten Paradiese kaum verstoßen:

Was sollen nun mir halbergrünte Triften,
Einsamer Amselschlag im toten Haine,
Ein armes Veilchen, noch so süß von Düften?

Die teure Stelle.

Die Stelle, wo ich auf verschlungnen Wegen
Begegnete dem wunderschönen Kinde,
Das, leicht vorübereilend mit dem Winde,
Mir spendete des holden Blickes Segen:

Wohl möcht' ich jene Stelle liebend hegen,
Dort Zeichen graben in des Baumes Rinde,
Mich schmücken mit der Blumen Angebinde,
Zu Träumen mich in kühle Schatten legen.

Doch so verwirrte mich des Blickes Helle,
Und so geblendet blieb ich von dem Bilde,
Daß lang ich wie ein Trunkner mußte wanken.

Und nun in allem Streben der Gedanken,
So wie mit allem Suchen im Gefilde
Nicht mehr erforschen kann die teure Stelle.

Die zwo Jungfraun.

Zwo Jungfraun sah ich auf dem Hügel droben,
Gleich lieblich von Gesicht, von zartem Baue;
Sie blickten in die abendlichen Gaue,
Sie saßen traut und schwesterlich verwoben.

Die eine hielt den rechten Arm erhoben,
Hindeutend auf Gebirg und Strom und Aue;
Die andre hielt, damit sie besser schaue,
Die linke Hand der Sonne vorgeschoben.

Kein Wunder, daß Verlangen mich bestrickte
Und daß in mir der süße Wunsch erglühte:
„O, säß' ich doch an einer Platz von beiden!"

Doch wie ich länger nach den Trauten blickte,
Gedacht' ich im besänftigten Gemüte:
„Nein, wahrlich, Sünde wär' es, sie zu scheiden."

Der Wald.

Was je mir spielt' um Sinnen und Gemüte
Von frischem Grün, von kühlen Dämmerungen,
Das hat noch eben mich bedeckt, umschlungen
Als eines Maienwaldes Lustgebiete.

Was je in Traum und Wachen mich umglühte
Von Blumenschein, von Knospen, kaum gesprungen
Das kam durch die Gebüsche hergedrungen
Als leichte Jägerin, des Waldes Blüte.

Sie floh dahin, ich eilte nach mit Flehen,
Bald hätten meine Arme sie gebunden;
Da mußte schnell der Morgentraum verwehen.

O Schicksal, das mir selbst nicht Hoffnung gönnte!
Mir ist die Schönste nicht allein verschwunden,
Der Wald sogar, drin ich sie suchen könnte.

Der Blumenstrauß.

Wenn Sträuchen, Blumen manche Deutung eigen,
Wenn in den Rosen Liebe sich entzündet,
Vergißmeinnicht im Namen schon sich kündet,
Lorbeere Ruhm, Cypressen Trauer zeigen;

Wenn, wo die andern Zeichen alle schweigen,
Man doch in Farben zarten Sinn ergründet,
Wenn Stolz und Neid dem Gelben sich verbündet,
Wenn Hoffnung flattert in den grünen Zweigen:

So brach ich wohl mit Grund in meinem Garten
Die Blumen aller Farben, aller Arten
Und bring' sie dir, zu wildem Strauß gereihet.

Dir ist ja meine Lust, mein Hoffen, Leiden,
Mein Lieben, meine Treu', mein Ruhm, mein Neiden,
Dir ist mein Leben, dir mein Tod geweihet.

Entschuldigung.

Was ich in Liedern manches Mal berichte
Von Küssen in vertrauter Abendstunde,
Von der Umarmung wonnevollem Bunde,
Ach, Traum ist leider alles und Gedichte.

Und du noch gehest mit mir ins Gerichte,
Du zürnest meinem prahlerischen Munde,
Von nie gewährtem Glücke geb' er Kunde,
Das, selbst gewährt, zum Schweigen stets verpflichte.

Geliebte, laß den strengen Ernst sich mildern
Und lächle zu den leichten Dichterträumen,
Dem unbewußten Spiel, den Schattenbildern!

Der Sänger ruhet schlummernd oft im Kühlen,
Indes die Harfe hänget unter Bäumen
Und in den Saiten Lüfte säuselnd wühlen.

Vorschlag.

Dem Dichter ist der Fernen Bild geblieben,
Bei dem er einsam oftmals Trost gefunden,
Und hält des Lebens Wirrung ihn umwunden,
Er fühlt am Busen doch das Bild der Lieben.

Auch, was der Dichter sang, sehnsuchtgetrieben,
Die Schöne liest es oft in Abendstunden,
Und manches hat so innig sie empfunden,
Daß ihr es tief im Herzen steht geschrieben.

Ein teures Bild, wohl wirkt es wunderkräftig,
Wohl mancher Kummer weicht des Liedes Tönen,
Doch ewig bleibt der Trennung Schmerz geschäftig.

O Schicksal, wechsle leicht nur mit den Losen:
Den Dichter führe wieder zu der Schönen,
Die Lieder mögen mit dem Bilde kosen!

Die Bekehrnng zum Sonett.

Der du noch jüngst von deinem krit'schen Stuhle
Uns arme Sonettisten abgehudelt,
Der du von Gift und Galle recht gesprudelt
Und uns verflucht zum tiefsten Höllenpfuhle:

Du reines Hermelin der alten Schule,
Wie hast du nun dein weißes Fell besudelt!
Ja, ein Sonettlein hast du selbst gedudelt,
Ein schnalzend Seufzerlein an deine Buhle.

Hast du die selbstgesteckten Warnungszeichen,
Hast du, was halb mit Spott und halb mit Knirschen
Altmeister Voß gepredigt, all vergessen?

Fürwahr! du bist dem Lehrer zu vergleichen,
Der seinen Zögling ob gestohlnen Kirschen
Ausschalt und scheltend selber sie gefressen.

Schlußsonett.

Wie, wenn man auch die Glocke nicht mehr ziehet,
Es lange dauert, bis sie ausgeklungen;
Wie, wer von einem Berge kam gesprungen,
Umsonst, den Lauf zu hemmen, sich bemühet;

Wie oft aus Bränden, welche längst verglühet,
Ein Flämmchen unversehens sich geschwungen;
Und spät noch eine Blüte vorgedrungen
Aus Ästen, die sonst völlig abgeblühet;

Wie den Gesang, den zu des Liebchens Preise
Der Schäfer angestimmt aus voller Seele,
Gedankenlose Halle weiter treiben:

So geht es mir mit der Sonettenweise.
Ob mir's an Zweck und an Gedanken fehle,
Muß ich zum Schlusse dies Sonett doch schreiben.

An die Bundschmecker.

1816.

Die ihr mit scharfen Nasen ausgewittert
Viel höchst gefährlicher geheimer Bünde,
Vergönnt mir, daß ich einen euch verkünde,
Vor dem ihr wohl bis heute nicht gezittert!

Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
Die arge Pest, die weitvererbte Sünde:
Die Sehnsucht, daß ein Deutschland sich begründe,
Gesetzlich frei, volkskräftig, unzersplittert;

Doch anders weiß ich, und vernehmt ihr's gerne,
So will ich einen mächt'gen Bund verraten,
Der sich in stillen Nächten angesponnen:

Es ist der große Bund zahlloser Sterne,
Und wie mir Späher jüngst zu wissen thaten,
So steckt dahinter selbst das Licht der Sonnen.

An K. M.

Wann die Natur will knüpfen und erbauen,
Dann liebt in stillen Tiefen sie zu walten;
Geweihten einzig ist vergönnt, zu schauen,
Wie ihre Hand den Frühling mag gestalten,
Wie sie erzieht zu Eintracht und Vertrauen
Die Kinder früh in dunkeln Aufenthalten.
Nur wann sie will zerstören und erschüttern,
Erbraust sie in Orkanen und Gewittern.

So übet auch die Liebe tief und leise
Im Reich der Geister ihre Wundermacht;
Sie zieht unsichtbar ihre Zauberkreise
Am goldnen Abend, in der Sternennacht;
Sie weckt durch feierlicher Lieder Weise
Verwandte Chöre in der Geister Schacht;
Sie weiß durch stiller Augen Strahl die Seelen
Zu knüpfen und auf ewig zu vermählen.

Dort in des Stromes wild empörte Wogen
Warf sich ein Jüngling, voll von raschen Gluten;
Doch jene Wallung, die ihn fortgezogen,
Sie mußt' ihn wieder an das Ufer fluten.
Ich aber sah es, wie des Himmels Bogen,
Der Erde Glanz im stillen Teiche ruhten:
Da sank ich hin, von sanfter Wonne trunken,
Ich sank und bin auf ewig nun versunken.

Ein Abend.

Als wäre nichts geschehen, wird es stille,
Die Glocken hallen aus, die Lieder enden,
Und leichter ward mir in der Thränen Fülle,
Seit sie versenket war von frommen Händen.
Als noch im Hause lag die bleiche Hülle,
Da wußt' ich nicht, wohin nach Ihr mich wenden;
Sie schien mir, heimatlos, mit Klaggebärde
Zu schweben zwischen Himmel hin und Erde.

Die Abendsonne strahlt', ich saß im Kühlen
Und blickte tief ins lichte Grün der Matten;
Mir dünkte bald, zwei Kinder säh' ich spielen,
So blühend, wie einst wir geblühet hatten.
Da sank die Sonne, graue Schleier fielen,
Die Bilder fliehn, die Erde liegt im Schatten;
Ich blick' empor, und hoch in Äthers Auen
Ist Abendrot und all mein Glück zu schauen.

Rückleben.

An Ihrem Grabe kniet' ich festgebunden
Und senkte tief den Geist ins Totenreich;
Zum Himmel reichte nicht mein Blick, es stunden
Des Wiedersehens Bilder fern und bleich.

Da so ich vorwärts Grauen nur gefunden,
Vergangne Tage, flüchtet' ich zu euch:
Ich ließ den Sarg des Grabes Nacht entheben,
Zurück sie tragen in das schöne Leben.

Schon huben sich die bleichen Augenlider,
Ihr Auge schmachtete zu mir empor;
Bald strebten auf die frischverjüngten Glieder,
Sie schwebte blühend in der Schwestern Chor;
Der Liebe goldne Stunden traten wieder,
Selbst mit des ersten Kusses Lust, hervor:
Bis sich verlor ihr Leben und das meine
In sel'ger Kindheit Duft und Morgenscheine.

Gesang und Krieg.

1.

Wühlt jener schauervolle Sturm aus Norden
Zerstörend auch im frischen Liederkranze?
Ist der Gesang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?
Muß schamrot abwärts fliehn der Sängerorden,
Wann Kriegerscharen ziehn im Waffenglanze?
Darf nicht der Harfner wie in vor'gen Zeiten
Willkommen selbst durch Feindeslager schreiten?

Bleibt Poesie zu Wald und Kluft verdrungen,
Bis nirgends Kampf der Völker Ruhe störet,
Bis das vulkan'sche Feuer ausgerungen,
Das stets sich neu im Erdenschoß empöret:
So ist bis heute noch kein Lied erklungen
Und wird auch keins in künft'ger Zeit gehöret;
Nein, über ew'gen Kämpfen schwebt im Liede,
Gleich wie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Ein jedes weltlich Ding hat seine Zeit;
Die Dichtung lebet ewig im Gemüte,
Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und stillen Güte,
Gleich ewig in des Ernstes Düsterheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüte.
Ob Donner rollen, ob Orkane wühlen,
Die Sonne wankt nicht, und die Sterne spielen.

Schon rüsten sich die Heere zum Verderben,
Der Frühling rüstet sich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trommeten werben,
Indes die wilden Winterstürme schweigen;
Mit Blute will der Krieg die Erde färben,
Die sich mit Blumen schmückt und Blütenzweigen.
Darf so der ird'sche Lenz sich frei erschließen,
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen!

2.

Nicht schamrot weichen soll der Sängerorden,
Wann Kriegerscharen ziehn im Waffenglanze;
Noch ist sein Lied kein schnödes Spiel geworden,
Doch ziert auch ihn der Degen und die Lanze;
Wohl schauervoll ist jener Sturm aus Norden,
Doch weht er frisch und stärkt zum Schwertertanze.
Wollt, Harfner, ihr durch Feindeslager schreiten,
Noch steht's euch frei, den Eingang zu erstreiten.

Wann „Freiheit! Vaterland!" ringsum erschallet,
Kein Sang tönt schöner in der Männer Ohren;
Im Kampfe, wo solch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig neugeboren.
Hat Aschylos, des Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dies schönste Los erkoren?
Cervantes ließ gelähmt die Rechte sinken
Und schrieb den Don Quichotte mit der Linken.*)

Auch unsres deutschen Liedertempels Pfleger,
Sie sind dem Kriegesgeiste nicht verdorben,
Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger,
Und mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, du, o schwarzer Jäger,
Wohl seid ihr ritterlichen Tods gestorben.
Und Fouqué, wie mir du das Herz durchdringest!
Du wagtest, kämpftest, doch du lebst und singest.

Den Frühling kündet der Orkane Sausen,
Der Heere Vorschritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brausen,
So wogt es weit von Deutschlands Heldensöhnen;

*) Dieses ist unrichtig; dem Cervantes wurde in dem Seetreffen bei Lepanto die linke Hand gelähmt.

Der Sänger folgt durch alles wilde Grausen,
Läßt Sturm und Wogen gleich sein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede
Mit mildern Lüften und mit sanftrem Liede.

Katharina.

Die Muse, die von Recht und Freiheit singet,
Sie wandelt einsam, ferne den Palästen;
Wenn Lustgesang und Reigen dort erklinget,
Sie hat nicht Anteil an des Hofes Festen.
Doch, nun der laute Schmerz die Flügel schwinget,
Da kommt auch sie mit andern Trauergästen,
Und hat sie nicht die Lebenden erhoben,
Die Toten, die nicht hören, darf sie loben.

Die Stadt erdröhnt vom Schall der Totenglocken,
Die Menge brüstet sich im schwarzen Kleide,
Kein Antlitz lächelt, und kein Aug' ist trocken,
Ein Wettkampf ist im ungemeßnen Leide.
Doch all dies kann die Muse nicht verlocken,
Daß sie das Falsche nicht vom Echten scheide;
Die Glocke tönet, wenn man sie geschwungen,
Und Thränen giebt es, die nicht tief entsprungen.

Der reiche Sarg, von Künstlerhand gezimmert,
Mit einer Fürstin purpurnem Gewande,
Mit einer Krone, die von Steinen flimmert,
Bedeutet er nicht großes Weh dem Lande?
Doch, wie der Purpur, wie die Krone schimmert,
Die Muse huldigt nimmermehr dem Tande;
Der ird'sche Glanz, kann er die Augen blenden,
Die sich zum Licht der ew'gen Sterne wenden?

Sie blickt zum Himmel, blickt zur Erde wieder,
Sie schaut in alle Zeiten der Geschichte:
Da steigen Königinnen auf und nieder,
Und viele schwinden hin wie Traumgesichte
Und sind verschollen in dem Mund der Lieder
Und sind erloschen in des Ruhmes Lichte,
Indes in frischem, unverblühtem Leben
Die Namen edler Bürgerinnen schweben.

Drum darf die Muse wohl, die ernste, fragen:
„Hat dieser goldne Schmuck ein Haupt umfangen,
Das würdig und erleuchtet ihn getragen?
Hat unter dieses Purpurmantels Prangen
Ein hohes, königliches Herz geschlagen,
Ein Herz, erfüllt von heiligem Verlangen,
Von reger Kraft, in weitesten Bezirken
Belebend, hilfreich, menschlich groß zu wirken?"

So fragt die Muse, doch im innern Geiste
Ward ihr voraus der rechten Antwort Kunde;
Da spricht sie manches Schmerzliche, das meiste
Verschließt sie bitter in des Busens Grunde;
Und daß auch sie ihr Totenopfer leiste,
Ihr Zeichen stifte dieser Trauerstunde,
Legt sie zur Krone hin, der goldesschweren,
Bedeutsam einen vollen Kranz von Ähren:

„Nimm hin, Verklärte, die du früh entschwunden!
Nicht Gold noch Kleinod ist dazu verwendet,
Auch nicht aus Blumen ist der Kranz gebunden
(In rauher Zeit hast du die Bahn vollendet),
Aus Feldesfrüchten hab' ich ihn gewunden,
Wie du in Hungertagen sie gespendet;
Ja, gleich der Ceres Kranze flocht ich diesen.
Volksmutter, Nährerin, sei mir gepriesen!"

Sie spricht's, und aufwärts deutet sie, da weichen
Der Halle Bogen, die Gewölke fliehen,
Ein Blick ist offen nach des Himmels Reichen,
Und droben sieht man Katharinen knieen;
Sie trägt nicht mehr der ird'schen Würde Zeichen,
Sie ließ der Welt, was ihr die Welt geliehen,
Doch auf die Stirne fällt, die reine, helle,
Ein Lichtstrahl aus des Lichtes höchstem Quelle.

Glossen.

1. Der Recensent.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.

Tieck

Schönste, du hast mir befohlen,
Dieses Thema zu glossieren;
Doch ich sag' es unverhohlen:
„Dieses heißt die Zeit verlieren,"
Und ich sitze wie auf Kohlen.
Liebtet ihr nicht, stolze Schönen,
Selbst die Logik zu verhöhnen,
Würd' ich zu beweisen wagen,
Daß es Unsinn ist, zu sagen:
„Süße Liebe denkt in Tönen."

Zwar versteh' ich wohl das Schema
Dieser abgeschmackten Glossen,
Aber solch verzwicktes Thema,
Solche rätselhafte Possen
Sind ein gordisches Problema.
Dennoch macht' ich dir, mein Stern,
Diese Freude gar zu gern;
Hoffnungslos reib' ich die Hände,
Nimmer bring' ich es zu Ende,
Denn Gedanken stehn zu fern.

Laß, mein Kind, die span'sche Mode!
Laß die fremden Triolette!
Laß die welsche Klangmethode
Der Kanzonen und Sonette!
Bleib bei deiner sapph'schen Ode!
Bleib der Aftermuse fern
Der romantisch süßen Herrn!
Duftig schwebeln, luftig tänzeln
Nur in Reimchen, Assonänzeln,
Nur in Tönen mag sie gern.

Nicht in Tönen solcher Glossen
Kann die Poesie sich zeigen;
In antiken Verskolossen
Stampft sie besser ihren Reigen

Mit Spondeen und Molossen.
Nur im Hammerschlag und Dröhnen
Deutschhellenischer Kamönen
Kann sie selbst die alten, kranken,
Allerhäßlichsten Gedanken,
Alles, was sie will, verschönen.

---

2. Der Romantiker und der Recensent.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!
Tieck.

Romantiker.

Finster ist die Nacht und bange,
Nirgends eines Sternleins Funkel;
Dennoch in verliebtem Drange
Wandl' ich durch das graus'e Dunkel
Mit Gesang und Lautenklange.
Wenn Kamilla nun erwacht
Und das Lämpchen freundlich facht,
Dann erblick' ich, der Entzückte,
Plötzlich eine sterngeschmückte,
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Recensent.

Laß Er doch sein nächtlich Johlen,
Poetaster Helikanus!
Was er singt, ist nur gestohlen
Aus dem Kaiser Oktavianus,
Der bei mir nicht sehr empfohlen,
Den ich der gelehrten Welt
Von den Alpen bis zum Belt
Preisgab als ein Werk der Rotte,
Die den Unsinn hub zum Gotte,
Die den Sinn gefangen hält.

Romantiker.

Welche Stimme, rauh und heischer!
Ist das wohl der Baur Hornvilla?
Ist es Klemens wohl, der Fleischer?
Von den Fenstern der Kamilla

Heb dich weg, du alter Kreischer!
Was die krit'sche Feder hält
Von den Alpen bis zum Belt,
Wüt' es doch zu Haus und schäume,
Nur verschon' es ihrer Träume
Wundervolle Märchenwelt!

Recensent.

Bänkelsänger, Hackbrettschläger,
Volk, das nachts die Stadt durchleiert,
Nennt sich jetzt der Musen Pfleger;
Nächstens, wenn Apoll noch feiert,
Dichten selbst die Schornsteinfeger.
Zeit, wo man mit Wohlbedacht
Nur latein'schen Vers gemacht,
Zeit gepuderter Perücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken,
Steig auf in der alten Pracht!

---

8. Die Nachtschwärmer.

Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe!
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Goethe

Der Unverträgliche.

Stille streif' ich durch die Gassen,
Wo sie wohnt, die blonde Kleine;
Doch schon seh' ich andre passen,
Und mir war's im Dämmerscheine,
Einer würd' hineingelassen.
Regt es mir denn gleich die Galle,
Daß sie andern auch gefalle?
Sei's! doch kann ich nicht verschweigen:
Jeder hab' ein Liebchen eigen!
Eines schickt sich nicht für alle.

Der Hilfreiche.

Zu dem Brunnen mit den Krügen
Kommt noch spät mein trautes Mädchen
Rollt mit raschen, kräft'gen Zügen,
Husch, die Kette um das Rädchen.

Ihr zu helfen, welch Vergnügen!
Ja, ich zog mit ganzem Leibe,
Bis zersprang des Rädchens Scheibe.
Ist es nun auch stehn geblieben,
Haben wir's doch noch getrieben.
Sehe jeder, wie er's treibe!

Der Vorsichtige.

„Zwölf Uhr!" ist der Ruf erschollen,
Und mir sinkt das Glas vom Munde.
Soll ich jetzt nach Haus mich trollen
In der schlimmen Geisterstunde,
In der Stunde der Patrollen?
Und daheim zum Zeitvertreibe
Noch den Zank von meinem Weibe!
Dann die Nachbarn, häm'sche Tadler! —
Nein, ich bleib' im goldnen Adler,
Sehe jeder, wo er bleibe!

Der Schwankende.

Ei, was kann man nicht erleben!
Heute war doch Sommerhitze,
Und nun hat's Glatteis gegeben;
Daß ich noch aufs Pflaster sitze,
Muß ich jeden Schritt erbeben;
Und die Häuser taumeln alle,
Wenn ich kaum an eines pralle.
Hüte sich in diesen Zeiten,
Wer da wandelt, auszugleiten,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Uhlands Werke

in vier Bänden.

Mit Bildnis, einer Biographie und Charakteristik Uhlands

von

Rudolf von Gottschall.

Zweiter Band.

Inhalt:

Gedichte. Zweiter Teil. — Balladen und Romanzen.
Gedichte aus dem Nachlasse und älteren Auflagen.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

	Seite
Merlin der Wilde. An Karl Mayer	82
Die Bildsäule des Bachus	85
Von den sieben Zechbrüdern	86
Die Geisterkelter	88
Junker Rechberger	89
Der Graf von Greiers	92
Graf Eberstein	93
Schwäbische Kunde	94
Die Rache	95
Das Schwert	95
Siegfrieds Schwert	96
Klein Roland	97
Roland Schildträger	100
König Karls Meerfahrt	105
Tailleser	107
Das Nothemd	109
Das Glück von Edenhall	110
Der letzte Pfalzgraf	111
Graf Eberhard der Rauschebart	112
1. Der Überfall im Wildbad.	
2. Die drei Könige zu Heimsen.	
3. Die Schlacht bei Reutlingen.	
4. Die Döffinger Schlacht.	
Der Schenk von Limburg	120
Das Singenthal	123
Lerchenkrieg	124
Ver sacrum	126
Der Königssohn	129
Des Sängers Fluch	133
Die versunkene Krone	134
Tells Tod	135
Die Glockenhöhle	137
Die verlorene Kirche	138
Das versunkene Kloster	140
Märchen	141
Altfranzösische Gedichte.	
Die Königstochter	147
Graf Richard Ohnefurcht	148
Legende	152
Roland und Alda	153
Fortunat und seine Söhne. Fragment.	
Erstes Buch	157
Zweites Buch	168

Aus dem Nachlasse und älteren Auflagen.

	Seite
Sängerrecht	180
Rebenblüte	180
Lied	180
Der Johannissegen	181
Guter Wunsch	182
Wintermorgen	182
Abendtanz	182
Mickiewicz	183
Schattenlied	184
Der mißgelaunte Liebesdichter	185
Meiner Schwester am 2. Mai 1818	185
Am 22. September 1818	186
Frage	186
Die fromme Jägerin	187
An Albert Schott	187
Mit Goethes Gedichten	187
Der Knecht	188
Das Schloß im Walde	188
Der falsche Ritter	188
Bitte	189
Sprüche	190
Späte Kritik	190
Das traurige Turnei	190
An Auguste Feuerlein	192
Jugend-Gedichte.	
Im Tannenhaine	192
Bitte um die Frühjahrsvakanz	193
JesuAuferstehung undHimmelfahrt	194
Meinen Eltern am Neujahr 1802	196
Die Wallfahrtkirche	196
Die Braut	197
Auf dem Schlosse zu Heidelberg	198
Der Sänger der Wehmut	199
Abschied	199
Der Sohn des Meeres	200
Liebesfeuer	201
Die steinerne Braut	201
Von der Liebsten	202
Der verlorene Jäger	202
Bruchstücke aus dem Heldenbuche.	
1. Die Linde zu Garten	203
2. Otnits Rächer	210
Alphab. Inhaltsverzeichnis zu Bd. I u. II nach den Gedichtanfängen.	218

Gedichte.

Zweiter Teil.

Balladen und Romanzen.

Entsagung.

Wer entwandelt durch den Garten
Bei der Sterne bleichem Schein?
Hat er Süßes zu erwarten?
Wird die Nacht ihm selig sein?
Ach, der Harfner ist's; er sinkt
Nieder an des Turmes Fuße,
Wo es spät herunterblinkt,
Und beginnt zum Saitengruße:

„Lausche, Jungfrau, aus der Höhe
Einem Liede, dir geweiht,
Daß ein Traum dich lind umwehe
Aus der Kindheit Rosenzeit!
Mit der Abendglocke Klang
Kam ich, will vor Tage gehen
Und das Schloß, dem ich entsprang
Nicht im Sonnenstrahle sehen.

„Von dem kerzenhellen Saale,
Wo du thronest, blieb ich fern,
Wo um dich beim reichen Mahle
Freudig saßen edle Herrn;
Mit der Freude nur vertraut
Hätten Frohes sie begehret,
Nicht der Liebe Klagelaut,
Nicht der Kindheit Recht geehret.

„Bange Dämmerung, entweiche!
Düstre Bäume, glänzet neu,
Daß ich in dem Zauberreiche
Meiner Kindheit selig sei!
Sinken will ich in den Klee,
Bis das Kind mit leichtem Schritte
Wandle her, die schöne Fee,
Und mit Blumen mich beschütte.

„Ja, die Zeit ist hingeflogen,
Die Erinnrung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken sie.
Schauen flieht mein süßer Schmerz,
Daß nicht die Erinnrung schwinde.
Sage das nur, ob dein Herz
Noch der Kindheit Lust empfinde!"

Und es schwieg der Sohn der Lieder
Der am Fuß des Turmes saß;
Und vom Fenster klang es nieder,
Und es glänzt' im dunkeln Gras:
„Nimm den Ring und denke mein,
Denk' an unsrer Kindheit Schöne!
Nimm ihn hin! Ein Edelstein
Glänzt darauf und eine Thräne."

Die Nonne.

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel sein,
Und Engel darf ich lieben."

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es stand in lichtem Scheine,
Es sah so muttermild
Herunter auf die Reine.

Sie sank zu seinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlider
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Der Kranz.

Es pflückte Blümlein mannigfalt
Ein Mägdlein auf der lichten Au,
Da kam wohl aus dem grünen Wald
Eine wunderschöne Frau.

Sie trat zum Mägdlein freundlich hin,
Sie schlang ein Kränzlein ihm ins Haar:
„Noch blüht es nicht, doch wird es blühn,
O trag es immerdar!“

Und als das Mägdlein größer ward
Und sich erging im Mondenglanz
Und Thränen weinte, süß und zart,
Da knospete der Kranz.

Und als ihr holder Bräutigam
Sie innig in die Arme schloß,
Da wanden Blümlein wonnesam
Sich aus den Knospen los.

Sie wiegte bald ein süßes Kind
Auf ihrem Schoße mütterlich,
Da zeigten an dem Laubgewind
Viel goldne Früchte sich.

Und als ihr Lieb gesunken war,
Ach, in des Grabes Nacht und Staub,
Da weht' um ihr zerstreutes Haar
Ein herbstlich falbes Laub.

Bald lag auch sie erbleichet da,
Doch trug sie ihren werten Kranz;
Da war's ein Wunder, denn man sah
So Frucht als Blütenglanz.

Der Schäfer.

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königsschloß;
Die Jungfrau von der Zinne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie rot die Blümlein hier!"

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämest du herab zu mir!
Wie glänzen so die Wänglein rot,
Wie weiß die Arme dir!"

Und als er nun mit stillem Weh
In jeder Früh' vorübertrieb,
Da sah er hin, bis in der Höh'
Erschien sein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!"
Ihr süßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!"

Der Winter floh, der Lenz erschien,
Die Blümlein blühten reich umher;
Der Schäfer thät zum Schlosse ziehn.
Doch sie erschien nicht mehr.

Er rief hinauf so klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!"
Ein Geisterlaut herunterscholl:
„Ade, du Schäfer mein!"

Die Vätergruft.

Es ging wohl über die Heide
Zur alten Kapell' empor
Ein Greis im Waffengeschmeide
Und trat in den dunkeln Chor.

Die Särge seiner Ahnen
Standen die Hall' entlang,
Aus der Tiefe thät ihn mahnen
Ein wunderbarer Gesang.

„Wohl hab' ich euer Grüßen,
Ihr Heldengeister, gehört;
Eure Reihe soll ich schließen.
Heil mir! ich bin es wert."

Es stand an kühler Stätte
Ein Sarg noch ungefüllt;
Den nahm er zum Ruhebette,
Zum Pfühle nahm er den Schild.

Die Hände thät er falten
Aufs Schwert und schlummert' ein;
Die Geisterlaute verhallten,
Da mocht' es gar stille sein.

Die sterbenden Helden.

Der Dänen Schwerter drängen Schwedens Heer
Zum wilden Meer;
Die Wagen klirren fern, es blinkt der Stahl
Im Mondenstrahl.
Da liegen sterbend auf dem Leichenfeld
Der schöne Sven und Ulf, der graue Held.

Sven.

O Vater, daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!
Nun schlichtet nimmer meine Mutter mir
Der Locken Zier.
Vergeblich spähet meine Sängerin
Vom hohen Turm in alle Ferne hin.

Ulf.

Sie werden jammern, in der Nächte Graun
Im Traum uns schaun.
Doch sei getrost! bald bricht der bittre Schmerz
Ihr treues Herz.
Dann reicht die Buhle dir bei Odins Mahl,
Die goldgelockte, lächelnd den Pokal.

Sven.

Begonnen hab' ich einen Festgesang
Zum Saitenklang,
Von Königen und Helden grauer Zeit
In Lieb' und Streit.

Verlassen hängt die Harfe nun, und bang
Erweckt der Winde Wehen ihren Klang.

Ulf.

Es glänzet hoch und hehr im Sonnenstrahl
Allvaters Saal,
Die Sterne wandeln unter ihm, es ziehn
Die Stürme hin.
Dort tafeln mit den Vätern wir in Ruh',
Erhebe dann dein Lied und end' es du!

Sven.

O Vater, daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!
Noch leuchtet keiner hohen Thaten Bild
Auf meinem Schild.
Zwölf Richter thronen, hoch und schauerlich,
Die werten nicht des Heldenmahles mich.

Ulf.

Wohl wieget eines viele Thaten auf
(Sie achten drauf),
Das ist um deines Vaterlandes Not
Der Heldentod.
Sieh hin! die Feinde fliehen. Blick' hinan!
Der Himmel glänzt, dahin ist unsre Bahn.

Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß
War meines Alters Glück.

Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm."

„O Sohn, der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner stand;
Und doch, in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet, und es rauscht
Der Nachen übers Meer;
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert (ich kenn's am guten Klang),
Es gab so scharfen Laut." —

„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht." —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du befreite,
Singst mir den Grabgesang."

Der Sänger.

Noch singt den Wiederhallen
Der Knabe sein Gefühl,
Die Elfe hat Gefallen
Am jugendlichen Spiel.
Es glänzen seine Lieder
Wie Blumen rings um ihn,
Sie gehn mit ihm wie Brüder
Durch stille Haine hin.

Er kommt zum Völkerfeste,
Er singt im Königssaal,
Ihm staunen alle Gäste,
Sein Lied verklärt das Mahl;
Der Frauen schönste krönen
Mit lichten Blumen ihn;
Er senkt das Aug' in Thränen,
Und seine Wangen glühn.

Gretchens Freude.

Was soll doch dies Trommeten sein?
Was deutet dies Geschrei?
Will treten an das Fensterlein,
Ich ahne, was es sei.

Da kehrt er ja, da kehrt er schon
Vom festlichen Turnei,
Der ritterliche Königssohn,
Mein Buhle wundertreu.

Wie steigt das Roß und schwebt daher!
Wie trutzlich sitzt der Mann!
Fürwahr, man dächt' es nimmermehr,
Wie sanft er spielen kann.

Wie schimmert so der Helm von Gold,
Des Ritterspieles Dank!
Ach, drunter glühn, vor allem hold,
Die Augen blau und blank.

Wohl starrt um ihn des Panzers Erz,
Der Rittermantel rauscht;
Doch drunter schlägt ein mildes Herz,
Das Lieb' um Liebe tauscht.

Die Rechte läßt den Gruß ergehn,
Sein Helmgefieder wankt;
Da neigen sich die Damen schön,
Des Volkes Jubel dankt.

Was jubelt ihr und neigt euch so?
Der schöne Gruß ist mein.
Viel Dank, mein Lieb! Ich bin so froh;
Gewiß, ich bring' dir's ein.

Nun zieht er in des Vaters Schloß
Und knieet vor ihm hin
Und schnallt den goldnen Helm sich los
Und reicht dem König ihn.

Dann abends eilt zu Liebchens Thür
Sein leiser, loser Schritt;
Da bringt er frische Küsse mir
Und neue Liebe mit.

Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut,
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl,
Der roten Mäntel wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

Vom treuen Walther.

Der treue Walther ritt vorbei
An unsrer Frau Kapelle;
Da kniete gar in tiefer Reu'
Ein Mägdlein an der Schwelle:

„Halt an, halt an, mein Walther traut!
Kennst du nicht mehr der Stimme Laut,
Die du so gerne hörtest?"

„Wen seh' ich hier? Die falsche Maid,
Ach, weiland, ach, die meine!
Wo ließest du dein seiden Kleid,
Wo Gold und Edelsteine?"
„O daß ich von der Treue ließ!
Verloren ist mein Paradies,
Bei dir nur find' ich's wieder."

Er hub zu Roß das schöne Weib,
Er trug ein sanft Erbarmen;
Sie schlang sich fest um seinen Leib
Mit weißen, weichen Armen:
„Ach, Walther traut, mein liebend Herz,
Es schlägt an kaltes, starres Erz,
Es klopft nicht an dem deinen."

Sie ritten ein in Walthers Schloß,
Das Schloß war öd' und stille.
Sie band den Helm dem Ritter los;
Hin war der Schönheit Fülle:
„Die Wangen bleich, die Augen trüb,
Sie sind dein Schmuck, du treues Lieb!
Du warst mir nie so lieblich."

Die Rüstung löst die fromme Maid
Dem Herrn, den sie betrübet:
„Was seh' ich? Ach, ein schwarzes Kleid
Wer starb, den du geliebet?"
„Die Liebste mein betraur' ich sehr,
Die ich auf Erden nimmermehr,
Noch überm Grabe finde."

Sie sinkt zu seinen Füßen hin
Mit ausgestreckten Armen:
„Da lieg' ich arme Büßerin,
Dich fleh' ich um Erbarmen.
Erhebe mich zu neuer Lust!
Laß mich an deiner treuen Brust
Von allem Leid genesen!"

„Steh auf, steh auf, du armes Kind!
Ich kann dich nicht erheben;
Die Arme mir verschlossen sind,
Die Brust ist ohne Leben.
Sei traurig stets, wie ich es bin!
Die Lieb' ist hin, die Lieb' ist hin
Und kehret niemals wieder."

Der Pilger.

Es wallt ein Pilger hohen Dranges,
Er wallt zur sel'gen Gottesstadt,
Zur Stadt des himmlischen Gesanges,
Die ihm der Geist verheißen hat.

„Du klarer Strom, in deinem Spiegel
Wirst du die heil'ge bald umfahn;
Ihr sonnenhellen Felsenhügel,
Ihr schaut sie schon von weitem an.

„Wie ferne Glocken hör' ich's klingen;
Das Abendrot durchblüht den Hain.
O hätt' ich Flügel, mich zu schwingen
Weit über Thal und Felsenreihn!"

Er ist von hoher Wonne trunken,
Er ist von süßen Schmerzen matt,
Und in die Blumen hingesunken,
Gedenkt er seiner Gottesstadt:

„Sie sind zu groß noch, diese Räume,
Für meiner Sehnsucht Flammenqual.
Empfahet ihr mich, milde Träume,
Und zeigt mir das ersehnte Thal!"

Da ist der Himmel aufgeschlagen,
Sein lichter Engel schaut herab:
„Wie sollt' ich dir die Kraft versagen,
Dem ich das hohe Sehnen gab!

„Die Sehnsucht und der Träume Weben,
Sie sind der weichen Seele süß;
Doch edler ist ein starkes Streben
Und macht den schönen Traum gewiß."

Er schwindet in die Morgendüfte;
Der Pilger springt gestärkt empor,
Er strebet über Berg' und Klüfte,
Er stehet schon am goldnen Thor.

Und sieh! gleich Mutterarmen schließet
Die Stadt der Pforte Flügel auf,
Ihr himmlischer Gesang begrüßet
Den Sohn nach tapfrem Pilgerlauf.

Abschied.

Was klinget und singet die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die andern und schwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüt';
Doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte,
Geht still und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein;
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!" --
„Mit dem Abschiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennet und glühet!"

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenster heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da schlägt der Bursche die Augen auf
Und schlägt sie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand aufs Herze.

„Herr Bruder, und hast du noch keinen Strauß,
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du Schönste von allen,
Laß ein Sträußlein herunterfallen!"

„Ihr Brüder, was sollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen wie ihr;
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen."

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang!
Und das Mägdlein lauschet und horchet noch lang:
„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich stille geliebet habe.

„Da steh' ich, ach, mit der Liebe mein,
Mit Rosen und mit Gelbveigelein!
Dem ich alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne."

Des Knaben Tod.

„Zeuch nicht den dunkeln Wald hinab!
Es gilt dein Leben, du junger Knab!"
„Mein Gott im Himmel, der ist mein Licht,
Der läßt mich im dunkeln Walde nicht."

Da zeucht er hinunter, der junge Knab,
Es braust ihm zu Füßen der Strom hinab,
Es sauft ihm zu Haupte der schwarze Wald,
Und die Sonne versinket in Wolken bald.

Und er kommt ans finstere Räuberhaus;
Eine holde Jungfrau schauet heraus:
„O wehe! du bist so ein junger Knab,
Was kommst du ins Thal des Todes herab?"

Aus dem Thor die mördrische Rotte bricht,
Die Jungfrau decket ihr Angesicht,
Sie stoßen ihn nieder, sie rauben sein Gut,
Sie lassen ihn liegen in seinem Blut.

„O weh! wie dunkel! keine Sonne, kein Stern!
Wen ruf' ich an? ist mein Gott so fern?
Ha, Jungfrau dort im himmlischen Schein,
Nimm auf meine Seel' in die Hände dein!"

Der Traum.

Im schönsten Garten wallten
Zwei Buhlen Hand in Hand,
Zwo bleiche, kranke Gestalten;
Sie saßen ins Blumenland.

Sie küßten sich auf die Wangen
Und küßten sich auf den Mund,

Sie hielten sich fest umfangen,
Sie wurden jung und gesund.

Zwei Glöcklein klangen helle,
Der Traum entschwand zur Stund';
Sie lag in der Klosterzelle,
Er fern in Turmes Grund.

Drei Fräulein.

1.

Drei Fräulein sahn vom Schlosse
Hinab ins tiefe Thal;
Ihr Vater kam zu Rosse,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, gottwillkomm!
Was bringst du deinen Kindern?
Wir waren alle fromm."

„Mein Kind im gelben Kleide,
Heut hab' ich dein gedacht.
Der Schmuck ist deine Freude,
Dein Liebstes ist die Pracht;
Von rotem Gold die Kette hier
Nahm ich dem stolzen Ritter,
Gab ihm den Tod dafür."

Das Fräulein schnell die Kette
Um ihren Nacken band;
Sie ging hinab zur Stätte,
Da sie den Toten fand:
„Du liegst am Wege wie ein Dieb
Und bist ein edler Ritter
Und bist mein feines Lieb."

Sie trug ihn auf den Armen
Zum Gotteshaus hinab,
Sie legt' ihn mit Erbarmen
In seiner Väter Grab.
Die Kett', die ihr am Halse schien,
Die zog sie fest zusammen
Und sank zum Lieb dahin.

2.

Zwei Fräulein sahn vom Schlosse
Hinab ins tiefe Thal;
Ihr Vater kam zu Rosse,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, gottwillkomm!
Was bringst du deinen Kindern?
Wir waren beide fromm."

„Mein Kind im grünen Kleide,
Heut hab' ich dein gedacht.
Die Jagd ist deine Freude
Bei Tag und auch bei Nacht;
Den Spieß an goldnem Bande hier
Nahm ich dem wilden Jäger,
Gab ihm den Tod dafür."

Sie nahm den Spieß zu Händen,
Den ihr der Vater bot.
Thät in den Wald sich wenden,
Ihr Jagdruf war der Tod.
Dort in der Linden Schatten traf
Sie bei den treuen Bracken
Ihr Lieb im tiefen Schlaf:

„Ich komme zu der Linde,
Wie ich dem Lieb verhieß."
Da stieß sie gar geschwinde
In ihre Brust den Spieß.
Sie ruhten bei einander kühl,
Waldvöglein sangen oben,
Grün Laub herunterfiel.

3.

Ein Fräulein sah vom Schlosse
Hinab ins tiefe Thal;
Ihr Vater kam zu Rosse,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, gottwillkomm!
Was bringst du deinem Kinde?
Ich war wohl still und fromm."

„Mein Kind im weißen Kleide,
Heut hab' ich dein gedacht.
Die Blumen sind dein' Freude,
Mehr als des Goldes Pracht;
Das Blümlein, klar wie Silber, hier
Nahm ich dem kühnen Gärtner,
Gab ihm den Tod dafür."

„Wie war er so verwegen?
Warum erschlugst du ihn?
Er thät der Blümlein pflegen,
Die werden nun verblühn."
„Er hat mir wunderkühn versagt
Die schönste Blum' im Garten;
Die spart' er seiner Magd."

Das Blümlein lag der Zarten
An ihrer weichen Brust.
Sie ging in einen Garten,
Der war wohl ihre Lust.
Da schwoll ein frischer Hügel auf,
Dort bei den weißen Lilien;
Sie setzte sich darauf:

„O könnt' ich thun zur Stunde
Den lieben Schwestern gleich!
Doch 's Blümlein giebt kein' Wunde,
Es ist so zart und weich."
Aufs Blümlein sah sie bleich und krank,
Bis daß ihr Blümlein welkte,
Bis daß sie niedersank.

Der schwarze Ritter.

Pfingsten war, das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Heide.
Hub der König an zu sprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen."

Trommeln und Trommeten schallen,
Rote Fahnen festlich wallen.
Sah der König vom Balkone;

In Lanzenspielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne

Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein schwarzer Ritter.
„Herr, wie ist Eur Nam' und Zeichen?" —
„Würd' ich es sagen,
Ihr möchtet zittern und zagen;
Bin ein Fürst von großen Reichen."

Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen,
Und das Schloß begann zu beben.
Beim ersten Stoße
Der Jüngling sank vom Rosse,
Konnte kaum sich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen,
Tanzet schauerliche Weisen,
Schlingt sich kalt um ihre Glieder.
Von Brust und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwischen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Mute
Der alte König ruhte,
Sah sie an mit stillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide schienen;
Bot der Gast den Becher ihnen:
„Goldner Wein macht euch genesen."
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„Kühl ist dieser Trunk gewesen."

An des Vaters Brust sich schlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thäten völlig sich entfärben.
Wohin der graue
Erschrockne Vater schaue,
Sieht er eins der Kinder sterben.

„Weh! die holden Kinder beide
Nahmst du hin in Jugendfreude;
Nimm auch mich, den Freudelosen!“
Da sprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis, im Frühling brech' ich Rosen.“

Der Rosengarten.

Vom schönen Rosengarten
Will ich mit Sang euch melden;
Am Morgen lustwandelten Fraun,
Am Abend fochten die Helden.

„Mein Herr ist König im Land,
Ich herrsch' im Garten der Rosen;
Er hat sich die güldene Kron',
Ich den Blumenkranz mir erkosen.

„So hört, ihr junge Recken,
Ihr lieben drei Wächter mein!
Laßt alle zarten Jungfräulein,
Laßt keinen Ritter herein!

„Sie möchten die Rosen verderben;
Das brächte mir große Sorgen.“
So sprach die schöne Königin,
Als sie dannen ging am Morgen.

Da wandelten die drei Wächter
Gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten stille
Und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs mit Sitten
Drei zarte Jungfräulein:
„Ihr Wächter, liebe drei Wächter,
Laßt uns in den Garten ein!“

Als die Jungfraun Rosen gebrochen,
Da haben sie all gesprochen:
„Was blutet mir so die Hand?
Hat mich das Röslein gestochen?"

Da wandelten die drei Wächter
Gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten stille
Und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs auf Rossen
Drei freche Rittersleut':
„Ihr Wächter, schnöde drei Wächter,
Sperret auf die Thüre weit!"

„Die Thüre, die bleibet zu,
Die Schwerter, die sind bloß;
Die Rosen, die sind teuer,
Eine Wund' gilt jegliche Ros'."

Da stritten die Ritter und Wächter,
Die Ritter den Sieg erwarben,
Zertraten die Röslein all;
Mit den Rosen die Wächter starben

Und als es war am Abend,
Frau Königin kam herbei:
„Und sind meine Rosen zertreten,
Erschlagen die Jünglinge treu,

„So will ich auf Rosenblätter
Sie legen in die Erden,
Und wo der Rosengarten war,
Soll der Liliengarten werden.

„Wer ist es, der die Lilien
Mir treulich nun bewacht?
Bei Tage die liebe Sonne,
Der Mond und die Sterne bei Nacht."

Die Lieder der Vorzeit.

1807.

Als Knabe stieg ich in die Hallen
Verlaßner Burgen oft hinan;
Durch alte Städte thät ich wallen
Und sah die hohen Münster an.

Da war es, daß mit stillem Mahnen
Der Geist der Vorwelt bei mir stand,
Da ließ er frühe schon mich ahnen,
Was später ich in Büchern fand:

Daß Jungfraun dort von ew'gem Preise,
Die heil'gen Lieder, einst gewohnt
Und in der Edelfrauen Kreise
Beim Feste des Gesangs gethront.
Da kam der Krieger wild Geschlechte
Und warf den Brand ins frohe Haus,
Die Schwestern flohn im Graun der Nächte
Nach allen Seiten zagend aus.

Wie manche schmachtet, hart gefangen,
In eines Kerkers dunklem Grund!
Zu keinem milden Ohr gelangen
Die Kläng' aus ihrem zarten Mund.
Ach, jene, die auf öden Wegen
Umhergeirret krank und müd,
Sie ist dem schweren Gram erlegen
Und sang noch einmal, eh' sie schied.

In eines armen Mädchens Kammer
Ist einer andern Aufenthalt,
Sie mischt sich in der Freundin Jammer
Wann still der Mond am Himmel wallt.
Auch manche wagt der Märterinnen
Sich in des Marktes frech Gewühl,
Sie will der Menschen Herz gewinnen
Und singet sanft zum Saitenspiel.

Getrost! schon sinken eure Bande,
Und Boten ziehn nach Ost und West,
In eine Stadt am Neckarstrande
Zu laden euch zum neuen Fest.
Ihr Heitern, kommt zu Tanzes Feier,
Laßt wehn das rosige Gewand!
Ihr Ernsten, wallt im Nonnenschleier,
Die weiße Lilie in der Hand!

Die drei Lieder.

In der hohen Hall' saß König Sifrid:
„Ihr Harfner, wer weiß mir das schönste Lied?"
Und ein Jüngling trat aus der Schar behende,
Die Harf' in der Hand, das Schwert an der Lende:

„Drei Lieder weiß ich; den ersten Sang,
Den hast du ja wohl vergessen schon lang:
„„Meinen Bruder hast du meuchlings erstochen!""
Und aber: „„Hast ihn meuchlings erstochen!""

Das andre Lied, das hab' ich erdacht
In einer finstern, stürmischen Nacht:
„„Mußt mit mir fechten auf Leben und Sterben!""
Und aber: „„Mußt fechten auf Leben und Sterben!""

Da lehnt' er die Harfe wohl an den Tisch,
Und sie zogen beide die Schwerter frisch
Und fochten lange mit wildem Schalle,
Bis der König sank in der hohen Halle.

„Nun sing' ich das dritte, das schönste Lied,
Das werd' ich nimmer zu singen müd:
„„König Sifrid liegt in seim roten Blute!""
Und aber: „„Liegt in seim roten Blute!""

Der junge König und die Schäferin.

1.

In dieser Maienwonne,
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu singen an?

Wohl blaue Wolken gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl schmucke Ritter reiten
Das Wiesenthal dahin.

Wohl lichte Bäume wehen,
Wohl klare Blumen blühn,
Wohl Schäferinnen stehen
Umher in Thales Grün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor seinem stolzen Zug,
Einen roten Mantel seiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da sprang vom Roß geschwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schar voran.

Es war ein frischer Bronne
Dort in den Büschen kühl;
Da sangen die Vöglein mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum sie sangen so helle?
Warum sie glänzten so baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die schönste Schäferin saß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Er rauschet durch das Grün;
Die Lämmer drob erschrecken,
Zur Schäferin sie fliehn.

„Willkommen, gottwillkommen,
Du wunderschöne Maid!
Wärst du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es herzlich leid."

„Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir schwören mag;
Ich meint', es hab' durchstrichen
Ein loser Vogel den Hag."

„Ach, wolltest du mich erquicken
Aus deiner Flasche hier,
Ich würd' es ins Herz mir drücken
Als die größte Huld von dir."

„Meine Flasche magst du haben,
Noch keinem macht' ich's schwer;
Will jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'."

Zu schöpfen sie sich bücket,
Aus der Flasch' ihn trinken läßt;
Gar zärtlich er sie anblicket,
Doch hält sie die Flasche fest.

Er spricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie bist du so holder Art,
Als wärest du erst entsprungen
Mit den andern Blumen zart.

„Und bist doch mit Würd' umfangen
Und strahlest doch Adel aus,
Als wärest hervorgegangen
Aus eines Königs Haus."

„Frag' meinen Vater, den Schäfer,
Ob er ein König was!
Frag' meine Mutter, die Schäfrin,
Ob sie auf dem Throne saß!"

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er setzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Gar stolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
„Ihr Blumen und Bäume, bücket,
Ihr Lämmer, neigt euch all!"

Und als den Schmuck sie wieder
Ihm heut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnen klaren Grund:

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wiederschaue
Nach manchem harten Stand.

„Ein König liegt gebunden
Schon sechzehn lange Jahr,
Sein Land ist überwunden
Von böser Feinde Schar.

„Ich will sein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling schaut.

„Ich ziehe zum ersten Kriege
Mir werden die Tage schwül.
Sprich! labst du mich nach dem Siege
Hier aus dem Bronnen kühl?"

„Ich will dir schöpfen und langen,
So viel der Bronne vermag;
Auch sollst du die Kron' empfangen
So blank, wie an diesem Tag."

Der erste Sang ist gesungen,
So folget gleich der letzt';
Ein Vogel hat sich geschwungen,
Laßt sehen, wo er sich setzt!

2.

Nun soll ich sagen und singen
Von Trommeten- und Schwerterklang,
Und hör' doch Schalmeien klingen
Und höre der Lerchen Gesang.

Nun soll ich singen und sagen
Von Leichen und von Tod,
Und seh' doch die Bäum' ausschlagen
Und sprießen die Blümlein rot.

Nur von Goldmar will ich melden
(Ihr hättet es nicht gedacht):
Er war der erste der Helden,
Wie bei Frauen, so in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme.
Steckt' auf sein Siegspanier;
Da stieg aus tiefem Turme
Der alte König herfür:

„O Sonn', o ihr Berge drüben,
O Feld und o grüner Wald!
Wie seid ihr so jung geblieben,
Und ich bin worden so alt!"

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfest begann;
Doch, wer nicht saß in der Halle,
Das nicht beschreiben kann.

Und wär' ich auch gesessen
Dort in der Gäste Reihn,
Doch hätt' ich das andre vergessen
Ob all dem edelen Wein.

Da thät zu Goldmar sprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein Lanzenbrechen.
Was setz' ich euch zum Preis?"

„Herr König hochgeboren,
So setzet uns zum Preis
Statt goldner Helm' und Sporen
Einen Stab und ein Lämmlein weiß!"

Um was sonst Schäfer laufen
In die Wett' im Blumengefild,
Drum sah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz' und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis;
Er empfing bei Trommetenschalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu sprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein neues Stechen
Und setz' einen höhern Preis.

„Wohl setz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich setz' euch meine Krone
Aus der schönsten Königin Hand."

Wie glühten da die Gäste
Beim hohen Trommetenschall!
Wollt' jeder thun das Beste,
Herr Goldmar warf sie all.

Der König stand im Gaden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferstab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite
An rosenfarbem Band.

Der König sprach: „Ich lohne
Dir nicht mit Spiel und Tand,
Ich gebe dir meine Krone
Aus der schönsten Königin Hand."

Er sprach's und schlug zurücke
Den Schleier der Königin;
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' sehen nach ihr hin:

„Keine Königin soll mich gewinnen
Und keiner Krone Strahl,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

„Ich will zum Gruß ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
So mög' euch Gott behüten!
Ich zieh' ins Thal hinab."

Da rief eine Stimm' so helle,
Und ihm ward mit einem Mal,
Als sängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm stand,
Mit reichem Geschmeid' umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand:

„Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Sprich! willst du ziehn noch immer
Ins grüne Thal hinaus?

„So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir ließest zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrscht nun über zwei Land'."

Nicht länger blieben sie stehen
Das eine vom andern fern.
Was weiter nun geschehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wissen,
Dem thät' ich's plötzlich kund,
Dürft' ich sie umfahn und küssen
Auf den rosenroten Mund.

Des Goldschmieds Töchterlein.

Ein Goldschmied in der Bude stand
Bei Perl' und Edelstein:
„Das beste Kleinod, das ich fand,
Das bist doch du, Helene,
Mein teures Töchterlein!"

Ein schmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldschmied mein'
Mach' mir ein köstlich Kränzchen
Für meine süße Braut!"

Und als das Kränzlein war bereit
Und spielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
An ihren Arm den Kranz:

„Ach, wunderselig ist die Braut,
Die 's Krönlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Rosen,
Wie wär' ich freudenvoll!"

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beschaut':
„O fasse, lieber Goldschmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine süße Braut!"

Und als das Ringlein war bereit
Mit teurem Demantstein,
Da steckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
Es halb ans Fingerlein:

„Ach, wunderselig ist die Braut,
Die 's Ringlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Nur seines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!"

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beschaut':
„Du hast, o lieber Goldschmied mein,
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine süße Braut.

„Doch, daß ich wisse, wie ihr's steh',
Tritt, schöne Maid, herzu,
Daß ich an dir die Probe seh'
Den Brautschmuck meiner Liebsten!
Sie ist so schön wie du."

Es war an einem Sonntag früh!
Drum hatt' die feine Maid
Heut angethan mit sondrer Müh',
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbestes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz
Sie vor dem Ritter stand;
Er setzt' ihr auf den goldnen Kranz,
Er steckt' ihr an das Ringlein,
Dann faßt' er ihre Hand:

„Helene süß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt.
Du bist die allerschönste Braut,
Für die ich 's goldne Kränzlein,
Für die den Ring bestimmt.

„Bei Gold und Perl' und Edelstein
Bist du erwachsen hier;
Das sollte dir ein Zeichen sein,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirst mit mir."

Der Wirtin Töchterlein.

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin, da kehrten ſie ein:

„Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie ihr ſchönes Töchterlein?“

„Mein Bier und Wein iſt friſch und klar.
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr.“

Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.

Der erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:

„Ach, lebteſt du noch, du ſchöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieſer Zeit.“

Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte ſich ab und weinte dazu:

„Ach, daß du liegſt auf der Totenbahr!
Ich hab' dich geliebet ſo manches Jahr.“

Der dritte hub ihn wieder ſogleich
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! So frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich, treuſte der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja, mähſt du die Wieſe mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger verſagen.“

Der Pächter, der ſtattlich begüterte, hat es geſprochen.
Marie, wie fühlt ſie den liebenden Buſen ſich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder:
Wie ſchwingt ſie die Senſe, wie ſtreckt ſie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie ſuchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten;
Noch ſchaffen im heißen Gefilde die ſummenden Bienen;
Marie, ſie ruht nicht, ſie ſchafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute.
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug ist's für heute.“
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Herde von hinnen;
Marie, sie dengelt die Sense zu neuem Beginnen.

Schon sinket der Tau, schon erglänzen der Mond und die Sterne
Es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Ferne;
Marie verlangt nicht zu rasten, verlangt nicht zu lauschen,
Stets läßt sie die Sense, die kräftig geschwungene, rauschen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe sich nährend, mit seliger Hoffnung sich labend.
Zum drittenmal hebt sich die Sonne, da ist es geschehen;
Dort seht ihr Marien, die wonniglich weinende, stehen.

„Guten Morgen, Marie; Was seh' ich? O fleißige Hände!
Gemäht ist die Wiese, das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirat . . . du nahmest im Ernste mein Scherzen.
Leichtgläubig, man sieht es, und thöricht sind liebende Herzen.“

Er spricht es und gehet des Wegs; doch der armen Marie
Erstarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Besinnung geschwunden,
So wird sie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt sie noch Jahre, so stummer, erstorbener Weise,
Und Honig ein Tropfen, das ist ihr die einzige Speise.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendsten Wiese!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer wie diese.

Sterbeklänge.

1. Das Ständchen.

„Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Klänge doch?
O Mutter, sieh! wer mag es sein
In später Stunde noch?“

„Ich höre nichts, ich sehe nichts.
O schlummre fort so lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!“

„Es ist nicht irdische Musik,
Was mich so freudig macht:
Mich rufen Engel mit Gesang.
O Mutter, gute Nacht!"

---

2. Die Orgel.

„Noch einmal spielt die Orgel mir,
Mein alter Nachbarsmann!
Versucht es, ob ihr frommer Schall
Mein Herz erquicken kann!"

Die Kranke bat, der Nachbar spielt;
So spielt' er nie vorher,
So rein, so herrlich, nein, er kennt
Sein eigen Spiel nicht mehr.

Es ist ein fremder, sel'ger Klang,
Der seiner Hand entbebt;
Er hält mit Grauen ein, da war
Der Freundin Geist entschwebt.

---

3. Die Drossel.

„Ich will ja nicht zum Garten gehn,
Will liegen sommerlang,
Hört' ich die lust'ge Drossel nur,
Die in dem Busche sang."

Man fängt dem Kind die Drossel ein;
Im Käfig sitzt sie dort,
Doch singen will sie nicht und hängt
Ihr Köpfchen immerfort.

Noch einmal blickt das Kind nach ihr
Mit bittendem Gesicht,
Da schlägt die Drossel schön und hell,
Da glänzt sein Aug' und bricht.

Der Leitstern.

Der ausfuhr nach dem Morgenlande,
Des fremden Schiffes leichte Last,
Schon führt er zu der Heimat Strande,
Von Golde schwer, den eignen Mast.

Er hat so oft nach keinem Sterne
Wie nach dem Liebesstern geschaut;
Der lenkt ihn glücklich aus der Ferne
Zur Vaterstadt der teuren Braut.

Noch hat er nicht das Ziel gefunden,
Obschon er in die Thore trat.
Wie mag er gleich die Braut erkunden
Im Labyrinth der großen Stadt?

Wie mag sein Auge sie erlauschen?
Der Blick ist überall verbaut.
Wie mag er durch der Märkte Rauschen
Vernehmen ihrer Stimme Laut?

Dort ist ein Fenster zugefallen,
Vielleicht hat sie herausgeschaut;
Hier dieses Schleiers eilig Wallen,
Verbirgt es nicht die teure Braut?

Schon dunkeln sich die Abendschatten,
Noch irrt er durch die Straßen hin,
Die Füße wollen ihm ermatten,
Das rege Herz doch treibet ihn.

Was hält er plötzlich staunend inne?
Horch, Saiten! welcher Stimme Laut!
Umsonst nicht sah er ob der Zinne
Den Liebesstern, dem er vertraut.

Des Sängers Wiederkehr.

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Des bleicher Mund kein Lied beginnt;
Es kränzen Daphnes falbe Haare
Die Stirne, die nichts mehr ersinnt.

Man legt zu ihm in schmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er sang;
Die Leier, die so hell erschollen,
Liegt ihm in Armen, sonder Klang.

So schlummert er den tiefen Schlummer;
Sein Lied umweht noch jedes Ohr,
Doch nährt es stets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.

Wohl Monden, Jahre sind verschwunden,
Cypressen wuchsen um sein Grab;
Die seinen Tod so herb empfunden,
Sie sanken alle selbst hinab.

Doch wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit:

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur!
Die Vorwelt, die ihn tot gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise;
Es schweigen, die drin wandern,
Denn keiner kennt den andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Weidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet;
Das Ufer wiederhallet.

Von seinem Wanderstabe
Schraubt jener Stift und Habe
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
Als fehlt ihr gar die Rede;
Jetzt stimmt sie mit Gesange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch sich regen
Mit taktgemäßen Schlägen;
Das Schiff hinunterflieget,
Von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande,
Man trennt sich in die Lande:
„Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?“

Sängers Vorüberziehn.

Ich schlief am Blütenhügel
Hart an des Pfades Rand,
Da lieh der Traum mir Flügel
Ins goldne Fabelland.

Erwacht, mit trunknen Blicken,
Wie wer aus Wolken fiel,
Gewahr' ich noch im Rücken
Den Sänger mit dem Spiel.

Er schwindet um die Bäume,
Noch hör' ich fernen Klang.
Ob der die Wunderträume
Mir in die Seele sang?

Traum.

Es hat mir jüngst geträumet,
Ich läg' auf steiler Höh';
Es war am Meeresstran,
Ich sah wohl in die Lande
Und über die weite See.

Es lag am Ufer drunten
Ein schmuckes Schiff bereit,
Mit bunten Wimpeln wehend,
Der Ferg' am Ruder stehend,
Als wär' ihm lang die Zeit.

Da kam von fernen Bergen
Ein lust'ger Zug daher:
Wie Engel thäten sie glänzen,
Geschmückt mit Blumenkränzen,
Und zogen nach dem Meer.

Voran dem Zuge schwärmten
Der muntern Kinder viel;
Die andern Becher schwangen,
Musizierten, sangen,
Schwebten in Tanz und Spiel.

Sie sprachen zu dem Schiffer:
„Willst du uns führen gern?
Wir sind die Wonnen und Freuden,
Wollen von der Erde scheiden,
All von der Erde fern."

Er hieß ins Schiff sie treten,
Die Freuden allzumal,
Er sprach: „Sagt an, ihr Lieben!
Ist keins zurückgeblieben
Auf Bergen, noch im Thal?“

Sie riefen: „Wir sind alle!
Fahr zu, wir haben Eil'!“
Sie fuhren mit frischen Winden;
Fern, ferne sah ich schwinden
Der Erde Lust und Heil.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen;
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt zu meinen Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad':
„Kann dir die Hand nicht geben;
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!“

Der Rosenkranz.

In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz
Edle Knappen fechten, jagen
Um den werten Rosenkranz;
Wollen nicht mit leichtem Finger
Blumen pflücken auf dem Plan,
Wollen sie als wackre Ringer
Aus der Jungfrau Hand empfahn.

In der Laube sitzt die Stille,
Die mit Staunen jeder sieht,
Die in solcher Jugendfülle
Heut zum ersten Male blüht;
Volle Rosenzweig' umwanken
Als ein Schattenhut ihr Haupt,
Reben mit den Blütenranken
Halten ihren Leib umlaubt.

Sieh! im Eisenkleid ein Reiter
Zieht auf krankem Roß daher,
Senkt die Lanz' als müder Streiter,
Neigt das Haupt wie schlummerschwer;
Dürre Wangen, graue Locken.
Seiner Hand entfiel der Zaum,
Plötzlich fährt er auf erschrocken,
Wie erwacht aus bangem Traum:

„Seid gegrüßt auf diesen Auen,
Schönste Jungfrau, edle Herrn!
Dürfet nicht ob mir ergrauen,
Eure Spiele schau' ich gern.
Gerne möcht' ich für mein Leben
Mit euch brechen einen Speer,
Aber meine Arme beben,
Meine Kniee wanken sehr.

„Kenne solche Zeitvertreibe,
Bin bei Lanz' und Schwert ergraut;
Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen seine Haut.
Auf dem Lande Kampf und Wunden,
Auf dem Meere Wog' und Sturm;
Ruhe hab' ich nie gefunden,
Als ein Jahr im finstern Turm.

„Weh, verlorne Tag' und Nächte!
Minne hat mich nie beglückt;
Nie hat dich, du rauhe Rechte,
Weiche Frauenhand gedrückt;
Denn noch war dem Erdenthale
Jene Blumenjungfrau fern,
Die mir heut zum ersten Male
Aufgeht als ein neuer Stern.

„Wehe, könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunst,
Minnelieder wollt' ich singen,
Werbend um der Süßen Gunst;
In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz
Wollt' ich freudig fechten, jagen
Um den werten Rosenkranz.

„Weh, zu früh bin ich geboren!
Erst beginnt die goldne Zeit;
Zorn und Neid hat sich verloren,
Frühling ewig sich erneut.
Sie, in ihrer Rosenlaube,
Wird des Reiches Herrin sein.
Ich muß hin zu Nacht und Staube
Auf mich fällt der Leichenstein."

Als der Alte dies gesprochen,
Er die bleichen Lippen schloß.
Seine Augen sind gebrochen,
Sinken will er von dem Roß;
Doch die edeln Knappen eilen,
Legen ihn ins Grüne hin.
Ach, kein Balsam kann ihn heilen
Keine Stimme wecket ihn.

Und die Jungfrau niedersteiget
Aus der Blumenlaube Glanz,
Traurig sich zum Greise neiget,
Setzt ihm auf den Rosenkranz:
„Sei des Maienfestes König
(Keiner hat, was du gethan),
Ob es gleich dir frommet wenig,
Blumenkranz dem toten Mann!"

Jungfrau Sieglinde.

Das war Jungfrau Sieglinde
Die wollte früh aufstehn,
Mit ihrem Hofgesinde
Zum Frauenmünster gehn.

Sie ging in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geschmeide;
Das ward zu großem Leide.

Es stehn drei Lindenbäume
Wohl vor der Kirchenpfort';
Da saß der edle Heime,
Der sprach viel leise Wort':
„Was Gold, was Edelsteine!
Hätt' ich der Blumen eine
Aus deinem Kranz, du Feine!"

So sprach der Jüngling leise;
Da trieb der Wind sein Spiel,
Daß aus der Blumen Kreise
Die schönste Rose fiel.
Herr Heime thät sich bücken,
Die Rose wegzupflücken,
Damit wollt' er sich schmücken.

Da war ein alter Ritter
In Siegelindens Chor;
Dem war es leid und bitter,
Gar zornig trat er vor:
„Muß ich dich Hofzucht lehren?
Darfst du vom Kranz der Ehren
Ein Läublein nur begehren?"

O weh dem Garten immer,
Der solche Rosen bracht'!
O Heil den Linden nimmer,
Wo solcher Streit erwacht!
Wie klangen da die Degen,
Bis unter wilden Schlägen
Der Jüngling tot erlegen!

Sieglinde beugt' sich nieder
Und nahm die Ros' empor,
Steckt' in den Kranz sie wieder
Und ging zur Kirche vor.
Sie ging in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geschmeide;
Wer thät' ihr was zuleide?

Vor Sankt Mariens Bilde
Nahm sie herab die Kron':
„Nimm du sie, Reine, Milde!
Kein Blümlein kam davon.
Der Welt will ich entsagen,
Den heil'gen Schleier tragen
Und um die Toten klagen."

Der Sieger.

Anzuschauen das Turnei,
Saßen hundert Frauen droben;
Diese waren nur das Laub,
Meine Fürstin war die Rose.
Aufwärts blickt' ich keck zu ihr,
Wie der Adler blickt zur Sonne.
Wie da meiner Wangen Glut
Das Visier durchbrennen wollte!
Wie des Herzens kühner Schlag
Schier den Panzer durchgebrochen!
Ihrer Blicke sanfter Schein
War in mir zu wildem Lodern,
Ihrer Rede mildes Wehn
War in mir zu Sturmestoben,
Sie, der schöne Maientag,
In mir zum Gewitter worden;
Unaufhaltbar brach ich los,
Sieghaft alles niederdonnernd.

Der nächtliche Ritter.

In der mondlos stillen Nacht
Stand er unter dem Altane,
Sang mit himmlisch süßer Stimme
Minnelieder zur Guitarre;
Dann auch mit den Nebenbuhlern
Hat er tapfer sich geschlagen,
Daß die hellen Funken stoben,
Daß die Mauern wiederhallten.
Und so übt' er jeden Dienst,
Den man weihet edeln Damen,
Daß mein Herz in Lieb' erglühte
Für den teuern Unbekannten.

Als ich drauf am frühen Morgen
Bebend blickte vom Altane,
Blieb mir nichts von ihm zu schauen,
Als sein Blut, für mich gelassen.

Der kastilische Ritter.

1.

„Bester Ritter von Kastilien!
Wann die fernen Berge tosen,
Mein' ich, deinen Kampf zu hören;
Doch es ist des Donners Rollen.
„Wann es hinter jenen Höhen
Rot und golden glüht am Morgen,
Mein' ich, daß du wollst erscheinen;
Doch es kommt herauf die Sonne."

2.

„Darum ward ein Weg betreten
Längst von Pilgern, Sängern, Wappnern,
Darum ward ein Schloß erbauet
Herrlich an des Weges Rande,
„Darum schaute von den Zinnen
Bis auf mich wohl manche Dame:
Weil der schönste, kühnste Ritter
Sollte hier vorüberfahren.
„Wehe nun! es ist erfüllt,
Was so lange ward erharret!
Weh! die Augen werden brechen,
Die so hohen Adel sahen.
„Weh! die Mauern werden sinken,
Drin des Rosses Tritt verhallet;
Weh! der Pfad, den er verließ,
Wird vergehn in hohem Grase."

3.

Nimmer mochten ihn verwunden
Liebesblicke süßer Schönen,
Nimmer mochten ihn bezwingen
Schwerterschläge, Lanzenstöße.

Als er einsam ritt auf Bergen,
Fuhr ein Blitz aus dem Gewölke,
Und so ist er unterlegen
Nur dem Strahl von Himmelshöhen.

4.

Schwarze Wolken ziehn hinunter,
Golden strahlt die Sonne wieder,
Fern verhallen schon die Donner,
Und die Vögelchöre singen;
Blumen heben sich und Bäume,
Sind erfrischet vom Gewitter:
Wanderer, die sich geborgen,
Schreiten wieder rasch von hinnen:
Nur des Waldes höchste Eiche
Hebt nicht mehr die stolzen Wipfel,
Nur Kastiliens bester Streiter
Bleibt am Fuß der Eiche liegen.

5.

Alle Damen schmachten, hoffen,
Ihn, den Schönsten, zu empfahen;
Alle Mohren zagen, zittern
Vor des kühnsten Streiters Nahen.
Damen, würdet nicht mehr hoffen,
Mohren, würdet nicht mehr zagen:
Wüßtet ihr, daß im Gebirge
Längst Gewitter ihn erschlagen.

Sankt Georgs Ritter.

1.

Hell erklingen die Trommeten
Vor Sankt Stephan von Gormaz,
Wo Fernandez von Kastilien
Lager hält, der tapfre Graf.
Almanzor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Heeresmacht
Von Cordova hergezogen,
Zu erstürmen jene Stadt.

Schon gewappnet sitzt zu Pferde
Die kastil'sche Ritterschar;
Forschend reitet durch die Reihen
Fernandez, der tapfre Graf:
„Pascal Vivas, Pascal Vivas,
Preis kastil'scher Ritterschaft!
Alle Ritter sind gerüstet,
Du nur fehlest auf dem Platz.
„Du, der erste sonst zu Rosse,
Sonst der erste zu der Schlacht.
Hörst du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?
„Fehlest du dem Christenheere
Heut, an diesem heißen Tag?
Soll dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden deines Ruhmes Glanz?"
Pascal Vivas kann nicht hören;
Fern ist er im tiefen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
An der Pforte steht sein Roß,
Lehnet Speer und Stahlgewand,
Und der Ritter kniet betend
Vor dem heiligen Altar;
Ist in Andacht ganz versunken,
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf wie Windestosen
Durch das Waldgebirge hallt;
Hört nicht seines Rosses Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang.
Doch es wachet sein Patron,
Sankt Georg, der treue, wacht;
Aus der Wolke steigt er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt sich auf das Pferd des Ritters
Fleugt hinunter in die Schlacht.
Keiner hat wie er gestürmet,
Held des Himmels, Wetterstrahl;
Er gewinnt Almanzors Fahne,
Und es flieht die Mohrenschar.
Pascal Vivas hat beschlossen
Seine Andacht am Altar,

Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand,
Reitet sinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der festliche Gesang:
„Pascal Vivas, Pascal Vivas,
Stolz kastil'scher Ritterschaft!
Sei gepriesen, hoher Sieger,
Der Almanzors Fahne nahm!
„Wie sind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag!
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das so mutig eingerannt!"
Pascal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Gesang,
Neiget demutsvoll sein Haupt,
Deutet schweigend himmelan.

2.

In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia;
Fatiman, Almanzors Neffe,
Hat die Schöne dort erhascht,
Flieht mit seiner süßen Beute
Durch die Wälder Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.
In des dritten Morgens Frühe
Kommen sie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
Schon von weitem blickt die Gräfin
Nach des Heil'gen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte
Groß in Stein gehauen prangt,
Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig sticht den heil'gen Schaft,
Während an den Fels gebunden
Bang die Königstochter harrt.
Weinend und die Hände ringend
Ruft die Gräfin Julia:

„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!"
Siehe! wer auf weißem Rosse
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken wehn im Winde,
Und der rote Mantel wallt.
Mächtig ist sein Speer geschwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der sich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einst gethan.
Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt;
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn sie über Berg und Thal.
Auf den Knieen wie geblendet
Liegt die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Sei gepriesen tausendmal!"
Als sie wieder hebt die Augen,
Ist der Heil'ge nicht mehr da,
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Pascal Vivas war.

Romanze vom kleinen Däumling.

Kleiner Däumling, kleiner Däumling,
Allwärts ist dein Ruhm posaunet;
Schon die Kindlein in der Wiege
Sieht man der Geschichte staunen.
Welches Auge muß nicht weinen,
Wie du liefst durch Waldes Grausen,
Als die Wölfe hungrig heulten
Und die Nachtorkane sausten!
Welches Herz muß nicht erzittern,
Wie du lagst im Riesenhause
Und den Oger hörtest nahen,
Der nach deinem Fleisch geschnaubet!
Dich und deine sechs Gebrüder
Hast vom Tode du erkaufet,
Listiglich die sieben Kappen
Mit den sieben Kronen tauschend.
Als der Riese lag am Felsen,
Schnarchend, daß die Wälder rauschten,

Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand,
Reitet sinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der festliche Gesang:
„Pascal Vivas, Pascal Vivas,
Stolz kastil'scher Ritterschaft!
Sei gepriesen, hoher Sieger,
Der Almanzors Fahne nahm!
„Wie sind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag!
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das so mutig eingerannt!"
Pascal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Gesang,
Neiget demutsvoll sein Haupt,
Deutet schweigend himmelan.

2.

In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia;
Fatiman, Almanzors Neffe,
Hat die Schöne dort erhascht,
Flieht mit seiner süßen Beute
Durch die Wälder Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.
In des dritten Morgens Frühe
Kommen sie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
Schon von weitem blickt die Gräfin
Nach des Heil'gen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte
Groß in Stein gehauen prangt,
Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig sticht den heil'gen Schaft,
Während an den Fels gebunden
Bang die Königstochter harrt.
Weinend und die Hände ringend
Ruft die Gräfin Julia:

„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!"
Siehe! wer auf weißem Rosse
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken wehn im Winde,
Und der rote Mantel wallt.
Mächtig ist sein Speer geschwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der sich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einst gethan.
Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt;
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn sie über Berg und Thal.
Auf den Knieen wie geblendet
Liegt die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Sei gepriesen tausendmal!"
Als sie wieder hebt die Augen,
Ist der Heil'ge nicht mehr da,
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Pascal Vivas war.

Romanze vom kleinen Däumling.

Kleiner Däumling, kleiner Däumling,
Allwärts ist dein Ruhm posaunet;
Schon die Kindlein in der Wiege
Sieht man der Geschichte staunen.
Welches Auge muß nicht weinen,
Wie du liefst durch Waldes Grausen,
Als die Wölfe hungrig heulten
Und die Nachtorkane sausten!
Welches Herz muß nicht erzittern,
Wie du lagst im Riesenhause
Und den Oger hörtest nahen,
Der nach deinem Fleisch geschnaubet!
Dich und deine sechs Gebrüder
Hast vom Tode du erkaufet,
Listiglich die sieben Kappen
Mit den sieben Kronen tauschend.
Als der Riese lag am Felsen,
Schnarchend, daß die Wälder rauschten,

Ja, schon holt sie tiefen Atem,
Schlägt die Augen zärtlich auf:
Die als wilder Feind gestorben,
Lebt als milde Freundin auf.
Dort in Stücken liegt die Hülle,
Die ein starrer Ritter war,
Hier in Paris' Arm die Fülle,
Süßer Kern, der Schale bar.
Paris spricht, der schöne Ritter:
„Welcher Sieg nun, welcher Ruhm?
Soll mir nie ein Strauß gelingen
In dem ernsten Rittertum?
„Wandelt stets, was ich berühre,
Sich in Scherz und Liebe mir?
Minneglück, das mich verfolget,
Zürn' ich oder dank' ich dir?"

Der Räuber.

Einst am schönen Frühlingstage
Tritt der Räuber vor den Wald;
Sieh! den hohlen Pfad hernieder
Kommt ein schlankes Mädchen bald.
„Trügst du statt der Maienglocken,"
Spricht des Waldes kühner Sohn,
„In dem Korb den Schmuck des Königs,
Frei doch zögest du davon."
Lange folgen seine Blicke
Der geliebten Wallerin;
Durch die Wiesengründe wandelt
Sie zu stillen Dörfern hin,
Bis der Gärten reiche Blüte
Hüllt die liebliche Gestalt;
Doch der Räuber kehret wieder
In den finstern Tannenwald.

Sängerliebe.

Seit der hohe Gott der Lieder
Mußt' in Liebesschmerz erbleichen,
Seit der Lorbeer seiner Schläfe
Unglückselger Liebe Zeichen·

Wundert's wen, daß ird'schen Sängern,
Die dasselbe Zeichen kränzet,
Selten in der Liebe Leben
Ein beglückter Stern erglänzet?
Daß sie ernst und düster blicken,
Ihre Saiten traurig tönen,
Daß von Lust sie wenig singen,
Aber viel von Schmerz und Sehnen?
Sängerliebe, tief und schmerzlich,
Laßt euch denn in ernsten Bildern
Aus den Tagen des Gesanges,
Aus der Zeit der Minne, schildern!

---

1. Rudello.

In den Thalen der Provence
Ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genossen.
Blütenglanz und süße Stimme
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensglut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.
Selige Provencer Thale,
Üppig blühend ward ihr immer,
Aber eure reichste Blüte
War des Minneliedes Schimmer.
Jene tapfern, schmucken Ritter,
Welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie sie schön gefeiert worden!
Vielgeehrt im Sängerchore
War Rudellos werter Name,
Vielgepriesen, vielbeneidet
Die von ihm besungne Dame.
Aber niemand mocht' erkunden,
Wie sie hieße, wo sie lebte,
Die so herrlich, überirdisch
In Rudellos Liedern schwebte;
Denn nur in geheimen Nächten
Nahte sie dem Sänger leise,
Selbst den Boden nie berührend,
Spurlos, schwank, in Traumesweise.

Wollt' er sie mit Armen fassen,
Schwand sie in die Wolken wieder,
Und aus Seufzern und aus Thränen
Wurden dann ihm süße Lieder.

Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Märe,
Daß von Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre;

Und so oft Rudell es hörte,
Fühlt' er sich's im Busen schlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.

Meer, unsich'res, vielbewegtes,
Ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf deiner regen Wüste
Mag die irre Sehnsucht schwanken.

Fern von Tripolis verschlagen,
Irrt die Barke mit dem Sänger;
Außrem Sturm und innrem Drängen
Widersteht Rudell nicht länger.

Schwer erkranket liegt er nieder,
Aber ostwärts schaut er immer,
Bis sich hebt am letzten Rand
Ein Palast im Morgenschimmer.

Und der Himmel hat Erbarmen
Mit des kranken Sängers Flehen·
In den Port von Tripolis
Fliegt das Schiff mit günst'gem Wehen.

Kaum vernimmt die schöne Gräfin,
Daß so edler Gast gekommen,
Der allein um ihretwillen
Übers weite Meer geschwommen:

Alsobald mit ihren Frauen
Steigt sie nieder unerbeten,
Als Rudello schwanken Ganges
Eben das Gestad betreten.

Schon will sie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden schwinde;
In des Führers Arme sinkt er,
Haucht sein Leben in die Winde.

Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängnis.

Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt sein trauriges Verhängnis.
Seine Lieder läßt sie schreiben
Allesamt mit goldnen Lettern,
Köstlich ausgezierte Decken
Giebt sie diesen teuren Blättern;
Liest darin so manche Stunde,
Ach, und oft mit heißen Thränen,
Bis auch sie ergriffen ist
Von dem unnennbaren Sehnen.
Von des Hofes lust'gem Glanz,
Aus der Freunde Kreis geschieden,
Suchet sie in Klostermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

---

2. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Balbi
Zieht Durand mit seinem Spiele;
Voll die Brust von süßen Liedern,
Naht er schon dem frohen Ziele.
Dort ja wird ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich rauschen,
Augen senkend, zart erglühend,
Innig atmend niederlauschen.
In des Hofes Lindenschatten
Hat er schon sein Spiel begonnen,
Singt er schon mit klarer Stimme,
Was er Süßestes ersonnen.
Von dem Söller, von den Fenstern
Sieht er Blumen freundlich nicken,
Doch die Herrin seiner Lieder
Kann sein Auge nicht erblicken.
Und es geht ein Mann vorüber,
Der sich traurig zu ihm wendet:
„Störe nicht die Ruh der Toten!
Fräulein Blanka hat vollendet."
Doch Durand, der junge Sänger,
Hat darauf kein Wort gesprochen;
Ach, sein Aug' ist schon erloschen,
Ach, sein Herz ist schon gebrochen.

Drüben in der Burgkapelle,
Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
Wo das tote Fräulein ruht,
Hold geschmückt mit Blumenkränzen:
Dort ergreifet alles Volk
Schreck und Staunen, freudig Beben,
Denn von ihrem Totenlager
Sieht man Blanka sich erheben.
Aus des Scheintods tiefem Schlummer
Ist sie blühend auferstanden,
Tritt im Sterbekleid hervor
Wie in bräutlichen Gewanden.
Noch, wie ihr geschehn, nicht wissend,
Wie von Träumen noch umschlungen,
Fragt sie zärtlich, sehnsuchtsvoll:
„Hat nicht hier Durand gesungen?"
Ja, gesungen hat Durand,
Aber nie mehr wird er singen;
Auferweckt hat er die Tote,
Ihn wird niemand wiederbringen.
Schon im Lande der Verklärten
Wacht' er auf, und mit Verlangen
Sucht er seine süße Freundin,
Die er wähnt vorangegangen.
Aller Himmel lichte Räume
Sieht er herrlich sich verbreiten.
„Blanka, Blanka!" ruft er sehnlich
Durch die öden Seligkeiten.

---

3. Der Kastellan von Coucy.

Wie der Kastellan von Coucy
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum erstenmal erblickte!
Seit demselben Augenblicke
Drang durch alle seine Lieder
Unter allen Weisen stets
Jener erste Herzschlag wieder.
Aber wenig mocht' ihm frommen
All die süße Liederklage;
Nimmer darf er dieses hoffen,
Daß sein Herz an ihrem schlage.

Wenn sie auch mit zartem Sinn
Eines schönen Lieds sich freute,
Streng und stille ging sie immer
An des stolzen Gatten Seite.
Da beschließt der Kastellan,
Seine Brust in Stahl zu hüllen
Und mit draufgeheft'tem Kreuz
Seines Herzens Schlag zu stillen.
Als er schon im heil'gen Lande
Manchen heißen Tag gestritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.
„Hörst du mich, getreuer Knappe?
Wann dies Herz nun ausgeschlagen,
Zu der Dame von Fayel
Sollt du es hinübertragen."
In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz
Soll noch keine Ruhe haben.
Schon in einer goldnen Urne
Liegt es, wohl einbalsamieret,
Und zu Schiffe steigt der Diener,
Der es sorgsam mit sich führet.
Stürme brausen, Wogen schlagen,
Blitze zucken, Maste splittern;
Ängstlich klopfen alle Herzen,
Eines nur ist ohne Zittern,
Golden strahlt die Sonne wieder,
Frankreichs Küste glänzet drüben;
Freudig schlagen alle Herzen,
Eines nur ist still geblieben.
Schon im Walde von Fayel
Schreitet rasch der Urne Träger,
Plötzlich schallt ein lustig Horn
Samt dem Rufe wilder Jäger;
Aus den Büschen rauscht ein Hirsch,
Dem ein Pfeil im Herzen stecket,
Bäumt sich auf und stürzt und liegt
Vor dem Knappen hingestrecket.
Sieh! der Ritter von Fayel,
Der das Wild ins Herz geschossen,

Sprengt heran mit Jagdgefolg',
Und der Knapp' ist rings umschlossen.
Nach dem blanken Goldgefäß
Tasten gleich des Ritters Knechte,
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:
„Dies ist eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kastellans von Coucy;
Laßt dies Herz im Frieden weiter!
„Scheidend hat er mir geboten,
Wann dies Herz nun ausgeschlagen,
Zu der Dame von Fayel
Soll' ich es hinübertragen."
„Jene Dame kenn' ich wohl,"
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Hastig dem erschrocknen Träger,
Nimmt sie unter seinen Mantel,
Reitet fort in finstrem Grolle,
Hält so eng das tote Herz
An das heiße, rachevolle.
Als er auf sein Schloß gekommen,
Müssen sich die Köche schürzen,
Müssen gleich den Hirsch bereiten
Und ein seltnes Herze würzen.
Dann, mit Blumen reich besteckt,
Bringt man es auf goldner Schale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame sitzt am Mahle.
Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze."
Wie die Dame kaum genossen,
Hat sie also weinen müssen,
Daß sie zu vergehen schien
In den heißen Thränengüssen.
Doch der Ritter von Fayel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß sie melancholisch machen:

„Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich Euch bewirte,
Herz des Kastellans von Coucy,
Der so zärtlich Lieder girrte!"
Als der Ritter dies gesprochen,
Dieses und noch andres Schlimme,
Da erhebt die Dame sich,
Spricht mit feierlicher Stimme:
„Großes Unrecht thatet Ihr;
Euer war ich ohne Wanken,
Aber solch ein Herz genießen
Wendet leichtlich die Gedanken.
„Manches tritt mir vor die Seele,
Was vorlängst die Lieder sangen;
Der mir lebend fremd geblieben,
Hat als Toter mich befangen.
„Ja, ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl ist mir verwehret;
Nicht geziemt mir andre Speise,
Seit mich dieses Herz genähret.
„Aber Euch wünsch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters."
Dieses alles ist geschehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

---

4. Don Massias.

Don Massias aus Galizien
Mit dem Namen: der Verliebte,
Saß im Turm zu Arjonilla,
Klagend um die Treugeliebte.
Einen Grafen, reich und mächtig,
Gab man jüngst ihr zum Genossen,
Und den vielgetreuen Sänger
Hält man ferngebannt, verschlossen.
Traurig sang er oft am Gitter,
Machte jeden Wandrer lauschen;
Teure Blätter, liederreiche,
Ließ er oft vom Fenster rauschen.
Ob es Wandrer fortgesungen,
Ob es Winde hingetragen:
Wohl vernahm die Heißgeliebte
Ihres treuen Sängers Klagen.

Ihr Gemahl, argwöhnisch spähend,
Hatt' es alles gut beachtet:
„Muß ich vor dem Sänger beben,
Selbst wann er im Kerker schmachtet?"
Einsmals schwang er sich zu Pferde,
Wohl gewaffnet wie zum Sturme,
Sprengte nach Granadas Grenze
Und zu Arjonillas Turme
Don Massias der Verliebte
Stand gerade dort am Gitter,
Sang so glühend seine Liebe,
Schlug so zierlich seine Zither.
Jener hub sich in den Bügeln,
Wutvoll seine Lanze schwingend;
Don Massias ist durchbohret,
Wie ein Schwan verschied er singend.
Und der Graf, des Siegs versichert,
Kehret nach Galtzien wieder.
Eitler Wahn! es starb der Sänger,
Doch es leben seine Lieder,
Die durch alle span'schen Reiche
Tönevoll, geflügelt ziehen;
Andern sind sie Philomelen,
Jenem nur sind sie Harpyien.
Plötzlich oft vom Freudenmahle
Haben sie ihn aufgeschrecket,
Aus dem mitternächt'gen Schlummer
Wird er peinlich oft erwecket;
In den Gärten, in den Straßen
Hört er Zithern hin und wieder,
Und wie Geisterstimmen tönen
Des Massias Liebeslieder.

5. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarsten Frühlingsmorgen
Zog so festliches Gewimmel?
Kinder, hold wie Engelscharen,
Reich geschmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Rosenthal
Zu den frohen Festestänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.
Rauschten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Dantes junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?
Ja, ihm ist in jener Stunde
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Kanzonen
Ist die Lieb' ihm früh erklungen.
Als, zur Jungfrau hold erwachsen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch seine Dichtung schon
Wie ein Baum, der Blüten regnet.
Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Scharen wieder,
Aber langsam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.
Unter jenem schwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geschmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod so früh gepflücket.
Dante saß in seiner Kammer
Einsam, still, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte sein Gesichte.
In der Wälder tiefste Schatten
Stieg der edle Sänger nieder;
Gleich den fernen Totenglocken
Tönten fortan seine Lieder.
Aber in der wildsten Öde,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgesandter
Von der hingeschiednen Schönen,
Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefste Schluchten,
Wo sein ird'scher Schmerz verstummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.
Bald zum sel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen;

Aus des Paradieses Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.
Hoch und höher schwebten beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;
Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angesichte,
Das verklärt ihn schauen ließ
Abglanz von dem ew'gen Lichte.
Einem göttlichen Gedicht
Hat er alles einverleibet
Mit so ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz im Felsen schreibet.
Ja, mit Fug wird dieser Sänger
Als der göttliche verehret,
Dante, welchem ird'sche Liebe
Sich zu himmlischer verkläret.

Liebesklagen.

1. Der Student.

Als ich einst bei Salamanca
Früh in einem Garten saß
Und beim Schlag der Nachtigallen
Emsig im Homerus las:
Wie in glänzenden Gewanden
Helena zur Zinne trat
Und so herrlich sich erzeigte
Dem trojanischen Senat,
Daß vernehmlich der und jener
Brummt' in seinen grauen Bart:
„Solch ein Weib ward nie gesehen,
Traun, sie ist von Götterart."
Als ich so mich ganz vertiefet,
Wußt' ich nicht, wie mir geschah,
In die Blätter fuhr ein Wehen,
Daß ich staunend um mich sah.
Auf benachbartem Balkone,
Welch ein Wunder schaut' ich da!
Dort in glänzenden Gewanden
Stand ein Weib wie Helena

Und ein Graubart ihr zur Seite,
Der so seltsam freundlich that,
Daß ich schwören mocht', er wäre
Von der Troer hohem Rat.
Doch ich selbst ward ein Achäer,
Der ich nun seit jenem Tag
Vor dem festen Gartenhause,
Einer neuen Troja, lag.
Um es unverblümt zu sagen:
Manche Sommerwoch' entlang
Kam ich dorthin jeden Abend
Mit der Laut' und mit Gesang,
Klagt' in mannigfachen Weisen
Meiner Liebe Qual und Drang,
Bis zuletzt vom hohen Gitter
Süße Antwort niederklang.
Solches Spiel mit Wort und Tönen
Trieben wir ein halbes Jahr,
Und auch dies war nur vergönnet,
Weil halb taub der Vormund war.
Hub er gleich sich oft vom Lager
Schlaflos, eifersüchtig bang,
Blieben doch ihm unsre Stimmen
Ungehört wie Sphärenklang.
Aber einst (die Nacht war schaurig,
Sternlos, finster wie das Grab)
Klang auf das gewohnte Zeichen
Keine Antwort mir herab;
Nur ein alt zahnloses Fräulein
Ward von meiner Stimme wach.
Nur das alte Fräulein Echo
Stöhnte meine Klagen nach.
Meine Schöne war verschwunden,
Leer die Zimmer, leer der Saal,
Leer der blumenreiche Garten,
Rings verödet Berg und Thal.
Ach, und nie hatt' ich erfahren
Ihre Heimat, ihren Stand,
Weil sie, beides zu verschweigen,
Angelobt mit Mund und Hand
Da beschloß ich, sie zu suchen
Nah und fern, auf irrer Fahrt:

Den Homerus ließ ich liegen,
Nun ich selbst Ulysses ward;
Nahm die Laute zur Gefährtin,
Und vor jeglichem Altan,
Unter jedem Gitterfenster
Frag' ich leis' mit Tönen an,
Sing' in Stadt und Feld das Liedchen,
Das im Salamanker Thal
Jeden Abend ich gesungen
Meiner Liebsten zum Signal.
Doch die Antwort, die ersehnte,
Tönet nimmermehr, und, ach!
Nur das alte Fräulein Echo
Reist zur Qual mir ewig nach.

---

2. Der Jäger.

Als ich einsmals in den Wäldern
Hinter einer Eiche stand,
Lauernd, oft mich vorwärts legend,
Auch die Büchse schon zur Hand:
Da vernahm ich leichtes Rauschen,
Und mein Hühnerhund schlug an,
Fertig hielt ich gleich die Büchse,
Paßte mit gespanntem Hahn.
Sieh! da kam nicht Reh noch Hase,
Kam ein Wild von schönrer Art,
Trat ein Mägdlein aus den Büschen,
Jung und frisch und lind und zart.
So von seltsamen Gewalten
Ward ich plötzlich übermannt,
Daß ich fast vor eitel Liebe
Auf die Schönste losgebrannt.
Immer geh' ich nun den Fährten
Dieses edeln Wildes nach,
Und vor seinem Lager steh' ich
Jeden Abend auf der Wach'.
Um es unverblümt zu sagen:
Vor der Lieblichsten Altan
Steh' ich pflichtlich jeden Abend
Blicke traurig still hinan.

Doch von solcher stummen Klage
Wird ihr gleich die Zeit zu lang;
Lieder will sie, süße Weisen,
Flötentöne, Lautenklang.
Ach, das ist ein künstlich Locken,
Drin ich Weidmann nichts vermag,
Nur den Kuckucksruf verstehend
Und den schlichten Wachtelschlag.

Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

„Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nötig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

„Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zuliebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

„Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war betaut.

„Aus des Olbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

„Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Über Meer, Gebirg und Thal;
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

„Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft."

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Toten,
Die verzeihend ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Der Waller.

Auf Galiziens Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildnis
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Öffnet sich ein stiller Port.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach,
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach,
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis' sein Ave sprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Gepriesnen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da in ihrem Heiligtume
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angethan;
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der schroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, barfuß und bestaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

Und nach allen keuchet einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh'.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erstiegen
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

Welche Glut ist ausgegossen
Über Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht;
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht,
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Die Bidassoabrücke.

Auf der Bidassoabrücke
Steht ein Heil'ger, altergrau,
Segnet rechts die span'schen Berge,
Segnet links den fränk'schen Gau.
Wohl bedarf's an dieser Stelle
Milden Trostes himmelher,
Wo so mancher von der Heimat
Scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidassoabrücke
Spielt ein zauberhaft Gesicht:
Wo der eine Schatten siehet,
Sieht der andre goldnes Licht;
Wo dem einen Rosen lachen,
Sieht der andre dürren Sand;
Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland.

Friedlich rauscht die Bidassoa
Zu der Herde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
Und am Abend steigt hernieder
Eine Schar zum Flußgestad,
Unstet, mit zerrißner Fahne;
Blut beträufelt ihren Pfad.

Auf der Bidassoabrücke
Lehnen sie die Büchsen bei,
Binden sich die frischen Wunden,
Zählen, wer noch übrig sei;
Lange harren sie Vermißter,
Doch ihr Häuflein wächset nicht.
Einmal wirbelt noch die Trommel,
Und ein alter Kriegsmann spricht:

„Rollt die Fahne denn zusammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum ersten Male wandelt
Diesen Grenzweg ihre Schar,
Nicht zum ersten Male sucht sie
Eine Freistatt in der Fern';
Doch sie zieht nicht arm an Ehre,
Zieht nicht ohne günst'gen Stern.

„Der von vor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina, bliebst du unberührt.
Ganz und heil ist uns der Retter,
Noch verbürgt ist Spaniens Glück.
Schreiten wir getrost hinüber!
Einst noch kehren wir zurück."

Mina rafft sich auf vom Steine
(Müde saß er dort und still),
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne sinken will.
Seine Hand, zur Brust gehalten,
Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf;
Auf der Bidassoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

Unstern.

Unstern, diesem guten Jungen,
Hat es seltsam sich geschickt;
Manches wär' ihm fast gelungen,
Manches wär' ihm schier geglückt;
Alle Glücksstern' im Bunde
Hätten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht;
War doch in dem ganzen Heere
Keiner so von Mut erglüht!
Nur als schon in wilden Wogen
Seine Schar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne schwang.

Nah ist Unsterns Hochzeitfeier,
Hold und sittig glüht die Braut;
Sieh! da kommt ein reichrer Freier,
Der die Eltern baß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Witwe noch beglückt,
Wäre nicht der Totgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär' Unstern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerschellt.
Glücklich war er selbst entschwommen
(Einer Planke hatt' er's Dank),
Hatte schon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch und versank.

In den Himmel sonder Zweifel
Würd' er gleich gekommen sein,
Liefe nicht ein dummer Teufel
Just ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es sei die Seele,
Die er eben holen soll,
Packt den Unstern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erscheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den schwarzen Bengel
In die tiefste Höllenkluft,
Schwebt der goldnen Himmelsferne
Mit dem armen Unstern zu,
Ueber gut' und böse Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh.

Der Ring.

Es ging an einem Morgen
Ein Ritter über die Au;
Er dacht' in bangen Sorgen
An die allerschönste Frau:

„Mein wertes Ringlein golden,
Verkünde du mir frei!
Du Pfand von meiner Holden,
Wie steht es mit ihrer Treu?"

Wie er's betrachten wollte,
Vom Finger es ihm sprang;
Das Ringlein hüpft' und rollte
Den Wiesenrain entlang.

Er will mit schnellen Händen
Es haschen auf der Au,
Doch goldne Blumen ihn blenden
Und Gräser, betropft von Tau.

Ein Falk es gleich erlauschte,
Der auf der Linde saß;
Vom Wipfel er niederrauschte,
Er holt' es aus dem Gras.

Mit mächtigem Gefieder
Er in die Luft sich schwang;
Da wollten seine Brüder
Ihm rauben den goldnen Fang.

Doch keiner gewann's von allen,
Das Ringlein fiel aus der Höh';
Der Ritter sah es fallen
In einen tiefen See.

Die Fischlein hüpften munter,
Zu haschen den goldnen Tand;
Das Ringlein sank hinunter,
Bis es den Blicken schwand.

„O Ringlein, auf den Triften,
Da äffen dich Gras und Blum';
O Ringlein, in den Lüften,
Da tragen die Vögel dich um;

„O Ringlein, in Wassers Grunde,
Da haschen die Fische dich frei;
Mein Ringlein, ist das die Kunde,
Die Kunde von Liebchens Treu?"

Die drei Schlösser.

Drei Schlösser sind in meinem Gaue,
Die ich mit Liebe stets beschaue;
Und ich, der wohlbestellte Sänger,
Durch Feld und Wald der rasche Gänger,
Wie sollt' ich schweigen von den dreien,
Die sich dem Gau zum Schmucke reihen?

Das erst' ist kaum ein Schloß zu nennen,
An wenig Trümmern zu erkennen,
Versunken dort am Waldeshange,
Sein Name selbst verschollen lange;

Denn seit nicht mehr die Türme ragen,
Verging nach ihm der Wandrer Fragen.
Doch, schreckt dich nicht durch Waldes Dichte
Der Zweige Schlagen ins Gesichte:
Dort, wo des Beiles Schläge fallen,
Einsame Waldhornklänge hallen,
Dort kannst du Wundermär' erfragen
Von Mauern, welche nicht mehr ragen.
Ja, setzest du im Mondenscheine
Dich aufs verfallene Gesteine,
So wird die Kund' auch unerbeten
Dir vor die stille Seele treten.

Das zweite meines Dreivereines,
Es scheint ein Schloß, doch ist es keines.
Du siehst vom hohen Bergesrücken
Es stolz im Sonnenstrahle blicken,
Mit Türmen und mit Zinnen prangen,
Mit tiefem Graben rings umfangen,
Voll Heldenbilder aller Orte,
Zween Marmorlöwen an der Pforte;
Doch drinnen ist es öd' und stille,
Im Hofe hohes Gras in Fülle,
Im Graben quillt das Wasser nimmer,
Im Haus ist Treppe nicht, noch Zimmer,
Ringsum die Epheuranken schleichen,
Zugvögel durch die Fenster streichen.
Dort saßen mit der goldnen Krone
Voreinst die Herrscher auf dem Throne;
Von dort aus zogen einst die Helden,
Von denen die Geschichten melden.
Die Herrscher ruhn in Gräberhallen,
Die Helden sind im Kampf gefallen.
Verhallet war der Burg Getümmel,
Da fuhr ein Feuerstrahl vom Himmel,
Der reiche Schatz verging in Flammen,
Gemach und Treppe fiel zusammen.
Inwendig war das Schloß verheeret,
Doch außen blieb es unversehret.
Sobald erlosch der Edeln Orden,
Ist auch ihr Haus verödet worden.
Doch, wie noch die Geschichten melden
Der Herrscher Namen und der Helden,

So sieht man auch die Türm' und Mauern
Mit ihren Heldenbildern dauern;
Auch wird noch ferner manch Jahrhundert
Das hohe Denkmal schaun verwundert
Und jenes Schloß auf Berges Rücken
Verklärt im Sonnenstrahl erblicken.

Dann zwischen beiden in der Mitte,
Ein lustig Schlößlein, steht das dritte,
Nicht stolz auf Berges Gipfel oben,
Doch auf dem Hügel, sanft gehoben;
Nicht in des Waldes finstern Räumen,
Doch unter frischen Blütenbäumen;
Mit blanken Mauern, roten Ziegeln,
Mit Fenstern, die wie Sonnen spiegeln.
Es ist zu klein für die Geschichte,
Zu jung für Sagen und Gedichte.
Doch ich, der wohlbestellte Sänger,
Durch Feld und Wald der rasche Gänger,
Ich sorge redlich, daß nicht länger
Das Schlößlein bleibe sonder Kunde.
Zur Morgen- und zur Abendstunde
Umwandl' ich es mit meiner Laute,
Und wenn dann Clelia, die traute,
Ans Fenster tritt mit holdem Grüßen,
So will in mir die Hoffnung sprießen,
Daß eine Kunde, drin Geschichte
Sich schön verwoben mit Gedichte,
Daß solche Kunde bald beginne
Von Clelias und Sängers Minne.

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Würtenberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästinas Strand.

Daselbst er einsmals ritt
Durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er steckt' es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut;
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt,
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf getreu und gut,
Besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Mut,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Die Ulme zu Hirsau.

Zu Hirsau in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frischgrünend seine Krone
Hoch überm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau;
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl;
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Thal.

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringest
Hinab in jede Gruft!
O Geist der Welt, du ringest
Hinauf in Licht und Luft!

Münstersage.

Am Münsterturm, dem grauen,
Da sieht man groß und klein
Viel Namen eingehauen;
Geduldig trägt's der Stein.

Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf,
Den Turm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

Da zuckt in seiner Grube
Erwins, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gären,
Als wollt' er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war! —

Der Name war geschrieben,
Von wenigen gekannt;
Doch ist er stehn geblieben
Und längst mit Preis genannt.

Wer ist noch, der sich wundert,
Daß ihm der Turm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt? *)

Das Reh.

Es jagt' ein Jäger früh am Tag
Ein Reh durch Wälder und Auen,
Da sah er aus dem Gartenhag
Ein rosig Mägdlein schauen.

Was ist geschehn dem guten Pferd?
Hat es den Fuß verletzet?
Was ist geschehn dem Jäger wert,
Daß er nicht mehr ruft und hetzet?

Das Rehlein rennet immer noch
Über Berg und Thal so bange.
Halt an, du seltsam Tierlein, doch!
Der Jäger vergaß dich lange.

Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.

Sie legten sich unter den Tannenbaum;
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste.

„Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch husch!"

*) Auf der Plattform des Straßburger Münsters steht unter vielen auch Goethes Name, von seinen akademischen Jahren her, eingehauen.

Der zweite.

„Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!"

Der dritte.

„Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn, trara!"

So lagen sie da und sprachen, die drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht gesehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.

Husch husch! piff paff! trara!

Die Jagd von Winchester.

König Wilhelm hatt' ein schweren Traum,
Vom Lager sprang er auf,
Wollt' jagen dort in Wincheſters Wald,
Rief seine Herrn zuhauf.

Und als sie kamen vor den Wald,
Da hält der König still,
Giebt jedem einen guten Pfeil,
Wer jagen und birschen will.

Der König kommt zur hohen Eich',
Da springt ein Hirsch vorbei;
Der König spannt den Bogen schnell,
Doch die Sehne reißt entzwei.

Herr Titan besser treffen will,
Herr Titan drückt wohl ab:
Er schießt dem König mitten ins Herz
Den Pfeil, den der ihm gab.

Herr Titan fliehet durch den Wald,
Flieht über Land und Meer,
Er flieht wie ein gescheuchtes Wild,
Findt nirgends Ruhe mehr.

Prinz Heinrich ritt im Wald umher,
Viel Reh' und Hasen er fand:
„Wohl träf' ich gern ein edler Wild
Mit dem Pfeil von Königs Hand."

Da reiten schon in ernstem Zug
Die hohen Lords heran;
Sie melden ihm des Königs Tod,
Sie tragen die Kron' ihm an:

„Auf dieser trauervollen Jagd
Euch reiche Beute ward;
Ihr habt erjagt, gewalt'ger Herr,
Den edlen Leopard."

Harald.

Vor seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald;
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn,
Schwingt auf die Rosse sich?

Was kost so sanft und küßt so süß
Und hält so lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert und zieht vom Roß
Und läßt nicht Ruh noch Rast?

Es ist der Elfen leichte Schar:
Hier hilft kein Widerstand,
Schon sind die Krieger all dahin,
Sind all im Feeenland.

Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald;
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild;
Die Rosse, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald;
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar;
Er springt vom Rosse schnell,
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch, wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf den Fels,
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Die Elfen.

Erste.

Kommt herbei, ihr luft'gen Schwestern!
Seht! ein holdes Erdenkind.
Sputet euch, bevor sie fliehet!
Solch ein Hexchen ist geschwind.

Alle.

Mädchen, komm zum Elfentanze!
Komm im Mond- und Sternenglanze!

Zweite.

Traun, du bist ein leichtes Liebchen,
Wiegst nicht über fünfzig Pfund,
Hast ein kleines, flinkes Füßchen;
Tanze mit uns in die Rund'!

Dritte.

Kannst wohl frei in Lüften schweben,
Bis man eben drei gezählt;
Stampfst zuweilen kaum ein wenig,
Daß man nicht den Takt verfehlt.

Alle.

Zürne nicht, du flinke Kleine!
Tanze frisch im Mondenscheine!

Vierte.

Trautes Liebchen, kannst du lachen?
Weinst du gern im Mondenschein?
Weine nur! so wirst du schmelzen,
Bald ein leichtes Elfchen sein.

Fünfte.

Sprich! ist auch dein Fleiß zu loben?
Ist dir keine Arbeit fremd?
Ist dein Brautbett schon gewoben?
Spinnst du schon fürs Totenhemd?

Sechste.

Kennst du auch die große Lehre
Von der Butter und dem Schmalz?
Spürst du in den Fingerspitzen,
Wie viel Pfeffer, wie viel Salz?

Alle.

Liebchen, laß uns immer fragen!
Darfst uns keine Antwort sagen.

Siebente.

Hast du nichts auf dem Gewissen,
Wie so manches arme Kind,
Von verstohlnen süßen Küssen,
Welches große Sünden sind?

Achte.

Oder bist du schon ein Bräutchen?
Hast 'nen Bräutigam so treu,
Der dich darf spazieren führen
Nachmittags von eins bis zwei?

Neunte.

Hast du einen Ring am Finger,
Schwer von Gold, mit Stein geschmückt?
Das ist echte Lieb' und Treue,
Wenn es recht am Finger drückt.

Zehnte.

Liebchen, bist noch immer böse?
Hast du so ein hitzig Blut?
Mußt dir 's Zürnen abgewöhnen,
Ist nicht für die Ehe gut.

Alle.

Liebchen, frisch zum Elfentanze!
Auf im Mond- und Sternenglanze!

Merlin der Wilde.

An Karl Mayer.

Du sendest, Freund, mir Lieder
Voll frischer Waldesluft,
Du regtest gerne wieder
Auch mir die Dichterbrust;
Du zeigst an schatt'ger Halde
Mir den beschilften See,
Du lockest aus dem Walde
Zum Bad ein scheues Reh.

Ob einem alten Buche
Bring' ich die Stunden hin;
Doch fürchte nicht, ich suche
Mir trockne Blüten drin!
Durch seine Zeilen windet
Ein grüner Pfad sich weit
Ins Feld hinaus und schwindet
In Waldeseinsamkeit.

Da sitzt Merlin der Wilde
Am See auf moos'gem Stein
Und starrt nach seinem Bilde
Im dunkeln Wiederschein:
Er sieht, wie er gealtet
Im trüben Weltgewühl;
Hier in der Wildnis waltet
Ihm neuer Kraft Gefühl.

Vom Grün, das um ihn tauet,
Ist ihm der Blick gestärkt,
Daß er Vergangnes schauet
Und Künftiges ermerkt;
Der Wald in nächt'ger Stunde
Hat um sein Ohr gerauscht,
Daß es in seinem Grunde
Den Geist der Welt erlauscht.

Das Wild, das um ihn weilet,
Dem stillen Gaste zahm,
Es schrickt empor, enteilet,
Weil es ein Horn vernahm.
Von raschem Jägertrosse
Wird er hinweggeführt
Fern zu des Königs Schlosse,
Der längst nach ihm gespürt:

„Gesegnet sei der Morgen,
Der dich ins Haus mir bringt,
Den Mann, der, uns verborgen,
Den Tieren Weisheit singt!
Wohl möchten wir erfahren,
Was jene Sprüche wert,
Die dich seit manchen Jahren
Der Waldesschatten lehrt.

„Nicht um den Lauf der Sterne
Heb' ich zu fragen an;
Am Kleinen prüft' ich gerne,
Wie es um dich gethan.
Du kommst in dieser Frühe
Mir ein Gerufner her;
Du lösest ohne Mühe,
Wovon das Haupt mir schwer.

„Dort, wo die Linden düstern,
Vernahm ich diese Nacht
Ein Plaudern und ein Flüstern,
Wie wenn die Liebe wacht.
Die Stimmen zu erkunden,
Lauscht' ich hinab vom Wall;
Doch, wähnt' ich sie gefunden,
So schlug die Nachtigall.

„Nun frag' ich dich, o Meister,
Wer bei den Linden war.
Dir machen deine Geister
Geheimes offenbar,
Dir singt's der Vögel Kehle,
Die Blätter säuseln's dir.
Sprich ohne Scheu! verhehle
Nichts, was du schaust, mir!"

Der König steht umgeben
Von seinem Hofgesind;
Zu Morgen grüßt ihn eben
Sein rosenblühend Kind.
Merlin, der unerschrocken
Den Kreis gemustert hat,
Nimmt aus der Jungfrau Locken
Ein zartes Lindenblatt:

„Laß mich dies Blatt dir reichen!
Lies, Herr, was es dir sagt!
Wem nicht an solchem Zeichen
Genug, der sei befragt:
Ob er in Königshallen
Je Blätter regnen sah?
Wo Lindenblätter fallen,
Da ist die Linde nah.

„Du hast, o Herr, am Kleinen
Mein Wissen heut erprobt;
Mög' es dir so erscheinen,
Daß man es billig lobt!
Löst' ich aus einem Laube
Dein Rätsel dir so bald,
Viel größre löst (das glaube!)
Der dichtbelaubte Wald."

Der König steht und schweiget,
Die Tochter glüht von Scham.
Der stolze Seher steiget
Hinab, von wo er kam;
Ein Hirsch, den wohl er kennet,
Harrt vor der Brücke sein
Und nimmt ihn auf und rennet
Durch Feld und Strom waldein.

Versunken lag im Moose
Merlin, doch tönte lang
Aus einer Waldkluft Schoße
Noch seiner Stimme Klang.
Auch dort ist längst nun Friede;
Ich aber zweifle nicht,
Daß, Freund, aus deinem Liede
Merlin der Wilde spricht.

Die Bildsäule des Bacchus.

Kallisthenes, ein Jüngling zu Athen,
Kam einst nach einer durchgeschwärmten Nacht,
Den welken Epheukranz ums wilde Haar,
Hintaumelnd in der Dämmerung, nach Haus,
Er selber, wie die Dämmrung, wüst und bleich.
Als nun der Diener nach dem Schlafgemach
Ihm leuchtet durch den hohen Säulengang,
Da tritt mit eins im vollen Fackelschein
Des Bacchus göttlich Marmorbild hervor,
Von schöpferischer Meisterhand geformt.
In Jugendfülle hebt sich die Gestalt;
Aus reichem, langhin wallendem Gelock
Erglänzt das feingewölbte Schulternpaar,
Und unterm Schatten üppigen Geflechts
Von Rebenlaub und schwellender Traubenfrucht
Erscheint das runde, blühende Gesicht.
Erschrocken fährt Kallisthenes zurück
Vor der Erscheinung Herrlichkeit und Glanz;
Ihm ist, als hätte mit dem Thyrsusstab
Der Gott die Stirne strafend ihm berührt,
Als spräche zürnend der belebte Mund:
„Was spukst du hier, du wankendes Gespenst,
Ereb'scher Schatten, kraftlos, sinnbetäubt?
Du hast den heil'gen Epheu mir entweiht,
Du nennest frevelnd meinen Priester dich.
Hinweg von mir! Ich kenne deiner nicht.
Ich bin die Fülle schaffender Natur,
Die sich besonders in dem edlen Blut
Der Rebe reich und göttlich offenbart.
Will euer wüstes Treiben einen Gott,
So sucht ihn nicht auf sonnigem Weingebirg!
Nein, sucht ihn drunten in des Hades Nacht!"

Der Gott verstummt, der Fackel Licht erlischt.
Der Jüngling schleicht beschämt in sein Gemach,
Er nimmt vom Haupt den welken Epheukranz,
Und still in des Gemütes Innerstem
Beschwöret er ein heiliges Gelübd'.

Von den sieben Zechbrüdern.

Ich kenne sieben lust'ge Brüder,
Sie sind die durstigsten im Ort;
Die schwuren höchlich, niemals wieder
Zu nennen ein gewisses Wort,
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

Es ist das gute Wörtlein Wasser,
Darin doch sonst kein Arges steckt.
Wie kommt's nun, daß die wilden Prasser
Dies schlichte Wort so mächtig schreckt?
Merkt auf! ich berichte
Die Wundergeschichte.

Einst hörten jene durst'gen sieben
Von einem fremden Zechkumpan,
Es sei am Waldgebirge drüben
Ein neues Wirtshaus aufgethan,
Da fließen so reine,
So würzige Weine.

Um einer guten Predigt willen
Hätt' keiner sich vom Platz bewegt;
Doch, gilt es, Gläser gut zu füllen,
Dann sind die Burschе gleich erregt.
„Auf! lasset uns wandern!"
Ruft einer dem andern.

Sie wandern rüstig mit dem frühen.
Bald steigt die Sonne drückend heiß,
Die Zunge lechzt, die Lippen glühen,
Und von der Stirne rinnt der Schweiß;
Da rieselt so helle
Vom Felsen die Quelle.

Wie trinken sie in vollen Zügen!
Doch als sie kaum den Durst gestillt,

Bezeigen sie ihr Mißvergnügen,
Daß hier nicht Wein, nur Wasser quillt:
„O fades Getränke!
O ärmliche Schwenke!“

In seine vielverwobnen Gänge
Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf;
Da stehn sie plötzlich im Gedränge,
Verworrnes Dickicht hemmt den Lauf.
Sie irren, sie suchen,
Sie zanken und fluchen.

Derweil hat sich in finstre Wetter
Die schwüle Sonne tief verhüllt;
Schon rauscht der Regen durch die Blätter,
Es zuckt der Blitz, der Donner brüllt;
Dann kommt es gefloſſen,
Unendlich ergoſſen.

Bald wird der Forst zu tausend Inseln,
Zahllose Ströme brechen vor;
Hier hilft kein Toben, hilft kein Winseln,
Er muß hindurch, der edle Chor.
O gründliche Taufe!
O köstliche Traufe!

Vor alters wurden Menschenkinder
Verwandelt oft in Quell und Fluß;
Auch unsre sieben arme Sünder
Bedroht ein gleicher Götterschluß.
Sie triefen, sie schwellen.
Als würden sie Quellen.

So, mehr geschwommen, als gegangen,
Gelangen sie zum Wald hinaus;
Doch keine Schenke sehn sie prangen,
Sie sind auf gradem Weg nach Haus;
Schon rieselt so helle
Vom Felsen die Quelle.

Da ist's, als ob sie rauschend spreche:
„Willkommen, saubre Brüderschar!
Ihr habt geschmähet, thöricht Freche,
Mein Wasser, das euch labend war.
Nun seid ihr getränket,
Daß ihr daran denket.“

So kam es, daß die sieben Brüder
Das Wasser fürchteten hinfort
Und daß sie schwuren, niemals wieder
Zu nennen das verwünschte Wort,
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

Die Geisterkelter.

Zu Weinsberg, der gepriesnen Stadt,
Die von dem Wein den Namen hat,
Wo Lieder klingen, schön und neu,
Und wo die Burg heißt Weibertreu
(Bei Weib und Wein und bei Gesang
Wär' Luthern dort die Zeit nicht lang;
Auch fänd' er Herberg' und Gelaß
Für Teufel und für Tintenfaß,
Denn alle Geister wandeln da),
Hört, was zu Weinsberg jüngst geschah!

Der Wächter, der die Stadt bewacht,
Ging seinen Gang in jener Nacht,
In der ein Jahr zu Grabe geht
Und gleich ein andres aufersteht.
Schon warnt die Uhr zur Geisterzeit,
Der Wächter steht zum Ruf bereit;
Da, zwischen Warnen, zwischen Schlag,
Am Scheideweg von Jahr und Tag
Hört er ein Knarren, ein Gebraus,
Genüber öffnet sich das Haus,
Es sinkt die Wand, im hohlen Raum
Erhebt sich stolz ein Kelterbaum,
Und um ihn dreht in vollem Schwung
Sich jauchzend, glühend alt und jung,
Und aus den Röhren purpurhell,
Vollblütig springt des Mostes Quell:
Ein sausend Mühlrad tobt der Reihn,
Die Schaufeln treibt der wilde Wein.
Der Wächter weiß nicht, wie er thu',
Er kehrt sich ab, den Bergen zu;
Doch ob der dunkeln Stadt herein
Erglänzen die in Mittagsschein:
Des Herbstes goldner Sonnenstaub
Umwebt der Reben üppig Laub,

Und aus dem Laube blinkt hervor
Der Winzerinnen bunter Chor;
Den Trägern in den Furchen all
Wächst übers Haupt der Trauben Schwall;
Die Treterknaben sieht man kaum,
So spritzt um sie der edle Schaum.
Gelächter und Gesang erschallt,
Die Pritsche klatscht, der Puffer knallt.
Wohl senkt die Sonne jetzt den Lauf,
Doch rauschen Feuergarben auf
Und werfen Sterne groß und licht
Dem Abendhimmel ins Gesicht.
Da dröhnt der Hammer dumpf und schwer
Zwölfmal vom grauen Kirchturm her;
Der Jubel schweigt, der Glanz erlischt,
Die Kelter ist hinweggewischt,
Und aus der stillen Kammer nur
Glimmt eines Lämpchens letzte Spur.
Der Wächter aber singet schon
Das neue Jahr im alten Ton,
Doch fließet ihm, wie Honigseim,
Zum alten Spruch manch neuer Reim.
Er kündet froh und preiset laut,
Was ihm die Wundernacht vertraut;
Denn wann die Geisterkelter schafft,
Ist guter Herbst unzweifelhaft.
Da klopft's ihm auf die Schulter sacht,
Es ist kein Geist der Mitternacht:
Ein Zechgesell, der keinen glaubt,
Begrüßt ihn, schüttelnd mit dem Haupt:
„Der Most in deiner Kelter war
Vom alten, nicht vom neuen Jahr."

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.
In einer Kirche, verlassen,
Da thät er die Nacht verpassen.
Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er sich auf den Fang gemacht;
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da sprach er: „Reitknecht, reite zurück!
Die Handschuh' hab' ich vergessen
Auf der Bahre, da ich gesessen."

Der Reitknecht kam zurück so bleich:
„Die Handschuh' hole der Teufel Euch!
Es sitzt ein Geist auf der Bahre;
Es starren mir noch die Haare.

„Er hat die Handschuh' angethan
Und schaut sie mit feurigen Augen an,
Er streicht sie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder."

Da ritt der Junker zurück im Flug;
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug,
Er hat den Geist bezwungen,
Seine Handschuh' wieder errungen.

Da sprach der Geist mit wilder Gier:
„Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das schmucke, schmeidige Pärlein!"

„Ein Jährlein ich sie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu';
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen."

Rechberger sprengte von dannen stolz;
Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug;
Des Weges kam ein schwarzer Zug
Vermummter Rittersleute
(Der Junker wich auf die Seite),

Und hinten trabt noch einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug staffieret,
Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag' an! wer sind die Herren vom Zug?
Sag' an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?"

„Dem treuesten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen."

Der Schwarze ritt den andern nach.
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh mir! vom Roß ich steige,
Es geht mit mir zur Neige.

„Ist dir mein Rößlein nicht zu wild
Und nicht zu schwer mein Degen und Schild,
Nimm's hin dir zum Gewinste
Und brauch' es in Gottes Dienste!"

Rechberger in ein Kloster ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönche zu ring;
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloster dienen als Laie."

„Du bist gewesen ein Reitersmann,
Ich seh' es dir an den Sporen an;
So magst du der Pferde walten,
Die im Klosterstalle wir halten."

Am Tag, da selbiges Jahr sich schloß,
Da kaufte der Abt ein schwarz wild Roß;
Rechberger sollt' es zäumen,
Doch es thät sich stellen und bäumen;

Es schlug den Junker mitten aufs Herz,
Daß er sank in bitterem Todesschmerz.
Es ist im Walde verschwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da stieg ein schwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen;
Reithandschuh' am Sattel hangen.

Rechberger stieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handschuh' vom Sattelknauf,
Er schwang sich in Sattels Mitte;
Der Grabstein diente zum Tritte.

Dies Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht,
Daß sie geben auf ihre Handschuh' acht
Und daß sie fein bleiben lassen,
In der Nacht am Wege zu passen.

Der Graf von Greiers.

Der junge Graf von Greiers, er steht vor seinem Haus,
Er sieht am schönen Morgen weit ins Gebirg hinaus,
Er sieht die Felsenhörner verklärt im goldnen Strahl
Und dämmernd mitten inne das grünste Alpenthal:

„O Alpe, grüne Alpe, wie zieht's nach dir mich hin!
Beglückt, die dich befahren, Berghirt' und Sennerin!
Oft sah ich sonst hinüber, empfand nicht Leid noch Lust;
Doch heute dringt ein Sehnen mir in die tiefste Brust."

Und nah und näher klingen Schalmeien an sein Ohr,
Die Hirtinnen und Hirten, sie ziehn zur Burg empor,
Und auf des Schlosses Rasen hebt an der Ringeltanz,
Die weißen Ärmel schimmern, bunt flattern Band und Kranz.

Der Sennerinnen jüngste, schlank wie ein Maienreis,
Erfaßt die Hand des Grafen, da muß er in den Kreis;
Es schlinget ihn der Reigen in seine Wirbel ein:
„Hei, junger Graf von Greiers, gefangen mußt du sein!"

Sie raffen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,
Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied sich reiht an Glied,
Sie tanzen über Matten, sie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt.

Schon steigt der zweite Morgen, der dritte wird schon klar,
Wo bleibt der Graf von Greiers? ist er verschollen gar?
Und wieder sinkt zum Abend der schwülen Sonne Lauf;
Da donnert's im Gebirge, da ziehn die Wetter auf.

Geborsten ist die Wolke, der Bach zum Strom geschwellt,
Und als mit jähem Strahle der Blitz die Nacht erhellt,
Da zeigt sich in den Strudeln ein Mann, der wogt und ringt,
Bis er den Ast ergriffen und sich ans Ufer schwingt:

„Da bin ich, weggerissen aus eurer Berge Schoß;
Im Tanzen und im Schwingen ergriff mich Sturmgetos;
Ihr alle seid geborgen in Hütt' und Felsenspalt,
Nur mich hat fortgeschwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.

„Leb' wohl, du grüne Alpe mit deiner frohen Schar!
Lebt wohl, drei sel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
O, nicht bin ich geboren zu solchem Paradies,
Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich wies.

„Du frische Alpenrose, rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's, die kalte Woge, sie löscht nicht diesen Brand.
Du zauberischer Reigen, lock' nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!"

Graf Eberstein.

Zu Speier im Saale, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun in luftigen Reigen,
Da flüstert sie leise (sie kann's nicht verschweigen):
„Graf Eberstein,
Hüte dich fein!
Heut nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein."

„Ei," denket der Graf, „Euer kaiserlich Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!"
Er sucht sein Roß,
Läßt seinen Troß
Und jagt nach seinem gefährdeten Schloß.

Um Ebersteins Feste, da wimmelt's von Streitern,
Sie schleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberstein
Grüßet sie fein,
Er wirft sie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiser am Morgen gekommen,
Da meint er, es seie die Burg schon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und seine Gewappneten all:

„Herr Kaiser, beschleicht Ihr ein andermal Schlösser,
Thut's not, Ihr verstehet aufs Tanzen Euch besser.
Euer Töchterlein
Tanzet so fein,
Dem soll meine Feste geöffnet sein."

Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüstert er leise, nicht kann er's verschweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut nacht wird ein Schlößlein gefährdet sein."

Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan;
Den Pferden war's so schwer im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen,
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher.
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,

Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus;
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen.
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Das Schwert.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt;
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu schwer erfand.

Der alte Schmied den Bart sich streicht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht,
Zu schwach ist Euer Arm, ich mein';
Doch morgen soll geholfen sein."

„Nein, heut, bei aller Ritterschaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft."
Der Jüngling spricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwert er hoch in Lüften schwingt.

Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.

Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter wert
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug;
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug;
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein!

„Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund;

Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert so breit und lang:

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter wert;

„Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

Klein Roland.

Frau Bertha saß in der Felsenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Los;
Klein Roland spielt' in freier Luft,
Des Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr,
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr';
Nun zürnst du schrecklich mir.

„O Milon, mein Gemahl so süß,
Die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Liebe alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

„Klein Roland, du mein teures Kind,
Nun Ehr' und Liebe mir,
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

„Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank!
Und wer dir giebt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!"

Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal;
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut;
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berthas Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel;
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr, als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng'
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus;
Er hebt eine Schüssel von des Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „Was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch."
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassen's die andern auch.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal;
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida, halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut;
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald:
„Du trittst in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald;

„Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
Wie man Äpfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Bronnen frisch
Meines roten Weines Schaum."

„Die Bäurin schöpft aus dem Bronnen frisch,
Die bricht die Äpfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbret und Fisch,
Ihr roten Weines Schaum."

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind,
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind'.

„Sag an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an! wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk."

„Sag an! wer sind die Wächter treu?"
„Meine Augen blau allstund."
Sag an! wer ist ihr Sänger frei?"
„Der ist mein roter Mund."

„Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei."

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt:
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."

„Die Dame hat nach meinem Sinn
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

„So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein;
Wohlauf; drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!"

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil'
(Der König schaut in die Fern'),
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einemmal:
„Hilf, Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

„Hilf, Himmel! Schwester Bertha, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf, Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand!"

Frau Bertha fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild;
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Bertha senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut;
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Ohm begrüßt er laut.

Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein."

Frau Bertha hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Guts gethan;

„Soll werden seinem König gleich
Ein hohes Heldenbild,
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild;

„Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand,
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten;
Man stellte Wildbret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch roten, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer:
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein
Tief im Ardennerwalde."

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naims von Bayern,
Milon von Anglant, Graf Garin,

Die wollten da nicht feiern;
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater, hört! ich bitte:
Vermeint Ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Samt Eurem guten Schilde."

Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen noch Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen;
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen;
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt erst sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken.
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert
Muß eins dem andern helfen."

Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite;
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Mut dahin,
Wie ihm der Schild entrissen;
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.

Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
Ins tiefe Thal hinunter;
Und aus des Toten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einem Quelle;
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung Roland
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendluft
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde;
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt;
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt,
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche;
Das ist der Riese. Frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern." —

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch, seh' ich recht, auf Königswort,
So reitet Herzog Haimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere."

Herr Haimon ritt in trübem Mut,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden."

Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin;
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück;
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen."

Der Herzog Naims von Bayerland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck;
Hei, bayrisch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köstlich munden."

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde:
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch samt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann;
Ist mir zu viel gewesen."

Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, des ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen."

Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusamt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Die Zierat in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderklaren Schein
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemut:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen."

Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle:
„Roland, sag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?"
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben schliefet!"

König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heil'gen Lande steuert' er
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen;
Doch hält mir diese Kunst nicht stand
Vor Wellen und vor Stürmen."

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh:
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Altekläre."

Dann sprach der schlimme Ganelon
(Er sprach es nur verstohlen):
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!"

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!"

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle,
Ich hab' euch manchen Dienst gethan;
Jetzt helft mir von der Stelle!"

Herr Naimes diesen Ausspruch that:
„Schon vielen riet ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rat
Sind oft zu Schiffe teuer."

Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst ins Trockne legen."

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein;
Wollt' mich zu Liebchen schwingen."

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den roten Wein,
Als Wasser in dem Meere."

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Aß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen;
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen."

Der König Karl am Steuer saß;
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er abends sich legt und wann er morgens erwacht."

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer; der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut
Und singet so hell; das höhet mir den Mut."

Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!"

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Turm ins Feld;
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott, ein stattlicher Held."

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust;
Es zittert der Turm, und es zittert mein Herz in der Brust."

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand;
„Hei," rief er, „ich faß' und ergreife dich, Engelland!"

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

„Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!"

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld;
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Mut;
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzulang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei, sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld;
Inmitten der Toten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland:

„Mein tapfrer Taillefer, komm! trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid;
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang."

Das Nothemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böses dräut der Sterne Schein;
Drum schaff' du mir ein Notgewand,
Du Jungfrau, mit der zarten Hand!"

„Mein Vater, willst du Schlachtgewand
Von eines Mägdleins schwacher Hand?
Noch schlug ich nie den harten Stahl,
Ich spinn' und web' im Frauensaal."

„Ja, spinne, Kind, in heil'ger Nacht!
Den Faden weih' der höllischen Macht!
Draus web' ein Hemde lang und weit!
Das wahret mich im blut'gen Streit."

In heil'ger Nacht im Vollmondschein,
Da spinnt die Maid im Saal allein.
„In der Hölle Namen!" spricht sie leis';
Die Spindel rollt in feurigem Kreis.

Dann tritt sie an den Webestuhl
Und wirft mit zager Hand die Spul';
Es rauscht und saust in wilder Hast,
Als wöben Geisterhände zu Gast.

Als nun das Heer ausritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog sondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, schaurig, fremd,
Ein weißes, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind wie einem Geist.
Wer böt' es ihm, wer stellt' ihn dreist,
An dem das härteste Schwert zerschellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt!

Ein Jüngling sprengt ihm vors Gesicht:
„Halt, Würger, halt! Mich schreckst du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunst;
Dein Werk ist tot, dein Zauber Dunst."

Sie treffen sich und treffen gut,
Des Herzogs Nothemd trieft von Blut;
Sie haun und haun sich in den Sand,
Und jeder flucht des andern Hand.

Die Tochter steigt hinab ins Feld:
„Wo liegt der herzogliche Held?“
Sie findt die todeswunden zwei,
Da hebt sie wildes Klaggeschrei.

„Bist du's, mein Kind? Unsel'ge Maid,
Wie spannest du das falsche Kleid?
Hast du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?“

„Die Hölle hab' ich wohl genannt,
Doch nicht jungfräulich war die Hand;
Der dich erschlug, ist mir nicht fremd;
So spann ich, weh! dein Totenhemd.“

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall;
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall;
Sie nennen's das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' Roten ein aus Portugal!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall;
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein schrieb sie: „„Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!““

„Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall.
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

Erst klingt es milde, tief und voll
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll;
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Er dauert länger schon als recht:
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Einstürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall;
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand," spricht er, „springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst, gleich dem Glücke von Edenhall."

Der letzte Pfalzgraf.

Ich Pfalzgraf Götz von Tübingen
Verkaufe Burg und Stadt
Mit Leuten, Gülten, Feld und Wald;
Der Schulden bin ich satt.

Zwei Rechte nur verkauf' ich nicht,
Zwei Rechte gut und alt:
Im Kloster eins, mit schmuckem Turm,
Und eins im grünen Wald.

Am Kloster schenkten wir uns arm
Und bauten uns zu Grund,
Dafür der Abt mir füttern muß
Den Habicht und den Hund.

Im Schönbuch um das Kloster her,
Da hab' ich das Gejaid;
Behalt' ich das, so ist mir nicht
Um all mein andres leid.

Und hört ihr Mönchlein eines Tags
Nicht mehr mein Jägerhorn,
Dann zieht das Glöcklein, sucht mich auf!
Ich lieg' am schatt'gen Born.

Begrabt mich unter breiter Eich'
Im grünen Vogelsang
Und lest mir eine Jägermeß'!
Die dauert nicht zu lang.

Graf Eberhard der Rauschebart.

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor!*)
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang;
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwertesklang!

1. Der Überfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

*) Graf Eberhard von Württemberg, genannt der Greiner, auch der Rauschebart († 1392), und dessen Sohn Ulrich († 1388) sind im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart beigesetzt.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus;
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß;
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein;
Dann geht's durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus;
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast;
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verriet voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch;
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf, es zieht ein Hause das obre Thal herab;
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein rot von Golde und einen Eber wild."

„Mein Sohn, das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein.
Gieb mir den Leibrock, Junge! Das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn."

Da kommt ein armer Hirte in atemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf;
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt."

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt.
Gieb mir den Mantel, Knabe! Der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut.
Bind mir das Schwert zur Seite! Der Wolf, der lechzt nach Blut.

„Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt;
Das ist ein lustig Necken, das niemand Schaden fügt;
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld."

Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rat;
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort.
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' er's nie vermerkt;
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf;
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf;
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern."

Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt;
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht."

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnismal.
Er giebt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Maurer ins Wildbad alsofort;
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

---

2. Die drei Könige zu Heimsen.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht,
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft;
Sich Könige zu nennen, das giebt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rat,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat,
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und besser, als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt,

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh;
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu;
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Turm.
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! Das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang.

Und als das Frührot leuchtet und als der Nebel sinkt,
Hei, wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Türmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte!" ruft der Greiner, „euch wird das Bad geheizt;
Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt."

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Teer beträuft;
Drein schießt man glühnde Pfeile; wie raschelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze; wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrat zugeführt,
Von all den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
Und schon mit lust'gem Prasseln der Türme Dach ergreift.

Ein Thor ist frei gelassen; so hat's der Graf beliebt.
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt;
Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?
Nein, friedlich zieht's herüber als wie ins Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge zu Fuß demütiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herrn und Knechte gemachsam, Mann für Mann
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm!“ so ruft der Greiner, „willkomm in meiner Hast!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad.
Nur einen miss' ich, Freunde, den Wunnenstein; 's ist schad'.“

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in acht;
„Drei Könige zu Heimsen,“ so schmollt es, „das ist viel;
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel.“

---

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt;
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht;
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig rot;
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen tot.

Herr Ulrich hat's vernommen; er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn.“
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zu Thal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger; der scheint bequem zum Streit.
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
Die langen Spieße starren; wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei;
Man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohl gerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor;
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor.
Man hatt' es schier vergessen; nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf'.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wut;
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurrot gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich rot.
Stets drängender umschlossen und wütender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umtürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark;
Die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Allm!" stöhnt' einst ein Ritter; ihn traf des Mörders Stoß;
„Allmächt'ger!" wollt' er rufen; man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel halbtot, voll Blut und Qualm;
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathaus liegen die Toten all gereiht;
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr, denn sechzig, so blutig und so bleich;
Nicht jeder Knapp erkennet den toten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen, getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore die alte Stadt entlang;
Dumpf tönet von den Türmen der Totenglocken Klang.

Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug.
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug;
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war;
Drum mag er würdig führen auch noch die tote Schar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern, deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn.
Auf ihrer Stammburg wandelt von alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggebärden auf schweres Unheil weist.

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht;
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Toten hieß zum Scherz.
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

Dies Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug.
Will jemand alle wissen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathausfenstern in Farben bunt und klar
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart; er hat nicht sehr geeilt.
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder; man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

---

4. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein.
Zu Döffingen war's anders; dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut.
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab;
Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Not;
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reis'ger Bote vom Wulf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab' sein nicht begehrt;
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Scharen stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn;
Da brennt ihn seine Narbe, da gärt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Übermüt'gen, wovon der Kamm euch schwoll."

Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld;
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blut'gen Feld."

Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei, wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" Er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! Die Feinde fliehen." Er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei, wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?" so fragen alle; schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geschah es; bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklinge, Speereisen, Panzerring;
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Gerippe versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus,
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß!"

„Hei," spricht der Wolf mit Lachen, „gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.
Gut Nacht und Glück zur Reise! Es steht im alten Recht."
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht;
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht;
Ob er vielleicht im stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß;
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt;
„Dem Mann ist's trüb zu Mute; was der uns bringen wird?"

„Ich bring' Euch böse Kunde: nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend Wolf gefallen, er nahm, so viel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art."

Sie reiten rüstig fürder; sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl;
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„Der Knab will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'."

„Ich bring' Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen; dem Herrn sei Dank und Preis!"

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Feste,
Da wohnt ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang;
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus;
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle,
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie.
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn sahen will;
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still."

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

„Der Spieß ist mir verfangen,
Des ich so lang begehrt;
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank."

„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gieb mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

Der Graf hat sich erhoben;
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und füllteſt ihn zum Rand,
Du hielteſt mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du biſt von dieſer Stunde
Des deutſchen Reiches Schenk.“

Das Singenthal.

Der Herzog tief im Walde
Am Fuß der Eiche ſaß,
Als ſingend an der Halde
Ein Mägdlein Beeren las;
Erdbeeren kühl und duftig
Bot ſie dem greiſen Mann,
Doch ihn umſchwebte luftig
Noch ſtets der Töne Bann.

„Mit deinem hellen Liede,“
So ſprach er, „feine Magd,
Kam über mich der Friede
Nach mancher ſtürm'ſchen Jagd.
Die Beeren, die du bringeſt,
Erfriſchen wohl den Gaum,
Doch ſinge mehr! du ſingeſt
Die Seel' in heitern Traum.

„Ertönt an dieſer Eiche
Mein Horn von Elfenbein,
In ſeines Schalls Bereiche
Iſt all das Waldthal mein;
So weit von jener Birke
Dein Lied erklingt rundum,
Geb' ich im Thalbezirke
Dir Erb' und Eigentum.“

Noch einmal blies der Alte
Sein Horn ins Thal hinaus,
In ferner Felſenſpalte
Verklang's wie Sturmgebraus;
Dann ſang vom Birkenhügel
Des Mägdleins ſüßer Mund,
Als rauſchten Engelflügel
Ob all dem ſtillen Grund.

Er legt in ihre Hände
Den Siegelring zum Pfand:
„Mein Weidwerk hat ein Ende,
Vergabt ist dir das Land.“
Da nickt ihm Dank die Holde
Und eilet froh waldaus;
Sie trägt im Ring von Golde
Den frischen Erdbeerstrauß.

Als noch des Hornes Brausen
Gebot mit finstrer Macht,
Da sah man Eber hausen
In tiefer Waldesnacht;
Laut bellte dort die Meute,
Vor der die Hindin floh,
Und fiel die blut'ge Beute,
Erscholl ein wild Hallo.

Doch seit des Mägdleins Singen
Ist ringsum Wiesengrün,
Die muntern Lämmer springen,
Die Kirschenhaine blühn,
Festreigen wird geschlungen
Im goldnen Frühlingsstrahl;
Und weil das Thal ersungen,
So heißt es Singenthal.

Lerchenkrieg.

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Wiegen uns im Sonnenschein,
Steigen auf aus grünen Saaten,
Tauchen in den Himmel ein.“

Tausend Lerchen schwebten singend
Ob dem weiten, ebnen Rieß,
Daß ihr heller Ruf die Menschen
Nicht im Hause bleiben ließ.

Aus der Burg vom Wallersteine
Ritt der Graf mit seinem Sohn,
Will für ihn die goldnen Sporen
Holen an des Kaisers Thron,

Freut sich bei dem Lerchenwirbel
Schon der reichen Vogelbrut;
Doch dem Junker ihm zur Seite
Hüpft das Herz von Rittermut.

Aus der Stadt mit grauen Türmen,
Aus der Reichsstadt finstrem Thor
In den goldnen Sonntagsmorgen
Wandelt alt und jung hervor.

Und der junge Rottenmeister
Führt zum Garten seine Braut,
Pflücket ihr das erste Veilchen
Bei der Lerchen Jubellaut.

Diese lieben Lenzestage,
Ach, sie waren schnell verblüht,
Und die schönen Sommermonde
Waren auch so bald verglüht.

„Lerchen sind wir, freie Lerchen.
Nicht mehr lieblich ist es hier;
Singen ist uns hier verleidet,
Wandern, wandern wollen wir."

Abendlich im Herbstesnebel
Ziehn die Bürger aus dem Thor,
Breiten, richten still die Garne,
Lauschen mit gespanntem Ohr.

Horch! es rauscht, die Lerchen kommen
Horch! es rauscht, ein mächt'ger Flug;
Waffenklirrend in die Garne
Sprengt und stampft ein reis'ger Zug.

Ruft der alte Graf vom Rosse:
„Hilf, Maria reine Magd!
Hilf den Bürgerfrevel strafen,
Der uns stört die Vogeljagd!"

Ruft der junge Rottenmeister:
„Schwert vom Leder! Spieß herbei!
Lerchen darf ein jeder fangen;
Kleine Vögel, die sind frei."

Als der graue Morgen dämmert,
Liegt der Junker tot im Feld,
Über ihm, aufs Schwert sich stützend,
Grimmig, stumm, der greise Held.

Zum erschlagnen Rottenmeister
Beugt sich dort sein junges Weib,
Mit den aufgelösten Locken
Deckt sie seinen blut'gen Leib.

Und noch einmal, eh' sie ziehen,
Steigen tausend Lerchen an,
Flattern in der Morgensonne,
Schmettern, wie sie nie gethan:

„Lerchen sind wir, freie Lerchen,
Fliegen über Land und Flut;
Die uns fangen, würgen wollten,
Liegen hier in ihrem Blut."

Ver sacrum.

Als die Latiner aus Lavinium
Nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten stand,
Da hoben sie zu ihrem Heiligtum,
Dem Speer des Mavors, flehend Blick und Hand.

Da sprach der Priester, der die Lanze trug:
„Euch künd' ich statt des Gottes, der euch grollt:
‚Nicht wird er senden günst'gen Vogelflug,
Wenn ihr ihm nicht den Weihefrühling zollt.'"

„Ihm sei der Frühling heilig!" rief das Heer,
„Und was der Frühling bringt, sei ihm gebracht!"
Da rauschten Fittiche, da klang der Speer,
Da ward geworfen der Etrusker Macht.

Und jene zogen heim mit Siegesruf,
Und wo sie jauchzten, ward die Gegend grün;
Feldblumen sproßten unter jedem Huf;
Wo Speere streiften, sah man Bäum' erblühn.

Doch vor der Heimat Thoren, am Altar,
Da harrten schon zum festlichen Empfang
Die Frauen und der Jungfraun helle Schar,
Bekränzt mit Blüte, welche heut entsprang.

Als nun verrauscht der freudige Willkomm,
Da trat der Priester auf den Hügel, stieß
Ins Gras den heil'gen Schaft, verneigte fromm
Sein Haupt und sprach vor allem Volke dies:

„Heil dir, der Sieg uns gab in Todesgraus
Was wir gelobten, das erfüllen wir;
Die Arme breit' ich auf dies Land hinaus
Und weihe diesen vollen Frühling dir.

„Was jene Trift, die herdenreiche, trug,
Das Lamm, das Zicklein flamme deinem Herd!
Das junge Rind erwachse nicht dem Pflug
Und für den Zügel nicht das mut'ge Pferd!

„Und was in jenen Blütengärten reift,
Was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
Es werde nicht von Menschenhand gestreift,
Dir sei es alles, alles dir geweiht!"

Schon lag die Menge schweigend auf den Knien;
Der gottgeweihte Frühling schwieg umher,
So leuchtend, wie kein Frühling je erschien;
Ein heil'ger Schauer waltet' ahnungschwer.

Und weiter sprach der Priester: „Schon gefreit
Wähnt ihr die Häupter, das Gelübd' vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?

„Der Blüten Duft, die Saat im heitern Licht,
Die Trift, von neugeborner Zucht belebt,
Sind sie ein Frühling, wenn die Jugend nicht,
Die menschliche, durch sie den Reigen webt?

„Mehr, als die Lämmer, sind dem Gotte wert
Die Jungfraun in der Jugend erstem Kranz;
Mehr, als der Füllen auch, hat er begehrt
Der Jünglinge im ersten Waffenglanz.

„O nicht umsonst, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe so von Gotteskraft durchglüht!
O nicht umsonst, ihr Töchter, fanden wir
Rückkehrend euch so wundervoll erblüht!

„Ein Volk hast du vom Fall erlöst, o Mars!
Von Schmach der Knechtschaft hieltest du es rein
Und willst dafür die Jugend eines Jahrs;
Nimm sie! sie ist dir heilig, sie ist dein."

Und wieder warf das Volk sich auf den Grund,
Nur die Geweihten standen noch umher,
Von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund;
Und heil'ger Schauer lag auf allen schwer.

Noch lag die Menge schweigend wie das Grab,
Dem Gotte zitternd, den sie erst beschwor;
Da fuhr aus blauer Luft ein Strahl herab
Und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.

Der Priester hob dahin sein Angesicht
(Ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar);
Das Auge strahlend von dem Himmelslicht
Verkündet' er, was ihm eröffnet war:

„Nicht läßt der Gott von seinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling welk und taub,
Nein, einen Frühling, welcher treibt im Saft.

„Aus der Latiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn;
Aus diesem Lenz, inkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm erstehn.

„Drum wähle jeder Jüngling sich die Braut!
Mit Blumen sind die Locken schon bekränzt;
Die Jungfrau folge dem, dem sie vertraut!
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!

„Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
Sie nehmet mit zur Aussaat in der Fern'!
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blühn,
Bewahret euch den Schößling und den Kern!

„Der junge Stier pflüg' euer Neubruchland!
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm!
Das rasche Füllen spring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!

„Denn Schlacht und Sturm ist euch vorausgezeigt;
Das ist ja dieses starken Gottes Recht,
Der selbst in eure Mitte niedersteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geschlecht.

„In eurem Tempel haften wird sein Speer;
Da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
Wann sie ausfahren über Land und Meer.
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

„Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt.
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt;
Das ist der Weihefrühling, den er will."

Der Königssohn.

1.

Der alte, graue König sitzt
Auf seiner Väter Throne;
Sein Mantel glänzt wie Abendrot,
Wie sinkende Sonn' die Krone.

„Mein erster und mein zweiter Sohn,
Euch teil' ich meine Lande.
Mein dritter Sohn, mein liebstes Kind,
Was lass' ich dir zum Pfande?"

„Gieb mir von allen Schätzen nur
Die alte, rostige Krone!
Gieb mir drei Schiffe! so fahr' ich hin
Und suche nach einem Throne."

2.

Der Jüngling steht auf dem Verdeck,
Sieht seine Schiffe fahren;
Die Sonne strahlt, es spielt die Luft
Mit seinen goldnen Haaren.

Das Ruder schallt, das Segel schwillt,
Die bunten Wimpel fliegen,
Meerfrauen mit Gesang und Spiel
Sich um die Kiele wiegen.

Er spricht: „Das ist mein Königreich,
Das frei und lustig streifet,
Das um die träge Erde her
Auf blauen Fluten schweifet."

Da ziehen finstre Wolken auf
Mit Sturm und mit Gewitter,
Die Blitze zucken aus der Nacht,
Die Maste springen in Splitter.

Und Wogen stürzen auf das Schiff,
So wilde, Bergen gleiche;
Verschlungen ist der Königssohn
Samt seinem luft'gen Reiche.

3.

Fischer.

Versunken, wehe, Mast und Kiel,
Der Schiffer Ruf verschollen!
Doch sieh! wer schwimmet dort herbei,
Um den die Wogen rollen?

Er schlägt mit starkem Arm die Flut
Und fürchtet die Wellen wenig,
Trägt hoch das Haupt mit goldner Kron';
Er dünkt mir wohl ein König.

Jüngling.

Ein Königssohn. Mir aber ist
Die Heimat längst verloren.
Erst hat die schwache Mutter mich,
Die irdische, geboren;

Doch nun gebar die zweite Mutter,
Das starke Meer, mich wieder;
In Riesenarmen wiegte sie
Mich selbst und meine Brüder.

Die andern all ertrugen's nicht;
Mich brachte sie hier zum Strande.
Zum Reiche wohl erkor sie mir
All diese weiten Lande.

4.

Fischer.

Was spähest du nach der Angel
Vom Morgen bis zur Nacht
Und hast mit aller Mühe doch
Kein Fischlein aufgebracht?

Jüngling.

Ich angle nicht nach Fischen;
Ich sah in Meeresschacht,
Wohl jeder Angel allzu tief,
Viel königliche Pracht.

5.

Wie schreitet königlich der Leu,
Schüttelt die Mähn' in die Lüfte!
Er ruft sein Machtgebot
Durch Wälder und Klüfte;

Doch werd' ich ihn stürzen
Mit dem Speer in starker Hand,
Um die Schultern mir schürzen
Sein Goldgewand.

Der Aar, ein König, schwebet auf,
Er rauschet in Wonne,
Will langen sich zur Kron' herab
Die goldene Sonne;

Doch in den Wolken hoch
Soll ihn fahen und spießen
Mein geflügelter Pfeil,
Daß er mir sinke zu Füßen.

6.

Im Walde läuft ein wildes Pferd,
Hat nie den Zaum gelitten,
Goldfalb, mit langer, dichter Mähn',
Schlägt Funken bei allen Tritten.

Der Königssohn, er fängt es ein,
Hat sich darauf geschwungen;
Es bläht die Brust und schwingt den Schweif,
Kommt wiehernd hergesprungen.

Und alle horchen staunend auf,
Die in den Thälern hausen;
Sie hören's vom Gebirge her
Wie Sturm und Donner brausen.

Da sprengt herab der Königssohn,
Umwallt vom Fell des Leuen;
Des wilden Rosses Mähne fleugt,
Die Hufe Feuer streuen.

Da drängt sich alles Volk herzu
Mit Jubel und Gesange:
„Heil uns! Er ist's, der König ist's,
Den wir erharrt so lange!"

7.

Es steht ein hoher, schroffer Fels,
Darum die Adler fliegen;
Doch wagt sich keiner drauf herab,
Den Drachen sehen sie liegen.

In alten Mauern liegt er dort
Mit seinem goldnen Kamme,
Er rasselt mit der Schuppenhaut,
Er hauchet Dampf und Flamme,

Der Jüngling ohne Schwert und Schild
Ist keck hinaufgedrungen,
Die Arme wirft er um die Schlang'
Und hält sie fest umrungen.

Er küßt sie dreimal in den Schlund,
Da muß der Zauber weichen;
Er hält im Arm ein holdes Weib,
Das schönst' in allen Reichen.

Die herrliche gekrönte Braut
Hat er am Herzen liegen,
Und aus den alten Trümmern ist
Ein Königsschloß gestiegen.

8.

Der König und die Königin
Sie stehen auf dem Throne:
Da glüht der Thron wie Morgenrot,
Wie steigende Sonn' die Krone.

Viel stolze Ritter stehn umher,
Die Schwerter in den Händen;
Sie können ihre Augen nicht
Vom lichten Throne wenden.

Ein alter, blinder Sänger steht
An seine Harf' gelehnet;
Er fühlet, daß die Zeit erschien,
Die er so lang ersehnet.

Und plötzlich springt vom hohen Glanz
Der Augen finstre Hülle;
Er schaut hinauf und wird nicht satt
Der Herrlichkeit und Fülle.

Er greifet in sein Saitenspiel,
Das ist gar hell erklungen;
Er hat in Licht und Seligkeit
Sein Schwanenlied gesungen.

Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz"

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl,
Der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit,
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wemut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet; verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt.

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

„Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
„Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

„Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Die versunkene Krone.

Da droben auf dem Hügel,
Da steht ein kleines Haus;
Man sieht von seiner Schwelle
Ins schöne Land hinaus.

Dort sitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank,
Er dengelt seine Sense
Und singt dem Himmel Dank.

Da drunten in dem Grunde,
Da dämmert längst der Teich.
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone stolz und reich;
Sie läßt zu Nacht wohl spielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt seit grauen Jahren,
Und niemand sucht nach ihr.

Tells Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Herden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Von seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

Und eben schritt ein andrer
Zur Brücke, da sie brach:
Nicht stutzt der greise Wandrer,
Wirft sich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort;
Das Kind entspringt der Welle,
Den alten reißt sie fort,

Doch als nun ausgestoßen
Die Flut den toten Leib,
Da stehn um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;
Als tracht' in seinem Grunde
Des Rotstocks Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
„Der Tell ist tot, der Tell!"

Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Jerge
Auf Uris grünem See
Und trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied,
Des Toten Haupt im Arme,
Spräch' ich mein Klagelied:

„Da liegst du eine Leiche,
Der aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht dein greises Haar.
Hier steht, den du gerettet,
Ein Kind wie Milch und Blut;
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpenglut.

„Die Kraft derselben Liebe,
Die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn schlugst.
Nie schlummernd, nie erschrocken,
War Retten stets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

„Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben fingst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergingst,
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm;
Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldentum.

„Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot;
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Not.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

„Gesund bist du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hilfereichen, frommen
Verließ dich erst dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieses Kind gegeben,
War ihm dein Opfer wert.

„Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem sichern Strahl,
Dort steht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu sein,
Hast du dir nur erworben
Ein schmucklos Kreuz von Stein.

„Weithin wird lobgesungen,
Wie du dein Land befreit;
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch späte Zeit;
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendrot,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von deinem Tod."

Die Glockenhöhle.

Ich weiß mir eine Grotte,
Gewölbt mit Bergkrystalle;
Die ist von einem Gotte
Begabt mit seltnem Halle:
Was jemand sprach, was jemand sang,
Das wird in ihr zu Glockenklang.

Dort tauschen zwei Beglückte,
Bewegt von gleichem Triebe,
Was längst die Herzen drückte,
Das erste Ja der Liebe;
Ein leises Glöcklein stimmt so rein
Zu einem lautern, vollern ein.

Dort lassen lust'ge Zecher
Sich auf der Felsbank nieder,
Sie schwingen volle Becher
Und singen trunkne Lieder;
Nie klang die Grotte so wie heut
Von Feuerlärm und Sturmgeläut.

Zween Männer ernst und sinnig,
Vereint durch heil'ge Bande,
Sie reden dort so innig
Vom deutschen Vaterlande;
Da tönt die tiefste Kluft entlang
Ein dumpfer Grabesglockenklang.

Die verlorene Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig sich dehnet;
Aus der Verderbnis dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
Wo in der Wildnis alles schwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder:
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinauf gekommen.

Mir schien es mehr, denn hundert Jahr',
Daß ich so hingeträumet hätte,
Als über Nebeln sonnenklar
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn
Gleich Fittichen emporzuheben,
Und seines Turmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte schütternd in dem Turme;
Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märtrer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar.
Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:

Das steht nicht in der Worte Macht;
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

Das versunkene Kloster.

Ein Kloster ist versunken
Tief in den wilden See,
Die Nonnen sind ertrunken
Zusamt dem Pater, weh!
Der Nixen muntre Scharen,
Sie schwimmen stracks herbei,
Nun einmal zu erfahren,
Was in den Mauern sei.

Das plätschert und das rauschet
In Kreuzgang und Dorment!
Am Lokutorium lauschet
Der schäkernde Konvent,
Man hört Gesang im Chore
Und lustig Orgelspiel;
Das Glöcklein ruft zur Hore,
Wann's ihnen just gefiel.

Bei heitrem Vollmondglanze
Lockt sie der grüne Strand
Zu einem Ringeltanze
In geistlichem Gewand;
Die weißen Schleier flattern,
Die schwarzen Stolen wehn,
Die Kerzenflämmchen knattern,
Wie sie im Sprung sich drehn.

Der Kobold dort im Schutte
Der hohlen Felsenwand,
Er nimmt des Paters Kutte,
Die er am Ufer fand;
Die Tänzerinnen schreckend
Kommt er zur Mummerei,
Sie aber tauchen neckend
Hinab in die Abtei.

Märchen.

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre schlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie;
Ich hab' ihn jüngst erfahren:
Die deutsche Poesie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem schönen Fürstenkind,
An seine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.
Die erste sprach behende:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich."

Die andre sprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesstich;
Der wird dich so bewahren,
Daß süßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königssohn dich weckt."

Da ward ins Reich erlassen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht;
Wo jemand Spindeln hätte,
Die sollte man liefern ein
Und sie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieses Kind
In dumpfer Kammern Mitte
Noch sonst, wo Spindeln sind;
Nein, in den Rosengärten,
In Wäldern frisch und kühl,
Mit lustigen Gefährten
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die schönste Frau
Mit langen goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
In Gang, Gebärde züchtig,
In Reden treu und schlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

Viel stolze Ritter gingen
Der Holden Dienste nach,
Heinrich von Ofterdingen,
Wolfram von Eschenbach:
Sie gingen in Stahl und Eisen,
Goldharfen in der Hand.
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit;
Den Frauen gaben sie Ehre
Und sangen widerstreit.
Sie sangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Mut,
Von lindem Liebessinne,
Von süßer Maienblut.

Von alter Städte Mauern
Der Wiederhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben frischen Sang,
Der Senne hat gesungen,
Der über den Wolken wacht,
Ein Lied ist aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderschön;
Der Fürstin war, als winkten
Sie ihr zu Turmes Höhn;
Sie stieg hinauf zum Dache,
Die zarte ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

Ein Weiblein grau von Haaren
Dort an dem Rocken spann;
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom strengen Spindelbann.
Die Fürstin, die noch nimmer
Gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer bist du, mit Vergunst?"

„Man nennt mich, schönes Liebchen,
Die Stubenpoesie;
Denn aus dem trauten Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich sitz' am lieben Platze
Beim Rocken wandellos:
Meine alte blinde Katze,
Die spinnt auf meinem Schoß.

„Lange lange Lehrgedichte,
Die spinn' ich recht mit Fleiß,
Flächsene Heldengedichte,
Die haspl' ich schnellerweis';
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyrischen Schwung,
Meine Spindel spielt Komödie
Mit Tanzbelustigung."

Die Fürstin thät erbleichen,
Als man von Spindeln sprach;
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel sprang ihr nach,
Und an der morschen Schwelle
Da fiel das Fräulein jach;
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferse stach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man sie morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie schlief den Zauberschlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Rittersaal,
Goldstoffe drauf gebreitet
Und Rosen ohne Zahl.

So schlief sie in der Halle,
Die Fürstin, reich geschmückt.
Bald hatte die andern alle
Der gleiche Schlaf berückt;
Die Sänger schon in Träumen
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schlosses Räumen
Der letzte Laut verklang.

Die Alte spann noch immer
Im stillen Kämmerlein;
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen groß und klein.
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürstenbau,
Und um den Himmel oben,
Da spann sich Nebelgrau.

Wohl nach vierhundert Jahren
Da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerscharen
Ins Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen
Ob all dem hohen Wald
Für graue Türm' und Zinnen
Von seltsamer Gestalt?"

Am Wege stund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß,
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten klein und groß."

Der Königssohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit den Degen
Sich Bahn zum Schlosse hin.
Gesenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirschlein sprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald,
Da sangen in den Bäumen
Die Vögel mannigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen mutig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüsch erschien.

Zween Riesen schlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, ins Kreuz geschlagen,
Die Hellebarten vor;
Darüber rüstig schritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Nischen
Geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen
Mit goldnem Saitenspiel:
Hochmächtige Gestalten,
Geschloßnen Auges, stumm,
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Altertum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager reich von Gold,
Da ruhte wohlgeschmücket
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit frischen Rosen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Rosenlicht.

Der Königssohn, zu wissen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät seine Lippen schließen
An ihren Mund so mild;
Er hat es bald empfunden
Am Odem süß und warm
Und als sie ihn umwunden,
Noch schlummernd, mit dem Arm.

Sie streifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angesicht,
Sie hob so süß erschrocken
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.

Ein Morgen rot und golden
Hat uns den Mai gebracht,
Da trat mit seiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht,
Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzem Gang
Wie riesenhafte Geister
Mit fremdem Wundersang.

Die Thäler schlummertrunken
Weckt der Gesänge Lust.
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt tief gerühret:
„Dank dieser goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutsche Poesie!"

Die Alte sitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein;
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat sie der Schlag;
Gott schenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngsten Tag!

Altfranzösische Gedichte.

Die Königstochter.

Des Königs von Spanien Tochter
Ein Gewerb zu lernen begann.
Sie wollte wohl lernen nähen,
Waschen und nähn fortan.

Und bei dem ersten Hemde,
Das sie sollte gewaschen han,
Den Ring von ihrer weißen Hand
Hat ins Meer sie fallen lan.

Sie war ein zartes Fräulein,
Zu weinen sie begann.
Da zog des Wegs vorüber
Ein Ritter lobesan:

„Wenn ich ihn wiederbringe,
Was giebt die Schöne dann?“
„Einen Kuß von meinem Munde
Ich nicht versagen kann.“

Der Ritter sich entkleidet,
Er taucht ins Meer wohlan,
Und bei dem ersten Tauchen
Er nichts entdecken kann.

Und bei dem zweiten Tauchen
Da blinkt der Ring heran,
Und bei dem dritten Tauchen
Ist ertrunken der Rittersmann.

Sie war ein zartes Fräulein,
Zu weinen sie begann.
Sie ging zu ihrem Vater:
„Will kein Gewerb fortan.“

Graf Richard Ohnefurcht.

1.

Graf Richard von der Normandie
Erschrak in seinem Leben nie.
Er schweifte Nacht wie Tag umher,
Manchem Gespenst begegnet' er:
Doch hat ihm nie was Graun gemacht
Bei Tage noch um Mitternacht.
Weil er so viel bei Nacht thät reiten,
So ging die Sage bei den Leuten,
Er seh' in tiefer Nacht so licht,
Als mancher wohl am Tage nicht.
Er pflegte, wenn er schweift' im Land,
So oft er wo ein Münster fand,
Wenn's offen war, hineinzutreten,
Wo nicht, doch außerhalb zu beten.
So traf er in der Nacht einmal
Ein Münster an im öden Thal;
Da ging er fern von seinen Leuten,
Nachdenklich, ließ sie fürbaß reiten,
Sein Pferd er an die Pforte band,
Im Innern einen Leichnam fand,
Er ging vorbei hart an der Bahre
Und kniete nieder am Altare,
Warf auf 'nen Stuhl die Handschuh' eilig,
Den Boden küßt' er, der ihm heilig.
Noch hatt' er nicht gebetet lange,
Da rührte hinter ihm im Gange
Der Leichnam sich auf dem Gestelle;
Der Graf sah um und rief: „Geselle,
Du seist ein Guter oder Schlimmer,
Leg' dich aufs Ohr und rühr' dich nimmer!"
Dann erst er sein Gebet beschloß
(Weiß nicht, ob's klein war oder groß),
Sprach dann, sich segnend: „Herr, mein Seel'
Zu deinen Händen ich empfehl'."
Sein Schwert er faßt' und wollte gehen;
Da sah er das Gespenst aufstehen,
Sich drohend ihm entgegenrecken,
Die Arme in die Weite strecken,
Als wollt' es mit Gewalt ihn fassen
Und nicht mehr aus der Kirche lassen.

Richard besann sich kurze Weile,
Er schlug das Haupt ihm in zwei Teile;
Ich weiß nicht, ob es wehgeschrien,
Doch mußt's den Grafen lassen ziehn.
Er fand sein Pferd am rechten Orte.
Schon ist er aus des Kirchhofs Pforte,
Als er der Handschuh' erst gedenkt;
Er läßt sie nicht, zurück er lenkt,
Hat sie vom Stuhle weggenommen,
Wohl mancher wär' nicht wieder kommen.

2.

In der Abtei von Sankt Ouen
Was dazumal ein Sakristan;
Er war als frommer Mönch genannt,
Ihm gutes Zeugnis zuerkannt;
Allein je mehr die Seele wert,
Je mehr der Teufel ihr begehrt.
Einst ging der Mönch, von dem ich sprach,
Im Münster seinem Amte nach,
Da mußt' er eine Dame sehen;
Er liebt sie, kann nicht widerstehen;
Er stirbt, wird sie ihm Gunst versagen,
Er will an sie sein alles wagen.
Wie er nun bat, wie er verhieß,
Die Dame sich bereden ließ;
Sie zeigte Zeit und Ort ihm an,
Wo er zu Nacht sie treffen kann.
Als nun die Nacht gedunkelt tief
Und alles in dem Kloster schlief,
Begann der Bruder seinen Gang,
Er suchte nicht Gesellschaft lang.
Zum Haus der Dame war kein Weg,
Als über einen schmalen Steg,
Darüber wollt' er eilig gehen.
Nun weiß ich nicht, wie ihm geschehen,
Ob er sich stieß, sich übertrat,
Ob einen falschen Tritt er that:
Er fiel ins Wasser und versank,
Ohn' alle Rettung er ertrank.
Ein Teufel gleich die Seele nahm,
So warm sie aus dem Leibe kam:

Er wollte sie zur Hölle ziehn,
Da trat ein Engel vor ihn hin.
Sie thäten um die Seele streiten,
Mit Gründen wechselnd sich bedeuten.
Der Teufel sprach: „Es ziemt dir schlecht,
Zu greifen in mein bestes Recht.
Du weißt, die Seel' ist mir gebunden,
Die ich ob bösen Werken funden.
Ich traf den Mönch ob bösen Werken,
Wie an dem Wege leicht zu merken;
Der Weg hat ihm den Stab gebrochen.
Du weißt, es hat der Herr gesprochen:
‚Wo ich dich find', will ich dich richten'"
Der Engel sprach darauf: „Mit nichten.
Der Bruder lebte wandelfrei,
Solang er war in der Abtei.
Nun hat die Schrift uns klar bedeutet:
‚Dem Guten ist sein Lohn bereitet.'
Dem Unsern muß der Lohn nun werden
Des Guten, das er that auf Erden.
Die Sünde war noch nicht erfüllt,
Darum du schon ihn richten willst;
Er ist aus der Abtei getreten,
Er hat die Planke zwar betreten,
Allein er konnte noch zurücke,
Wär' er gestürzt nicht von der Brücke.
Des Bösen, das er nicht gethan,
Darf er die Strafe nicht empfahn,
Und um ein wenig Wollen, nein,
Kann er nicht ein Verdammter sein.
Doch klage keiner übern andern!
Laß uns zum Grafen Richard wandern!
Von ihm sei unser Span geschlichtet!
Er hat noch immer gut gerichtet."
Der Teufel sprach: „Ich bin's zufrieden;
Von ihm sei zwischen uns entschieden!"
Sie eilten ins Gemach des Grafen;
Er lag im Bett und hatt' geschlafen,
Doch war er jetzo eben wach
Und dachte manchen Dingen nach.
Sie meldeten ihm alles klar,
Wie's mit der Seel' ergangen war;
Sie bäten ihn nun, zu entscheiden,

Wem sie gehören sollt' von beiden.
Herr Richard hielt nicht lange Rat,
Er kürzlich diesen Ausspruch that:
„Die Seele gebt dem Leib zurücke
Und stellt das Pfäfflein auf die Brücke,
Dahin gerade, wo es fiel!
Dann mische keiner sich ins Spiel!
Und rennt es in gestrecktem Lauf
Voran und schaut nicht um noch auf,
So fall' es in des Bösen Schlinge
Ohn' Widerspruch und lang Gedinge!
Doch, wenn es anders sich entschieden
Und sich zurückzieht, hab' es Frieden!"
Der Rechtsspruch, den der Graf gethan,
Stand einem wie dem andern an;
Die Seele sie dem Leib einbliesen,
Dem Mönch die alte Stelle wiesen.
Als sich der Bruder wieder fand
Und frisch auf beiden Beinen stand,
Zog schneller er zurück den Schritt,
Als wer auf eine Schlange tritt.
Kaum hatten sie ihn losgelassen,
Thät er mit Abschied kurz sich fassen;
Er floh in größter Hast nach Haus,
Verkroch sich, wand die Kleider aus.
Noch immer er zu sterben bebte;
Er war im Zweifel, ob er lebte.
Als nun der Morgen brach heran,
Da ging der Graf nach Sankt Ouen,
Berief die Brüderschaft zuhand,
Den Mönch in nassen Kleidern fand.
Richard ihn zu sich kommen ließ
Und vor den Abt ihn treten hieß:
„Herr Bruder, wie ist's Euch ergangen?
Was habt Ihr Schlimmes angefangen?
Ein andermal habt besser acht
Beim Plankengehen in der Nacht!
Erzählt dem Abte frei und offen,
Was Euch in dieser Nacht betroffen!"
Der Bruder schämte sich zu Tod;
Er ward bis über die Ohren rot,
Vor Abt und Grafen so zu stehen;
Doch thät er alles frei gestehen.

Der Graf bestärkte den Bericht.
So kam die Wahrheit an das Licht,
Und in der Normandie noch lange
War dieses Stichelwort im Schwange:
„Mein frommer Bruder, wandelt sacht
Und nehmt auf Stegen Euch in acht!“

Legende.

Es ist 'ne Kirche wohlbekannt,
Sankt Michael vom Berg genannt,
Am Ende vom Normannenlande
Auf eines hohen Felsen Rande,
Umschlossen überall vom Meer,
Nur daß von einer Seite her,
Sowie die Flut zurücke trat,
Sich öffnet ein gebahnter Pfad.
Es kommt die Flut zweimal im Tage
Mit schnell- und starkem Wellenschlage,
Daß mancher zu derselben Frist
Mit großer Not entronnen ist.
Viel Waller zu der Kirche kommen
Zu ihres ew'gen Erbes Frommen.
Einmal an einem hohen Feste
Beeilten sich die frommen Gäste,
Zur heil'gen Messe hinzuwallen;
Doch hat die Flut sie überfallen.
Sie flohen auf des Pfades Enge
Mit Hast und mächtigem Gedränge;
Nur einer armen Schwangern war
Die Kraft geschwunden ganz und gar,
Gehemmt ihr Lauf von herben Schmerzen,
Die sich ihr regten unterm Herzen.
Sie ward gestoßen von der Menge
Und fiel zu Boden im Gedränge;
So bleibt sie liegen unbeachtet,
Weil jeder sich zu retten trachtet.
Die andern waren all entronnen
Und hatten schon den Berg gewonnen;
Doch wie sie nach der Frau hinsahen,
So thät sich schon die Flut ihr nahen;
Wohl jede Hilfe war zu spät,
Drum wandten sie sich zum Gebet.

Auch jene, die, dem Tode nah,
Nicht Menschenhilfe möglich sah,
Sie hat zu Jesus und Marien
Und zum Erzengel laut geschrieen.
Die Pilger haben's nicht vernommen,
Zum Himmel ist der Ruf gekommen.
Die süße Gottesmutter oben
Hat sich von ihrem Thron erhoben;
Die heil'ge Herrin voll Erbarmen
Wirft einen Schleier hin der Armen,
Die unter solcher Decke Schutz
Bewahrt ist vor der Wellen Trutz;
Denn mitten in der Wasser Braus
Ist ihr gebaut ein trocknes Haus.
Die Ebbezeit nicht ferne war;
Noch stund am Strand die ganze Schar.
Die Frau man längst verloren gab;
Da wich die Flut vom Land hinab
Und trat aus all der Wellen Grund
Die Frau ganz freudig und gesund,
Und in den Armen hielt sie lind
Ein lieblich neugeboren Kind.
Da thäten Geistliche und Laien
Des schönen Wunders hoch sich freuen,
Mit Staunen auf die Frau sie wiesen,
Den Herrn und seine Mutter priesen.

Roland und Alda.

Aus einem Heldengedichte.

Schon kehren die Vianer in die Stadt,
Gehoben wird die Brück', das Thor verwahrt.
Als Kaiser Karl es sieht, sein Blut aufwallt,
Laut auf er schreit, von wildem Zorn entbrannt:
„Wohlan zum Sturme, wackre Ritterschaft!
Wer jetzt mir fehlt, was er zu Lehen hat,
Hab' er in Frankreich Bergschloß oder Stadt,
Turm oder Feste, Flecken oder Markt,
Es wird ihm all dem Boden gleich gemacht."
Auf solche Worte kommen all heran,
Die Schildner dringen auf die Mauern dar,
Mit Hammer schlagend und gestähltem Schaft
Die von Viane steigen maueran,

Da werfen Stein' und Scheiter sie herab,
Und mehr als sechzig werden da gemalmt
Der Jünglinge vom schönen Frankenland.
„Herr Kaiser," spricht der Herzog Naims im Bart,
„Wollt Ihr die Stadt gewinnen mit Gewalt,
Die hohen Mauern mit den Zinnen stark,
Die festen Türme, manch Jahrhundert alt,
So Heiden einst erbaut mit großer Kraft,
In Eurem Leben wird es nicht vollbracht.
Drum sendet eh' zurück nach Frankenland,
Daß Zimmerleute werden hergeschafft!
Und sind sie angekommen vor der Stadt,
So laßt sie bauen Rüstzeug mancher Art,
Davon die Mauern stürzen!"

Der Kaiser hört es, mächtig er ergrimmet;
„Monjoie," ruft er aus mit lauter Stimme,
„Was zögert ihr, ihr meine kühnen Ritter?"
Von neuem da der wilde Sturm beginnet,
Sie werfen, schleudern in gewalt'gem Grimme.
Und sieh, schön Alda dort, die minnigliche!
Mit reichem Mantel war sie wohl gezieret,
Der mit Goldfaden meisterlich gesticket;
Die Augen blau und blühend das Gesichte.
Sie trat auf der gewalt'gen Feste Zinnen.
Als sie den Sturm, das wilde Toben siehet,
Da bückt sie sich, 'nen Stein hat sie ergriffen,
Auf eines Gascons Helm wirft sie ihn nieder,
Daß sie den ganzen Zirkel ihm zersplittert;
Es fehlte wenig, wär' er tot geblieben.
Roland ersah es, mit dem kühnen Blicke;
Der edle Graf, er rief mit lauter Stimme:
„Von dieser Seite, bei dem Sohn Mariens,
Wird man die Feste nimmermehr gewinnen,
Denn gegen Damen stürm' ich nun und nimmer."
Er ließ nicht länger, daß er nicht ihr riefe:
„Wer seid Ihr doch, o Jungfrau, minnigliche?
Wenn ich Euch frage, nehmt's in gutem Sinne!
Ich frag' es nicht um irgend Unglimpfs willen."
„Herr," sagte sie, „es bleib' Euch unverschwiegen!
Die mich erzogen, Alda sie mich hießen,
Die Tochter Rainers, welchem Genua pflichtet,
Die Schwester Olivers mit kühnem Blicke,

Gerhards, des mächtigen Gebieters, Nichte;
Mein Stamm, er ist erlaucht und hochgebietend.
Bis heute bin ich ohne Herrn geblieben
Und werd' es bleiben, bei dem Sohn Mariens!
Es wäre denn mit Herzog Gerhards Willen
Und Olivers, den Rittertugend zieret."
Da sprach Roland für sich mit leiser Stimme:
„Es thut mir leid, beim ew'gen Sohn Mariens!
Daß ihr Euch nicht in meiner Haft befindet;
Doch soll es noch geschehn nach Gottes Willen
Durch jenen Kampf, zu welchem mich beschieden
Oliver, der Genueser."

So sprach schön Alda, die verständige:
„Herr Ritter, nun ich hab' Euch nicht verhehlt,
Was Ihr von mir erforschet und begehrt;
Nun sagt hinwider mir, so Euch gefällt,
Von wann Ihr seid und welches Eu'r Geschlecht!
Es steht Euch wohl der Schild, mit Banden fest,
Und jenes Schwert, das Euch zur Seite hängt,
Und jene Lanze, dran das Fähnlein weht,
Und unter Euch das apfelgraue Pferd,
Das schnell, wie ein beschwingter Pfeil, hinrennt.
Ihr drängtet heute mächtig unser Heer,
Vor allen andern scheinet Ihr ein Held.
Nun glaub' ich wohl, wie mir's in Sinnen steht,
Daß Eure Freundin hohe Schönheit trägt."
Roland vernahm es, und er lachte hell.
„Ja, Dame," sprach er, „wahr ist, was Ihr sprecht
In Christenlanden keine gleiche lebt,
Noch sonsten, daß ich wüßte."

Als Roland höret, daß sie also spricht,
Entdeckt er ihr sein ganzes Herze nicht;
Doch allerwegen gut er sie beschied:
„Jungfrau, nach Wahrheit geb' ich Euch Bericht:
Roland benennen meine Freunde mich."
Schön Alda hört' es, wohl ihr das gefiel:
„Seid Ihr der Roland, welcher, wie man spricht,
Mit meinem Bruder sich zum Kampf beschied,
Noch wißt Ihr wenig wie so kühn er ist.
Und habt Ihr Kampf beschlossen gegen ihn,
Auf Treue sag' ich Euch, es kränket mich,
Weil man für meinen Freund Euch halten will,

Wie mir zu Ohren kam von dort und hie.
Bei jener Treu', womit Ihr Karlen dient!
Wär' ich nicht gestern Eurer Haft entwischt,
Erbarmen nicht, noch Gnade hättet Ihr,
Daß zu den Meinen Ihr mich wieder ließt."
Roland vernahm es wohl, antwortet' ihr:
„Ich bitt' in Liebe, spottet meiner nicht!"
Der Kaiser rief den Grafen von Berri:
„Herr Lambert, gebt mir redlichen Bericht!
Wer ist die Dam' auf jener alten Zinn',
Die mit dem Roland spricht und er mit ihr?"
„Bei meiner Treue," Lambert ihn beschied,
„Schön Alda ist's, das edle Frauenbild,
Rainers von Genua, des tapfern, Kind;
Der Lombard soll sie führen nach Roin."
„Das wird er nicht," versetzt der Kaiser ihm;
„Roland hat selbst auf sie gestellt den Sinn.
Eh' stürben hundert Mann, in Stahl gestrickt,
Bevor der Lombard Alden führte hin."
So sprach der Kaiser. Roland aber schied
Von Alden, die auf hoher Mauer blieb.
Der König sieht ihn, neckt ein wenig ihn;
„Traut Neffe," spricht er, „was ist Euer Sinn
Gegen die Maid, mit der Ihr sprachet hie?
Wenn irgend Zorn Ihr heget gegen sie,
In Liebe bitt' ich Euch, verzeihet ihr!"
Roland vernahm's, sein Blut empörte sich
Aus Scham vor seinem Ohme.

„Traut Neffe mein," sprach Karl, der starke Held,
„Ob jener Maid, mit welcher Ihr gered't,
Habt Ihr zu lang verweilet an der Stell';
Denn aus der Stadt brach Oliver indes
Und mit ihm hundert Ritter, wohl bewehrt.
Sie haben überfallen Euer Heer,
Der Unsern zwanzigen das Haupt gespellt
Und ihrer viel gefangen weggeschleppt.
Die Jungfrau Alda wußt' es wohl vorher;
Sie hat Euch nur gehöhnet und geneckt."
Roland vernahm's; schier kam von Sinnen er,
Von wildem Grimm das Angesicht ihm brennt.
Als nun der Kaiser Rolands Zorn ersehn,
Da thät er gütlich ihn beschwichtigen:

„Traut Neffe," sprach er, „zürnet nicht so sehr!
Ob jener Maid, mit welcher Ihr gered't,
Ziehn wir zurück zu Hütten und Gezelt,
Und ihr zu Liebe nimmt der Sturm ein End'."
Roland versetzte: „So wie Ihr befehlt!"
Ein Horn erscholl, es wandte sich das Heer
Zurück zu den Gezelten.

Fortunat und seine Söhne.

Fragment.

Erstes Buch.

Ihr Wolken, die ihr bunt den Himmel säumet,
Aufsteigt, Gestalten wechselt und vergehet!
Ihr Wellen, die ihr Sterne jetzt beschäumet,
Jetzt tief zum Abgrund stürzt, jetzt neu erstehet!
Ihr Winde, die ihr jene Wellen bäumet
Und jene Wolken durch die Lüfte wehet!
Euch ruf' ich an als Musen: führt zum Ziele
Mein Lied von der Fortuna laun'schem Spiele!

Glück zu! schon sind die Segel aufgezogen,
Von Cyperns Küste stößt das fremde Schiff,
Da zeigt sich noch mit Federspiel und Bogen
Ein schlanker Jüngling auf dem nahen Riff.
Er ruft, er springt hinab, er teilt die Wogen,
Bis er das zugeworfne Tau ergriff;
Mit einem Zug ist er an Bord gerissen
Gleichwie ein Stör, der in die Angel bissen.

Das Schiff, woselbst der Jüngling angeschwommen,
Es war ein guter Venetianer Mast,
Der von Jerusalem zurückgekommen
Und Wasser hier nebst Cyperwein gefaßt.
Gar freundlich ist der Schwimmer aufgenommen,
Man drängt sich um den wunderlichen Gast;
Da setzt er ruhig sich auf eine Tonne
Und spricht also, sich trocknend an der Sonne:

„Ihr guten Herren, dir ihr jetzt mein Ohr
Mit Fragen täubet und mein Kleid zerzauset,
Wißt denn! mein Vater ist Herr Theodor,
Der dort in Famagustas Mauern hauset.
Er war der reichste Bürgersmann hievor,
Die Freunde haben ihm sein Gut verschmauset.
Frau Graziana, die geehrte Dame,
Ist meine Mutter, Fortunat mein Name.

„Nun denkt ihr leicht (und ich bekenn' es ehrlich),
Daß mir's daheim nicht sehr behagen mochte,
Für Durst zu trinken und zu speisen nährlich,
Wo man vordem zahllosen Gästen kochte.
Ermunternde Gesellschaft fand sich spärlich,
Wenn nicht ein Gläubiger zuweilen pochte;
Noch minder taugten, mich zu unterhalten,
Der Mutter Sorgenblick, des Vaters Falten.

„Mein einzig Labsal blieb die Jägerei;
Und ward bei rings verhegtem Königsforste
Mir nie ein Wild mit stattlichem Geweih,
Viel weniger ein Tier mit stolzer Borste,
Ein Vogel kaum, mit hungrigem Geschrei
Hintaumelnd um die dürren Klippenhorste:
Doch that mir's gut, auf Felsen und in Klüften
Umherzuklettern und die Brust zu lüften.

„Und heute sah ich just aus meiner Wüste
Das Schiff die Segel ungeduldig schwellen,
Da faßte mich ein plötzliches Gelüste,
Der reisemut'gen Schar mich zu gesellen.
Gedacht, gethan, ich rannte flugs zur Küste,
Ein sichrer Schwimmer sprang ich in die Wellen.
Fleug, Falke, nun nach Süden oder Norden!
Dein Jäger ist ein freier Seemann worden.

„Ach, eines fällt mit einmal mir aufs Herz:
Hin fuhr ich, ohne nur Valet zu sagen.
Oft mahnt' ich zwar die Eltern halb im Scherz:
‚Viel Glück ist in der Welt noch; laßt mich's wagen!
Dennoch trifft unerwartet sie der Schmerz.
Mir ist, als hört' ich die Verlaßnen klagen;
Die Mutter sonderlich, die gute Mutter,
Sie weint so leicht, sie hat ein Herz wie Butter

„Weil's aber nun geschehn und schon die Zinnen
Von Famagusta fern hinabgetaucht,
So muß ich jetzt auf andre Dinge sinnen,
Denn blutt und bloß bin ich hieher gehaucht.
Durch Herrendienst möcht' ich mein Brot gewinnen.
Ist keiner hier, der einen Diener braucht?
Manch edeln Ritter seh' ich ja im Kreise,
Ich dient' ihm wohl, daheim und auf der Reise."

Er sprach's und ließ die Blicke forschend wandern,
Bis sie auf einem festgeheftet blieben:
Das war der edle Graf Hubert von Flandern,
Der sich auf frommen Fahrten umgetrieben.
Ansehnlich stand er da vor allen andern
(Wohlwollen war dem Antlitz eingeschrieben),
Und leicht verstehend unsres Jünglings Auge,
Sprach lächelnd er: „Schlag ein, wenn ich dir tauge!

„Denn sind wir nicht ein seltsames Gespann,
Nach Sinn und Neigung ganz und gar verschieden?
Du reißt dich eben aus der Heimat Bann
Und willst in weiter Welt ein Glück dir schmieden;
Dagegen ich ein reisemüder Mann,
Der nach den Stürmen Ruhe sucht und Frieden,
Der sehnlich wünscht, nach mannigfachen Fährden
Zum Port des Ehstands eingelotst zu werden."

„Ein Port die Ehe!" rief der Narr des Grafen
(Er war zum heil'gen Grabe mitgefahren).
„So möge doch vor solchem Ruhehafen
Der Himmel jeden Biedermann bewahren!
Ein Meer ist sie, des Wellen nimmer schlafen,
Drauf ewig sich die tollen Stürme haaren,
Ein falsches Meer, ein wildes Meer, Eur Liebden,
Ein höllisch Meer voll Scyllen und Charybden.

„Zwei Dinge brachten mich zu dem Entschluß,
Den frischen Leib der Seefahrt preiszugeben:
Das eine war der Andacht Überfluß,
Die Sehnsucht, an dem heil'gen Grab zu kleben.
Das andre war der tägliche Verdruß,
Der mir geblüht im lieben Eheleben.
Nie hat dies Schiff im Sturme so geschwanket,
Wie unser Häuschen, wenn mein Weib gezanket."

Doch laßt uns, was der Schalksnarr weiter spricht,
Mit einer Göttin Selbstgespräch vertauschen!
Seht ihr die neckische Fortuna nicht
Aus jener goldnen Wolke niederlauschen?
Sie schaut das Schiff im heitern Morgenlicht,
Sie hört die muntern Ruderschläge rauschen;
Denn wird ein Anker irgendwo gelichtet,
Dahin ist gleich Fortunens Blick gerichtet.

„Ha," spricht sie, „fahre wohl auf schwankem Kiel!
Fahr wohl, mein Fortunat, du goldner Knabe!
O Heil mir, daß hieher mein Auge fiel,
Wo längst Gesuchtes ich gefunden habe!
Du Vogelfreier, sei mein luftig Spiel!
Dich werd' ich redlich tummeln bis zum Grabe,
Dich werd' ich, meine Macht an Tag zu legen,
Durch Lust- und Trauerspiele frisch bewegen.

„Durch Trauerspiele, ja, wenngleich die Dichter
Als Zufall in das Lustspiel mich gebannt.
Sie ziehen, traun, so wichtige Gesichter,
Wie zum Verwaltungsrat der Welt ernannt.
Und vor dem Stuhle dieser ird'schen Richter
Werd' ich für blind, für ungerecht erkannt.
Bedachte keiner denn, daß mit der Binde
Die strenge Dike selbst ihr Aug' umwinde?

„Ein Wesen haben sie nun ausgesonnen
(Verhängnis heißt es), finster, rätselhaft;
Bereiteste Rechtspfleg' ist hier gewonnen
Wie bei der Feme dunkler Brüderschaft;
Ein Mord ist, eh' drei Stunden hingeronnen,
Beredt, verübt, gerichtet, abgestraft.
Was ist's? wo ist es denn? Man sagt dem Volke:
‚Gafft nur hinauf und seht die schwarze Wolke!'

„Kein Wunder denn, daß längst ich meine Gunst
Der überweisen Dichterzunft entzogen.
Nach Brote ging von jeher alle Kunst,
Den Dichtern wird's am kargsten zugewogen;
Doch nähren sie ja gerne sich vom Dunst
Und weiden sich am bunten Regenbogen.
Ist einem alles Lebensglück verdorben,
Geduld! man ehrt ihn schön, wenn er gestorben

„Zwar hat soeben einer von der Gilde
Ein Lied, das mir geweiht ist, angehoben;
Doch wenig Gutes führet er im Schilde,
Drauf deuten schon die wunderlichen Proben.
Auch war ich seither ihm nicht allzu milde,
Und wenig Ursach' fand er, mich zu loben;
Drum bind' ich ihm noch fürder so die Hände,
Daß er es mühsam oder nie vollende.

„Mein Fortunat, von welchem ungesehen
Und ungehört ich hier in Wolken hange,
Du wirst, ich hoff's, dich nie zum Dichter blähen,
Sonst wär' es mir um unsre Freundschaft bange;
Ein Liedchen höchstens kann ich zugestehen,
Das man vor Frauen singt zum Lautenklange.
Nimm alles leicht! das Träumen laß und Grübeln!
So bleibst du wohlbewahrt vor tausend Übeln."

Mit diesen inhaltschweren Götterworten
Sag' ich von anderem Bericht mich ledig;
Nichts von der Anfahrt in so manchen Porten,
Nichts von beglückter Landung in Venedig,
Nichts von dem Eintritt in die gent'schen Pforten,
Nicht, wie der Graf, dem Jüngling mehr als gnädig
So stattlich ihn beritten macht und kleidet,
Daß ihn die ganze Dienerschaft beneidet.

Auch von des Grafen festlicher Vermählung
Mit einer herzoglichen Braut von Cleve
Erspar' ich mir, wie billig, die Erzählung;
Kein Lorbeer grünet hier für meine Schläfe.
Erst als die Lust gehetzt bis zur Entseelung,
Der Freudenkelch geleert bis auf die Hefe,
Erst nach der Ritterfeste vierzehn Sonnen
Hat, was zu melden sich verlohnt, begonnen.

Wann schon der Schnitter Fleiß in vollen Schwaden
Des Sommers goldnen Segen hingebreitet,
Wann schon die Erntewagen, hoch geladen,
Hinfahren, von Gesang und Klang begleitet:
Ist auf der Stoppelfelder öden Pfaden
Der Ährenlese mageres Fest bereitet;
O gieriges Gewühl zerlumpter Knaben,
Barfüß'ger Mädchen, heischrer Krähn und Raben!

So auf den Plan, der vom Turnei der Ritter
Zerwühlt ist und umwölkt mit Staub und Dampf,
Wo abgeknickte Büsche, Lanzensplitter,
Schildtrümmer zeugen von dem heißen Kampf,
Wo rings zerquetscht die Schranken und die Gitter
Von wilder Rosse mächtigem Gestampf:
Dorthin berufet nun zum Nachgefechte
Trommetenschall die Knappen und die Knechte.

Wohl nennt uns der homerische Gesang
Die Völker und die Häuptlinge des breiten,
Die hier vom Strand aufziehn im Donnergang,
Die dort aus Trojas Mauern niederschreiten;
Mich aber spornet kein vermeßner Drang,
Mit solchem Meister um den Kranz zu streiten;
Drum meld' ich kurz die Männer und die Rotten,
Die zum Turniere traben oder trotten.

Des Vorsaals und des Stalles edle Stämme,
Man sieht sie allesamt zu Gaule steigen;
Wer je ein Roß geritten in die Schwemme,
Der will sich heut als wackern Reiner zeigen.
Der Meister Kellner auch ist keine Memme,
Gevatter Koch ist keiner von den Feigen;
Selbst der noch jüngst den Bratspieß mußte wenden,
Er sprengt heran, den Lanzenschaft in Händen.

Und keinen dieser Tapfern soll man schelten,
Erscheint er nicht sogleich beim ersten Ruf;
Denn widerspenst'ge Rosse sind nicht selten,
Und manche giebt's, die Gott sehr träge schuf.
Auch muß ja alles heut für Streitroß gelten,
Was irgend Mähne zeigen kann und Huf,
Zieht schon ein Ohr sich merklich in die Länge;
Die Wappenschau ist heut nicht allzu strenge.

Ein hölzern Männlein, wunderlich geschmückt,
Ist aufgestellt vor all den kühnen Recken,
Ein Männlein, in die Stellung hingebückt,
Die hinter Zäunen heimisch ist und Hecken;
Durch innere Gewerke vorgedrückt,
Entfallen Münzen in ein klingend Becken.
Je länger sie den Preis sich streitig machen,
Je reicher stets wird er dem Sieger lachen.

Nach diesem segenschwangern Bilde blickt
Mit heißer Sehnsucht manch ein armer Knappe.
Wen aber mehr die edle Ruhmgier zwickt,
Dem winkt ein goldnes Diadem von Pappe,
Rings von Kapaunenfedern bunt umnickt,
Ein Mittelding von Kron' und Narrenkappe.
Nichts Seltsames noch Armlichs hegt die Erde,
Drum nicht geworben und gehadert werde.

Als nun zum Angriff die Trommete schallt,
Da kommt's von allen Seiten hergeschossen;
Mit Schwertern, Kolben, Lanzen, neu und alt,
Wird dreingehaun, geschlagen und gestoßen.
Das pfeift und zischt, das schmettert und das prallt
Die Kreuz und Quer wie Hagelsturm und Schloßen,
Und als am tollsten sich gewirrt der Knäuel,
Verhüllet dichter Staub den ganzen Greuel.

Doch wie aus düstrem, nebelschwerem Himmel
Mit flücht'gem Schimmer blickt ein Sonnenstrahl,
So bricht aus jenem stäubenden Gewimmel
Der schmucke Fortunatus manches Mal:
Er tummelt meisterhaft den raschen Schimmel,
Er glänzt in bunter Tracht und blankem Stahl;
Recht ritterlich erscheint er, fest und munter,
Bald taucht er auf, bald wieder taucht er unter.

Zuletzt, als sich der wilde Lärm gelegt
Und nun das dichte Staubgewölke sinkt,
Da sieht man erst, was sich am Boden regt,
Wie mancher kraftlos dort um Hilfe winkt,
Auch manchen, der nach seinem Rosse frägt,
Und manchen, der beschämt vom Platze hinkt;
Nur Fortunat sitzt aufrecht in den Bügeln,
Und „Sieger, Sieger!" hallt's von allen Hügeln.

Seit dieses Tages wohlerworbnen Kränzen
Hält ihn der Graf noch werter, als zuvor;
Vor allen andern soll der Jüngling glänzen,
Er steigt zum ehrenvollsten Dienst empor,
Beim Mahle darf er den Pokal kredenzen,
Die Schlüssel wahrt er zu des Burghofs Thor,
Man sendet ihn, zu laden hohe Gäste,
Er folgt dem Herrn zum Jagen und zum Feste.

Und will die Gräfin oft an Regentagen
Sich selbst und ihren Frau'n Kurzweil bereiten,
So heißt sie ihn die griech'sche Zither schlagen
Und Heimatliedchen singen in die Saiten.
Auch giebt's von Cypern mancherlei zu fragen,
Von Frauentracht und andern Seltsamkeiten;
Er sagt's in bösem Deutsch, doch zierlich immer;
Von hellem Lachen hallen dann die Zimmer.

Je reicher ihm die Gnade zugemessen,
Je gift'ger schwillt der andern Diener Neid;
Zumal dem Narren will's das Herz zerfressen,
Verschmäht zu sein wie ein verbrauchtes Kleid;
Denn niemand horchet jetzt den frost'gen Späßen
Von bösen Weibern und von Eheleid.
Wie könnten sie dem neuen Paare munden
In seiner Ehe goldnen Flitterstunden?

Es war an einem Abend in der Schenke,
Schon zog die ernste Mitternacht ins Land,
Schon leerten mählich sich die meisten Bänke,
Nur eine Kameradschaft hielt noch stand;
Doch lehnt sich, müd von Zechen und Gezänke,
Der auf den Tisch und jener an die Wand;
Die Lampe hängt ersterbend von der Decke,
Da hebt der Narr sich an des Tisches Ecke:

„Nicht mehr verbeiß' ich diesen herben Kummer,
Maulhenker ihr, Schlafmützen, Memmen, Tröpfe!
Erwacht einmal aus eurem dumpfen Schlummer,
Ehrlose, sinnverlassene Geschöpfe!
Geschehn nicht Dinge, schreien möcht' ein Stummer?
Ihr aber schweigt dazu und kratzt die Köpfe.
Hat sich die Welt so wunderbar verwandelt,
Daß nur der Narr noch denkt und spricht und handelt?

„Der Fremdling, den wir aus dem Meer gezogen
(Viel besser hätten wir ihn drin versenkt),
Der unsern Herrn beschmeichelt und belogen,
Der unsre Frau am Narrenseile lenkt,
Der um den Kampfpreis schmählich uns betrogen
(War doch die beste Rüstung ihm geschenkt!),
Den seht ihr uns verdrängen, uns zernichten,
Und keiner wagt, sich männlich aufzurichten?

„Merkt auf! Mir schieße jeder dritthalb Thaler,
So schaff' ich den Verhaßten euch vom Ort.
Das Doppelte gelob' ich jedem Zahler,
Ist jener nicht in dreißig Tagen fort.
Ihr gafft mich an, ihr wähnt, ich sei ein Prahler;
Nein, Freunde, Narrenwort ist auch ein Wort.
So eilig soll er aus dem Lande jagen,
Als wollt' er mit dem Sturm die Wette wagen."

Noch war der scharfe Redner nicht am Ende,
Als jeder schon entflammt vom Sitze fuhr;
Die Gläser wirft man jubelnd an die Wände,
Und mancher trägt des Eifers blut'ge Spur;
Dann reichen sie zum Bunde sich die Hände
Gleich der Versammlung, die im Rütli schwur;
Die Glocke kündet zwölf mit dumpfem Schalle,
Die Lamp' erlischt, nach Hause taumeln alle.

Von dieser Zeit an wirbt der lust'ge Rat
Um unsres Jünglings Neigung und Vertrauen.
O Fortunat, mein teurer Fortunat,
Du machst mir bang, du hast's mit einem Schlauen.
Nicht wahr, er dienet dir mit Rat und That,
Führt dich zu gutem Wein und schönen Frauen?
Er lobt dich, nennt dich einen schmucken Ritter?
Wohl weiß er, solche Rede schmeckt nicht bitter.

Und seltsam! was das traute Paar verzehrt,
Der Narr bezahlt die Zeche stets von beiden;
So sehr der ehrenhafte Jüngling wehrt,
Er kann es doch am Ende nie vermeiden.
Den andern dünkt das alles höchst verkehrt:
„Will er ihm so den Aufenthalt verleiden?
Wär' Fortunatus noch auf Cyperns Küste,
Er käme flugs, wenn er solch Leben wüßte."

Einsmals (zur Ruhe war die Herrschaft schon;
Der Jüngling war noch auf der Kammer wach),
Da hört' er draußen leisen Seufzerton,
Und bebend trat der Narr in das Gemach:
„O Fortunat, mein armer, liebster Sohn,
Ach, Fortunat, mein süßer Liebling, ach,
Beschlossen ist's, es schaudert mir die Haut;
Mein Freund, der Kanzler, hat mir's selbst vertraut

„Ach, du begreifst mich nicht; ich muß mich fassen,
Eh' die Gefahr noch enger dich umstrickt.
O Freund, es hätte längst sich merken lassen,
Daß Eifersucht an seinem Herzen pickt.
(Auch mochte wohl die Gräfin dich nicht hassen,
Sie hat dem Sänger freundlich oft genickt.)
‚Ja,' schwur der Graf, ‚ich schaff' es nächster Tage,
Daß er viel zärter noch die Triller schlage.'

„Der Siegesschmuck mit Federn von Kapaunen
Ward dir zu schlimmem Zeichen aufgesetzt.
Und morgen schon! ich hört' es deutlich raunen,
Die Stunde naht, das Messer ist gewetzt.
Statt deiner trug ich oft der Herrschaft Launen;
Wie gerne doch verträt' ich dich auch jetzt!
Und thät' ich's nicht zur Freundschaft dem Genossen,
Doch thät' ich's meinem Ehgespan zum Possen.

„Zwar wenn es dir nicht allzu schrecklich wäre,
Geduldig dich zu fügen der Gewalt:
Du lebst an unsrem Hof in hoher Ehre,
Und nirgends trifft du besseren Gehalt;
Auch trocknet Freundeshand ja manche Zähre,
Wenn jemals ich für einen Freund dir galt . . .
Allein ich seh', du bebst an allen Gliedern;
Auf solche Antwort läßt sich nichts erwidern.

„So höre denn ein Mittel, das dich rette!
Ein guter Engel flüstert's mir ins Ohr.
Frühmorgens, wenn man läutet in die Mette,
Erschließet sich zuerst das Norderthor;
Dann, Teurer, hebe schleunig dich vom Bette
Und, wie zur Jagd gerüstet, reit hervor!
Bist du hinaus, dann laß dein Roß sich strecken!
Des Himmels Heere mögen dich bedecken!"

Er spricht's, und des Erschrocknen bleiche Wange
Küßt er mit Judaskuß und schleicht nach Haus.
Dem neuen Attis ist's so herzensbange,
Bald überläuft ihn Glut, bald kalter Graus.
Die längste Nacht, sie währt' ihm nie so lange;
Verzweifelnd blickt er nach dem Morgen aus,
Noch immer lächelt wie mit kaltem Hohne
Die keusche Luna nach dem Schmerzenssohne.

Mich selbst, den Dichter, überschauert's leise,
Ist gleich der ganze Lug mir aufgedeckt;
Denn sollte Fortunat so schnöder Weise
Gestümmelt werden, wie der Narr ihn schreckt,
So stürbe mir an meinem Lorbeerreise
Manch edles Blatt, das noch im Keime steckt,
So könnte mein Gesang ja nur ertönen
Vom Fortunat und nicht von seinen Söhnen.

Horch! was vernehm' ich? Hallet nicht Geläute?
Er ist's, der Mettenglock' ersehnter Klang.
O heller Laut, wie oft beriefst du Bräute,
In Lust erschreckende, zum Tempelgang!
Doch, wie dem angstgequälten Jüngling heute,
So süß erklangst du nie, so freudig bang.
Kaum heben sich des Thores Gatterbalken,
Er sprengt geduckt hinaus mit Hund und Falken.

Und als nun hinter ihm die Mauern ragen,
Da fliegt er über Hecken hin und Gräben;
Die Dogge meint, den schnellsten Hirsch zu jagen,
Der Falke meint, in Sturmgewölk zu schweben,
Der Reiter nur will über Trägheit klagen
Und hört nicht auf, den heißen Sporn zu geben.
Entfiel' ein Aug' ihm in der großen Eile,
Es aufzuheben, nähm' er sich nicht Weile.

Die Meeresflut, unendlich hingegossen,
Sie setzet erst der wilden Flucht ein Ziel;
Doch eben will ein Schiff vom Strande stoßen,
Er dingt sich ein um wenig oder viel.
Zurück noch schickt er seine Reichsgenossen,
Den Schimmel samt dem Hund und Federspiel.
Hin fährt das Schiff. Wohin? Ich kann's nicht sagen;
Vergaß ja doch der Flüchtling selbst, zu fragen!

So ging's dem Jüngling in den Niederlanden.
Ich malte treu und redlich die Geschichten,
Auch etwas niederländisch, sei's gestanden!
Man muß sich nach des Landes Weise richten,
Wie in Getränken, Speisen und Gewanden,
So manchmal auch im Malen und im Dichten.
Wird unser Schiff nach China hingeweht,
Mal' ich chinesisch euch, so gut es geht.

Und will mich dennoch der und jener schmälen,
Daß ich sein feineres Gefühl beleidigt,
So hört denn, edle Ohren, zarte Seelen,
Ein Wörtchen noch, das mich gewiß verteidigt!
Die Wahrheit darf ich nimmermehr verhehlen,
Dem altehrwürd'gen Buch bin ich vereidigt.
Sollt' ich an ihm das Schmähliche vollziehen,
Dem unser Held meerüber muß entfliehen?

Zweites Buch.

Wirf ab, mein Lied, den niederländ'schen Schutz
Und schnalle den Kothurn dir an die Sohlen!
Der herrischen Fortuna pflichtest du,
Und diese hat ein Trauerspiel befohlen;
Aus Wolken sprach sie den Prolog dazu,
Und nicht beliebt's ihr, ihn zu wiederholen.
Tritt auch der Held nicht alsbald auf die Bretter,
Noch blieb er unversenkt von Sturm und Wetter.

Der Schauplatz unsres Stückes ist zu London.
Die Zeit? Ich dächte wohl, im Februar;
Denn welcher rühmet sich von allen Monden,
Daß er dem Trauerspiele günst'ger war?
Doch meine Göttin schüttelt ihre blonden
Stirnlocken, fürder deutet sie ins Jahr,
Den wechselnden April hat sie erkoren;
Ihr Dichter selbst ist im April geboren.

Zu London also war ein Kaufmann säßig,
Roberto, von toskanischem Geschlechte.
Von Jugend auf bedacht, arbeitsam, mäßig,
Hatt' er besiegt die kargen Schicksalsmächte;
Noch jetzo warb und schafft' er unablässig,
Streng hielt er seine Schreiber, seine Knechte.
In Strömen kam ihm der Gewinst geflossen,
Doch nahm er auch den kleinen gern zum großen

Als dieser einst am Pulte saß und sann,
Hört' er im Gange draußen rasche Tritte;
Es klopft, und eh' er Antwort geben kann,
Steht ihm der Gast schon in des Zimmers Mitte,

Ein langer, hagrer, frühverzehrter Mann,
Nach Farb' und Wuchs und Kleidertracht kein Britte;
Die dunkeln Augen läßt er kecklich schweifen,
Und was er ansieht, scheint er zu ergreifen.

„Andreas Rodio bin ich genannt,"
So spricht er, „von Florenz, wie Ihr, entsprossen.
Mein Vater Lukas ist Euch wohlbekannt;
Er rühmt sich Eurer Jugendzeit Genossen,
Hat gute Seidenwar' Euch stets gesandt
Und Euch getreulich ins Gebet geschlossen.
Bei der Bewandtnis darf ich mich erfrechen,
Um einen Freundesdienst Euch anzusprechen

„Ein edler Lord ist zu Turin gefangen,
Des kläglich Schicksal mir das Herz bewegt.
Dem armen Manne war es beigegangen,
Daß er sich eine Sammlung angelegt,
Nicht von Zwiefaltern, Steinen, Muscheln, Schlangen,
Noch andrem, was man sonst zu sammeln pflegt,
Nein, wie die Briten stets Besondres freute,
Von Rechnungen der Wirt' und Handelsleute.

„Seit Monden schmachtet er in Block und Eisen
Ob dieser Neigung für das Ungemeine.
Nun kam ich jüngst dorthin auf meinen Reisen
(Ich kaufte dort zerschiedne Edelsteine),
Da ließ ich mir das Sehenswürd'ge weisen,
Die Kirchen, Klöster, heiligen Gebeine;
Und durft' ich wohl den Schuldturm übergehen,
Wo jene seltne Sammlung ist zu sehen?

„Als Kenner hatt' ich bald mich überzeugt,
Sie halt' im Werte vierzehntausend Kronen;
Den Sammler aber fand ich tiefgebeugt
(Er konnte nicht der dumpfen Luft gewohnen),
Und wie mich leicht das Mitleid überfleugt,
So schwur ich, keinen Fleiß für ihn zu schonen;
Und nennt mich einen Schurken, wenn ich raste,
Bis ich der leid'gen Fesseln ihn entlaste!

„Geloben mußt' ich noch am Abschiedstag,
Nicht ganz umsonst die Sache zu betreiben:
Auch will er gerne dreifach den Betrag
Von dem, was ihm geliehen wird, verschreiben.

‚Roberto‘, sprach er, ‚weiß, was ich vermag;
Der wird gewiß nicht ungerühret bleiben.‘
So bin ich vor Roberto denn getreten:
Er sei um diesen Liebesdienst gebeten!“

Glaubt nicht, daß mit demütiger Gebärde
Andreas diese Worte vorgebracht!
Hält er nicht, wie der Bettler mit dem Schwerte,
Mit scharfem Blick den Handelsfreund bewacht?
Doch dieser ist der kältste Mann der Erde,
Und nie empfand er noch der Blicke Macht;
Geruhig spricht er, einen Brief entfaltend
Und ihn dem Fremdling vor die Augen haltend:

„Mit diesem Schreiben ward ich heute morgen
Von Eurem Vater aus Florenz beehrt.
Herr Lukas ist um Euch in großen Sorgen,
Weil Ihr auf Reisen Geld und Gut verzehrt;
Er warnt mich, Euch das Mindeste zu borgen,
Wenn Ihr vielleicht hieher den Flug gekehrt;
Auch schrieb er so nach vielen Handelsplätzen,
Um sich und andre aus Gefahr zu setzen.

„Gleichwohl gesteh' ich, daß mir wohl gefällt,
Was Ihr betreibt; es ist ein gut Geschäfte.
Der edle Lord, von dem Ihr vor gemeldt,
Erlangt noch einst durch reiches Erbgut Kräfte.
Ich werde zahlen, wenn Ihr Bürgen stellt.
Es fehlt Euch nicht, faßt Ihr's am rechten Hefte;
Er hat Verwandte, die ihm helfen können;
Der König selber wird ihm Gutes gönnen.“

Andreas eilt zu Vettern und Gevattern
(Sie sind die Reichsten auf der reichen Insel);
Er spricht von faulem Stroh und gift'gen Blattern,
Er schildert des Verlassenen Gewinsel,
Er malt ihn halbverzehrt von grimmen Nattern,
Er taucht in jeden Höllengraus den Pinsel;
Vergeblich! alle Kunst ist hier verschwendet:
„Der König helfe! Der hat ihn versendet.“

Der König helfe! Nach der Hofburg schreitet
Andreas; vor den Kämmrer tritt er hin:
„Britannia,“ ruft er, „Schmach ist dir bereitet,
Dein Bote liegt im Kerker von Turin.

Siehst du, wie er nach dir die Arme spreitet,
Und hast du keinen Schilling mehr für ihn?
Der Pöbel sammelt sich vor seinem Gitter
Und jubelt: „Seht doch Sankt Georg, den Ritter!"

Der Kämmrer drauf: „Mein Lord muß sich gedulden:
Es hilft ihm nichts, wenn er die Haare rauft;
Er macht zu großer Unzeit seine Schulden,
Kein überflüssig Gold ist hier gehaust;
Der schöne Brautschmuck kostet manchen Gulden,
Den unser König seiner Schwester kauft,
Herr Edmund, der den teuren Schatz verschließet,
Der zeig' es Euch, wohin das Geld uns fließet!"

Geziemt' es, Höll' und Himmel zu vergleichen,
So sprach' ich: „Wie ein heller Sternekranz
Hervortritt, wenn die Wolken plötzlich weichen,
So dem Andreas jener neue Glanz."
O armer Lord, wie muß dein Bild erbleichen!
Der Brautschmuck füllet ihm die Seele ganz,
Und gierig nach dem kostbarn Augenschmause
Eilt er die Straße hin zu Edmunds Hause.

Der Ritter Edmund war ein frommer Christ,
Doch hatt' er nicht das Leibliche vergessen.
So war er eben auch zu jener Frist
Mit Frau und Kindern an den Tisch gesessen,
Und wie er immer gut und freundlich ist,
So bittet er den Fremden gleich zum Essen.
Wie auch der ungeduld'ge Gast sich wehret,
Er muß erst speisen, was der Herr bescheret.

Einstweilen doch beginnt er zu erzählen
Und giebt dem Wirte sein Begehren kund;
Er nennt sich einen Händler in Juwelen
Und führt die schönsten auf dem Erdenrund;
Er hat gehört, der König will vermählen
Die Schwester an den Herzog von Burgund;
Auch von dem Brautgeschenk hat er vernommen:
Zu sehn, zu handeln, ist er hergekommen.

„Das soll geschehn, das soll geschehn nach Tische.
Warum verschmäht Ihr so mein häuslich Mahl?
Entdeckt Ihr nichts, was Euch den Gaumen frische?
Ihr nehmt vom Rebhuhn nicht und nicht vom Aal.'

Doch jener denkt an Vögel nicht, noch Fische,
Und jede Schüssel bringt ihm neue Qual,
Bis endlich nach gesprochnem Tischgebete
Der Wirt zu holen geht das Brautgeräte.

So wie ein Faun vom buschigen Gestade
Mit brünst'gen Blicken nach der Nymphe späht,
Die sich entkleiden will zum kühlen Bade
Und bald in offner Fülle vor ihm steht:
So blickt der Florentiner nach der Lade,
Daran Herr Edmund jetzt den Schlüssel dreht;
Und als es nun an dem, sie aufzudecken,
Da zittert ihm das Herz vor Lust und Schrecken

Wie blitzen der Demanten helle Sonnen!
Wie spielen farbig all die edeln Sterne
Und Perlen, Nereus' Töchtern abgewonnen,
Und schönes, blankes Gold vom reinsten Kerne!
Gleichwie, in der Gedanken Meer zerronnen,
Ein Seher aufblickt zur gestirnten Ferne,
So dem Andreas am Juwelenschranke
Verirrt ins Grenzenlose der Gedanke:

„Ich schaue hin und schaue hin aufs neue;
Es ist der Erde Gott, was vor mir liegt.
Vor diesem Zauber weicht die fromme Scheue,
Und des Gewissens Zweifel ist besiegt,
Von ihm bezwungen wird des Weibes Treue,
Von ihm des Mädchens Unschuld eingewiegt;
Solch ein Talisman an jedem Finger,
Du bist ein Fürst, du bist ein Weltbezwinger.

„Und mußt' ich so die schönste Zeit verschwenden,
Die Kraft der Jugend mit unwürd'ger That!
Was hieß es, falsche Wechsel auszusenden,
Die man beim ersten Blick mit Füßen trat?
Verliebte Witwen um ihr Gut zu pfänden?
O leichtes Spiel! o kindischer Verrat!
Kommt mir der wahre Sinn so spät zur Reife,
Daß ich erst jetzo nach dem Höchsten greife?

„Nur weil ihr pranget mit den Diademen,
Ihr Fürsten, seid ihr Herrscher dieser Zeit;
Wird man euch diese Zier vom Haupte nehmen,
So weicht die Blendung eurer Herrlichkeit.

Ein Schatten ist der Mensch, ein trüber Schemen,
Wenn ihm das Gold nicht seinen Schimmer leiht;
Ich aber will mich schwingen aus dem Dunkeln;
Der Schmuck ist mein, ein König werd' ich funkeln."

So führ' er fort, zu träumen und zu rasen,
Da frägt Herr Edmund: „Nun gesteht mir frei!
Was denkt Ihr von den feurigen Topasen?
Was von dem großen Diamantenei?
Was hier von den milchweißen Perlenblasen?
Und habt Ihr selber was, das schöner sei?"
Der Fremdling spricht: „Ich werd' Euch meines weisen,
Beliebt es morgen Euch, mit mir zu speisen."

Drauf kehrt Andreas zu dem Gastfreund wieder
Und ist der angenehmsten Botschaft voll:
Ein Mann hat sich gefunden, fest und bieder,
Der für den Sammler sich verschreiben soll;
Auch singet er dem Kaufherrn seine Lieder
Von sichrer Bürgschaft auf des Königs Zoll:
„Schafft morgen nur ein stattlich Mahl! denn wisset,
Daß unser guter Bürge mit uns isset!"

Roberto rüstet stattlich seine Küche.
Der Gast erscheinet mit dem Stundenschlag;
Er wittert ferne schon die Wohlgerüche,
Sie künden ihm ein treffliches Gelag.
Man ißt, man trinkt, man bringt sich gute Sprüche,
Und jeder denkt im Herzen, was er mag;
Doch ist's verpönet, daß kein Wort entwische
Von dem Geschäft. „Nach Tische das, nach Tische!"

Als nun der Gast die Mahlzeit eingenommen
Und manches Glas genippt vom edeln Wein,
Da sieht man recht, wie es ihm wohl bekommen;
Denn freundlich wie ein Engel blickt er drein.
Das innige Behagen dieses Frommen,
Es rührte wohl ein Herz von Kieselstein.
Andreas aber naht sich ihm gesellig:
„Zur Sache nun, Herr Ritter, wenn's gefällig!"

Nicht ahnt der Arme, wie man ihn beliste;
Er dankt für alles, was er Guts genoß,
Und kindlich froh, als ging's zum heil'gen Christe,
Folgt er dem Schalk ins obere Geschoß.

Dort steht in öder Kammer eine Kiste;
Schon öffnet sich das wohlverwahrte Schloß,
Herr Edmund beugt sich hin, so sieht er's besser;
Da fährt ihm ins Genick des Welschen Messer.

Drauf nimmt der Mörder dem entseelten Gast
Den Daumenring, womit er sonst gesiegelt,
Reißt ihm vom Gurt die Schlüssel, und mit Hast
Entweichet er, nachdem er fest verriegelt.
Du aber, Edmund! hättest dich im Glast
Der eiteln Erdenschätze gern gespiegelt:
Wie ist dir, als mit einmal sich verbreiten
Vor deinem Blick des Himmels Herrlichkeiten?

Der Mörder rennt hinab ins Haus des Toten,
Wo er die Frau, nun Witwe, so verständigt:
„Herr Edmund sendet mich als seinen Boten
(Er läuft nicht gern, wenn er ein Mahl beendigt);
Und daß er löse jeden Zweifelsknoten,
Hat er mir Ring und Schlüssel eingehändigt;
Er schickt mich, weil zum Tausch wir nötig haben
Das Kästlein mit den feinen Hochzeitgaben."

Hat auch die Frau noch irgend ein Bedenken,
Der Welsche weiß, wie man mit Weibern spricht;
Sie sucht in allen Kammern, allen Schränken,
Sie sucht und sucht, das Kästlein findt sie nicht.
Das hat er nun von allen seinen Ränken,
Von seiner blut'gen That, der Bösewicht!
Doch er, der Welt und seines Ichs Verächter,
Bricht aus in ein satanisches Gelächter.

Die Stunde drängt, und Eile will die Flucht,
Bevor um Rache schreit der grause Mord;
Drum flügelt er die Schritte nach der Bucht
Und wirft sich an des Nächsten Schiffes Bord.
Wer vor dem Henkerbeile Rettung sucht,
Dem gilt es gleich, nach Süd hin oder Nord.
Das Hurra schallt, die Barke fleugt mit vollen
Gefiedern, aber ferne Donner rollen.

Der Kaufherr saß indes daheim und schrieb,
Da quoll das Blut hernieder durch die Dielen;
Doch, weil er sein Geschäft mit Eifer trieb
Und nicht gewohnt war, übers Blatt zu schielen,

Kein Wunder, daß er unbekümmert blieb,
Bis ihm die Tropfen in die Rechnung fielen.
Ob er sich wohl am Federmesser ritzte?
Ob er mit roter Tinte sich beschmitzte?

Roberto, hebt es an, sich dir zu lichten?
Erbebst du vor der gräßlichen Entfaltung?
Nicht wahr, von derlei blutigen Geschichten
Stand nichts in deiner doppelten Buchhaltung?
In ebnem Gleise ging dein Thun und Tichten;
Da faßt dich furchtbar des Geschickes Waltung,
Das Angewohnte fällt, das alte, teure;
Du mußt hinüber in das Ungeheure!

Roberto steckt die Feder hinters Ohr,
Berufet zitternd seine Hausgenossen
Und steigt mit ihnen zum Gemach empor,
Von wo der böse Tau herabgeflossen.
Wohl schöbe jeder gern den andern vor;
Die Thüre wird gewaltsam eingestoßen:
Dort liegt Herr Edmund blutig bei der Truhe,
Dort hält Herr Edmund tiefe Mittagsruhe.

Hat sich in einem Hause was geändert
Auf solche Weise, drob das Herz erschaudert,
Und kommt ein Freund des Hauses hergeschlendert,
Der sonst wohl manches Stündlein dort verplaudert,
Wie der erstaunt und, selbst noch unverändert,
Die Wohlbekannten zu erkennen zaudert!
Denn alle sind, wie man Lemuren schildert,
Verfärbt, entstellt, die Stimmen selbst verwildert.

So hätt' es einer bei Roberto troffen,
Bis man sich mählich sammelt und bedenkt;
„Kann man die Leiche wegzubringen hoffen?
Wird der Verdacht noch irgend abgelenkt?"
Ein tiefer Brunnen steht im Keller offen;
Wohlan! dort wird der tote Leib versenkt.
Doch bleibt dem Hause Lust und Mut verdorben,
Als wäre der Gebieter selbst gestorben.

Gestorben nicht, doch auch nicht mehr lebendig;
Er hat ja keine Lust mehr an den Zahlen,
Er weiß noch kaum das Einmaleins auswendig,
Vergißt den Monatstag zu öftern Malen

Und stößt sich in den Rechnungen beständig;
Denn immer, wenn er sitzt ob den Journalen,
Ist's ihm, als ob das Blut herniedertropfe
Und an der Thüre schon der Häscher klopfe.

Geduld! Die Sage rennt auf allen Pfaden,
Der König hört, daß man den Ritter misse.
Herr Edmund stand bei ihm in großen Gnaden,
Und mehr noch macht der Schmuck ihm Kümmernisse.
Zum Florentiner war der Mann geladen;
Dort ist es glaublich, daß man von ihm wisse.
Jetzt klopft es erst, der Richter mit den Pütteln,
Um alles auszustöbern, aufzurütteln!

Auch die Gewölbe werden nicht verschont
Und so durchstört vom Boden bis zur Decke,
Daß keine Ratz' im Loche sicher wohnt
Und keine Fledermaus in ihrer Ecke.
Da denkt noch einer: „ob sich's wohl verlohnt,
Daß ich ein Windlicht in den Brunnen strecke?"
Und sieh! entsetzlich aus der feuchten Tiefe
Starrt eine Hand, als ob sie Rache riefe.

Nicht soll Medea ihre Kinder schlachten
Vor allem Volke, hat Horaz gelehrt,
Und seinen Ausspruch ziemt es uns zu achten,
Da er, Fortuna, deinen Ruhm gemehrt;
Drum, wenn wir Keckes auf die Bühne brachten,
So bleib' uns doch das Äußerste verwehrt:
Wie man den Herrn aufhängt zusamt den Knechten,
Weil sie den Mord verhehlt, nach Landesrechten!

Und euch, Zuschauer, die ihr müde seid
Der traurigen und fürchterlichen Dinge,
Zeig' ich zum Troste, wie man herbes Leid
Und finsteres Entsetzen bald bezwinge,
Wenn ich ein junges Weib in schwarzem Kleid,
Camillen, Edmunds Witwe, vor euch bringe.
Die Schöne, deren Trauerzeit noch dauert,
Hat doch im Herzen mählich ausgetrauert.

Erst fühlt sie ihre Zähren sanfter rinnen,
Gemäßigter ertönt ihr Weh und Ach,
Schon hört sie auf, sich feindlich einzuspinnen,
Sie läßt die Sonne schon in ihr Gemach,

Schon sieht sie wieder ihre Nachbarinnen
Und merkt es sich, was eine tröstend sprach.
Sie sprach: „O, laßt Euch eine Witwe sagen,
Wie Ihr des toten Manns Euch könnt entschlagen!

„Jetzt, da die Blütenknöpfe wieder quellen
Und da der Kuckuck rufet früh und spät,
Jetzt lasset Eure Bettstatt anders stellen,
Als sie noch seit des Sel'gen Tagen steht,
Und denkt an einen feinen Junggesellen,
Jedoch in Ehren, wenn Ihr schlafen geht!
Die Toten zu den Toten, mein' ich eben,
Die Lebenden zu denen, die da leben!"

Camilla drauf: „Gevatterin, beileibe!
Sollt' ich vergessen meines liebsten Herrn?"
Doch, als sie nun allein ist, kommt's dem Weibe
Nicht aus dem Sinne; sie versucht es gern,
Und wär' es auch zum bloßen Zeitvertreibe;
Die Bettstatt soll vom alten Platze fern.
Doch, als man rückt, was hat sich da gefunden?
Das Kästlein, das seit Edmunds Tod verschwunden.

Die Witwe wendet sich an zween geehrte
Verwandte, die ihr oft zu Rate waren;
Die Männer aber schütteln ihre Bärte:
„Was hilft es Euch, den teuren Schmuck bewahren?
Unmöglich ist es, daß man ihn verwerte,
In aller Welt hat man davon erfahren;
Viel besser ist's, Ihr tragt ihn selbst zum Throne
Und harret, wie der König Euch belohne."

Da schmücket sich Camilla, wie es denen,
Die um den Gatten trauern, sich gebührt;
An ihre Wimpern hängt sie Witwenthränen,
In Seufzer wird die schöne Brust geschnürt,
Und nichts versäumt sie, was an Magdalenen
Die Augen lockt und die Herzen rührt.
Das Kästlein hüllet sie in ihre Flöre
Und meldet sich dem König zum Gehöre.

Als drauf der König an dem teuren Funde
Den Blick gesättigt, denket er im stillen:
„Die Pflicht erheischt, daß noch in dieser Stunde
Mein voller Dank sich zeige Frau Camillen.

Um was nun trägt ihr Herz die tiefe Wunde,
Als um des jetzt gefundnen Schmuckes willen?
Drum ist es billig, daß aus diesem Schatze
Ein neues Glück ihr aufblüht zum Ersatze."

Und mitten aus der unschätzbaren Habe
Entnimmt er einen Ring von hohem Preis:
„Empfangt, Camilla, die geringe Gabe,
Doch nicht als meiner Dankbarkeit Beweis,
Nein, daß ich Euch von des Gemahles Grabe
Zurücke zieh' in meines Hofes Kreis!
Ihr aber werbet, meines Throns Vasallen,
Wer diesen Ring gewinne von euch allen!"

Nun steht ein Junker blondgelockt und schlank,
Des Dienstes wartend, bei des Königs Stuhle.
Bevor noch Edmund in die Grube sank,
Hieß es, daß jener um Camillen buhle
Und daß er Tag für Tag, nicht ohne Dank,
Sein Roß an ihrem Haus vorüberschule.
Der bittet jetzo, nicht umsonst, die Dame
Um ihren Ring, ein Tröster ihrem Grame.

Doch ihr, Demanten, königliche Spende,
Wohl mögt ihr eine reine Stirne schmücken,
Und ihr, der Perlen köstliche Gebände,
Ihr mögt um eine fromme Brust euch drücken,
Ihr aber, goldne Spangen, zieret Hände,
Die nichts denn wohlthun, segnen und beglücken,
Daß ihr entsündigt werdet, Brautkleinode,
Die ihr befleckt seid mit vielfachem Tode!

Britanniens großer König sei gepriesen,
Wie er der frommen Witwen sich erbarme!
Noch eine soll den Tröster sich erkiesen,
Robertos Witwe, Cordula, die arme.
Obschon sich ihre Unschuld klar erwiesen,
Doch lebt sie samt den Waisen tief im Harme;
Denn als ihr Eheliebster hing am Galgen,
Da ließ man um sein Gut das Volk sich balgen

Der König ruft sie; reichlich auszustatten
Gedenkt er sie, erscheinet nur ein Freier.
Zwar längern schon sich ihres Lebens Schatten,
Doch löst sie gerne noch den Witwenschleier.

Sie spricht von einem Diener ihres Gatten:
Zur Zeit des Mords verschickt gewesen sei er;
Er sei, unangesehen seiner Jugend,
Ein Musterbild der Frömmigkeit und Tugend.

Der König läßt den jungen Mann beschicken;
Nur denkt er, als er jenen sich beschaut:
„An dem ist wenig Tugend zu erquicken,
Er scheint mir eine leichte, lockre Haut;
Doch, glaubt die Frau, an ihm sich zu erquicken
So werde sie noch heut ihm angetraut!"
Wir aber wünschen: „Möge wohl geraten
Die Ehe Cordulas mit — Fortunaten!"

Der Vorhang fällt. Was wir euch aufgetischet,
Sagt, ist es nicht ein echtes Trauerspiel?
Zwar ist der ärgste Bösewicht entwischet,
Der Hehler des Verbrechens aber fiel;
Die Witwenthränen hat man abgewischet,
Und alles kam an ein versöhnend Ziel.
Doch, mag die Welt nun tadeln oder loben
Schon hat Fortuna neues Spiel erhoben.

Aus dem Nachlasse und älteren Auflagen.

Sängerrecht.

Auf dies leuchtende Geschlecht,
Blüt' und Laub, vom Lenz geboren,
Haben wir besondres Recht,
Die wir zum Gesang geschworen.

Laßt uns, gönnt uns diesen Traum!
Wählt euch Güter, welche dauern!
Blüte welkt, sie glänzte kaum,
Und das Grün wird bald vertrauern.

Rebenblüte.

1812.

Hat man je ein Reis gefunden,
Rebe, dir an Blüte gleich?
Ahnungsvoll und düftereich
Blühst du in den Sommerstunden.

Wann, gereift von heißer Sonne,
Längst dein edles, süßes Blut
Unterirdisch tief geruht,
Blühst du erst in Füll' und Wonne,

Blühest auf des Jünglings Wange,
Blühst in heller Augen Gruß,
Blühst im Scherze, blühst im Kuß,
Blühst im seligen Gesange.

Lied.

Wie freudig sich der Tannenbaum
Vor meinem Fenster regt!
Es wogt, es rauscht im Himmelsraum,
Wann Wind und Regen schlägt.

Noch fühl' ich Kraft und Herzenslust,
Ob Flut auf Flut sich türmt;
Die Saite tönt in meiner Brust
Am vollsten, wann es stürmt.

Der Johannissegen.

1835.

Am Sankt Johannisabend
Ging sonst im Heiligtum,
Die Christgemeinde labend,
Der Kelch des Jüngers um;
Im stillen Abendgrauen
Ging um der Feuersaft,
Der Schönheit gab den Frauen,
Den Männern Mut und Kraft.

Kaum beugten sich, zu nippen,
Die Frauen nach dem Wein,
So brannt' auf ihren Lippen
Ein morgenroter Schein,
Auf ihren Wangen blühte
Der Maienrose Glanz,
Kein Licht am Altar glühte,
Doch schwand die Dämmrung ganz.

Der Männer Auge flammte
Von kühner Thatenlust,
Der Stolz, der angestammte,
Hob mächt'ger Haupt und Brust;
Für ihres Landes Ehre
Ward manch Gelübd' gethan,
Da hob die blanke Wehre
Sich funkelnd himmelan. —

Viel Altes ist versunken,
Viel Neues wuchs herein,
Und längst nicht mehr getrunken
Wird der Johanniswein;
Auf Frauenwangen brennet
Noch stets sein rosig Blut,
Ihr, deutsche Männer, kennet
Auch ihr noch seine Glut?

Guter Wunsch.

1822.

Der Busch war kahl, der Wald war stumm,
Zwei Liebende sah ich scheiden,
Sie sah ihm nach, er sah herum,
Bis der Nebel trennte die beiden.

Wann der Busch ergrünt, wann der Wald wird laut
Wann die Nebel weichen und schwinden,
Da wünsch' ich dem Wanderer und der Braut
Ein fröhliches Wiederfinden.

Wintermorgen.

1834.

Ein trüber Wintermorgen war's,
Als wollt' es gar nicht tagen,
Und eine dumpfe Glocke ward
Im Nebel angeschlagen.

Und als die dumpfe Glocke bald,
Die einzige, verklungen,
Da ward ein heisres Grabeslied,
Ein einz'ger Vers, gesungen.

Es war ein armer, alter Mann,
Der lang gewankt am Stabe,
Trüb, klanglos, wie sein Lebensweg,
So war sein Weg zum Grabe.

Nun höret er in lichten Höhn
Der Engel Chöre singen
Und einen schönen, vollen Klang
Durch alle Welten schwingen.

Abendtanz.

Abends in der Maienzeit
Klang der Reigen hell und weit,
Klang zum Hügel, drunter tief,
Vielbeweint, ein Mädchen schlief.

Weckt im Grab die Schläferin;
Halb noch träumend, horcht sie hin,
Hebt sich, ordnet ihr Gewand,
Knüpft das weiße Schleifenband,

Nimmt die welken Blumen ab,
Bricht sich andre frisch vom Grab,
Weiß nicht, daß in ihrem Kranz
Schnell erstirbt der Blumenglanz.

Eilt zur Linde, schwebt im Kreis,
Alle glühend, sie nur Eis,
Saite springt und Sang wird stumm,
Ganz zerstoben um und um.

Alles stille, sie allein,
Dämmerglocke tönt herein,
Fern erlischt das Abendrot,
Armes Mädchen! tot ist tot.

Mickiewicz.

1833.

An der Weichsel fernem Strande
Tobt ein Kampf mit Donnerschall,
Weithin über deutsche Lande
Rollt er seinen Widerhall.
Schwert und Sense, scharfen Klanges,
Dringen her zu unsern Ohren,
Und der Ruf des Schlachtgesanges:
Noch ist Polen nicht verloren!

Und wir horchen und wir lauschen,
Stille waltet um und um,
Nur die trägen Wellen rauschen,
Und das weite Feld ist stumm;
Nur wie Sterbender Gestöhne,
Lufthauch durch gebrochne Hallen,
Hört man dumpfe Trauertöne:
Polen, Polen ist gefallen!

Mitten in der stillen Feier
Wird ein Saitengriff gethan;
Ha! wie schwillet diese Leier
Voller stets und mächt'ger an!
Leben, schaffen solche Geister,
Dann wird Totes neu geboren:
Ja! mir bürgt des Liedes Meister:
Noch ist Polen nicht verloren!

Schattenlied.

1814.

Ich weiß mir einen Schatten,
Da fließt ein kühler Quell,
Der stärket jeden Matten,
Der quillt so rein und hell;
Er ist von edelm Schlage
Und strömt nicht Wasser, nein!
Der Quell, von dem ich sage,
Ist echter, goldner Wein.

Im Schatten, frisch und labend,
Da tönt so heller Sang,
Der tönet manchen Abend
Und manche Nacht entlang.
Doch sind es nicht die Lieder
Der bangen Nachtigall:
Wir sind's, wir Schattenbrüder,
Beim frohen Becherschall.

In diesem Schatten blühen
Viel Blumen, hold und fein,
Sie duften und sie glühen
Und haben gut Gedeihn.
Nicht Veilchen sind's noch Rosen,
Was uns so lieblich blüht,
Nein! Scherz und traulich Kosen
Und brüderlich Gemüt.

Im Schatten, den ich meine,
Da träumt es sich so mild,
Man sieht im Dämmerscheine
Gar manches schöne Bild.
Wie träumten wir so gerne
Vom heil'gen Rettungsstreit,
Vom nahen Freiheitssterne,
Von Deutschlands goldner Zeit!

Nie mög' in unsrem Schatten
Der Quell versiegen gehn,
Nie soll der Sang ermatten,
Die Blumen nie verwehn!
Auch nimmer soll verfliegen
Der goldnen Träume Schar,
Das Echte wird doch siegen,
Der Traum im Schatten wahr.

Der mißgelaunte Liebesdichter.

Bedächten wir, verliebte Kunstgesellen,
An wen wir unsre Liebeslieder richten,
Das könnt' uns allen Liedermut zernichten,
Das möcht' uns allen Minnesang vergällen.

Was wissen Mädchen von kastal'schen Quellen?
Verzeihn sie doch dem Dichter kaum das Dichten;
Und zehnmal lieber sind mir noch die schlichten,
Als jene, die empfindungsreich sich stellen.

Was seh ich? teure Brüder, welch Ergrimmen!
Wollt ihr mit Flammenblicken mich verzehren?
Nein, edle Sänger, laßt euch nicht verstimmen!

Laßt immerfort die Saiten süß ertönen!
Die Welt sollt ihr mit Liedesklang verklären:
Verklärt denn auch die sogenannten Schönen.

Meiner Schwester am 2. Mai 1818.

Du lebtest an der Eltern Herde,
Du warst ihr Trost, ihr liebstes Gut,
Du scheuchtest Sorgen und Beschwerde
Mit deinem heitern Jugendmut;
Die Blumen wußtest du zu pflegen,
Und hast damit das Haus geschmückt,
Und selbst bei Wintersturm und Regen
Der Eltern Blick damit erquickt.

Doch wenn die Tochter freudig blühet,
Dann drohet Schmerz der Mutter Brust,
Dann ist der Tag schon aufgeglühet,
Der beides bringet, Leid und Lust.
Die Liebe, die vom Himmel steigend,
Allmächtig herrscht, wo sie erscheint,
Sie naht und wir gehorchen schweigend,
Wenn sie hier trennt und dort vereint.

Er selbst, der dich von hinnen führet,
Hat nicht an dieser Trennung schuld,
Der Liebe, die sein Herz berühret,
Mußt' er sich fügen in Geduld.
Den Seinen hat sie ihn entrissen,
Ihn traf der herbste Trennungsschmerz,
Die Vatererde mußt' er missen,
Und seine Heimat ist dein Herz.

Doch einmal noch wird er umfassen
Des alten Vaters teures Haupt,
Und wird ihn vor dich treten lassen,
Damit der Vater sieht und glaubt.
Wohl dir, wenn dann, von Lust durchdrungen,
Der Greis gesteht, du seiest wert,
Daß so der Sohn nach dir gerungen,
Um dich des Vaterlands entbehrt.

So zeuch denn hin zum frommen Greise,
Und schiff hinab den freud'gen Rhein,
Und laß die schöne Frühlingsreise
Ein Sinnbild deiner Zukunft sein!
Fahr wohl! Geneigt sei Wind und Sonne!
Und kehrst du in das eigne Haus,
So füll' auch das mit sanfter Wonne,
Und schmück' auch das mit Blumen aus!

Am 22. September 1818.

Wohl hat der Frühling seine Feste,
Die Jugend hat ihr freudig Spiel,
Doch auch der Herbst hat frohe Gäste,
Sein Fest hat jedes Lebensziel.
Wir fühlen's heut, und nicht vergebens
Verbindet sich am schönsten Tag
Des Jahres Herbst, der Herbst des Lebens
Zu einem freundlichen Gelag.

Die Sonne strahlt in mildem Lichte,
In leichtem Dufte ruht das Thal,
Die Rebe spendet ihre Früchte,
Der Baum die seinen unsrem Mahl.
Und Er, um den wir uns vereinen,
Wie glänzt ihm heut ein heitrer Stern!
Er ist gesegnet von den Seinen,
Er ist gesegnet von dem Herrn.

Frage.

Gerne wüßt' ich, weil dein Wort gar so mächtig ist erklungen
Wie du denn so eigentlich selber das Geschick bezwungen?

Die fromme Jägerin.

1837.

Es war eine Fürstin so fromm und so frei,
Das Beten verstand sie, das Jagen dabei,
Es hing ihr beisammen am Gürtel vorn
Der Rosenkranz und das Pulverhorn.

Sie hält auf dem Anstand, neiget sich vor,
Die Hände gefaltet aufs Feuerrohr,
Und wie sie in solcher Vertiefung steht,
Denkt sie ans vergessene Morgengebet.

Aus der Waidtasch' holt sie ein Büchlein fromm
Und heißet die Heil'gen Gottes willkomm,
Da rauscht es im Busch, und hinaus ins Gefild,
Und war es kein Engel, so war es ein Wild.

O schwer ist, ihr Lieben, zu jagen zugleich
Nach Hirschen und Hasen und himmlischem Reich!
Indes sie da betet in ihrem Brevier,
Entwischt ihr der herrlichste Hirsch im Revier.

An Albert Schott.

1819.

Wenn Wind' und Wogen schweren Kampf gekämpft,
Die furchtbare Gewitternacht entlang,
Und leuchtend neu der Gott des Tages steigt:
Da ziehen die Orkane grollend ab,
Da schäumt und murret lange noch die Flut
Und wirft unsel'ge Trümmer an den Strand.
Vom Himmel aber strahlt das goldne Licht,
Die Luft ist blau, es glättet sich die See,
Und andre Schiffe steuern auf ihr Ziel
Mit rüst'gem Ruderschlag und günst'gem Hauch.

Mit Goethes Gedichten.

31. Mai 1849.

In diesen kampfbewegten Maientagen
Hört doch die Nachtigall nicht auf zu schlagen,
Und mitten in dem tobenden Gedränge
Verhallen nicht unsterbliche Gesänge.

Der Knecht.

Wohl möcht' ich gerne wandern,
Doch werd' ich niemals fertig
In meines Herren Haus.

Wohl zieh' ich an dem Bronnen
Am Morgen und am Abend,
Doch schöpf' ich ihn nicht aus.

Wohl trag' ich Holz zum Herde
Am Morgen und am Abend:
Die Flamme zehrt es auf.

Das Schloß im Walde.

Tief im Walde steht ein Schloß;
Ist es gleich verfallen,
Wachsen gleich Gebüsche drauf:
Lieb' ich's doch vor allen.

Aus den Fenstern seh' ich dort
Holde Fräulein blicken,
Wilde Röslein, weiß und rot,
Die im Winde nicken.

Minnesänger lassen sich
Hören durch die Hallen,
Drosseln, Amseln, meisterlich,
Süße Nachtigallen.

Schwarze Ritter sind ins Feld
Rauschend ausgezogen
Jenes laute Dohlenheer,
Das vom Turm geflogen.

Der falsche Ritter.

Es steht ein Schloß im Walde,
Das heißt der Liebenstein,
Da lag die krank' Isalde
In finstrer Nacht allein:
„Bist du so fern gegangen?
Vergaßest aller Treu?
In diesem Todesbangen
Komm, Liebster, steh' mir bei!"

Im hellen Fürstensaale
Der falsche Ritter saß,
Bei schönen Fraun am Mahle
Er alles Harms vergaß.
Bei Horn und Flötenklange
Erbebt' er und erblich:
„Was träumte mir so bange?
Rief nicht Isalde mich?"

Da sprang er aus dem Saale,
Und warf sich auf sein Roß,
Ritt über Berg' und Thale
Nach der Isalde Schloß:
„Hab' ich den Weg vergessen
Zum Hause meiner Braut?
Verwuchs er gar indessen
Mit Busch und Haidekraut?"

Er irrt in Wald und Wüste
Und bleibt dem Schlosse fern,
Die Sonne geht zur Rüste,
Die Nacht ist ohne Stern.
In Finsternis und Eile,
Da tritt das Rößlein fehl,
Es stürzt von hoher Steile.
Gott tröst' des Reiters Seel'!

Im Schlosse ruht Isalde,
Der Schmerzen ist sie baar,
Der Ritter geht im Walde
Schon manche hundert Jahr.
Er möcht' den Weg erfragen
Zu seiner Liebsten Haus,
Den will ihm niemand sagen,
Es weicht ihm jeder aus.

Bitte.

Setzt mir nur einen blanken Stein,
Nicht Bilder drauf, noch Worte drein,
Doch sollt ihr ihn nach Osten kehren,
So wird ihn Morgenrot verklären.

Sprüche.

Wenn ein Gedanke, den die Menschheit ehrt,
Den Sieg errang, so war's der Mühe wert.

*

Umsonst bist du von edler Glut entbrannt,
Wenn du nicht sonnenklar dein Ziel erkannt.

*

Das Lied, es mag am Lebensabend schweigen,
Sieht nur der Geist dann heil'ge Sterne steigen.

*

Zu stehn in frommer Eltern Pflege,
Welch schöner Segen für ein Kind!
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die vielen schwer zu finden sind.

Späte Kritik.

1827.

Als mich hätt' ein Lob beglückt,
Selbst ein Tadel mich begeistert,
Ward mir nie ein Kranz gepflückt,
Noch ein Irrtum mir gemeistert.

Lob und Tadel wird mir jetzt,
Doch mich labt, mich schmerzet keines;
Meine Harf' ist hingesetzt,
Was ich sang, ist nicht mehr meines.

Das traurige Turnei.

Es ritten sieben Ritter frei,
Mit Schilden und mit Speeren,
Sie wollten halten gut Turnei,
Des Königs Kind zu Ehren.

Und als sie sahen Turm und Wall,
Ein Glöcklein hörten sie drüben;
Und als sie traten in Königs Hall',
Da sahen sie Kerzen sieben.

Da sahen sie liegen, todesblaß,
Die holde Adelheide,
Der König zu ihrem Haupte saß
In großem Herzeleide.

Da sprach der stolze Degenwert:
„Das muß ich immer klagen,
Daß ich umsonst gegürt't mein Pferd,
Mein Schild und Speer getragen."

Drauf sprach der jung' Herr Adelbert:
„Wir sollen das nicht klagen,
Des Königs Tochter ist immer wert,
Daß wir drum stechen und schlagen."

Herr Walther sprach, ein Ritter kühn:
„Nach Hause wollen wir reiten,
Es kann uns wenig Heil erblühn,
Um eine Tote zu streiten."

Sprach Adelbert: „Wohl ist sie tot,
Doch lebet keine so Holde.
Sie trägt einen Kranz von Rosen rot
Und einen Ring von Golde.

Sie ritten auf den Sand hinaus,
Die freien Ritter sieben.
Sie stritten also harten Strauß,
Bis sechse tot geblieben.

Der siebente war Herr Adelbert,
Der Sieger über alle.
Er stieg so bleich von seinem Pferd,
Und trat in Königs Halle.

Er nahm den Kranz von Rosen rot,
Dazu den Ring von Golde,
Er fiel zur Erde, bleich und tot,
So bleich wie seine Holde.

Der König trug ein schwarz Gewand,
Er ließ die Glocke läuten,
Sechs freie Ritter von dem Sand
Thät er zu Grab' begleiten.

Der siebente war Herr Adelbert
Mit seiner Adelheide.
Die liegen zusammen in kühler Erd',
Ein Stein bedecket beide.

Zum Antritt des 75. Lebensjahres der besten Mutter, Auguste Feuerlein.

Wir wissen's, deine fromme Seele,
Sie teilt sich zwischen dort und hier;
Wir alle fühlen, was ihr fehle,
Was du verlorst, verloren wir.

Die Teuern, die dahingeschieden,
Sie winken dir zum schönern Land;
Doch viele blieben dir hienieden
Und halten liebend deine Hand.

Dir lächeln viele heut' entgegen,
Die kaum erst deinen Wert verstehn:
O laß auch sie in deinem Segen
Noch manches Jahr durchs Leben gehn!

Mag auch dein Herz hinüberstreben,
O gönn' uns dich noch lange Zeit!
Denn flüchtig ist das längste Leben,
Und endlos ist die Ewigkeit.

Und in der irdischen Beschwerde
Ist eines doch, was göttlich flammt,
Was an den Himmel knüpft die Erde:
Die Liebe, die vom Himmel stammt.

Jugend-Gedichte.

Im Tannenhaine.

1802.

Unter der Tannen Umschattung, im Heiligtume der Schwermut,
Sitz ich verschlungenen Arms über bemoostem Gestein.
Matt durchflimmet der Tag die Trauerbehängung der Äste,
Wie die Gewölke der Mond dämmernden Strahles durchblickt.
Ha! wie betäubet des Harzes gewürziger Weihrauch die Sinne
Sind es Träume, die schon schwül mir die Scheitel umwehn?
Horch, was rauschet daher? den Schatten umflattert der Rabe,
Ach! sein prophetischer Ruf tönet so traurig, so bang.
Rabe! mich machst du nicht beben, es weckt keiner Schandthat Erinn'rung
Dein so trauriger Ruf noch in der Seele mir auf.
Aber wehe dem Frevler, des Tritt diese Stätte entweihet:
An der Sträubung des Haars fasset Entsetzen ihn hier;
Ihm dräut Schrecken das Dunkel, ihm blinket Schrecken der Lichtstrahl.
Schrecken im Rabengekrächz' rufet die Gottheit ihm zu.

Bitte um die Frühjahrsvakanz.

An H. D. Müller.

Der stürmische Winter, im rauhen Gewande,
Floh hin zu des Eismeers versilbertem Strande,
Floh hin zu des Nordpols verödeter Flur:
Da weckte der Frühling im blumichten Kleide,
Geschmückt mit dem duftenden Kranze der Freude,
Aus ruhendem Schlummer die junge Natur.

Das heitere Licht der erwärmenden Sonne
Erfüllt die Natur mit Entzücken und Wonne;
Ihr Feuer zerschmolz den gefrorenen See;
Er löste sich, floß in gekräuselten Wellen;
Da stürzte sich wild in romantischen Fällen
Vom hohen Gebirge der glänzende Schnee.

Jetzt schweigt das Getöse der zürnenden Winde;
Der Zephyr umsäuselt die knospende Linde,
An welche der flötende Schäfer sich lehnt.
Die Herde durchhüpfet mit fröhlichem Blöken
Den grünenden Anger, die blühenden Hecken,
Wonach sie so lange, so sehr sich gesehnt.

Das Zwitschern der Schwalben, das Klappern der Störche
Das Schlagen der Wachtel, das Trillern der Lerche
Durchtönet die Lüfte in buntem Gemisch,
Es plätschert die schlüpfrige, muntere Schmerle
Im Teiche, beschattet vom Wipfel der Erle,
Und unter dem haarigen Weidengebüsch.

Die wärmenden Strahlen der Sonne erweckten
Unzählige Heere von kleinen Insekten,
Sie füllen mit dumpfem Gesumse die Luft.
Der Schmetterling flattert durch blumichte Weiden,
Durch junge Gebüsche, durch sonnige Heiden
Und schlürfet der Veilchen ambrosischen Duft.

Der Ackermann jocht die gemästeten Stiere
Vergnügt an den Pflug, und die stattlichen Tiere
Erfreut die Erlösung vom düsteren Stall.
Hell schallen des Ackermanns ländliche Lieder
Verdoppelt vom schattigen Tannenwald wieder,
Vermischt mit der Peitsche erschütterndem Knall.

Und wir, wir Söhne der Musen, wir schauen
Hinaus in des Neckarthals heitere Auen,
Und Durst nach Vergnügen beengt uns die Brust.
Hier unter dem blauen, erhabenen Himmel,
Zu wandeln im freudigen, bunten Gewimmel,
O welches Entzücken, welch himmlische Lust!

Drum nahen wir nun nach der jährlichen Sitte,
Uns Ihnen, Hochwürd'ger! mit hoffender Bitte,
Um Zeit zu des Frühlings vergnügtem Genuß.
Doch nicht um in Muße die Zeit zu verträumen,
Des Fleißes geheiligte Pflicht zu versäumen;
Den Fleiß zu ermuntern, sei unser Entschluß!

Dann kehren wir wieder mit frischeren Kräften
Zurück zu den Musen, zu unsern Geschäften,
Zurück mit erneuertem Eifer und Fleiß.
Und daß wir gemäßigt die Freude genossen,
Daß nicht bloß in Muße die Zeit uns verflossen:
Sei Wachstum im Guten der schönste Beweis!

Jesu Auferstehung und Himmelfahrt.

1801.

In eines Felsen nachtumflortem Schoße,
Da lag der heil'ge Gottessohn,
Da lag er blaßentstellt, auf düstrem Moose,
Des Lebens Odem war entflohn.
Da ruhten seine Glieder, ach! die müden,
In stillem Frieden.

Da lag er, ach! in Felsen eingemauert,
Von keinem Lüftchen angeweht,
Von wenigen Getreuen nur betrauert,
Von vielen frech verhöhnt, verschmäht.
Die Totenvögel klagten um den Felsen
Aus heisern Hälsen.

Nur wen'ge seiner treuen Schüler wallten
Mit Thränen oft zum Grab hinaus,
Doch Myriaden Trauerlieder hallten
Dort oben in des Vaters Haus;
Dort weinten ihm in unermeßnen Weiten
Der Engel Saiten.

Doch endlich dämmerte der dritte Morgen,
Seitdem der Leib begraben war,
Noch lag er in der Felsennacht verborgen,
Noch klagte sanft der Engel Schar:
Da wurde schnell das Land des Herrn erschüttert,
Judäa zittert.

Da brausten wild der Erde Eingeweide,
Die Meere strebten himmelan;
Der Tabor und der Hermon wankten beide,
Paläste riß des Sturmwinds Zahn;
Da sprang der Jesusfels, gleich alten Eichen
Bei Wetterstreichen.

Und aus den hohlen, weitgespaltnen Klüften
Steigt feierlich der Herr einher;
Ein Silberkleid umflattert seine Hüften,
Und ihn umfließt ein Strahlenmeer,
Ein Strahlenmeer, als wären tausend Sonnen
In Eins geronnen

Und seine Wächter, die vorher so dreusten,
Ertragen nicht das Gotteslicht,
Sie werfen Spieß' und Schwerter aus den Fäusten,
Und stürzen hin aufs Angesicht.
Da liegen sie, die Würmer, ach! sie gleichen
Erblaßten Leichen.

Doch nicht um Rache an dem Feind zu üben,
Entstieg der Heil'ge seinem Grab.
Ach nein! er wandelt hin zu seinen Lieben
Und trocknet ihre Thränen ab.
Er will als Gottes Sohn den Jüngerscharen
Sich offenbaren.

Doch bald entschlüpft dem Äther eine Wolke,
Und hebet den Erstandnen auf.
Er spricht zu seinem tiefgerührten Volke:
„Getrost! zum Vater geht mein Lauf!"
Und bald entschwind't er über allen Sternen
In blauen Fernen.

Meinen Eltern am Neujahr 1802.

Meines Lebens zarte Blüte
Hat die Zeit nun abgestreift,
Und, bewahrt durch Gottes Güte,
Sind die Früchte bald gereift.

Wie nach Freunden, die ins Ferne
Unsrem Aug' enteilend, gehn,
Wir zwar trüben Blicks, doch gerne
Noch, soweit wir können, sehn:

Also durch der Vorzeit Dunkel
Seh ich nach der Kindheit Glück,
Das wie goldner Sterne Funkel
Fern im Nebel blinkt, zurück.

Stets aus sinnendem Gemüte
Tönt mir dann der laute Ruf:
Dank den Eltern, deren Güte
Jene Zeit so glücklich schuf!

Die Wallfahrtkirche.

Wie stehest du so still und düster,
Zerfallne Wallfahrtkirche, hier!
Wie wehn mit kläglichem Geflüster
Die falben Birken über dir!
Dich sahn die Pilger aus der Weite
Vergoldet einst im Morgenstrahl;
Dein frommes, festliches Geläute
Verhallte fern im Felsenthal.

Der heil'ge Tag ist aufgestiegen,
Die Lieder tönen feierlich,
Geweihte Purpurfahnen fliegen
Und Opferdüfte wölken sich.
Die Priester all im Goldgeschmeide,
Im Waffenglanz der Ritter Chor,
Die Frauen auch im lichten Kleide,
Sie ziehen am Gebirg' empor.

Doch eine wandelt hehr vor allen,
Sie trauert bei der Schwestern Lust,
Sie senket in des Schleiers Wallen
Ihr Haupt zur seufzervollen Brust.

Wohl mag sie sehnen sich und klagen:
Ihr Treuer kämpft im fernen Land,
Dem sie in ihrer Freude Tagen
Sich weihete mit Herz und Hand.

Und ahnend tritt sie in das Dunkel
Des hochgewölbten Domes ein;
Und wo die Kerzen trüben Funkel
Vom duftigen Altare streun:
Da brachte sie im schönern Leben
Ihr Dankgebet den Himmlischen;
Da kniet sie hin, und Thränen beben
Vom Auge der Entschleierten.

Und als der Kinder Stimmen tönen
Aus düstrer Halle süßiglich,
Da wandelt in ein weiches Sehnen
Der Jammer ihres Herzens sich.
Und als zum hehren Orgelspiele
Erschallet nun der volle Chor:
Da hebt in seligem Gefühle
Die bange Seele sich empor.

Und schon verwehn die Erdenlaute,
Sie höret himmlisches Getön'
Und Großes schaut die Hochbetraute
In leuchtenden, entwölkten Höhn:
Die Engel in des Himmels Glanze,
Die Märtyrer der Fesseln los
Und lächelnd ihn im Sternenkranze,
Um den der Sehnsucht Thräne floß.

Sie hat vollbracht, sie ist berufen,
Und ihr entzücktes Auge bricht;
Sie sinkt an des Altares Stufen,
Verklärung strahlt ihr Angesicht.
Und alle staunen, die sie sehen;
Es hallet dumpf der Glocke Klang;
Es faßt ein Schauder aus den Höhen
Die Betenden das Haus entlang.

Die Braut.

Die Halle glänzt, die Frauen stehn
In stiller Reihe hin.
Der Jüngling kömmt, er lächelt schön,
Der König führet ihn.

Es treten Sänger nach und Knaben
Mit Harfen und mit Hochzeitgaben.

Und an ein Lager führt er ihn,
Da ruht ein lichtes Bild;
Sie gießt die Arme matt dahin,
Ihr Antlitz ist verhüllt:
Und ach! da ist kein reges Leben,
Der weichen Brust kein zartes Streben.

Der Alte lüpft den Schleier leicht,
Und schauert schnell zurück:
Es ist der Lippen Rot erbleicht,
Erloschen, ach! der Blick.
Der Jüngling schaut, erblaßt, erbebet,
Ein Klagelaut umher sich hebet.

Er nimmt ein Kästlein, und es stimmt
Ein reicher Schmuck hervor:
„Wohlauf, ihr Sänger! angestimmt
Den festlich frohen Chor!"
Die Saiten rauschen, die Gesänge,
Und schmelzen hin in Trauerklänge.

Eine güldene Kette schlinget er
Um ihren Hals so klar,
Und Spangen um die Arme her,
Ein Band ins blonde Haar;
Und sinkt an ihrer Seite nieder,
Und zückt das Schwert, und lächelt wieder.

Auf dem Schlosse zu Heidelberg.

Ihr grauen Ahnenbilder seid gegrüßt,
Ihr Monumente an der Vorwelt Grab!
Wie über euch der Wolken Strom entfließt,
So ziehn die Alter unter euch hinab.

Sie wandeln hin: die Richterwage tönt,
Und manches Urteil hallt im Zeitenlauf;
Ihr aber steht an eure Burg gelehnt,
Und schaut zum Himmel still und ruhig auf.

Der Sänger der Wehmut.

Des Sängers Seele, welcher die Wehmut singt,
Der Länder Kind, wo ewiger Frühling blüht,
Voll zarten Sehnens nach der Heimat
Irrt sie umher in dem kalten Leben.

Dem Deuter gleich, der, an den Altar gelehnt,
Der Vögel Stimme prüft und den Flügelklang,
Vernimmt er jeden leisern Wehlaut
In der Natur und im Weltgetümmel.

Am stillen Abend wallet er einsam hin
Zur Wundergrotte, heilig dem Klaggesang,
Wo Geisterwehn die Lock' ihm hebet,
Seltsame Töne sein Ohr umsäuseln.

Er neigt sich schweigend über das Harfenspiel,
Er hebet schmachtend seinen bethränten Blick,
Und legt die Hand auf den gepreßten
Busen — dann rauschet er in die Saiten

Der Halle Gottheit hat sein Gemüt berührt,
Und üppig sprang des Trauergesanges Born:
Ist er sein eigen? sind es Stimmen
Tröstender, gleichgestimmter Geister? —

In stiller Wonne geht er vom Heiligtum,
Und ihn umweht sein tönendes Wehmutlied,
Wie um den Wanderer im Mondlicht
Nachtigallsang aus dem Haine klaget.

Abschied.

Noch schwebt der Lenz im blauen Äther nur
Ist noch zur Erde nicht herabgestiegen;
Die Lerchen eilen zu ihm aufzufliegen,
Indem sie froh in seinem Licht sich wiegen,
Verkündigen sie ihn der öden Flur.
Da fühlt der Anger bald die warmen Lüfte,
Aus Veilchen windet er den ersten Kranz,
Die mehr durch leise ahnungsvolle Düfte
Vom Frühling zeugen, als durch Farbenglanz.

Der Jünglinge, wohl auch der Mädchen, Herzen
Empfinden da ein wunderbares Glühn.
Die Wonnen knospen und die süßen Schmerzen,
Und jedes will hinaus ins Freie fliehn. —

So mögt ihr denn, ihr Freunde, freudig ziehn!
Ich wünsch' euch alles Schöne, alles Gute,
Wie's jeder liebt nach seinem Sinn und Mute.

Die ihr der Frühlings- und der Jugendtage
In frischem Leben und Genuß euch freut,
Euch möge mit den Rosen, die vom Hage
Des Gartens aus dem Laube freundlich blinken,
Zugleich ein rosig Mädchenantlitz winken.

Die ihr der süßen Dichtereinsamkeit
Des Abends wunderreiche Stunden weiht,
Und zu dem Himmel sehnlich schaut empor,
Euch wünsch' ich, daß aus roten Atherhallen,
Wie aus des Paradieses offnem Thor,
Die lichten Engel zu euch niederwallen.

Doch, lieben Freunde, eh' ihr zieht von hier,
So blickt noch einmal alle her zu mir!
Ein teures Kleinod halt' ich in der Hand,
Eine Wunderblume aus dem Fabelland,
Gepflegt in warmer Busen Heiligtume;
Ein wechselnd Farbenspiel in ihrem Ring;
Beweglich, Blume halb, halb Schmetterling:
Aus Sonntagsblättern eine Sonntagsblume.

Der Sohn des Meeres.*)

Fischer.

Versunken, wehe! Kiel und Mast!
Der Schiffer Hilferuf verstummt!
Doch sieh! wer schwimmet dort heran,
Der sturmempörten Wogen Spiel?
Er teilt mit starkem Arm die Flut,
Trägt stolz das Haupt mit goldner Kron',
Ein König oder Königssohn.

Jüngling.

Ein Königssohn, doch heimatlos.
Zuerst gebar die schwache Mutter,
Die irdische, mich an das Licht.

---

*) Erschien zuerst 1807; später von Uhland umgearbeitet als „Der Königssohn." (II, 129.)

Nun hat die zweite, starke Mutter,
Das heil'ge Meer, mich neu geboren,
In Riesenarmen mich gewiegt.
Die andern all ertrugen's nicht,
Mich einzig brachte sie zum Strand,
Drum hat sie wohl dies weite Land
Für mich zu einem Reich erkoren.

Liebesfeuer.

Vom Feuer, das in Liebenden sich dränget,
Wie Ebb' und Flut, vernehmt geheime Kunde!
Sind sie getrennt, so bleibt es tief im Grunde
Der sehnsuchtsvollen Herzen eingeenget;
Nur Widerschein der Glut, die innen senget,
Gelangt zum dunkeln Aug' und bleichen Munde;
Bis nun erscheint des Wiedersehens Stunde,
Wo sich das Feuer aus der Tiefe sprenget.
Wie erst mit heißen Blicken sie sich grüßen!
Wie beider lang verhaltne Flammen streben,
Sich zu vereinen durch das Spiel der Augen!
Bald senken sie die Wimpern, um in Küssen
Noch tiefer Eins des Andern glühend Leben
Aus Lippen, denn aus Augen, einzusaugen.

Die steinerne Braut.

Ein Wandrer geht bei Nacht
In Regen, Donner, Sturm.
Da zeigt im Blitzes Schein
Sich ein verfallner Turm.
Der müde Wandrer steigt
In das Gewölb' hinein,
Die Stille lockt ihn,
Legt sich auf einen Stein
Es ist ihm heimlich wohl,
Er meint, er lieg' im Grab,
Von allem Erdensturm
Selig geschieden ab.
Und wie der Schlummer naht,
Und Träume wehn um ihn:
So sinkt er tiefer erst
Ins Reich der Gräber hin.

Da liegt ein bleiches Weib,
Von seinem Arm umfaßt,
Sie schlummern Herz an Herz
In tiefer, kühler Rast.

Die Sonne steigt empor,
Weckt alles Leben auf.
Komm, holder Knab', auch du
Aus deiner Gruft herauf!

Und blühend schaut er auf,
Der Morgen bricht herein;
Da liegt er überm Grab,
Umfaßt ein Bild von Stein!

Von der Liebsten.

Wie Erd' und Himmel sich in ihr umfangen!
Der Augen Sterne bei den Blütenwangen.

Der verlorene Jäger.

1810.

Der Graf zum Walde reitet,
Von den Jägern all begleitet.
Einen Stein sie richten und gründen,
Daran sich wieder zu finden.

Sie lassen die Hörner schallen,
Sie rennen, der Graf vor allen;
In Gebüsch, in Felsengründen
Sie da und dort verschwinden.

Schon kommt die Nacht hernieder,
Die Jäger sammeln sich wieder.
Schon sind sie all am Steine,
Der Graf nur fehlt alleine.

Sie lassen die Hörner schallen,
Sie lassen wohl Feuer wallen,
Sie haben es lang getrieben:
Doch der Graf ist ferne blieben.

Viel hundert Jahre verliefen,
Die Jäger längst entschliefen,
Der Graf, er kehrt wohl nimmer,
Doch steht der Stein noch immer.

Bruchstücke aus dem Heldenbuche.

1. Die Linde zu Garten.*)

Wohl vor der Burg zu Garten
Stund eine Linde grün.
Es kam auf seinen Fahrten
Wolfdieterich dahin.
So je ein kühner Degen
Darunter ausgeruht,
Der mußte Streites pflegen
Ob solchem Frevelmut.

Da tönte wohl hernieder
Gar meisterlicher Schall,
Da sangen schöne Lieder
Drossel und Nachtigall.
Der Held von solchem Sange
Gar hohen Mut gewann,
Und unter süßem Klange
Entschlief der werte Mann.

Von hoher Zinne schaute
Otnit, der Kaiser gut,
Darneben seine Traute,
Sie gab ihm hohen Mut.
Da sprach sie gar geschwinde:
„Ach, lieber Herre mein!
Dort unter deiner Linde
Wer mag der Kühne sein?“

Der Kaiser rief behende:
„Das gilt ihm seinen Leib,
Sein Leben hat ein Ende,
Das wisset, schönes Weib!
Er fähret zu, als wäre
Dies Land sein eigen Gut.
Er trägt, bei meiner Ehre,
Zu großen Übermut!“

*) Kaiser Otnit in Lamparten hatte an König Hugdieterich in Konstantinopel zwölf Grafen gesandt, daß dieser ihm sein Land verzinsen sollte. Hugdieterich gab den Gesandten des verlangten Goldes. Wolfdieterich aber, Hugdieterichs Sohn, damals noch ein Knabe, ließ zurückjagen: sobald er Mann wäre, wollt' er auf Otnits Burg zu Garten kommen und denselben um sein Kaisertum bestehn. Als nachher der alte König gestorben und Wolfdieterich durch seine Brüder von seinem Erbteil verstoßen war, begab er sich nach Garten, um den Kampf zu wagen, und, wenn er den Sieg davon trüge, sich den Kaiser zum Streitgenossen gegen seine Brüder zu gewinnen.

Sie sprach in treuer Minne:
„Nein, trauter Herre mein,
Mich dünkt in meinem Sinne,
Er mag wohl edel sein.
Der auserwählte Degen,
Er ruht vor Müde dort,
Sonst wär' er nicht gelegen
An dem verbotnen Ort."

„Ach schönste aller Frauen,
Ich mein', ihr seid ihm hold.
Nun macht kein Dräun mich grauen,
Nun hilft kein rotes Gold,
Das ihm schon aus der Weite
Vom Helme scheint so licht;
Er muß mit mir zum Streite,
Nein! ich erlaß' ihm's nicht."

Erschrocken sprach dagegen
Die edle Kaiserin:
„Wie wär' ich hold dem Degen?
Nie sah mein Auge ihn.
So ruft ihn auf zur Wehre,
Und gönnt ihm keine Rast!
Das ziemt wohl eurer Ehre,
Daß ihr's ihm nicht erlaßt."

„Er soll nicht lange warten,
Ich geb' ihm harten Stand!
Er trotzt mir hie zu Garten,
Als wäre sein dies Land,
Das ich mein' Tag' behalten
Mit starker Macht und Wehr;
Und wer darin will schalten,
Will's Gott, er büßt es schwer!"

Da sprachen seine Mannen:
„Ach edler Kaiser rein!
Wir ziehn mit euch von dannen."
Der Kaiser sprach: „O nein!
Ihr sollt zu Hause bleiben,
Das ist mein ernst Geheiß.
Ich will ihn schon vertreiben
Allein mit ganzem Preis."

Sein Harnisch zu den Zeiten
Ihm dargetragen ward.
Ihn wappnete zum Streiten
Die edle Fürstin zart.
Den Speer mit grimmen Worten
Erst schwang er in der Hand.
Dann trat er vor die Pforten
Da er Wolfdietrich fand.

Er rief mit lauter Stimme
Dem Helden in sein Ohr.
Da sprang in wildem Grimme
Wolfdieterich empor:
„Wie habt ihr mich erschrecket!"
So sprach der werte Mann —
„Wie unsanft mich gewecket!
Ihr thatet schlimm daran."

„Nun zöget ihr wohl gerne —
Sprach Otnit lobesan —
In eure Heimat ferne!
Denn da ihr das gethan
Und unter meiner Linde
So freveln Mutes lagt:
So wehret euch geschwinde!
Es sei euch widersagt!"

„So stricket mir die Riemen,
Seid ihr ein Biedermann.
Der Kampf muß mir geziemen,
Den ihr mir bietet an.
Ich hab' bei meinen Zeiten
Gar viel von euch vernommen.
Und bin, mit euch zu streiten,
In euer Land gekommen!"

Und bei der grünen Linde
Der edle Kaiser gut,
Der band ihm auf geschwinde
Den lichten Eisenhut,
Er band ihn recht mit Treue
Fest unter seinem Kinn.
Da schlich sich in das Freie
Die edle Kaiserin.

Sie lugte von der Seite
Hin nach des Kampfes Plan.
Auf sprangen da zum Streite
Wolfdietrich und ihr Mann.
Sie hatten auf der Heide
Der schönen Frau nicht Acht.
Sie faßten alle beide
Die Schilde da mit Macht.

Sie stunden sich entgegen,
Und sahn einander an.
Otnit der edle Degen
Zu sprechen da begann:
„Du sollt dich, Ritter, nennen,
Und sagen dein Geschlecht,
Damit ich mög' erkennen,
Du seiest kampfgerecht!"

„Das wär' ein großes Zagen —
So sprach Wolfdieterich —
Sollt' ich auf euer Fragen
Mich nennen schnelliglich;
Und wer mein Vater wäre,
Von wann ich sei geborn.
Erlasset mich der Mähre!
Es bringt mir großen Zorn."

„Ich hab' an euch ersehen
Gebärden ritterlich.
Drum gebt mir zu verstehen:
Seid ihr Wolfdieterich?
Ich freute mich, auf Ehre,
Sollt' ich denselben sehn."
„Herr Otnit, auf zur Wehre!
Euch will der Wolf bestehn!"

Da rannten sich mit Freuden
Die kühnen Männer an.
Da ward von ihnen beiden
Der Wunder viel gethan.
Sie schlugen mit dem Stahle
Drei ganzer Stunden sich,
Da fiel beim vierten Male
Der Held Wolfdieterich.

Doch wieder zum Gefechte
Empor der Held sich schwang.
Das Schwert in seiner Rechte
Gar wonniglich erklang.
„Nun setzet euch zur Wehre!
Bevor sich neigt der Tag,
Vergelt' ich euch, auf Ehre,
Den ungefügen Schlag."

Das Schwert zu beiden Händen
Der Ritter da gewann.
Er wollt' den Kampf vollenden,
Und lief den Kaiser an.
Er that ihm nach dem Haupte
Einen ungefügen Schlag,
Damit er ihn auch taubte,
So daß er vor ihm lag.

Und daß der edle Degen
Auch weder hört' noch sah,
Er thät sich nimmer regen,
Erblasset lag er da.
Ein roter Strom von Blute
Ihm aus den Ohren drang,
Die Kaiserin, die Gute,
Nach ihrem Herren sprang.

„Hab' ich bei meinen Zeiten
Euch je ein Leid gethan,
Daß böslich ihr mit Streiten
Verderbet meinen Mann?
Bringt Wasser mir, ich bitte!
Daß ich lab' den Herren mein."
Er sprach mit hübscher Sitte:
„Wo mag der Bronne sein?"

„Dort gehet an der Linde
Vorüber in den Hag.
O laufet gar geschwinde!
Ob ich ihm helfen mag.
Erbarmt euch meiner Schwere,
Traut lieber Herre mein!
So lieb euch weltlich' Ehre
Und alle Frauen sein."

Und als den Bronnen funden
Der auserwählte Mann,
Und seinen Helm entbunden,
Darein das Wasser rann:
Da kehrt' er gar geschwinde
Hin nach des Streites Plan.
Da labt' er bei der Linde
Den Kaiser lobesan.

Als nun der wunde Krieger
Vermochte aufzusehn,
Da sah er gleich den Sieger
Bei seiner Trauten stehn.
Er sprach so bang und leise:
„Die Fraue, die ist mein!
Mag sie in keiner Weise
Euch hold gewesen sein?"

Da sprach zu ihm der Hehre:
„Nein, Herr! ich schwör' es euch
Bei meiner Ritterehre,
Sie that nicht solchem gleich!
Ihr wäret nicht genesen,
So sie geworden mein.
Sie ist euch treu gewesen,
Sie mag wohl euer sein."

Da sagte zu den Zeiten
Der Kaiser tugendlich:
„So lasset euer Streiten,
Mein Herr Wolfdieterich!
So lassen wir auch beide
All unsern schweren Mut,
Und werden auf der Heide
Gesellen, treu und gut!"

„Die Sühne ist mir teuer, —
So sprach der werte Mann —
Denn sehr begehr' ich euer,
Herr Kaiser lobesan!
Ich bin darum zu Meere
Gefahren in dies Land,
Daß ich euch meine Schwere
Und Kummer thät bekannt.

Mich stieß von meinen Landen
Der Brüder Frevelmut;
Sie halten mir in Banden
Elf Mannen, treu und gut:
Die helfet mir erstreiten,
Traut lieber Herre mein!
Ich will zu allen Zeiten
Euch unterthänig sein."

„Gar gern, bei meiner Treue!" —
Sprach Otnit tugendlich.
Da schwuren ohne Reue
Gesellschaft beide sich;
Es sollt' aus dem Vereine
Sie scheiden keine Not,
Es thät es denn alleine
Der schauerliche Tod.

Da sprach der Kaiser linde
Den edeln Ritter an:
„Du sollst mit mir geschwinde
In meine Burg hinan!"
„Das muß ich euch versagen,
Ich gehe nicht dahin;
Ihr möchtet Sorge tragen,
Wohl ob der Kaiserin."

Der Kaiser sprach mit Sinne:
„Die Rede nichts verfaht.
Vorhin als auf der Zinne
Die Süße für euch bat:
Da ward ich ihr zum Feinde,
Da faßt' ich Schild und Speer;
Nun aber sind wir Freunde,
Kein Neid entzweit uns mehr."

Mit Armen traut umfangen,
So schieden sie von dann,
Sie wurden schön empfangen
Von Frau und auch von Mann.
Da wandte sich mit Freude
Die edle Fürstin rein,
Und die Gesellen beide
Hieß sie willkommen sein.

2. Otnits Rächer.*)

Der Wächter auf der Zinne
Stund in der Nacht allein;
Er schrie mit schwerem Sinne:
„O Otnit, Kaiser mein!
Eh du mir starbest, leider!
Da mocht' ich fröhlich sein;
Da trug ich gute Kleider,
Die sind nun nimmer mein.

Ach Gott von Himmels Höhe!
Wann wird der Kaiserin
In ihrem bittern Wehe
Dein milder Trost verliehn?
Sie hat in Treu' geweinet
Viel manchen langen Tag,
Daß Keiner ihr erscheinet,
Der Otnit rächen mag!

Mit trauervollem Mute
Gab er sich manchen Schlag.
Die Kaiserin, die Gute,
So auf dem Bette lag,
Die hatte wohl vernommen
Den Laut vom Turme her,
Der in ihr Herz gekommen
Recht als ein scharfer Speer.

Da sprach sie an der Stätte:
„Gott gnad' dem Herren mein!
Ich klagte gern am Bette,
Es mag nicht also sein.
Des Herzens großes Wehe
Ich hie nicht klagen kann.
Viel besser ist's, ich gehe
Zu jenem treuen Mann."

*) Kaiser Otnit ritt gegen die Lindwürme, die sein Land verheerten. Beim Abschiede befahl er seiner Gemahlin, im Fall er den Tod finden würde, sich nur dem zu vermählen, der durch Erlegung der Ungetüme sein Rächer wäre. Er wurde von einem dieser Würme verschlungen, da er unter einer Zauberlinde in festen Schlaf versunken lag. Die Kaiserin beweinte ihn bis ins dritte Jahr, denn noch war kein Rächer erschienen. Sie mußte schmähliche Behandlung leiden, weil sie sich weigerte, einem andern ihre Hand zu geben. Nach dieser Zeit kehrt Wolfdieterich, Otnits Waffengeselle, aus dem heiligen Lande. Schon auf dem Weg erfährt er des Kaisers Tod und will dessen Rächer sein. Nächtlicher Weile kömmt er vor die Burg zu Garten, und hört die Klagen um Otnit.

Die Söcklein an die Füße
Die Kaiserin sich stieß.
Nun hört, warum die Süße
Die Schuhe liegen ließ:
Daß niemand es befinde,
So sie ging in dem Saal.
Sie kam hinaus geschwinde;
Das Gesind' schlief überall.

Der Wächter auf der Mauer
Der sprach: „O Kaiserin,
Laßt eures Herzens Trauer
Doch einmal schwinden hin!"
„O schweig', und laß mich klagen
Den frommen Biedermann,
Den Würme mir getragen
In jenen Berg hintan!

O Otnit — schrie die Hehre —
Gott gnad' der Seele dein!
Dieweil du warst in Ehre,
Da mocht' ich fröhlich sein.
Viel Grafen hochgeboren,
Viel Freie kamen her:
Doch seit ich dich verloren,
Ersah ich keinen mehr.

Mein' Schenken und Truchsessen,
Die thun gewaltiglich,
Die stießen so vermessen
Von meinem Erbe mich.
Die einst die Diener waren,
Sind nun die Herren mein.
O Gott, was ich erfahren,
Laß dir's geklaget sein!"

Ein Schild, so schön und neue,
Hing vor der Kaiserin;
Man sah, gemalt nach Treue,
Zwei feine Bilde drin.
Eins war nach ihr geschicket,
Das andre Otnit glich;
Wann sie nach diesem blicket,
So weint sie inniglich.

Da schlug nun selbst die Hehre
Ihr Bildnis an den Mund:
„O weh der großen Schwere,
Daß je mir worden kund
Ein Fürst, so hoch zu loben,
Wie er hie vor mir steht!
Ach Christ vom Himmel oben,
Mein armes Herz vergeht!"

Der Wächter auf den Zinnen,
Der wollt' ihr Tröster sein:
„Ihr könnt ja Faden spinnen
Und Seide, klar und fein,
Daß ihr verdient zum Lohne
Wohl beides, Brot und Wein,
Seit ihr von Kreuz und Krone
Verstoßen müsset sein."

„Und würd' ich immer spinnen,
Was hätt' ich auch zum Lohn?
Wie sollt' ein Weib gewinnen
Mit Spinnen eine Kron'?
Der beste Freund auf Erden
Ist mir gelegen tot,
Der mir in allen Fährden
Die treusten Dienste bot." —

Ein Fürst vernahm die Mähre,
Der überm Graben stand.
Ein'n Stein von großer Schwere
Erfaßt' er in die Hand.
Er warf ihn an die Zinne,
Laut hallend fiel er hin:
Da schwanden ihr die Sinne,
Da sank die Kaiserin.

Dem Wächter vor den Füßen
In Unmacht sie da lag,
So daß der Leib der Süßen
Gar keines Rührens pflag.
Er wähnte sie gestorben,
Und sprach: „O weh der Not!
Ist mir der Herr verdorben,
So liegt die Frau nun tot."

Auf hub er sie behende,
Und nahm sie in die Schoß.
Er wand vor Leid die Hände,
Sein Jammer war so groß:
„Es lebt zu diesen Tagen
Wohl kein so starker Mann,
Denn der, um den wir klagen,
Der hab' den Wurf gethan."

Da sie nun kam zu Sinne,
Und wieder um sich sah,
Da trat sie an die Zinne,
Hinunter rief sie da:
„Ist jemand an dem Graben,
Der diesen großen Stein
Mag hergeworfen haben,
Weit in die Burg herein?"

Der Ritter sprach dagegen:
„Hie hält ein Biedermann,
Der ohne Gottes Segen
Noch keine That gethan.
Ich hört' euch, Preis der Frauen,
Ein'n Helden klagen sehr,
Da wollt' ich lassen schauen,
Ob Mannskraft an mir wär'."

„Kommt dieser Wurf von Stärke,
Den ihr so wohl gethan,
Und nicht von Zauberwerke,
So seid ihr traun ein Mann.
Wohin ihr möget retten,
Wird eure Ehre groß.
Es lebt zu allen Zeiten
Für euch wohl kein Genoß."

„Der Wurf, der kam von Stärke,
Den ich so wohl gethan,
Und nicht von Zauberwerke" —
So sprach der werte Mann. —
„Und glaubt ihr nicht der Mähre,
Ich werf' noch einen dar."
„O wehe — sprach die Hehre. —
Ihr wollt mich töten gar!

Ich bitt', ihr wollt mir melden,
Wer euch hieher gesandt,
Welch Abenteur euch Helden
Geführet in dies Land."
Er sprach in seinem Stolze:
„Ich will die Würm' bestehn."
„So reitet nach dem Holze,
Und laßt den Streit ergehn!"

„Was wird von solchen Stürmen
Zur Miete mir zu Teil,
So ich ansieg' den Würmen,
Und Gott mir gönnet Heil?"
„Garten und auch Berne,
Und alles deutsche Land,
Das will ich geben gerne
In eure freie Hand."

„O Frau, und wem soll werden
Hie euer stolzer Leib?"
„Wohl keinem Mann auf Erden!"
So sprach das schöne Weib.
Der Ritter sprach dagegen;
„So reit' ich wieder fort."
„Viel auserwählter Degen,
O sprecht nicht solches Wort!"

Da sprach zu ihm die Gute:
„Ich sag' es redlich euch,
Ich sorg' in meinem Mute,
Ihr seiet mir nicht gleich,
Da würd' es dann mich reuen,
Deß ist mein Sorgen groß."
„Das laßt zu meinen Treuen,
Ich bin wohl eur Genoß!"

Da sprach sie von der Zinne:
„Kurz ist der Frauen Mut,
Was heut nicht liebt dem Sinne,
Das deucht uns morgen gut.
Hör' ich euch hie erheben
Mit Lobe früh und spat,
So werd' ich mich ergeben,
Mit guter Freunde Rat."

„Gelobet mir's in Treue,
Sonst scheid' ich schnell von dann!"
Da sprach die Wandelfreie:
„So soll es sein gethan.
Nun hört, wie ich euch lohne:
Siegt ihr den Würmen an,
So wird samt Kreuz und Krone
Mein Leib euch unterthan."

„Deß gebet mir ein Zeichen,
Viel edle Kaiserin!
So stirbt von harten Streichen
Die wilde Brut dahin.
Es läuft in jenem Walde
Gar mancher falsche Mann,
Der morgen kühnlich prahlte,
Er hätt' es all gethan."

„So höret, was ich bitte,
Und fahrt zu uns herein!
Ihr sollt nach Zucht und Sitte
Von mir empfangen sein —
Auf daß ich euch beschaue,
Und ihr mich möget sehn."
Er sprach: „Genadet, Fraue!
Noch kann es nicht geschehn.

Mich möchte nicht erbitten
Kein Mann noch alle Fraun,
Daß, eh' ich denn gestritten,
Man hier mich sollte schaun.
Doch wann es ist geschehen,
Daß ich gesiegt im Streit,
So sollt ihr baß mich sehen,
Ob Gott uns Heil verleiht."

Sie sprach mit klugem Sinne:
„Empfaht dies Fingerlein!
Das laß ich von der Zinne
An seidnem Faden fein.
Ihr habt davon zur Steuer
Zwei Mannskräft' oder mehr;
Euch schadet Dampf noch Feuer
Von Würmen nimmermehr."

Er sprach: „Die Wehr vor Schaden,
Die soll mir teuer sein!“
Da nahm er von dem Faden
Das güldne Fingerlein.
Ihr Wort ertönte nieder:
„Das ist die Treue mein.
Kehrt ihr als Sieger wieder,
So will ich euer sein.“

Urlaubs sofort begehrte
Der Ritter wohlgemut.
„Gott halt' in aller Fährde
Euch in der treusten Hut!
Daß nicht die Würm' euch tragen
In jenen Berg hintan,
Sonst müßt' ich ewig klagen
Euch, auserwählter Mann!“

Er sprach da gar geschwinde:
„Es muß gewaget sein!
Ist es, daß ich sie finde
Dort an dem hohlen Stein:
So will ich wahrlich rächen
Den Kaiser lobesan;
Ich will sie all erstechen,
Or bleiben auf dem Plan!“

Davor woll' euch behüten
Der reinen Jungfrau Sohn!
Der mög' es so gebieten,
Daß ihr erkämpft den Lohn,
Und daß man möge sagen
Von euch die frohe Mähr':
Der hat die Würm' erschlagen.
Der Fürst, so frei und hehr!

„Um aller Frauen Ehre,
Benennt euch, werter Mann!
Daß ich in dieser Schwere
Gott für euch bitten kann.“
Er sagte gar geschwinde:
„O Frau, das mag nicht sein,
Eh' ich im Walde finde
Sieg oder Todespein.“

Da griff er nach dem Zügel,
Deß hab' er immer Dank;
Gewappnet ohne Bügel
Er in den Sattel sprang.
Das thät ihr Herz bewegen,
Sie rief ihm weinend zu:
„Mein Herr, der edle Degen,
Der sprang so kühn wie du."

Da sprengt' er von dem Graben
Das Roß mit scharfem Sporn:
„Nun laßt mich Urlaub haben,
O Fürstin hochgeborn!"
„So reitet nach den Würmen
Und rächet Otnits Schmach!"
Da thät er jach entstürmen,
Sie rief ihm Segen nach.

Alphabetisches Inhalts-Verzeichnis

zu Band I und II nach den Gedichtanfängen.*)

	Seite
Abends in der Maienzeit . .	2, 182
Alle Damen schmachten, hoffen	2, 46
Als der Wind sich erhob . . .	66
Als des Gerechten Sarg . . .	65
Als die Latiner aus Lavinium	2, 126
Als ich einsmals in den Wäldern	2, 64
Als ich einst bei Salamanca .	2, 62
Als ich ging die Flur entlang .	30
Als ich mich des Rechts befliſſen .	48
Als Kaiſer Rotbart lobeſam .	2, 94
Als Knabe ſtieg ich in die Hallen	2, 24
Als mich hätt' ein Lob beglückt	2, 190
Als Phöbus ſtark mit Mauern .	72
Als wäre nichts geſchehen . . .	81
Am Münſterturm, dem grauen	2, 76
Am Ruheplatz der Toten . .	2, 118
Am Sankt Johannisabend . .	2, 181
Amor! dein mächtiger Pfeil . .	66
An der Weichſel fernem Strande	2, 183
An ihrem Grabe kniet' ich . . .	81
An jedem Abend geh' ich aus .	15
An unſrer Väter Thaten . . .	57
Anzuſchauen das Turnei . '	2, 44
Auf den Wald und auf die Wieſe	31
Auf der Bidaſſoabrücke . . .	2, 69
Auf dies leuchtende Geſchlecht .	2, 180
Auf eines Berges Gipfel . . .	24
Auf Galtzions Felſenſtrande .	2, 66
Aus der Bedrängnis	9
Bedächten wir, verliebte Kunſtgeſellen	2, 185
Bedeutungsvoll haſt du dein Künſtlerleben	74
Bei dieſem kalten Wehen . . .	86
Bei einem Wirte wundermild .	37

	Seite
Beſter Ritter von Kaſtilien .	2, 45
Bleibt abgeſchiednen Geiſtern . .	67
Blicke zum Himmel, mein Kind .	66
Blumen und Blüten, wie licht .	66
Da droben auf dem Hügel . .	2, 134
Da fliegt, als wir im Felde gehen	18
Da liegen ſie alle, die grauen Höhn	5
Darum ward ein Weg betreten	2, 45
Das Haus benebel' ich	14
Das iſt der Tag des Herrn . .	12
Das Lied, es mag am Lebensabend	2, 190
Das neue Haus iſt aufgericht't .	38
Das Röschen, das du mir geſchickt	67
Das war Jungfrau Sieglinde	2, 42
Deine Augen ſind nicht himmelblau	67
Dem Dichter iſt der Fernen Bild	79
Dem jungen friſchen, farbenhellen Leben	70
Dem ſtillen Hauſe blick' ich zu .	19
Der alte, graue König ſitzt .	2, 129
Der ausfuhr nach dem Morgenlande	2, 36
Der Buſch war kahl	2, 182
Der Dänen Schwerter drängen	2, 9
Der du noch jüngſt	79
Der du ſtill im Abendlichte . .	3
Der du von deinem ew'gen Thron	59
Der Graf zum Walde reitet .	2, 202
Der Herzog tief im Walde . .	2, 123
Der junge Graf von Greiers .	2, 92
Der Jüngling ſteht auf dem Verdeck	2, 129
Der Knecht hat erſtochen den edeln Herrn	2, 95

*) Wo nur die Seitenzahl angegeben, iſt der erſte Band gemeint.

	Seite
Der König Karl fuhr über Meer	2, 105
Der König Karl saß einst zu Tisch	2, 100
Der König und die Königin	2, 132
Der schöne Schäfer zog so nah	2, 8
Der stürmische Winter	2, 193
Der treue Walther ritt vorbei	2, 14
Der Wächter auf der Zinne	2, 210
Des Königs von Spanien Tochter	2, 147
Des Sängers Seele	2, 199
Die ihr mit scharfen Nasen	80
Die Halle glänzt	2, 197
Die linden Lüfte sind erwacht	22
Die Muse, die von Recht u. Freiheit	84
Die Muse fehlt nicht selten	38
Die Schlacht der Völker	49
Die Stelle, wo ich auf	76
Die Totenglocke tönte mir	69
Die Zeit in ihrem Fluge	69
Dir ist die Herrschaft längst gegeben	16
Dir möcht' ich diese Lieder weihen	46
Don Massias aus Galizien	2, 59
Dort liegt der Sänger auf der Bahre	2, 37
Drei Fräulein sahn vom Schlosse	2, 19
Drei Könige zu Heimsen	2, 114
Drei Schlösser sind in meinem Gaue	2, 72
Droben auf dem schroffen Steine	2, 65
Droben stehet die Kapelle	9
Du lebtest an der Eltern Herde	2, 185
Du, den wir suchen	74
Du kamst, du gingst mit leiser Spur	69
Du, Mutter, sahst mein Auge	68
Du sendest, Freund, mir Lieder	2, 82
Du warst mit Erde kaum bedeckt	68
Durch der Schlachten Gewühl	64
Ei, wer hat in diesem Jahre	56
Ein ernstes Spiel wird euch	60
Ein Fräulein sah vom Schlosse	2, 20
Ein Goldschmied in der Bude stand	2, 32
Ein Grab, o Mutter	68
Ein Kloster ist versunken	2, 140
Ein Königssohn, doch heimatlos	2, 200
Ein Sänger in den frommen Rittertagen	71
Ein Schifflein ziehet leise	2, 38
Ein trüber Wintermorgen war's	2, 182
Ein Wandrer geht bei Nacht	2, 201
Einmal atmen möcht' ich wieder	47
Einst am schönen Frühlingstage	2, 52
Ergehst du dich im Abendlicht	3
Erhebet euch mit heil'gem Triebe	13
Es ging an einem Morgen	2, 71
Es ging wohl über die Heide	2, 8
Es gingen drei Jäger	2, 77
Es hat mir jüngst geträumet	2, 39
Es ist 'ne Kirche wohlbekannt	2, 152
Es jagt' ein Jäger früh am Tag	2, 77
Es pflückte Blümlein mannigfalt	2, 7
Es ritten sieben Ritter frei	2, 190
Es stand in alten Zeiten	2, 133
Es steht ein hoher, schroffer Fels	2, 132
Es steht ein Schloß im Walde	2, 188
Es wallt ein Pilger hohen Dranges	2, 16
Es war eine Fürstin	2, 187
Es war in traurigen Novembertagen	72
Es war so trübe, dumpf und schwer	45
Es zogen drei Bursche	2, 34
Festlich ist der Freude Schall	4
Finster ist die Nacht und bange	87
Frau Bertha saß in der Felsenkluft	2, 97
Frühling ist's, ich laß' es gelten	23
Gelehrte deutsche Männer	46
Gerne wißt' ich, weil dein Wort	2, 186
Gestern hatt' ich geträumt	66
Gestorben war ich	16
Göttlicher Alpensohn	64
Graf Eberhard im Bart	2, 74
Graf Richard von der Normandie	2, 148

	Seite
Grün wird die Alpe werden .	2, 135
Guckst du mir denn immer nach .	19
Guten Morgen, Marie! . .	2, 34
Hast du das Schloß gesehen .	2, 14
Hat man je ein Reis gefunden	2, 180
Heilig ist die Jugendzeit . . .	8
Hell erklingen die Trommeten	2, 46
Hier ist das Felsenriff	65
Horch'! wie brauset der Sturm .	66
Ich bin so gar ein armer Mann	7
Ich bin so hold den sanften Tagen	9
Ich bin vom Berg der Hirtenknab'	13
Ich bitt' euch, teure Sänger . .	25
Ich hatt' einen Kameraden .	2, 40
Ich hör' meinen Schatz	20
Ich kenne sieben luft'ge Brüder	2, 86
Ich muß zu Feld, mein Töchterlein	2, 109
Ich nahm den Stab, zu wandern	62
Ich Pfalzgraf Götz von Tübingen	2, 111
Ich reit' ins finstre Land hinein	36
Ich sang in vor'gen Tagen . .	43
Ich saß bei jener Linde	17
Ich schlief am Blütenhügel .	2, 39
Ich trat' in deinen Garten . .	18
Ich weiß mir eine Grotte . .	2, 137
Ich weiß mir einen Schatten .	2, 184
Ich will ja nicht zum Garten gehn	2, 36
Ihr besonders dauert mich . . .	48
Ihr grauen Ahnenbilder . .	2, 198
Ihr habt gehört die Kunde .	2, 141
Ihr Saiten, tönet sanft und leise	39
Ihr Wolken, die ihr bunt . .	2, 157
Im schönsten Garten wallten .	2, 18
Im Sommer such' ein Liebchen dir	19
Im stillen Klostergarten . . .	2, 6
Im Walde geh' ich wohlgemut .	16
Im Walde läuft ein wildes Pferd	2, 131
In den abendlichen Gärten .	2, 46
In den Thalen der Provence .	2, 53
In der Abtei von Sankt Ouen	2, 149
In der hohen Hall' . .	2, 26
In der mondlos stillen Nacht	2, 44
In des Maies holden Tagen .	2, 40
In diesen kampfbewegten Maientagen	2, 187
In dieser Maienwonne . . .	2, 26
In dieser Zeit, so reich	73
In eines Felsen	2, 194
In Liebesarmen ruht ihr trunken	17
In schönen Sommertagen . .	2, 112
Ist denn im Schwabenlande	2, 112
Ja, Schicksal, ich verstehe dich .	71
Jung Siegfried war ein stolzer Knab'	2, 96
Kallisthenes, ein Jüngling zu Athen	2, 85
Kein' beßre Lust in dieser Zeit .	20
Kleiner Däumling	2, 49
Komm her, mein Kind	67
Kommt herbei, ihr luft'gen Schwestern!	2, 80
König Wilhelm hatt' einen schweren Traum	2, 78
Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb	35
Lebendig sein begraben	28
Lerchen sind wir, freie Lerchen	2, 124
Leuchtet schon die Frühlingssonne	6
Lieder sind wir. Unser Vater .	1
Lösen sich die trd'schen Bande? .	29
Man höret oft im fernen Wald	2, 138
Meines Lebens zarte Blüte .	2, 196
Morgenluft, so rein und kühl .	27
Mütter, die ihr euch erquickt . .	48
Nach dem hohen Schloß von Balbi	2, 55
Nach Hohem, Würd'gem nur . .	73
Nicht schamrot weichen	83
Nimmer mochten ihn verwunden	2, 45
Noch ahnt man kaum	36
Noch einmal spielt die Orgel mir	2, 36
Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet	59
Noch singt den Widerhallen .	2, 12
Noch schreibt der Lenz . . .	2, 199
Normannenherzog Wilhem sprach	2, 107

	Seite
Nun die Sonne soll vollenden	32
Nun soll ich sagen und singen 2,	29
Nur selten komm' ich aus dem Zimmer	19
O blaue Luft nach trüben Tagen	29
O brich nicht, Steg	38
O legt mich nicht ins dunkle Grab	22
O sanfter, süßer Hauch	22
O Winter, schlimmer Winter	20
Ob ich die Freude nie empfunden	11
Oft einst hatte sie mich	66
Paris ist der schönste Ritter 2,	51
Pfingsten war, das Fest der Freude 2,	21
Recensent, der tapfre Ritter 2,	50
Rechberger war ein Junker keck 2,	89
Reisen soll ich, Freunde	34
Saatengrün, Veilchenduft	23
Sagt nicht mehr: „Guten Morgen	67
Schaffet fort am guten Werke	53
Schon kehren die Vianer in die Stadt 2,	153
Schönste, du hast mir befohlen	86
Schwarze Wolken ziehn hinunter 2,	46
Sei uns willkommen, Dichterkind	43
Seid gegrüßt mit Frühlingswonne	10
Selt der hohe Gott der Lieder 2,	52
Seltsam spielest du oft	65
Setzt mir nur e. blanken Stein 2,	189
Sie kommt in diese stillen Gründe	14
Sie war ein Kind vor wenig Tagen	10
Singe, wem Gesang gegeben	24
So hab' ich endlich dich gerettet	16
So hab' ich nun die Stadt verlassen	37
So soll ich nun dich meiden	35
So war es dir beschieret	26
Solche Düfte sind mein Leben	32
Sterbliche wandeltet ihr in Blumen	65
Stille streif' ich durch die Gassen	88
Stiller Garten, eile nur	21
Süßer, goldner Frühlingstag!	22
Tief im Walde steht ein Schloß 2,	188
Tritt ein zu dieser Schwelle!	56
Über diesen Strom vor Jahren	29
Um Mitternacht auf pfadlos weitem Meer	71
Umsonst bist du von edler Glut 2,	190
Und immer nur vom alten Recht	53
Und wieder schwankt die ernste Wage	58
Unstern, diesem guten Jungen 2,	70
Unter der Tannen Umschattung 2,	192
Versunken, wehe! Kiel und Mast 2,	200
Versunken, wehe, Mast und Kiel 2,	130
Verwehn, verhallen ließen sie	68
Vom Feuer, das in Liebenden 2,	201
Vom schönen Rosengarten 2,	23
Von dir getrennet	76
Von Ebenhall der junge Lord 2,	110
Vor seinem Heergefolge ritt 2,	79
Vorwärts! fort und immer fort	44
Wandrer! es ziemet dir wohl	65
Wann deine Wimper neidisch fällt	67
Wann die Natur will knüpfen	80
Wann im letzten Abendstrahl	27
Wann ward der erste Kranz	47
War's ein Thor der Stadt Florenz 2,	60
Was ich in Liedern	78
Was ist das für ein durstig Jahr	41
Was je mir spielt' um Sinnen	77
Was kann dir aber fehlen	52
Was klinget und singet 2,	17
Was soll doch dies Trommeten sein 2,	13
Was späheſt du nach der Angel 2,	130
Was stehst du so in stillem Schmerz	12
Was steht der nord'schen Fechter Schar 2,	10
Was streift vorbei im Dämmerlicht	18
Was wecken aus dem Schlummer mich 2,	35
Was zagst du, Herz	23
Welch ein Schwirren	30
Wenig hab' ich noch empfunden	28
Wenn du auf diesem Leichensteine	69

	Seite
Wenn du den leichten Reigen führest	25
Wenn du von Laura	72
Wenn ein Gedanke, den die Menschheit ehrt	2, 190
Wenn heut ein Geist herniederstiege	54
Wenn Sträuchen, Blumen . . .	78
Wenn Wind und Wogen . .	2, 187
Wer entwandelt durch den Garten	2, 5
Wer redlich hält zu seinem Volke	58
Wie der Kastellan von Coucy	2, 56
Wie dort, gewiegt von Westen .	33
Wie Erd' und Himmel . .	2, 202
Wie freudig sich der Tannenbaum	2, 180
Wie lieblicher Klang!	21
Wie schreitet königlich der Leu	2, 131
Wie stehest du so still . . .	2, 196
Wie Sterbenden zu Mut . . .	75
Wie, wenn man auch die Glocke .	79
Wie willst du dich mir offenbaren	26
Wieder hab' ich dich gesehen . .	33
Will ruhen unter den Bäumen hier	35
Wir haben heut nach altem Brauch	40
Wir sind nicht mehr am ersten Glas	41
Wir waren neugeboren	75
Wir wissen's, deine fromme Seele	2, 192
Wird das Lied nun immer tönen	47
Wirf ab, mein Lied	2, 168
Wo je bei altem, gutem Wein .	50
Wohl blühet jedem Jahre . . .	23
Wohl denk' ich jener sel'gen . .	76
Wohl geht der Jugend Sehnen .	28
Wohl hat der Frühling . .	2, 186
Wohl möcht' ich gerne wandern	2, 188
Wohl vor der Burg zu Garten	2, 203
Wolken seh' ich abendwärts . .	27
Wühlt jener schauervolle Sturm .	82
Zeuch' nicht den dunkeln Wald hinab	2, 18
Zu Achalm auf dem Felsen .	2, 116
Zu Hirsau in den Trümmern	2, 75
Zu Limburg auf der Feste .	2, 120
Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt	69
Zu Speier im Saale, da hebt	2, 93
Zu stehn in frommer Eltern Pflege	2, 190
Zu Weinsberg, der gepriesnen Stadt	2, 88
Zur Schmiede ging ein junger Held	2, 95
Zwei Fräulein sahn vom Schlosse	2, 20
Zwo Jungfraun sah ich . . .	77

Uhlands Werke

in vier Bänden.

Mit Bildnis, einer Biographie und Charakteristik Uhlands

von

Rudolf von Gottschall.

Dritter Band.

Inhalt:

Ernst Herzog von Schwaben. — Ludwig der Bayer. —
Dramatische Entwürfe.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Dramen.

Ernst, Herzog von Schwaben.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

1817.

Personen.

Kunrad der Zweite, römischer Kaiser.
Gisela, seine Gemahlin.
Heinrich, Kunrads und Giselas zwölfjähriger Sohn.
Ernst, Hermann, } Söhne der Gisela erster Ehe.
Warmann, Bischof von Konstanz.
Odo, Graf von Champagne.
Hugo von Egisheim, Graf im Elsaß.
Werner von Kiburg, Mangold von Veringen, } Grafen in Schwaben.
Adalbert von Falkenstein, Warin, } schwäbische Edle.
Geistliche und weltliche Reichsstände. Kriegsleute. Volk.

Die Handlung fällt in das Jahr 1030.

Erster Aufzug.

1. Scene.

Saal im Palaste zu Aachen. Auf beiden Seiten Eingänge, in der Mitte eine Flügelthür.

Kaiser Kunrad tritt von der Rechten auf, seinen Sohn Heinrich an der Hand führend, beide festlich gekleidet.

Kunrad. Die Sonne, die sich strahlend dort erhebt,
Sie führet einen folgeschweren Tag
Für mich und dich, geliebter Sohn, herauf.
Geweihet sollst du werden und gekrönt
Zu Aachen hier, der alten Krönungsstadt,
Als deutscher König; Erbe sollst du heißen
Des Thrones, der vor allen herrlich steht.
So stellt sich mir die große Hoffnung fest,
Daß mein Geschlecht, der sal'sche Frankenstamm,
Begründet sei als Deutschlands Herrscherhaus.
Noch fassest du die volle Deutung nicht;
Jedoch geziemt es dir, an solchem Fest
Dich würdig zu benehmen, achtsam, ernst,
Denn reiche Zukunft schwebt ob deinem Haupt.

Heinrich. Wohl glaub' ich, deine Rede zu verstehn.
Mein Lehrer und Erzieher, Bischof Bruno,
Hat mir gesagt, daß Gott uns auserwählt,
Neu aufzurichten Karls des Großen Reich.
Doch sieh! die Mutter wandelt dort heran;
Wie schön geschmückt! Doch traurig ist ihr Gang.

(Die Kaiserin Gisela tritt von der Linken auf.)

Gisela. Mein Herr und mein Gemahl, du bist bereit,
Dahinzugehn in feierlichem Zug
Zum hohen Dome, zu der Krönung Fest.
Da werden, wie du schreitest durch die Stadt,
Der Armen viel' und der Unglücklichen
Hilfflehend fassen deines Mantels Saum,
Denn Gnade blüht an solchem Freudentag.
Laß mich der Flehenden die erste sein,

Laß mich die erste fassen dein Gewand!
Ist doch mein Leiden auch das letzte nicht!

Kunrad. Nicht mein Gewand ergreife, nimm die Hand!
Sag' an, was diese Hand vollführen soll!
Nichts je gebeten hat mich Gisela,
Was zu gewähren mir nicht rühmlich war.
O zögre nicht! Wo alles Volk sich freut,
Soll ich bekümmert sehn die Königin?

Gisela. Ob ich in Purpur, ob in schwarzer Tracht
Erscheinen solle, zweifelte mein Herz,
Darin die Freude ringet mit dem Leid.
Indes der Sprößling unsres Ehebunds
Der Königskrönung hier entgegengeht
Und drob das Herz mir schwillt von Mutterstolz,
Indes verzehrt ein andrer, auch mein Kind,
Der frühern Ehe erstgeborner Sohn,
Der einst der Schwaben Herzogsfahne trug,
Vom Vater, meinem Gatten, ihm vererbt,
Verzehrt im Kerker seiner Jugend Kraft.
Drei Jahre sitzt er auf dem Gibichenstein
Und horchet auf der Saale Wellenschlag,
Die unter seinem Gitter rauscht entlang.

Heinrich. Auch mich verdroß es, wenn ich's sagen darf,
Als jüngst ein Edelknabe zu mir sprach,
Du habest darum Ernsten eingesperrt
In einen tiefen und sehr finstern Turm,
Damit ich desto reicher werden soll.
Drum bitt' ich, lieber Vater, laß ihn los!

Kunrad. Ward Herzog Ernst entsetzt und eingekerkert,
Nicht unverschuldet litt er solche Schmach
Und nicht durch meinen, durch des Reiches Spruch.
Aufrührer war er, seines Königs Feind.
Begnadigt nach so frevelhafter That,
Empört' er gleichwohl sich zum zweitenmal
Und setzte so der Gnade selbst ein Ziel.

Gisela. Rudolf, der Schattenkönig von Burgund,
Mein Oheim, dessen ich mich nie gerühmt,
Ein Greis, der niemals Jüngling war noch Mann,
Erzitternd vor dem meisterlosen Trotz
Unbändiger Vasallen, wandt' er sich
An seiner Blutsverwandten mächtigsten,
An Kaiser Heinrich, der vor dir geherrscht.
Damit er diesen sich verpflichtete,

Ernannt' er ihn durch bündigen Vertrag
(Denn ohne Sprößling war der dürre Stamm)
Zum Erben des burgund'schen Königtums.
Doch Gottes heil'ger Ratschluß fügt' es so,
Daß Kaiser Heinrich zu den Vätern ging,
Indes der Greis noch auf dem Throne schwankt.
War Heinrich als des deutschen Reiches Haupt
Thronerbe von Burgund, so trateſt du,
Der neue Kaiser, in den Anspruch ein;
Schloß er als Blutsverwandter den Vertrag,
So blühte jetzt des Erbes Anwartschaft
Dem Schwesterenkel Rudolfs, meinem Sohn.
Darob entspann sich Hader zwischen euch,
Und als nun Rudolf selbst zu feige war,
Sich auszusprechen, wie er es gemeint,
Ergriff mein Sohn in jugendlicher Hast
Und aufgeregt durch schlimmer Freunde Rat,
Ergriff die Waffen. Und urteile nun,
Wenn du es nochmals prüfend überschaust:
Hatt' er nicht einen Schein des Rechts für sich,
Den Schein, der leicht ein junges Herz verführt?

Kunrad. Ein Vorwurf liegt in deinem milden Wort,
Ich fühl' ihn, aber nicht verdien' ich ihn.
Als du nach Herzog Ernsts unsel'gem Tod
Die Hand mir gabeſt zu beglücktem Bund,
Da übernahm ich und beschwor die Pflicht,
Der zugebrachten Söhne jederzeit
Zu pflegen, wie ein rechter Vater soll.
Und als mich drauf der Fürsten und des Volks
Einstimm'ge Wahl zum Kaiserthron berief,
Da steckt' ich mir nach wohlermeßnem Recht
Die scharfen Grenzen meines Wirkens aus.
Burgund gehört dem Reiche, Schwaben bleibt
Bei deinem Stamme; danach handelt' ich.
Weil Ernst nicht laſſen wollte von Burgund,
Mußt' ich ihn strafen als des Reiches Vogt.
Weil Schwaben deinem Hauſe bleiben soll,
Ließ ich das Herzogtum bis jetzt erledigt.
Die Jugend Hermanns, deines zweiten Sohnes,
Gestattete mir nicht, ihn zu belehnen,
Damit nicht, gleich dem Bruder, ihn die Macht
Verleitete zu übermüt'gem Thun.
Dem klugen Bischof Warmann übertrug

Ich unterweilen die Statthalterschaft,
Den Deinen blieb das Herzogtum bewahrt.
Gisela. Nicht ziemet mir, erlauchtester Gemahl,
Das Urteil über deinen Herrschergang,
Die kräftige Verwaltung deines Amts.
Doch, was ich sagte, wirst du gern verzeihn;
Der Kinder Fehle zu entschuldigen,
War doch von je der armen Mütter Recht.
Kunrad. Man rühmet, Gisela, von dir, du seist,
Gleich wie an Würden die erhabenste,
So auch die weiseste der deutschen Fraun,
Und oft schon wareſt du Vermittlerin
Von Zwiespalt, welcher unversöhnlich hieß.
Auch zwischen mir und deinem Sohne, der
Mit meinen schlimmsten Feinden sich verschwor
Und wider mich des Aufruhrs Fahne schwang,
Hast du Versöhnung einst herbeigeführt.
Bestätiget in seinem Herzogtum
Nahm ich ihn mit auf den ital'schen Zug,
Vertraut' ihm meiner Scharen Führung an;
Belehnt mit Kemptens stattlicher Abtei
Entließ ich ihn und lud durch diese Gunst
Auf mich den Haß gekränkter Geistlichkeit.
Doch kaum hat er die Alpen überstiegen,
Indes im fernesten Apulien ich
Mir die Normannen nehm' in Lehenspflicht,
Ruft er die alemann'sche Jugend auf,
Verheert das Elsaß und bedrängt Burgund.
Hat, wie du sagst, der Jugend Ungeduld,
Hat böser Freunde Rat ihn irregeführt,
So war ihm jetzt im einsamen Verließ
Zu reiflicher Besinnung Zeit gegönnt.
Und wenn ich jetzo, deinem Wunsch gemäß,
Von neuem gänzlich ihn begnadigte
Und, gleichwohl ungebessert, unbeschämt,
Er wieder sich auflehnte gegen mich,
Sprich! könntest du nach deinem weisen Sinn
Auch dann noch ihn rechtfert'gen, könntest du
Zum drittenmal verlangen ...
Gisela. Wie? du willst?
Mein banges Flehen hat dein Herz gerührt?
O sprich es aus! Gieb mir Gewißheit!
Kunrad. Eins

Vernimm zuvor! Wenn jetzt zum drittenmal
Dein Sohn mir trotzig sich entgegenstemmt,
Wenn er den nötigen Bedingungen,
Die ihm das Reich vorschreibt, sich widersetzt,
Dann hab' ich meine Vaterpflicht erfüllt,
Dann bin ich der Vollstrecker des Gerichts,
Das furchtbar über ihn ergehen muß.
Du aber leg' die Finger auf die Brust
Und schwöre mir mit einem teuren Eid,
Daß du alsdann ihm nicht zur Hilfe sein,
Daß du nicht rächen wirst, was ihm geschieht,
Und daß du selbst nicht bittest mehr für ihn!

Gisela. Ich schwöre das bei dem wahrhaft'gen Gott.
Gieb mir den Sohn! Für ihn verbürg' ich mich.

Kunrad. Zuvorzukommen jedem deiner Wünsche,
War stets mein Trachten, und so hab' ich auch,
Vorahnend, was du jetzt von mir begehrst,
Nach dem Gefangnen zeitig ausgeschickt.
Sein Bruder Hermann hat ihn abgeholt,
Und angekommen sind sie diese Nacht.
Geh, Heinrich, führe deine Brüder her!
Durch dieses freudenreiche Wiedersehn
Verherrliche sich uns dein Ehrentag! (Heinrich durch die Mittelthür ab.)

Gisela. Nimm meinen Dank, den heißen Herzensdank,
Den Dank, der aus dem vollen Auge quillt!
Die Thräne, die den Purpur mir benetzt,
Sie ist der reichste, königlichste Schmuck,
In dem ich könnt' an deiner Seite gehn,

Ernst, Hermann und Heinrich treten auf.

Heinrich. Hier ist er.

Ernst. Meine Mutter!

Gisela. O mein Sohn!
Bist du's, mein Ernst? Wie hager, o wie bleich!

Hermann. Das Reisen durch die Nacht hat ihn verstört.

Ernst. Wohl war es eine lange, kalte Nacht.

Gisela. Die braunen Locken sind ihm halb ergraut.

Ernst. Das ist der Reif von jener kalten Nacht.
Hier atm' ich Morgen. Mutterliebe, dir
Ist aufgetauet dies erstarrte Herz.

Gisela. Wohlthätig wirkt der Freiheit reine Luft,
An innrer Heilkraft ist die Jugend reich;
Auch du wirst neu aufleben, teurer Sohn!

Kunrad. Die trüben Bilder der Vergangenheit,

Die Spuren trauriger Erfahrungen,
Laßt sie verschwunden und vergessen sein!
Der heitern Zukunft öffnen wir den Blick,
Die mit dem heut'gen Tage sich erschließt!
Schon rufet uns der Glocken Feierklang,
Die Krone harret dieses Jünglinges.
Hernach in offner Reichsversammlung wird
Mit Schwaben neu belehnet unser Ernst.

Ernst. Erhabner Kaiser, deine Huld an mir
Soll dir in deinem Sohn vergolten sein.
Ihr aber, meine treugeliebten Brüder,
In frischer Jugendblüte steht ihr da;
Ich stehe frühgealtert zwischen euch,
Dem Laube gleich, das vom vergangnen Jahr
Am frischbegrünten Zweige hängen blieb.
O nehmt an mir ein Beispiel, Jünglinge,
Daß eure Jugend euch beglückter sei!
Du wirst, mein Hermann, zu dem ersten Kampf
Hinabziehn in Italiens Waffenfeld.
O mögen schönre Kränze dir erblühn,
Als meiner Jugend Kämpfe mir gebracht!
Und du, mein Heinrich, der du heute wirst
Zum Erben eines hohen Throns geweiht,
O streu' in deinem Volke solche Saat,
Daß bessre Früchte dir gedeihn, als mir!

Heinrich. Dank deinem Wunsche!

Hermann. Dank und Bruderkuß!

Gisela. Ihr teuren Söhne, Segen über euch,
Ihr, meine Hoffnung, meine Lust, mein Stolz!

Kunrad. Laßt uns vereint zum Krönungsfeste gehn,
Und alles Volk erfreue sich, wenn es
So schön verbunden sieht sein Königshaus!

(Sie gehen durch die Mittelthür ab, der Kaiser mit Heinrich, Gisela mit Ernst und Hermann.)

2. Scene.

Saal der Reichsversammlung.

Bischof Warmann und Graf Mangold von Veringen treten von verschiedenen Seiten auf.

Mangold. Dich sucht' ich, Oheim!

Warmann. So erregt, so heiß!
Was ist geschehn?

Mangold. Du weißt es nicht?

Warmann. Was denn?
Mangold. Du hast nicht das Gespenst gesehen, das
Am hellen Tag, im vollen Krönungszug
Gewandelt durch die Straßen dieser Stadt?
Warmann. Nicht hatt' ich Muße zur Gespensterschau;
Beschäftigt war ich auf besonderen
Befehl, an des erkrankten Kanzlers Statt
Zu fertigen den neuen Lehensbrief
Für Herzog Ernst von Schwaben.
Mangold. Hat dir nicht
Die Hand gezittert?
Warmann. Sprich mir deutlicher!
Mangold. Dort bei den Marmorsäulen des Palasts
Stand ich mit der gesamten Ritterschaft,
Zum Krönungszuge festlich aufgeschmückt.
Da stiegen sie die hohen Stufen nieder,
Der Kaiser, an der Hand den jungen Sohn,
Hernach die Kaiserin, zur Rechten ihr,
Im Fürstenmantel, aber blaß und hager,
Wie aus dem Grab erstanden, Herzog Ernst.
Er wankt' an mir vorüber, und ein Blick
Aus seinem hohlen Auge fiel auf mich,
Ein Blick, nicht strafend, doch von solcher Macht,
Daß er mich ausschloß von der Festlichkeit,
Daß ich geheftet an der Säule stand,
Als schon der lange Zug hinabgewallt
Und das Geläute längst verhallet war.
Wie selig könnte dieser Tag mir sein,
Der schönste meines Lebens, wenn ich treu
Geblieben wäre! Wie viel anders nun!
Dich muß ich drum verklagen, deinem Rat
Hab' ich gefolgt, als auf dem Tag zu Ulm
Ich mit den andern von dem Herzog wich.
Von dir nun fordr' ich, richte du mich auf
Aus der Vernichtung! Denn sie ist dein Werk.
Warmann. Verwöhnter Sohn des Glückes! sprachst du so,
Als jüngst in Kärnten auf dem Siegesfeld
Der Kaiser dankend dir die Rechte bot,
Dir selbst umgürtete das Ehrenschwert
Und dich mit Lehen reich begnadigte?
Damals erkanntest du, daß meine Hand
Aus des Empörers unfruchtbarem Dienst
Zu lohnesreichem dich emporgeführt.

Mangold. Du mahnst mich glücklich an das Feld der Schlacht.
Ich sehe Rettung, nach Italien ruft
Die Heerfahrt, neuer Lorbeer grünet dort
Für die entehrte Stirne.

Warmann. Thöricht Herz,
Das Sieg und Ehre mißt nach dem Erfolg
Des Augenblicks, des ewig wechselnden!
Als Herzog Ernst im Kerker schmachtete,
Da warst du freudig in des Kaisers Dienst;
Nun Herzog Ernst zu Gnaden wieder kam,
Gleich wähnst du dich verstoßen und entehrt.
Du weißt, wie eine Reiterschar sich schwenkt,
Noch aber kennst du nicht den Lauf der Welt.
Wohl wahr, es kommen Augenblicke, wo
Die kampfbewegte Welt mit einem Schlag
Zum sel'gen Paradies verwandelt scheint,
Der Wolf hat sich zum Lamme hingestreckt,
Der Geier nistet mit der frommen Taube,
Die Schlange, die vom Apfelbaume lauscht,
Sie schlüpft in das Gezweige scheu zurück,
Und in der alten Unschuld tritt der Mensch
Aus dem Gebüsch, worin er sich versteckt.
So waltet heut im kaiserlichen Haus
Vertrauen, Liebe, Segnung. Und gewiß,
Wenn wir feindsel'gen Sinns verdächtig sind,
Geziemt es schweigend uns zurückzustehn.
Doch oft am Abend noch des klaren Tags,
Des wolkenlosen, steigt Gewitter auf
Mit aller Elemente wildem Kampf.
Sieh, Jüngling! nicht von gestern ist der Groll,
Und wenig trau' ich der Beschwichtigung.
Dem Herzog wurmt es ewig um Burgund,
Vertrauen sog er nicht im Kerker ein.
Des Kaisers Herrschsucht und der Stände Trotz
Sind ein uralter, nie versöhnter Zwist.
Nicht brauchst du ihn zu schüren, aber fest
Mußt du dich stellen, mußt auf das nur baun,
Was in der menschlichen Natur beruht,
In der Gewalten ew'gem Gegensatz,
Der unter allen Formen wiederkehrt.
Selbst wenn du augenblicklich tiefer stehst,
Wenn fremde Regung den Gebieter faßt,
Wenn neue Neigung einmal dich verdrängt,

Bleib unermüdlich nur in deinem Dienst!
Die Herzensregung, die Begeistrung weicht,
Das ewige Bedürfnis kehrt zurück,
Du wirst hervorgerufen, und bewährt
Bist du in deiner Unentbehrlichkeit.
Drum, ist auch heut nicht unser Ehrentag,
Noch kommen Tage, wo man nach uns fragt,
Wo man begehret deines tapfern Arms.

Mangold. Was hör' ich? Hieher wälzet sich der Zug.

Warmann. Der Herzog wird belehnt in diesem Saal.

Mangold. Soll ich entfliehen? soll ich bleiben?

Warmann. Bleib!
Sieh! diese Rolle, dieses Pergament,
Es ist der Gnadenbrief für Herzog Ernst,
Von mir verfaßt, besiegelt, eben jetzt;
Und dennoch kann aus dieser Rolle noch
So manches sich entfalten, was du nicht
Erwartet und ich selber kaum geahnt.

(Der Kaiser, Gisela, Heinrich, Ernst, Hermann, geistliche und weltliche Reichsstände ziehen auf. Kunrad läßt sich auf dem Throne nieder, Gisela zu seiner Rechten, Heinrich zur Linken, neben Gisela die geistlichen, neben Heinrich die weltlichen Stände. Hinter den Schranken Volk.)

Kunrad. Erlauchte Fürsten, eurer Gegenwart
Bei unsrem heut'gen Feste seid bedankt!
Die Krönung ward vollbracht nach eurer Wahl,
Und so verhoffen Wir, ihr werdet jetzt
Die Treue, die ihr rühmlich Uns bewährt,
Auch Unsrem vielgeliebten Sohne weihn.
Ein anderes Geschäft von Wichtigkeit
Versammelt hier uns in dem Saal des Reichs.
Auf öfteres Ersuchen Unsrer Frau,
Der Kais'rin Gisela, und Unsres Sohns,
Des jetzt gekrönten Königes, sowie
Nach dem zuvor mit euch gepflognen Rat,
Am meisten doch nach Unsres Herzens Drang
Beschlossen Wir, mit Unsrem Stiefsohn Ernst,
Der nach des Reiches Spruch gefangen lag,
Uns wieder zu befrieden, ihn durchaus
In Würden und in Ehren herzustellen;
Und darum haben Wir den heut'gen Tag,
Als einen freudenreichen, auserkiest,
Dem Fürsten das verwirkte Fahnenlehn
Des Herzogtums von Schwaben neuerdings
Vor offner Reichsversammlung zu verleihn.

Der Anlaß früherer Mißhelligkeit,
Der Zweifel wegen des burgund'schen Erbes,
Fiel weg, nachdem der König Rudolf sich
Entschieden und den alten Erbvertrag,
Den er mit Kaiser Heinrich abgeschlossen,
Auf Unsere Person bestätigt hat.
Da Ihr, mein Sohn, bei dieser Abkommnis
Euch zu beruhigen Uns angelobt
Durch förmlichen, besiegelten Verzicht,
So haben Wir willfährig Unsrerseits
Den Lehensbrief auf Schwaben ausgestellt
Und nehmen jetzo, wenn es Euch geliebt,
Sogleich die feierliche Handlung vor.

Ernst. Ich trete vor den kaiserlichen Thron
Und bitte nach Gebühr, daß Eure Huld
Von neuem mit des Reiches Fahnenlehn,
Dem Herzogtum von Schwaben, mich belehne.

Kunrad. Aus kaiserlicher Machtvollkommenheit
Ergreif' ich Schwabens Herzogsfahne, die
Nach altem Recht und Kriegsbrauch in den Schlachten
Des Deutschen Reichs das Vordertreffen führt,
Damit du Ernst, der zweite dieses Namens,
Belehnet werdest mit dem Herzogtum
Samt Zugehörden und Gerechtsamen.
Nach Unsrem und gesamter Fürsten Schluß
Hast du auf dieses herzogliche Banner
Zu dem gewohnten Eid der Lehenstreu'
Uns zu beschwören ein Gedoppeltes.

Ernst. Laßt mich vernehmen, was ich schwören soll!

Kunrad. Fürs erste sollst du schwören, daß du nicht
An irgend einem, Freien oder Knecht,
Dich rächest, der zu deinen Gegnern hielt,
Zumal an keinem deiner Mannen, die
Von dir getreten auf dem Tag zu Ulm.

Ernst. Nicht Rache dürstend kehr' ich in die Welt,
Versöhnung, Ruhe nur ist mein Begehr;
Drum bin ich diesen Schwur zu thun bereit.

Kunrad. Fürs zweite sollst du feierlich beschwören,
Daß du den landesflücht'gen Grafen Werner
Von Kiburg, der zum Aufstand dich gereizt,
Der noch zur Stunde nicht sich unterwarf
Und als des Reiches Feind geächtet ist,
Daß du nicht diesen, noch die mit ihm sind.

In deines Herzogtumes Grenze dulden,
Vielmehr, wenn er sich drin betreten läßt,
Ihn greifen wolleſt zu des Reiches Haft.
Ernſt. Das ſoll ich ſchwören? Nein, erlaßt mir das!
Kunrad. Du zögerſt?
Giſela. Gott! es geht mir furchtbar auf.
Ernſt. Ich war nach Ulm gekommen auf den Tag,
Mit Euch zu unterhandeln um Burgund.
Nicht als ein Flehender erſchien ich dort,
Nein, an der Spitze meiner Lehnsmannſchaft,
Auf deren Treu' und Kraft ich ſicher ging.
Da traten Anshelm vor und Friederich,
Die beiden Grafen, und erklärten laut,
Sie ſeien mir zu Dienſte nicht verpflichtet
Entgegen ihrem Herrn und Könige,
Der ihrer Freiheit höchſter Schirmvogt ſei.
Mit dieſen ſtimmte die geſamte Schar,
Verlaſſen ſtand ich plötzlich da; mein Schwert
Warf ich zur Erde: ſchmählich, unbedingt
Mußt' ich mich übergeben, und hinweg
Ward ich geführt zum Felſen Gibchenſtein.
In jener Not, in jener tiefen Schmach
Blieb einzig nur Graf Werner mir getreu,
Der meiner Jugend Freund und Führer war.
Auf Kiburg warf er ſich, ſein feſtes Schloß,
Und wurde dort von Euch, erhabner Herr,
Drei Monden lang belagert und bedrängt.
Als man zuletzt die gute Feſte brach,
Entkam er ſelber mit genauer Not
Und irrt ſeitdem geächtet durch die Lande.
Sollt' ich nun den verleugnen, der ſo feſt
An mir gehalten? Nein, verlangt es nicht!
Kunrad. Du biſt in großer Täuſchung, wenn du meinſt,
Daß Werner das um deinetwillen that.
Du warſt nur ſtets das Werkzeug ſeiner ſtolzen,
Gefährlichen Entwürfe.
Ernſt. Ja, ich weiß,
Mit großen Dingen trägt ſich dieſer Mann,
Doch nicht mit ſtrafbarn noch gefährlichen.
Was er für mich, was ich für ihn gethan,
Es war ein Bund der Redlichkeit und Treu'.
Kunrad. Je eifriger du ſprichſt, je klarer wird's,
Wie eng der Meutrer dich umgarnet hat,

Und um so weniger darf dir der Schwur,
Den Wir von dir begehrt, erlassen sein.
Ernst. Die Treue sei des deutschen Volkes Ruhm,
So hört' ich sagen, und ich glaubt' es fest
Trotz allem, was ich Bitteres erfuhr.
Ihr selbst, o Kaiser, höchstes Haupt des Volks,
Das man um Treue rühmet, habt noch jüngst,
Was von Verrat Ihr denkt, so schön bewährt.
Als Misiko, der junge Polenfürst,
Gedrängt von Eurer Waffen Ungestüm,
Zu Odelrich, dem Böhmenherzog, floh
Und dieser, um den Zorn, den Ihr ihm tragt,
Zu sühnen, Euch den Flüchtling anerbot,
Da wandtet Ihr Euch mit Verachtung ab.
Was Ihr vom Feind, vom Fremdlinge verschmäht,
Könnt Ihr's verlangen von dem eignen Sohn,
Vom deutschen Fürsten? Nein, Ihr könnt es nicht.
Kunrad. Vom Sohne heisch' ich, daß er nicht dem Feind,
Dem bittersten, des Vaters sich geselle;
Vom deutschen Fürsten, daß er nimmermehr
Die Friedensstörer heg' in seinem Land.
Was ich verlang', ist dir zwiefache Pflicht,
Und sehr mit Unrecht nennst du es Verrat.
Ernst. Nennt's, wie Ihr wollt! doch ist es Treue nicht,
Es ist nicht Freundschaft, ist nicht Dankbarkeit,
Nichts, was begeistern könnt' ein edles Herz.
Kunrad. Noch einmal frag' ich: Schwörest du den Eid,
Den wir bedungen, oder schwörst du nicht?
Antworte nicht zu rasch! erwäg es reiflich!
Es handelt sich nicht bloß ums Herzogtum,
Nicht bloß um fernere Gefangenschaft:
Des Kerkers bist du ledig, aber was
Ich mühsam abgelenkt von deinem Haupt
Damals, als man zu Ulm dich richtete,
Jetzt hängt es unabwendbar über dir,
Die Acht des Reiches und der Kirche Bann.
Gisela. Erbarmen meinem Sohne!
Kunrad. Muß ich dich
Des Schwurs erinnern, Gisela?
Warmann. Mein Fürst,
Vernehmet, was die Kirche zu Euch spricht!
Als Ihr Euch ungehorsam, undankbar
Erhobet gegen Euren Herrn und Vater,

Damals habt Ihr, vom bösen Geist gespornt,
Selbst nicht geweihtes Eigentum verschont,
Der heil'ge Gallus und das fromme Stift
Von Reichenau erseufzten Eurem Dang.
Schon war der Bannstrahl über Euch gezückt.
Und nur die kaiserliche Fürsprach' hielt
Den Arm zurück, der noch gehoben ist;
Des warnet Euch die Kirche mütterlich.

Gisela. Warnt eine Mutter so?

Kunrad. Und jetzt bist du
Gemahnet. Jetzt antworte mit Bedacht!
Beschwörst du die Bedingung oder nicht?

Ernst. Die Luft des Kerkers, die ich lang gehaucht,
Hat abgespannt die Sehnen meiner Kraft.
Wohl bin ich mürbe worden, doch nicht so
Bin ich herabgekommen, nicht so ganz
Zerbrochen und zernichtet, daß ich den
Verriete, der mir einzig Treue hielt.

Kunrad. Genug. Die Pflicht des Vaters ist erfüllt,
Auch soll der jüngre Bruder keineswegs
Entgelten, was der ältere verbrach.
Dem Hermann fällt das Herzogtum anheim,
Er führe nach Italien mir das Heer!
Mit reiner Hand erheb' ich dieses Schwert
Und spreche so den Spruch der Reichesacht:
Aus kaiserlicher Macht und nach dem Schluß
Der Fürsten steh' ich und erkläre dich,
Vormals der Schwaben Herzog, Ernst den Zweiten,
Als Feind des Reichs, als offenbaren Ächter.
Vom Frieden setz' ich dich in den Unfrieden,
Dein Lehen teil' ich hin, woher es rührt,
Dein eigen Gut gestatt' ich deinen Erben,
Erlaube männiglich dein Leib und Leben,
Dein Fleisch geb' ich dem Tier im Walde preis,
Dem Vogel in der Luft, dem Fisch im Wasser.
Ich weise dich hinaus in die vier Straßen
Der Welt, und wo der Freie wie der Knecht
Fried' und Geleit hat, sollst du keines haben.
Und wie ich diesen Handschuh von mir werfe,
Wie dieser Handschuh wird zertreten werden,
Sollst du verworfen und zertreten sein.

Die Fürsten. Sollst du verworfen und zertreten sein.

Warmann. Im Namen sämtlicher des Reichs Bischöfe

Verbann' ich dich, vormal'gen Herzog Ernst,
Samt allen, die dir helfen und dich hegen,
Aus unsrer heil'gen Kirche Mutterschoß
Und übergebe dich dem ew'gen Fluch.
Verflucht seist du zu Haus und auf dem Feld,
Auf offnem Heerweg, auf geheimem Pfad,
Im Wald, auf dem Gebirg und auf der See,
Im Tempel selbst und vor dem Hochaltar!
Unselig sei dein Lassen und dein Thun,
Unselig, was du issest, was du trinkst
Und was du wachest, schlummerst oder schläfst!
Unselig sei dein Leben, sei dein Tod!
Verflucht seist du vom Wirbel bis zur Zeh'!
Verflucht sei der Gedanke deines Hirns,
Die Rede deines Munds, des Auges Blick,
Der Lungen Odem und des Herzens Schlag,
Die Kraft des Armes und der Hände Werk,
Der Lenden Mark, der Füße Schritt und Tritt
Und selbst der Kniee Beugung zum Gebet!
Und wie ich dieser Kerzen brennend Licht
Auslösch' und tilge mit des Mundes Hauch,
So aus dem Buch des Lebens und der Gnade
Sollst du vertilget sein und ausgelöscht.

Die Bischöfe. Sollst du vertilget sein und ausgelöscht.

Ernst. Hin fahr' ich ein zwiefach Geächteter,
An meine Fersen heftet sich der Tod,
Und unter Flüchen krachet mein Genick.
Vom Werner lass' ich nicht. (Ab.)

Zweiter Aufzug.

An der Heerstraße.

Ernst, in geringer Tracht.

Dort hebt der Dom von Basel sich empor.
Nicht darf ich's wagen, der Landflüchtige,
Ins Thor der Stadt, das gastlich offen steht,
Hineinzuschreiten wie ein andrer Mann.
Der breite Heerweg ziehet sich hinauf,
Ich aber darf gebahnte Straßen nur
Durchkreuzen wie ein aufgescheuchtes Wild,

Das quer hinüber nach dem Walde flieht.
Zween Herren reiten mit Gefolg heran,
Am Kreuzweg halten sie, sie steigen ab,
Sie wandeln hieher nach dem Schattensitz.
Er ist's, er ist's, Graf Odo, ja, er ist's.
Und auch den andern sollt' ich kennen, ja;
Wie schlägt mein Herz! der Vater Edelgards.

(Ernst tritt in das Gebüsch zurück, während die Grafen Hugo von Egisheim und Odo von Champagne auftreten.)

Hugo. Ich bat Euch, abzusteigen, werter Graf!
Wir trennen uns an diesem Scheideweg,
Euch führt die Straße links nach der Champagne,
Mich jene rechts zum kaiserlichen Hof.
Damit nun diese Scheidung unsrer Bahn
Nicht eine Trennung sei für immerdar,
Vergönnt ein wohlgemeintes Abschiedswort!
Es ist in vor'gen Zeiten wohl geschehn,
Daß Ihr den ältern Freund um Rat befragt.
Vergebt ihm, wenn er ungebeten jetzt
Mit seinem Rat erscheinet!

Odo. Sprecht, Herr Graf!

Hugo. Ihr habt in Basel selbst Euch überzeugt
Von der burgund'schen Großen Wankelmut,
Ihr saht die stürmischen Versammlungen
Herüber und hinüber wogen.

Odo. Nun?

Hugo. Als erst gemurmelt ward, daß Herzog Ernst
Entlassen sei aus seiner Kerkerhaft
Und hergestellt in herzogliche Macht,
Da war es all vergessen, daß man jüngst
Dem Erbvertrag einhellig beigestimmt,
Den Rudolf mit dem Salier neu beschwor.
Um Euch, den Blutsverwandten Ernsts, den gleich
Beteiligten, erhob sich das Gedräng',
Die Losung: Ernst und Odo.

Odo. Und wozu
Mir dieses jetzt?

Hugo. Als aber bald darauf
Der Bann, die Ächtung Ernsts verlautet war,
Da wechselte der Wind.

Odo. Erlaßt mir das!

Hugo. Die Losung: Kunrad.

Odo. Graf, gehabt Euch wohl!

Hugo. Noch nicht, mein Freund! Das eben macht mir Sorge,
Daß Ihr so feindlich, mit verbißnem Groll
Nach Hause kehret.
Odo. Wißt Ihr das gewiß?
Hugo. Noch ist mein Auge nicht so alterschwach,
Daß ihm der Blicke Zorn, der Lippen Trotz
Und jeglicher Bewegung Hastigkeit
An Euch verborgen bliebe. Teurer Freund,
Nicht in vereinter Kraft mit Herzog Ernst
Wär's Euch gelungen, noch viel weniger
Könnt Ihr's allein erzwingen. Hofft es nicht!
Unbeugsam steht des Kaisers Wille, groß
Ist seine Macht. Vermeidet seinen Grimm!
Verzehren würd' er Euch. O schleudert nicht
Die Fackel in das unglückselge Land,
Das noch vom alten Kriegesbrande raucht!
Ihr werdet nicht, gebt mir darauf die Hand!

(Ernst tritt hervor und faßt den Mantel des Grafen Odo.)

Odo. Ein Bettler zerrt mich hier und einer dort.
Was bettelst du?
Ernst. Das Erbe von Burgund.
Odo. Ernst!
Hugo. Herzog Ernst!
Ernst. Nicht er, sein Schatten nur,
Sein irrer Geist, der auf dem Kreuzweg spukt.
Odo. Wahnwitziger!
Ernst. Wär' ich wahnsinnig worden,
Wen dürft' es wundern? Doch ich bin es nicht.
Noch weiß ich gut, daß du Graf Odo bist,
Mein Vetter und Miterbe von Burgund.
Dir laur' ich an den Straßen auf, von dir
Begehr' ich Hilf' in meiner tiefen Not.
Odo. Zur bösen Stunde bist du mir genaht,
Wo mir's im Busen kocht, im Hirne brennt,
Wie du so schmählich, schmählich mich getäuscht.
Als Herzog hoch zu Roß, an Heeresspitze
Einziehend in Burgund, mein Kampfgenoß,
So hab' ich dich erwartet, und es stand
In deiner Macht. Für einen Landsverwiesnen
Betrogst du mich und läufst nun selbst daher,
Ein weggejagter Bettler, und verlangst,
Ich soll die nackten Lenden dir mit Purpur
Bekleben, soll dir auf dein struppig Haar

Die Krone stoßen, soll auf meinen Schultern
Thronan dich schleppen. Nein, du kennst mich falsch.
Nicht will ich an Geächtete mich ketten,
Frei will ich schreiten an mein hohes Ziel.
Gelüstet's dich nach Kronen, frage nur
Den Alten hier! Der weiß für alles Rat. (Abgehend.)
Mein Roß!

Ernst. O Schmach! o racheloſe Schmach!
Auch du biſt ehrlos, herzogliches Schwert,
Und keines Freien Klinge kämpft mit dir.

Hugo. Unglücklicher!

Ernst. Du fühleſt Mitleid noch,
Und ungetröſtet ſoll ich nicht von hier.
Du ſiehſt dich ſorglich um, ſei ohne Furcht!
Wir ſind hier unbehorcht, kein Lauſcher wird's
Verraten, wenn du den Verbannten hörſt.
Ich will dir ferne ſtehen, daß mein Hauch
Dich nicht berührt noch mein Gewand dich ſtreift.

Hugo. Könnt' ich dir Troſt gewähren, o wie gern

Ernst. Ehrwürd'ger Greis, wenn die Erinnerung
Vergangner Tage dich nicht ganz verließ,
So wirſt du dich entſinnen, daß ich einſt,
In ſchönrer Zeit, um deine Tochter warb.
Nicht will ich die Bewerbung jetzt erneun,
Ich wär' ein unglückſel'ger Bräutigam.
Wollt' ich zur Kirche führen meine Braut,
Kein hochzeitlich Geleite trät' uns nach,
Vor meinem Anblick kreuzte ſich das Volk,
Kein Feſtklang tönte von dem Glockenhaus,
Noch die Poſaune von des Turmes Kranz;
Und wollt' ich mit ihr nahen dem Altar,
So ſchwiege Chorgeſang und Orgelſchall,
Der Prieſter höbe dräuend ſeine Hand
Und ſpräche Fluch ſtatt Segen über uns.
Nein, werben darf ich nicht um Edelgard,
Auch hab' ich's um dich ſelber nicht verdient
Drei feſte Burgen hab' ich dir zerſtört,
Weil du zum Kaiſer, deinem Vetter, hieltſt.
Nur eines bitt' ich, ſag' es mir zum Troſt!
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeſchick die Rede ward,
Hat ſie, ich meine nicht, um mich geweint?
Nein, ob das Aug' ihr flüchtig überlief,

Nur, wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt;
Ob sie, geseufzet nicht, nein, tiefer nur
Geatmet, wie man oft im Traume pflegt.

Hugo. Von Thränen und von Seufzern merkt' ich nichts,
Nur, daß sie ernster, feierlicher ward.
Mildthätig, hilfreich war sie schon zuvor,
Jetzt gab sie gänzlich sich der Armut hin.
Wie fromme Witwen pflegen, spendete
Die jungfräuliche Witwe jeden Tag
Almosen, war der Kranken Wärterin,
Erquickte Pilger und Gefangene . . .

Ernst. Gefangene!

Hugo. Bis nun die Botschaft kam,
Daß du mit Acht belegt und Kirchenbann;
Da bat sie freundlich eines Morgens mich,
Sie zu geleiten zum Ottilienberg.
Du kennst das Kloster, das von seiner Höh'
Das schöne Elsaß weithin überschaut.
Als sie vom Zelter dort gestiegen war
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da sprach sie: „Wohlgelegen ist dies Stift.
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain
Und allen Reichtum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß."
Mit diesem trat sie in der Mauern Kreis.
Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
Ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt
Und selbst der Blindheit nächt'ge Binde löst;
Damit benetzte sie der Wimpern Saum.
„Mein Aug' ist trübe worden," hub sie an,
„Und wohl bedarf ich, daß ein Himmelstau
Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erschließt."
So sagte sie dem Ird'schen Lebewohl. (Ab.)

Ernst. Auch du hinab, du goldner Liebesstern,
Der meiner Jugend Pfade schön erhellt,
Der tröstend in mein Kerkergitter schien!
An dieses Weibes liebevoller Brust
Hätt' ich genesen können. Vieles noch
Und Härtres hätt' ich auszustehn vermocht,

Wenn sie mir blieb. Noch kannt' ich keine Schmach,
Kein Drangsal, keine Wunde, keinen Schmerz,
Dafür nicht sie der süße Balsam war.
Ja, sie erquickte mich Gefangenen;
Sie hätte dem erschöpften Pilgersmann
Noch einst den frischen Lebenskelch gereicht.
Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
Einsam, umnachtet, ewig herberglos.

(Er will abgehen, ein Kriegsknecht vertritt ihm den Weg.)

Kriegsknecht. Halt!

Ernst. Wer da?

Kriegsknecht. Halt!

Ernst. Zurück! ich sag' zurück!
Du bist gedungen, mich zu morden. Ja,
Schon lang verfolgst du mich. Heb' dich hinweg!
Noch wehr' ich um mein elend Leben mich,
Noch bin ich Mördern kampfgerecht.

Kriegsknecht. Stoß zu!
Triff dieses Herz!

Ernst. Mein Werner! o mein Werner!

Werner. Dein Werner und der deinige so ganz
Und so mit jedem Atemzug, mit jedem
Blutstropfen . . .

Ernst. Jetzt bin ich geborgen. Gott
Verließ mich nicht.

Werner. O du getreuer Freund!
Du edles Herz! du lautres Gold!

Ernst. Halt ein!

Werner. Wie viel, wie viel hast du für mich gethan,
Geduldet! Nie vergelt' ich dir's.

Ernst. Du hast
Voraus vergolten.

Werner. Nichts hab' ich gethan.
Du bist der einzig Treue.

Ernst. Laß uns hier
Im Schatten ruhn! Ich bin vom Wandern müd;
Die Eiche breitet uns ein wirtlich Dach.
Mir ist, als ob ich wieder Herzog sei,
Als wären wir an einem schönen Tag
Hinausgeritten auf die Falkenjagd
Und hätten uns zu Mittag hier gesetzt.
Erzähle, Werner, wo du warst indes,
Wie du gelebt!

Werner. In Frankreich sah ich zu,
Wie dort der König seine Fürsten zähmt.
Da kam von Aachen her mir der Bericht
Durch einen Kriegsknecht, der nach Solde ging,
Daß du aus deiner Kerkerhaft befreit,
Daß du geächtet und gebannet seist
Und zwar um meinetwillen. Augenblicks
Riß ich dem Knechte seinen Mantel ab
Und gürtete sein kurzes Schwert mir um
Und lief nach deinen Fährten, edles Wild,
Und habe dich ergriffen.

Ernst. Werner, sprich!
Auf dir auch lastet Acht und Kirchenfluch.
Wie hast du es gemacht, daß du so fest,
So aufrecht bliebest? Höher, kräftiger
Erscheinst du mir, als ich dich je gekannt.

Werner. Es heißt, die Saat gedeih' im Wetterschein.
Vom Bannstrahl, glaub' ich, wuchs auch mir die Kraft.

Ernst. Mir dünkt es, deine Treue hat's gethan.

Werner. O! macht' uns Treue kräftig und gesund,
Dann müßtest du wie eine Rose blühn.
Woraus mein Leben seine Nahrung zieht,
Was mich erhält und was mich kräftiget,
Ist die Erinnrung eines großen Tags,
An dem die deutsche Freiheit mir erschien
In offnem Wirken, in lebend'ger Kraft.
Dies Angedenken trug ich auf der Flucht
Mit mir als ein gerettet Heiligtum,
Und unter dieser hohen Eiche hier,
Uralt, doch grünend wie die Freiheit selbst,
Stell' ich mein wunderthätig Bild dir auf,
Daß es gerad' im Abgrund unsrer Not
Erhebend sich beweise dir und mir.

Ernst. Wenn etwas noch mich aufzurichten taugt,
Ein Wort aus deinem Munde muß es sein.

Werner. Nicht bloß, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechselstand geheimnisvoll
Die menschlichen Geschicke vorbestimmt,
Noch mitten oft ins Leben tritt ein Tag,
Der unsrem Wesen erst den Vollgehalt,
Der unsrer Zukunft, allem unsrem Thun
Die unabänderliche Richtung giebt.
Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,

Vollkommen klar bin ich mir des bewußt.
Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn,
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß.
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt!
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Esch und Holzteil Sprache hält.
Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschart,
Ins Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen samt der slaw'schen Nachbarschaft,
Die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit.
Und alle doch ein großes Brudervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint.
Was jeder im besondern erst beriet,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch

Der Inselbuchten, mählich war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus vielen wurden wenige gewählt,
Und aus den wenigen erkor man zween,
Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones wert erkannt
Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demut überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm
(Denn niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am andern Unrecht zu begehn,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist),
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt,
„Weil doch," so rief er, „einer es muß sein,
So sei's der ältre!" Freudig stimmten bei
Gesamte Fürsten und am freudigsten
Der jüngre Kunrad; donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edeln Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort

Die fromme Kaiserwitwe Kunigund:
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber scharten sich die Reihn.
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.
Das ist der große Tag, der mich ergriff,
Der mich in allem Drangsal frisch erhält.

Ernst. Ein großer Sinn faßt große Bilder auf,
Ein andrer andre. Dazumal, als du
Dem freien Vaterland ins Auge sahst,
Erglänzte mir der ersten Liebe Huld
In eines Mägdleins minniglichem Blick.
Ich war ein Jüngling, stand in Vormundschaft
Von meinem Ohm, dem Erzbischof von Trier,
Und noch war mir des Reiches Sache fremd.
Wohl kamen andre Zeiten, strengere,
Die mich gerüttelt aus dem Liebestraume.

Werner. O nicht vergeß' ich's. Mit dem alten Well
Von Altdorf und mit andern schwäb'schen Herrn
War ich geritten auf das Maienfeld.
Wir tränkten eben unsre Pferd' im Rhein,
Da kamest du den Strom herabgeschifft
Auf einer leichten, buntverzierten Jacht,
Du selbst im Fürstenschmuck, zur Seite dir
Graf Hugo mit der schönen Edelgard,
Und schwebend auf dem Schiffesrande saß
Ein Sänger, der die Harfe lieblich schlug;
Des Stromes Klarheit aber spiegelte
Die glänzenden Gestalten.

Ernst. Schöne Zeit!
Wie ist das alles längst den Strom hinab!

Werner. Auch was vor mir so groß und herrlich stand,
Es ist nicht mehr, nur im Gedanken lebt's.
Der Mann, den wir zum König uns gewählt
Und der so demutsvoll das Haupt geneigt,
Er hat's emporgeworfen; ihn verlangt
Nach Unbeschränktheit, nach Alleinherrschaft
Und nach der Erblichkeit in seinem Stamm.
Die ihn erwählten, tritt er in den Staub;
Den Kunrad, den er jenes Mal geküßt,
Hat er genötigt, nach dem Schwert zu greifen;
Des Reichs verwiesen ist der graue Welf,
Der Herzog Adalbert von Kärnten irrt
Mit seinen Söhnen heimatlos umher.
Und du, mein Herzog, o wie hat er dich
Von Anbeginn verfolgt, beraubt, zerknirscht!
Ich bin dir zugethan durch Lehenseid,
Der Freundschaft heilig Band verknüpfet uns;
Doch, wär' ich nicht dein Mann und nicht dein Freund,
Dein Banner hätt' ich dennoch aufgesucht,
Damit ich ihn bekämpfe, dem auch ich
Einst zugerufen auf dem Feld der Wahl.

Ernst. Wohl wittert jedes Wesen seinen Feind.
Drum hegt auch dir der Kaiser wildern Haß
Und unversöhnlicheren, als mir selbst.

Werner. Von diesem Haß, den ich allein verwirkt,
Mußt du, Unglücklicher, das Opfer sein.
Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Glut,
Die ich an jenem Tag in mich gesaugt;
Du aber hast nach Frieden dich gesehnt
Und mußt nun so unendlich friedlos sein
Und hast für all die Treue keinen Dank
Von mir, als daß ich schadenfroh und stolz
Auf dich hinblicke, wie du nun so ganz
Verlassen dastehst und so ganz entblößt
Und wie nun ich dein einz'ger Lehensmann,
Der einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienst zu leisten bis zum letzten Hauch.

Ernst. Gewaltiger, was neigst du dich vor mir?

Werner. O wahrlich, nie in deinem Fürstenglanz
Erschienst du mir so herrlich, so erlaucht,
So würdig jeder tiefsten Huldigung,
Als wie du jetzt in freierkorner Schmach,

In deiner Selbstverbannung vor mir stehst.
Doch nein, so ganz vergessen bist du nicht.
In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein biedres Volk geliebt,
Wo mancher jetzt auf seiner Feste haust,
Der unter deinem Banner einst gekämpft,
Dort muß von dir noch ein Gedächtnis sein.
Dorthin sei unser irrer Pfad gelenkt!
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm' uns auf!

Ernst. Dir folg' ich, und wenn alles mich verschmäht,
Du wirst mich nie verlassen.

Werner. Siehst du hier?
Der Handschuh, den ich aus dem Koller zieh',
Er ward vom Kaiser in den Staub geschleudert,
Daß er verschmähet und zertreten sei.
Der Kriegsknecht hob ihn auf und gab ihn mir,
Und dieser Handschuh liegt an meiner Brust. (Beide ab.)

Dritter Aufzug.

Palast zu Aachen, wie am Anfang des Stücks.

Gisela und Graf Hugo im Gespräch.

Gisela. Ihr kehrt zurück nach Basel, edler Graf?

Hugo. Dem Kaiser meldet' ich den neusten Stand
Der Angelegenheiten in Burgund. Er will,
Daß ich dort wieder gegenwärtig sei
Und mit unausgesetzter Wachsamkeit
Vorbeuge jedem neuen Friedensbruch.
Noch fehlt mir Euer Urlaub, hohe Frau!

Gisela. Befürchtet nicht, wie Ihr zu fürchten scheint,
Daß ich mit Auftrag Euch behellige,
Der dem, was Euch der Kaiser anbefahl,
Entgegen wäre! Nein, ich bitt' Euch selbst,
Verwendet Euer Ansehn, Euern Rat
Allwärts zur Söhnung und Beruhigung!
Mein Oheim, König Rudolf, schätzt Euch hoch.
O haltet sein geschwächtes Alter fest,
Daß er nicht wieder wanke dem Vertrag!
Und wie Ihr diesen stärket und erhebt,
So stillt und sänftiget am andern Teil
Die gärenden Vasallen, dämpft den Mut

Des stolzen Odo, der Verwegnes sinnt,
Und hütet überall, daß nicht mein Sohn
Verbindung knüpft und neuen Anhang wirbt!

Hugo. Verehrend ahn' ich Eurer Worte Grund.
Indes Ihr gegen den Geächteten
Zu wirken scheinet, seid Ihr überzeugt,
Sein Heil zu fördern; ist Burgund nur erst
Durchaus beruhigt und dem Reich gewiß,
Dann wird der Kaiser auch geneigter sein,
Die Acht zu nehmen von des Herzogs Haupt.
Ich aber gehe freud'ger ans Geschäft,
Da ich, dem Kaiser dienend, Euch zugleich
Und Eurem Sohne frommen darf.

Gisela. Noch eins!
Wenn Ihr jetzt wieder das Ottilienstift
Besucht und Edelgard ans Gitter tritt,
Grüßt sie von mir!

Hugo. Huldreiche Kaiserin!

Gisela. O! schöne Hoffnungen sind mir zerknickt.
Die einz'ge Tochter, die mir Gott geschenkt,
Ein holdes Kind, in zarter Jugend schon
Dem Könige von Frankreich anverlobt,
Nicht sollt' ich sie zum Traualtar geleiten;
Die Totenkrone statt des Hochzeitkranzes
Mußt' ich ihr flechten in das blonde Haar.
Und wieder hofft' ich, daß mein Ältester
Mir eine Tochter brächte zum Ersatz.
Denn wie des Vaters Stolz darin besteht,
Den Sohn gekrönt zu sehn mit Ruhm und Macht,
So ist's der Mutter Wonne, wenn der Sohn
Einhertritt mit der jugendlichen Braut,
Der liebenden, die ihm das Leben schmückt.
Umsonst hab' ich die Arme aufgethan
So seligem Empfang. Lebt wohl, Herr Graf!

(Graf Hugo ab. Indem Gisela abgehen will, tritt von der andern Seite der Kaiser mit dem Grafen Mangold auf.)

Kunrad. Verweile, Gisela, wenn nicht zu sehr
Dich anderen Berufes Eile drängt!

Gisela. Auf dich zu hören, gehet jedem vor.

Kunrad. Aus Schwaben ist mir Botschaft zugekommen,
Sehr unerfreuliche, womit ich gern
Dein Ohr verschonte, wenn sie anders dir
So unerwünscht, wie mir, zu hören ist.

Der Überbringer dieser Kunde selbst,
Graf Mangold, melde dir, was dort geschehn!

Mangold. Erlauchte Frau, laßt es den Boten nicht
Entgelten, wenn die Botschaft Euch mißfällt!
Indes der Ungar deutsche Mark bedräut
Und wider ihn das Aufgebot ergeht,
Indes erhebt von schwäb'schen Gauen her
Sich innre Gärung. Durch den Schwarzwald streift
Unheimlich eine kriegerische Schar,
Die man zuerst für Räuber achtete
(Denn ihre Zehrung holt sie mit Gewalt),
Bis man hernach an ihrer Spitze sah
Den Fürsten Ernst und Wernern, seinen Freund.
Noch werden sie auf fünfzig kaum geschätzt,
Noch sind sie unberitten, schlecht bewehrt,
Noch öffnete sich ihnen keine Burg,
Noch lagern sie in Wald und Felsgeklüft;
Und doch ist dumpfes Harren überall,
Und mancher, der die Klinge schon geputzt,
Um mit dem Heer nach Ungarn auszuziehn,
Erwartet, was daheim geschehen will.

Gisela. Schreckt nicht die Reichsacht und der Kirchenbann
Womit mein Sohn belegt ist, jeden ab?

Mangold. Ein sonderbarer Glaube herrscht im Volk.
Sie wollen's nicht begreifen, daß ihr Fürst
So lang gesessen in der Kerkernacht;
In wundervolle Reisen wandeln sie
Die öden Jahre der Gefangenschaft
Und geben sein Ergrauen vor der Zeit
Dem scharfen Strahle fremder Sonnen schuld.

Gisela. Ich selber hab' es immer nicht gefaßt,
Wie, der so jung sei und so lebensfroh,
Im Kerker modern könne, und noch jetzt
Erscheint er mir im Traume anders nie,
Denn frisch und blühend, wie er sollte blühn.
Die Mutter, die ihn unterm Herzen trug,
Kann nicht vergessen, was sein Alter ist.
Doch laßt mich weiter hören, was man spricht!

Mangold. In Indien und im ganzen Morgenland
Hat er der Abenteuer viel bestanden.
Durch eines finstern Berges Eingeweid'
Riß ihn auf schwankem Floß ein wilder Strom;
Der ries'ge Greif entführt' ihn durch die Wolken;

An dem Magnetberg fuhren seinem Schiff
Die Nägel aus, daß es in Trümmer ging;
Mit Völkern von unmenschlicher Gestalt
Hat er gekämpft und manchen Sieg erlangt.
Was je ein Pilger Seltsames erzählt,
Das wird auf Eures Sohnes Haupt gehäuft,
Und dieser Schein des Wunderbaren zieht
Leichtgläubige Gemüter mächtig an.

Gisela. Wohl fuhr mein Sohn durch einen finstern Berg,
Ein furchtbar Schicksal rafft' ihn durch die Luft,
Die Nägel seines Schiffes lösten sich,
Die ungetreuen, daß es scheiterte,
Und auf den Scheitern treibt es noch umher.
Weh ihm, wenn sich das edle Menschenbild
Zu wilden Mißgestalten ihm entstellt!

Kunrad. Graf Mangold, diese Rede kränk' Euch nicht!
Ihr habt gethan, was Ehr' und Pflicht gebot,
Und mein Vertrauen lohnet Euch dafür.
Dies Schwert hat meine Hand Euch umgehängt,
Nicht um darauf zu ruhn; den Toten nur
Legt man die Schwerter unters müde Haupt.
Zur fernern That bezweckt' ich Euch zu weihn,
Und wenn ich vom ital'schen Heereszug
Zurück Euch hielt, so war die Absicht die,
Daß ich mir einen wohlerprobten Arm
Bewahrte für die heimische Gefahr.
Der Augenblick ist da, der Aufruhr gärt;
Ihr sollt ihn mir vertilgen in der Brut.
Und wie ich Eures Oheims klugem Sinn
Der Staatsgeschäfte Leitung anvertraut,
So übergeb' ich Eurer Tapferkeit
Die Kriegsmacht mit vollkommener Gewalt.
Nur rasch zum Werk! Der Rücken werd' uns frei!
Der Ungarn Andrang, den die Meuterer
Zu nützen hofften, leidet nicht Verzug.
Mit nächstem werd' ich selbst in Schwaben sein,
Um nachzusehn, was Euer Schwert vollführt.

Mangold. Geblendet von so hellem Gnadenschein,
Von plötzlicher Erhebung überrascht,
Versagt mir jeder Ausdruck meines Danks
Und meiner treuesten Ergebenheit.

Kunrad. Die Vollmacht langt Ihr bei dem Kanzler ab
Dich, Gisela, gemahn' ich deines Eids. (Ab.)

Gisela. Herr Graf, vergönnt mir, Euer Schwert zu sehn
(Sie nimmt es.)
Und ist nun das die mörderische Spitze,
Die nach dem Blute meines Sohnes lechzt?
Nicht kann ich Schwerter schmelzen, und nicht darf
Ich Menschen rühren, doch zum Himmel noch
Darf ich mich wenden in der Seelenangst.
O gnadenreiche Mutter, der ein Schwert
Durchs Herz gegangen, als du thränenvoll
Aufblicktest zu dem Kreuze deines Sohns,
Dich fleh' ich an, gestatte du es nicht,
Daß dieser kalte Mordstahl meinem Kind
Die Brust durchbohre und die meine mit!
(Sie giebt das Schwert zurück. Mangold ab.)
Ein Pilger stehet dort im Säulengang;
Er sah mich beten, und gefaltet hält
Auch er die Hände. Segne Gott den Mann,
Der mein schmerzvolles Flehen unterstützt!
Tritt ein! Die Thore dieses Hauses sind
Jedwedem offen, der nach Hilfe geht.

Pilger. Wer mir kann helfen, muß ein Meister sein.

Gisela. Dein Blick ist finster, deine Stirn' gefurcht;
Ein tiefer Kummer, nicht von gestern her,
Hat dich getrieben auf die Pilgerfahrt.

Pilger. Das Angedenken einer grausen That
Verfolgt mich.

Gisela. Rede, wenn ich's wissen soll!

Pilger. Ich war ein Ritter, nein, ein Jäger nur.
Mich trieb die unbarmherz'ge Lust, das Tier
Zu hetzen auf das Tier; mich rührt' es nicht,
Wenn mich die Hindin, blutig und zerfetzt,
Bethränten Auges bat um ihren Tod.
Wär' mir, wie einst dem heiligen Hubert,
Das Kreuz erschienen auf des Hirsches Haupt,
Ich hätt' ihm doch den Pfeil ins Herz geschnellt.
Nun kam der Herzog einst (Ihr werdet bleich,
Erlauchte Frau?), er kam in meinen Forst,
Als eben dort ein Zwanzigender strich.
Welch beßre Kurzweil hätt' ich ihm gewußt,
Als ihn zu laden zu so edler Jagd?
Auf schweißbeträuften Rossen rannten wir
Dem Wilde nach; der Herzog hatte schon
Sich mit gespannter Sehne vorgelegt;

Da gönnt' ich ihm den Hauptschuß nicht, ich warf
Querüber meinen Speer, der Hirsch flog hin,
Hin flog das led'ge Pferd, am Boden lag
Der Herzog, in der Seite meinen Speer.

Gisela. Weh dir!

Pilger. Gebüßt war meine Lust.

Gisela. Warum
Zerreißest du mein Herz, das schon genug
Von Angst gequält ist, noch mit Schrecknissen
Verfloßner Tage? Mörder meines Gatten,
Unsel'ger Adalbert! ist dir es leid,
Daß dich die Zeit und deiner Schuld Gefühl
Unkenntlich machte? Gerne hab' ich stets
Auch Unbekannten hilfreich mich gezeigt;
Warum, wenn irgend Not zu mir dich führt,
Hebst du den Vorhang, der wohlthätig mir
Die gräßliche Vergangenheit bedeckt?

Adalbert. Der Herzog aber richtete sich auf,
Und ächzend sprach er: „Komm! dir ist verziehn;
Komm her, damit ich sterb' in deinem Arm!"
Und als ich ihn im Arme hielt, da schlossen
Die Jäger einen dichten Kreis umher.
Und wieder sprach er: „Ist kein Priester hier?
Mich drücken meine Sünden." Drauf begann
Er, uns zu beichten mit gebrochnem Laut.
Sein letztes war: „Für meine Seele betet!
Sagt meiner Frau, der Gisela, sie soll
Ihr Witwentum bewahren, soll nicht mein
Vergessen!" Ward's Euch ausgerichtet?

Gisela. Ja.

Adalbert. Mein Friede war seit jenem Tag dahin.
Denn wo ich ging und wo ich rastete,
War mir's, als krampfte sich ein Sterbender
An meine Brust, als hört' ich dicht am Ohr
Ein letztes Röcheln. Drum den Pilgerstab
Ergriff ich, nahm mein Söhnlein auf den Arm,
Nach Sankt Georgen trug ich es hinüber,
Daß es erwachs' in strenger Klosterzucht
Und nicht den Jagdspieß werf' auf seinen Herrn.
Zum heil'gen Grabe wallt' ich, betete
So lang und brünstig dort, daß ich dem Stein
Eindrückte meiner Kniee Spur. Umsonst,
Kein Friede stieg erquickend mir herauf.

Zehn Jahre lang, in harter Sklaverei,
Zog ich am Pfluge wie ein Stier und riß
Der dürren Erde Schollen auf. Umsonst,
Die Saat ging auf, kein Segen grünte mir.
Als ich nun wiederkam ins deutsche Land
Mit dem Entschluß mir einen finstern Wald
Zu suchen, den, wie meine Seele, nie
Ein Sonnenstrahl durchdringt, um mir darin
Ein Klausnerhaus zu bauen und mein Grab,
Da fragt' ich erst, als ich die Straße zog:
„In welchem Kloster, welcher Siedelei,
In welcher tiefsten Einsamkeit verweilt
Die Witwe des erschlagnen Herzogs Ernst,
Um zu beweinen ihres Gatten Tod
Und um zu beten für sein Seelenheil?"
Da wies man mich des Weges fort und fort,
Bis ich vor diesem Kaiserschlosse stand
Und bis ich trat in dieses Prunkgemach.
Jetzt weiß ich, warum der Ermordete
Von mir nicht läßt, und jetzt ist mir es klar,
Daß er von mir nicht lassen wird, solang
Vergessen bleibt, was sterbend er befahl.

Gisela. Wenn dies dich quält und mich zu quälen treibt,
So höre denn, mir zur Rechtfertigung
Und dir zum Troste, wie es sich begab!
Ich lebte, wie es Witwen ziemlich ist,
Mit meinen Kindern, einsam und betrübt.
Die Herrn des Landes aber forderten,
Daß meinem Sohne, dem verwaisten Ernst,
Ein zweiter Vater werde, der zum Schutz
Dem Knaben sei und der das Herzogtum
Bevogte bis zu Ernstes Mündigkeit.
Der tapfre Graf in Franken, Kunrad, warb
Um meine Hand, und er vor allen schien
Ein tücht'ger Schutzherr meiner Sprößlinge;
Ihn wünschten die Vasallen unsres Lands,
Er ward von meinen Räten mir gerühmt;
Ich aber blieb dem Witwenstande treu.
Als ich nun eines Morgens vom Gebet
Aus der Kapelle kam, da war der Hof
Mit hochzeitlichen Reitern angefüllt,
Aus deren Reihn der hohe Kunrad trat
Und mich auf einen schmucken Zelter hob;

Die Landesherren aber und das Volk,
Die mich verteid'gen sollten, jubelten
Der seltsamen Entführung Beifall zu.
So ist's geschehn. Verdamme, wenn du kannst!

Adalbert. Vermeßner Sinn, der sich zu weise dünkt,
Die Warnung eines Sterbenden zu achten!
Den du den Hort der Deinigen geglaubt,
Er ist ihr Feind, ihr Unterdrücker jetzt.
Du aber stehest mit geteiltem Herzen
Inmitten doppelseitigen Verbands,
Und schon hast du dem erstgebornen Sohn
Durch schnöden Eid stiefmütterlich entsagt.

Gisela. Willst du mich töten, wie du den Gemahl
Mir tötetest?

Adalbert. Ein Warner komm' ich dir.
Umsonst hat Kaiser Heinrich Euch ermahnt,
Den Bund zu lösen, dem die Kirche zürnt,
Weil du des Kunrads Anverwandte bist;
Vergebens zauderte der Erzbischof,
Da er dich krönen sollt' als Königin.
So muß nun ich erscheinen im Palast,
Nicht um, ein Höfling, Weihrauch dir zu streun,
Nein, um zu warnen mit dem letzten Hauch
Des Sterbenden, den ich in mich gesaugt,
Daß du entsagest diesem Ehebund,
Daß du die Witwe bleibest Herzog Ernsts
Und seinen Kindern eine Mutter seist.

Gisela. In meinem Heiligsten greifst du mich an.
Du wirfst mir vor, was noch kein Weib ertrug,
Du kränkst mich da, wo auch die Löwin fühlt,
Du reißest an den Banden der Natur.
War meine Einsicht kurz, mein Vorsatz schwach,
Die Liebe doch ist ewig stark in mir;
Hab' ich den Eid geschworen allzu rasch,
So hab' ich tausendfältig drum gebüßt;
Hab' ich den Witwenschleier nicht bewahrt,
Die Kaiserkrone trag' ich unentweiht.
Es segnet mich mein Haus, es segnet mich
Das Volk, soweit man deutsche Zunge spricht.
Der Andacht bau' ich hohe Tempel auf,
Der Krankheit weih' ich Pflegehäuser ein,
Der Armut spend' ich meiner Kammern Schatz,
Allwärts entblühet Segen meiner Spur,

Und thront der Kaiser mit dem Schwert des Rechts,
So thron' ich mit der Gnade Palmenzweig;
Vermittlerin bin ich, Fürbitterin,
Wie meinen Kindern, so dem ganzen Volk.
Du aber, der du strafend vor mich trittst
Und mir die Krone werfen willst vom Haupt
Und mir das Herz erdrücken in der Brust,
Was thatest du, das dich berechtigte,
Mich zu vernichten? sprich! was thatest du?
Den Stein hast du gehöhlt mit deinen Knien,
Am Pflug hast du gezogen stat des Stiers,
Dich selbst hast du zerfleischet, ob dir gleich
Der, den dein Speer gefällt, so schön verzieh.
Dein Werk ist tot, unfruchtbar all dein Thun.
Und wenn du nun durch deutsche Gaue wallst
Und siehst die Burgen glänzen auf den Höhn
Und siehst die Ritter reiten durch das Thal
Und hörst des Jagdhorns Klänge durch den Wald,
Die wohlbekannten . . .

Adalbert. Weck' nicht diesen Hall!

Gisela. Und siehst das Feuer rennen auf dem Herd
Und siehst die Kinder spielen vor der Thür,
Mußt du nicht schamrot werdn vor dir selbst,
Daß du so leblos durch das Leben gehst?
Warst du nicht selber einst ein Rittersmann?
Hast du nicht einen Forst, nicht eine Burg?
Hast du nicht einen Herd und hast ein Kind,
Das du verlassen so unväterlich?
Und wenn dich nicht die Lust des Lebens lockt,
Weißt du nichts mehr von Ritterpflicht und That?
Ist keine Unschuld mehr bedrängt? Ist kein
Unglücklicher, der tapfern Arms bedarf?
Irrt nicht dein Herzog, dem den Vater du
Erschlagen, irrt er hilflos nicht umher,
Geächtet, ohne Burg und ohne Herd?
O! läge nicht der Eid vor meinem Mund,
Wär' nicht verschüttet mein lebend'ger Quell,
Wär' nicht gebunden meiner Liebe Kraft,
Ich wollte mit dir ringen, finstrer Geist!
Und wie die Sonn' ins Mark der Erde dringt
Und aus dem Boden treibt die grüne Saat,
So wollt' ich dich ergreifen totes Herz,
Und bersten sollte mir dein starres Eis. (Ab.)

Adalbert. Bin ich verwandelt? Wie ist mir geschehn?
Hat mich ein Zauberstab berührt? Bin ich
In einen Wunderbrunnen eingetaucht?
Was nicht der Ölberg, nicht das heil'ge Grab,
Was nicht des Jordans hochgeweihte Flut
An mir gethan, das hat dies Weib vermocht.
Ja, Gott kann Wunder wirken überall.
Der Schuld, die mich zermalmte, bin ich los,
Das Thor der Gnade schließt sich leuchtend auf,
Dem Hoffnungslosen ist ein Weg gezeigt.
Nicht das entsühnte meine Mörderhand,
Daß ich sie wund gerungen im Gebet;
Nein, hilfreich sei dem Sohne sie gereicht,
Dem sie den Vater freventlich geraubt!
Soll ich gegeißelt sein, so sei's für ihn!
Mein Blut, für ihn vergossen, wäscht mich rein,
Mein Geist, für ihn verhaucht, schwebt himmelan,
Und mein Geschlecht, das ich verflucht gewähnt,
Noch kann es blühen, bis ins fernste Glied
Bin ich gesegnet. Heil sei diesem Weib! (Ab.)

Vierter Aufzug.

1. Scene.

Schwarzwald. Auf der Höhe die Burg Falkenstein.

Im Vorgrund **Werner**, den schlafenden **Ernst** im Schoße. Kriegsleute umhergelagert.

Werner. Er schläft in meinem Schoß, er schläft so sanft;
Vertrauend hat er sich mir angeschmiegt.
O! nur zu sehr hat er mir stets vertraut.
Die Eiche, die ihm sollte Schutz verleihn,
Hat auf sein Haupt den Wetterstrahl gelenkt.
Sein Leben war so schön, so morgenhell,
Bis ich sein Freund und sein Verderber ward.
Ich bin's, der in den wilden Streit ihn riß,
Ich warf ihn ins Gefängnis, ich hab' ihn
Geächtet, ich sein Liebesglück zerstört,
Mein Werk ist er, wie er hier vor mir liegt.
Doch er ist immer freundlich, immer treu;

Kein andrer Vorwurf ward mir je von ihm,
Als diese Bläße seines Angesichts
Und dieser Schmerzenszug in seinem Schlaf.
O könnt' ich ihn mit diesen Armen weit
Hinübertragen in ein glücklich Land,
Wo Friede wohnet und wo Freude blüht,
Wo dem Erwachenden sein schweres Leid
Verschwunden wäre wie ein böser Traum!

Adalbert tritt auf.

Adalbert. Da liegt er. Ha! wie er dem Vater gleicht,
Als der Erblaßte mir im Arme lag!
Werner. Tritt sacht auf, Pilger! Weck nicht meinen Freund!
Adalbert. Laß mir die Wacht bei diesem Schlafenden!
Ich hab' ein altes Recht, die Herzoge
Im Arm zu halten.
Werner. Wunderlicher Mann!
Wenn man dir tiefer in die Runzeln schaut,
Bist du der Adalbert vom Falkenstein.
Adalbert. Wenn du die Locken von der Stirne streichst,
Bist du der Werner, der von Kiburg stammt.
Werner. Was willst du hier?
Adalbert. Den Herzog sucht' ich auf.
Werner. Weißt du, daß er gebannt, geächtet ist?
Adalbert. Wer solchen Fluch getragen hat wie ich,
Der bleibt von Acht und Bannstrahl ungeschreckt.
Das eben soll vom Fluche mich befrein,
Daß ich dem Ächter öffne meine Burg,
Den sichern Horst, der dort vom Felsen trotzt.
Werner. Schon hab' ich angeklopft an ihrem Thor,
Der Burgvogt hat den Einlaß uns versagt.
Adalbert. Ihm übergab ich meiner Väter Haus,
Als ich hinausging auf die Pilgerfahrt,
Und keinem öffnet er, als seinem Herrn.
Ernst (erwachend). Wer ist der Mann?
Werner. Mein Herzog, sei erfreut!
Erhebt euch, ihr Gefährten unsrer Not!
Gewonnen ist uns heut der erste Sieg.
Noch schweiften wir im Walde wie der Wolf,
Noch kreisten wir umher, dem Geier gleich,
Der sich nicht setzen darf auf wohnlich Dach,
Und nur der Busch, der auch das Wild behegt,
Und nur die Schluft, die auch das Raubtier birgt,
War uns Herberge; dieser Mann zuerst

Eröffnet menschliche Behausung uns,
Die Burg dort oben schließet er uns auf
Und macht uns heimisch in dem schwäb'schen Land.

Ernst. Wer bist du, der du, selbst ein Pilger, mir,
Dem unstet Wandernden, ein Obdach beutst?

Adalbert. Ich bin der unglücksel'ge Adalbert,
Der seinen Herzog in die Seite warf
Und der von fünfzehnjähr'ger Pilgrimschaft
Nur dann entsündiget nach Hause kehrt,
Wenn du mit ihm in seine Mauern trittst.
O wende dich nicht ab! Bei diesem Kreuz,
Das noch der Stätte Denkmal ist, auf der
Dein Vater starb und sterbend mir vergab,
Beschwör' ich dich, verschmähe nicht mein Haus!
Du rettest eine Seele.

Ernst. Hingebeugt
Auf diesen Boden, den dein Blut getränkt,
Umfassend diesen moosbedeckten Stein,
Den in der Mitternacht dein Geist umschwebt,
Klag' ich, geliebter Vater, dir mein Los.
So elend siehst du mich und so verwaist,
Daß ich zu dem die Zuflucht nehmen muß,
Der dich gemordet.

Werner. Horch! ein Horn erdröhnt.
Zur Wehr, ihr Männer! Weicht vom Herzog nicht!

Ernst. Nicht wie zum Angriff naht sich diese Schar,
Sie schreiten vor in ernstem Trauerzug,
Umflort ist ihr Panier, die Schärpen schwarz.
Das ist Warin, der Schwabens Fahne trägt.

Warin, an der Spitze einer Kriegsschar, tritt auf.

Warin. Wir treten, Herzog, in geringer Zahl,
Doch tapfern und getreuen Muts zu dir.
Hinunter ins ital'sche Schlachtgefild
Hat uns dein Bruder Hermann einst geführt.
Das Banner, das ich trage, wallt' ihm vor
Zu manchem heißen, ehrenvollen Kampf.
Des jungen Helden freute sich das Heer;
Uns Schwaben nur war's auf des Jünglings Stirn'
Ein häßlich Mal, daß er die Würde trug,
Die dir entrissen worden, und ich selbst
Hab' ihm die Fahne mit Verdruß geschwenkt.
Nach wohlerfochtnem Siege zogen wir
Hinauf gen Susa, wo die holde Braut,

Des Grafen Tochter, ihn erwartete.
Da fiel auf uns der Seuche böser Tau,
Die Männer sanken auf dem Weg dahin,
Nicht einzeln, nein, in Schwaden hingemäht,
Und nicht erhielt der besten Ärzte Kunst
Des Herzogs junges Leben: zu Trient
Liegt er begraben; seinen Leib hat so
Das Gift verzehret, das wir selbst sein Herz
Nicht mit uns brachten in das Vaterland.
Noch in der Stunde seines frühen Tods
Berief er mich, und von mir abgewandt,
Damit mir nicht sein Anhauch tödlich sei,
Sprach er: „Das Banner, das du trägst, Warin
Bring meinem Bruder Ernst! Für ihn allein
Hab' ich's genommen und bewahrt, für ihn
Hab' ich's mit Ruhm bekränzt." Dies letzte Wort
Ergriff die Herzen. Trauernd und beschämt
Folgt' ihm zu Grab der Unsern kleiner Rest;
Dann setzten wir, gehorsam dem Befehl
Des Sterbenden, sogleich den Heimzug fort.
Noch unterwegs, noch auf der Alpen Steig
Hat uns der Tod gezehntet; manche Leiche
Ward in das Felsgeklüft hinabgestürzt.
Wir aber bringen dir dein brüderlich
Vermächtnis: nimm dies trauernde Panier!
Führ' uns zum Kampfe, führ' uns rasch voran,
Bevor noch lichter unser Häuflein wird!
Denn der noch jetzo blühend vor dir steht,
Trägt schon vielleicht in sich der Seuche Keim,
Und besser fällt ein Mann in offner Schlacht,
Als daß er auf dem Krankenlager fault.

Ernst. O herrlich tret' ich in mein Herzogtum!
Des Vaters Mörder öffnet mir das Thor,
Des Bruders Leichenzug ist mein Gefolg.
Komm, Adalbert! Mich schrecket nicht der Mord.
Folg' mir, Warin! Ich scheue nicht die Pest. (Alle ab.)

2. Scene.

Mangolds Lager.

Graf Mangold und der Bischof Warmann treten auf

Warmann. Im Lager muß ich, Neffe, dich begrüßen;
Du gehst dein Schloß vorüber, lässest mich

Zu Konstanz harren; unaufhaltsam eilst
Du an der Spitze deiner Kriegsmacht vor.
Mangold. Mein Auftrag heischt so schleunigen Vollzug.
Warmann. Und nicht gedenk' ich, dich darum zu schmälen.
Durch Regenschauer und durch Sonnenschein
Ist mächtig dir das Glück herangereift;
Selbst was noch jüngst im fernsten Gebiet
Der Wünsche lag, was ein bedachter Sinn,
Der Kühnes meidet, still in sich verschloß,
Ist jetzt uns überraschend nah gerückt
Und will vernehmlich ausgesprochen sein.
Mangold. Die günst'ge Stunde werd' uns nicht versäumt!
Was ist's?
Warmann. Indes die kaiserliche Huld
Das Schicksal Ernsts in deine Hand gelegt,
Indes der wüste Friedensstörer schon
Von deinen Scharen fast umschlossen ist,
Indes verkündet jedem schwäb'schen Gau
Ein dumpf Geläute Herzog Hermanns Tod.
Wer soll nun Herzog werden? Wem vertraut
Der Kaiser? Welches Haus in Schwaben kennt
Er als das treueste? Für welches spricht
Das ältste Recht, das neueste Verdienst?
Mangold. Daß unsres vom erlauchten Burkhard stammt,
Daß es in Schwaben Herzogswürde trug,
Wohl weiß ich's, und du selber schaltest oft
Den kühnen Stolz, den ich darob gezeigt.
Warmann. Ich schalt, was sich zur Unzeit offen gab.
Doch, wenn du nun den letzten Abkömmling
Des welken Fürstenstammes niederwirfst,
Wenn über dem zertretnen Wappenschild
Du siegreich stehest und den deinen hebst,
Dann . . .

Eine Wache tritt auf.

Wache. Herr, ein fremder Kriegsmann bittet Euch
Um Zutritt und um sicheres Geleit.
Mangold. Bring ihn!

(Die Wache ab.)

Warmann. Brauch Vorsicht, Neffe!
Mangold. Was soll mir
Der einzle Mann?

Werner tritt auf.

Wer bist du?

Werner. Kennst du mich?
Warmann. Verwegner!
Mangold. Wenn die Reue nicht dich treibt,
Welch toller Mut führt dich vor mein Gezelt?
Werner. So ist's doch wahr, was ich nicht glauben wollte,
Bis ich mit eignen Augen es gesehn,
Daß du, Graf Mangold, dem verwandtes Blut
Mit meinem durch die Adern rollt, daß du
Den Herzog, deinen rechten Herrn, nicht bloß
Verlassen hast, nein, daß du ihn verfolgst,
Daß du an der Verfolger Spitze stehst!
Mangold. Mit welchem Recht du mich zur Rede stellst,
Das möcht' ich wissen.
Werner. Mit dem Recht des Bluts.
Es rühmen sich die Männer des Geschlechts,
Von dem sie stammen, und ruhmwürdig ist's,
Wenn Kraft und Tugend weithin sich vererbt,
Wenn vor dem Sohn des Vaters Beispiel glänzt,
Wenn unter Brüdern edler Wettkampf brennt,
Wenn jeder eifersüchtig wacht und ringt
Für solchen Adels unbefleckten Glanz.
Und daraus fließt das Recht mir und die Pflicht,
Dich abzumahnen von verkehrter Bahn.
Mangold. Geziemt es dir, mich abzumahnen, dir,
Dem Landsverwiesnen, dem Geächteten,
Der unsres Stammes Auswurf ist ...
Werner. Dem du
Ins Auge nicht zu blicken dich erkeckst.
Dein Blut, das dich gemahnt, hat sich empört
Und hat die Wange dir mit Scham gefärbt:
Folg dieser Regung, laß den bessern Trieb
Dich ganz ergreifen! Sei der Väter wert!
Ja, Mangold, wenn du nicht den Feinden Ernsts
Mit Leib und Seele schon verfangen bist,
Wenn dir zur Ehre noch die Rückkehr blieb,
So tritt zurück, aufrichtig, sonder Scheu!
Die Lehn, die dich verpflichten, gieb sie heim!
Die eitle Gnadenkette, wirf sie ab!
Der schnöden Hauptmannschaft, die dich entehrt,
Die deinen Stamm befleckt, entschlage dich!
Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod.

Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst:
Ihm haben unsre Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt,
Er hat mich viel gemühet, nie gereut.
Für diesen Dienst, Graf Mangold, werb' ich dich,
Du wirst mir folgen.

Warmann. Halt, Vermessener!
Willst du Verrat hier stiften? Hoff' es nicht!
Die Scharen, die du rings gelagert siehst,
Sind treu dem Kaiser wie Graf Mangold selbst.

Werner. Mit diesen Söldnern hab' ich kein Geschäft;
Sie mögen thun, wofür man sie bezahlt!
Auch hab' ich nichts mit dir, du bist ein Mönch,
Du bist ein toter Schößling unsres Stamms;
An dir nicht üb' ich der Verwandtschaft Recht.
Zu Mangold sprech' ich, er vielleicht wird einst
Stammvater eines grünenden Geschlechts;
Drum ziemt es mir, zu sorgen, daß er nicht
Verräter zeuge, Schranzen, Mietlinge.

Warmann. Graf Mangold, kaiserlicher Feldhauptmann,
Zu lange schon hörst du es mit Geduld,
Wie dieser Freche, dieser Rasende
Dich selbst und deines Amtes Würde schmäht;
Zu lange schon mißbraucht er dein Geleit,
Das dem Rechtlosen du nicht schuldig bist.

Mangold. Von hinnen, Werner! Du erschienst zu spät:
Ich bin geschleudert, und ihr seid zermalmt.

Werner. Ich geh'. Erfüllt hab' ich der Mahnung Pflicht;
Noch eine heischet unser Stamm von mir,
Auch der will ich genügen. Wenn dem Aar
Der Seinen eines aus den Lüften fällt,
So schießt er nieder und vertilgt's. Wenn du
Mir in der Schlacht begegnest, sieh dich vor!

(Ab. Mangold und Warmann in das Gezelt.)

3. Scene.

Burg Falkenstein.

Ernst allein, am Fenster.

Ernst. Es ist die Zeit jetzt, wo im offnen Land
Das reife Ährenfeld den Schnittern winkt,
Wo in den sonnigen, belebten Gaun
Allwärts geerntet wird und eingeheimst.

Ich bin vom Feld der Ernten ausgesperrt,
Bin eingeschlossen in der Wildnis hier
Und blicke von dem Felsen dieser Burg
Hinunter in den Abgrund, wo der Strom
Durch Trümmer und gestürzte Föhren tost;
Die Tannenwälder überschau' ich, die
Im Winter grün sind und im Sommer welk.
Mir ist kein andres Erntefest bereit,
Als wo die Schwerter statt der Sicheln sind
Und wo ich selbst die falbe Ähre bin.
Der Türmer bläst. O möcht' es Werner sein!
Der Abend dunkelt, und mir bangt um ihn.
Er ist's. Ja, nicht gefangen sein kann der;
Die Fesseln sprängen ab von seinem Arm,
Die Schlösser klirrten auf vor seinem Hauch,
Die Freiheit mögt ihr binden, diesen nicht.

Werner tritt auf; der Saal füllt sich mit Kriegsleuten Ernsts.

Werner. Herein, herein, ihr Männer! Kommt und hört!
Euch alle gehet meine Kundschaft an:
Wir sind umzingelt, jeder Weg verbaut,
Und kaum bin ich hieher noch durchgeschlüpft.
Ja, dieser Kaiser schreitet raschen Schritt;
Nichts rettet uns, als schleuniger Entscheid.
Schon weiß ich nicht zu schätzen ihre Zahl,
Und jeder Tag verstärket Mangolds Schar.
Uns ist der Zuwachs abgeschnitten, wir
Sind unsern Freunden aus dem Blick gerückt;
Die uns erwarten, haben nicht Gewähr,
Ob wir noch stehn, ob wir zertreten sind.
Noch stehn wir, und noch ist uns freigestellt,
Zu wählen zwischen Übergab und Kampf,
Und noch getröst' ich mich der Möglichkeit,
Daß wir in einer heißen, blut'gen Schlacht
Den Feind zernichten und, mit Sieg gekrönt,
Vorbrechen in das Land, das uns erharrt.
Wenn jetzt wir zaudern, bleibt uns keine Wahl
Als zwischen Übergab' und Hungertod.
Entschließt euch, Männer! Soll's gekämpft sein?

Warin. Zum Kampf begehren wir.

Die andern. Zum Kampf! zum Kampf!

Ernst. Ist einer unter euch, dem eine Braut,
Ein Weib, ein Kind das Leben kostbar macht,
Er zieh' im Frieden! Nicht verdenk' ich's ihm,

Nicht heisch' ich so verzweifelten Entschluß.
Ihr schweigt und steht. So ruf' auch ich: Zum Kampf!
Der erste Morgenschein find' uns bereit!
Ein jeder rüste sich, so gut er kann!
Manch Waffenstück noch hängt in diesem Saal,
Das unser Wirt uns willig überläßt.

Werner. Du selber, Herzog, bist noch unbewehrt
Und jedem bloßgegeben, der dich sucht.
Laß mich dich wappnen für den heißen Tag!

Ernst. Ist's eine Sturmhaub', ist's ein Bruststück nur,
Genug, wenn es die Wetterseite schirmt.

Werner. Die Brünne werd' um deine Brust geschnallt!
Den Kettenpanzer werf' ich über dich,
Den Sturmhut bind' ich unter deinem Kinn,
Dein gutes Schwert häng' ich in diesen Gurt.
Sei dieser Stahl wie unsre Treue stark!
Sein diese Ringe fest wie unser Bund!

(Adalbert tritt gewappnet aus der Schar, einen Jüngling an der Hand.)

Adalbert. Zum Ritter umgewandelt tret' ich jetzt
Vor dich, mein Herzog! Dir verdank' ich es,
Daß mir der Helm die Stirne wieder deckt,
Daß mir das Schwert die Hüfte wieder schmückt.
Wenn auch den Arm die Jahre mir geschwächt,
Verschmäh' nicht meinen Dienst! Als Jüngling auch
Geb' ich mich dir. Sieh! dieser ist mein Sohn;
Er sei der deine! Aus dem Klosterzwang
Hat er sich losgerissen, Waffenwerk
Hat er mit Fleiß erlernet. Nimm ihn hin!
Verjüngt empfängst du mich, unschuldig noch
Und unbefleckt von deines Vaters Blut.

Ernst. Ich nehm' ihn. Füg' es Gott, daß ich ihn dir
Zurück kann geben, wie ich ihn empfing!

Werner. Der ich bis jetzt als Kriegsknecht dir gedient,
Gewappnet als ein Ritter tret' auch ich
Dir nun zur Seite; denn ein solcher Kampf
Steht uns bevor, wobei es sich verlohnt,
Im vollen Kriegesschmucke zu erscheinen.
Beneiden aber muß ich diesen Mann,
Der dir ein doppelt Leben widmen darf.
Laß dir erzählen einen lust'gen Schwank,
Weil jetzt die Zeit ist, Schwänke zu erzählen!
Als Kaiser Heinrich einst zu Regensburg
Aufs Jagen ausritt, gab er den Befehl,

Daß keiner von den Herren seines Hofs
Sich folgen lasse mehr denn einen Knecht.
Gleichwohl kam ihm der Graf von Abensberg
Mit dreiunddreißig Reisigen getrabt,
Ein rüstig Häuflein, sauber angethan,
Die Rößlein wohl gesattelt und gezäumt.
Da sprach der Kaiser: „Ist Euch unbekannt,
Daß Ihr nur einen Diener bringen sollt?"
Der Graf darauf: „Nur einen bring' ich mit." —
„Wer sind die andern?" — „Meine Söhne sind's,
Sie alle schenk' ich und befehl' ich Euch.
Sie seien Euch im Frieden eine Zier,
Im Krieg ein Beistand! Laß es Gott gedeihn!"
So sprach der Graf. O wär' ich reich wie er!
O könnt' ich dir so vielfach Leben weihn!
So aber steh' ich einsam auf der Welt;
Von meinem Stamm hab' ich mich losgesagt,
Geschleift ist meiner Väter alte Burg,
Kein Haus hab' ich, kein Weib und keinen Sohn,
Nichts hab' ich dir zu bieten, als mich selbst.
In meines Lebens ungeschwächter Kraft,
Im Stolz der Freiheit, in des Herzens Glut,
Im Klirren dieser Waffen werf' ich mich
Dir in die Arme, dein bis in den Tod.

Ernst. Hat je ein Herzog solche Schar geführt,
So treuergebne, so hochherzige?
Ja, meine Würde fühl' ich, anders nicht
Darf ich euch führen, als in Fürstentracht,
Damit ich, siegend oder sterbend, so
Erscheine, wie es eurem Herzog ziemt.
Erkennen soll man mich, damit das Schwert,
Das mich begehret, keinen trifft von euch.
Ein Scharlachmantel hängt an jener Wand;
Legt mir ihn um! Es ist ein fürstlich Kleid.

Adalbert (indem er Ernsten den Mantel umlegt).
Dein Vater trug's auf der unsel'gen Jagd.
Die Zeit hat es entfärbt.

Ernst. Dies blasse Rot
Ist echte Farbe meines Mißgeschicks.

Warin. Den Schild hier, drauf das Wappen Eures Stamms
Erbleicht ist, trug der tapfre Hermann einst.
Er würd' Euch angeboten, gält' uns nicht
Für schlimmes Zeichen solch erloschnes Bild.

Ernst. Gieb her! Der letzte meines Stamms, geh' ich
Der Schlacht entgegen, die entscheiden wird,
Ob dieser welke Scharlach neu erblühn,
Dies trübe Wappen neu erglänzen soll.
Werner. Heil unsrem Herzog!
Die andern. Heil dem Herzog Ernst!

Fünfter Aufzug.

Mangolds Lager.

Mangold und Warmann.

Mangold. Der Kaiser kommt, und noch ist nichts geschehn.
Er drängt zu sehr; kaum bin ich angelangt,
Schon blickt er ob der Schulter mir herein.
Warmann. Das ist das mächt'ge Wirken dieses Manns,
Daß überall mit seiner Gegenwart
Er jedes fördert und im Schwung erhält.
Jetzt muß ihm doppelt angelegen sein,
Daß du den Aufstand schnell und gründlich tilgst,
Seit Odo von Champagne sich erhob
Und selbst nach der ital'schen Krone langt,
Die ihm der Erzbischof von Mailand beut.
Wird Ernst gewaltig hier und Odo dort
Und bleibt der Ungar forthin ungestraft,
So steht es schlimm mit kaiserlicher Macht.
Mangold. Und doch, kann ich's erzwingen? Soll mein Volk
Anrennen gegen jene Felsenwand?
Sie halten keinen Mond sich auf der Burg,
Sie sind verloren, kommen sie ins Feld,
Gewiß ist ihr Verderben. Nur die Frist
Soll er mir gönnen, die notwendigste.
Warmann. Er weiß, wie leicht die Stunde Neues bringt,
Und darum drängt er.

Eine Wache tritt auf.

Wache. Herr, ein Überfall.
Die Vorwacht ist im Handgemeng, sie weicht.
Sie dringen wütend vor.
Mangold. Willkommne Mär'.
Zum Rückzug blast das Horn! Dort unterhalb,
Am Schlund des Thales, ordne sich die Schar!
Dort wird sich brechen dieser tolle Sturm.

Die Zelte laßt! Bald wieder sind wir hier.
Du, Oheim, gehst, den Kaiser zu empfahn;
Sag' ihm, sein Auftrag sei vollzogen! Marsch!
(Beide ab mit Gefolge.)

Kampfgetümmel hinter der Scene. Flüchtlinge eilen über die Bühne. Dann erscheinen Ernst, Werner, Adalbert, Warin, und ihre Schar mit gezogenen Schwertern.

Werner. Die Schlacht geht frisch, die Schwerter stehn im Saft.
Es kämpft sich rasch, wo Mut die Feldmusik,
Verzweiflung das Panier ist.

Ernst. Dorthin schaut!

Werner. Ja, dort ist Arbeit, dort ist Heldenwerk:
Lebend'ge Mauern, sechsfach aufgeführt;
Es muß ein starker Strom, ein wilder sein,
Dem man so mächt'gen Damm erbaut. Brecht durch!

Adalbert. Ein Posten bleib' uns auf dem Hügel hier!
Man übersieht von ihm das ganze Thal.
Im Rücken droht Gefahr.

Ernst. Du, Adalbert,
Bleib selbst und warne! Keiner kennt wie du
Die Gegend.

Adalbert. Ist mir nicht das Heil gegönnt,
Für Herzog Ernst zu stürzen ins Gefecht?
Soll ich unrühmlich auf der Warte stehn?
Mein Sohn, der du im Kampfe mich vertrittst,
Du bist ein Lehrling in der Waffenkunst;
Jetzt tummle dich! Es ist dein erster Strauß,
Es kann der letzte sein; an einem Tag
Mußt du erringen deine Meisterschaft.
Schwing hoch dein Schwert, wirf sicher deinen Speer!
Triff unsre Feinde, triff den Herzog nicht!

Warin. Zur Heilung, meine Kranken, führ' ich euch.
Man wird euch zapfen euer giftig Blut,
Man wird euch schneiden euer bös Geschwür,
Man wird euch kühlen euern Fieberbrand.
Der Fahne reiß' ich ab den Trauerflor,
Jetzt ist die Witwe wieder eine Braut,
Jetzt geht's hinab zum lust'gen Hochzeitreihn.

Ernst. Ein Held, der in das Schlachtgewühl sich wirft,
Soll an die Frau gedenken, der er dient.
O Edelgard, geliebte Gottesbraut,
Aus deinen Schleiern blick' auf mich herab!
Dein ernstes Bild begeistre mich zum Tod!

Werner. Allmächt'ger, Gott des Friedens und des Zorns,
Der du den Bach anschwellen kannst zum Meer,

Die stille Luft erregen zum Orkan,
Laß jetzt auch unsre, dieser Männer, Kraft
So riesenhaft anwachsen und erschwellen,
Daß uns das Ungeheure möglich sei!
Hinein! Für Herzog Ernst!

Die andern. Für Herzog Ernst!

(Alle ab, außer Adalbert mit einigen Kriegsleuten.)

Adalbert. Hin braust der Sturm, die Wolke fährt dahin;
Wenn aber so der Menschheit Kraft und Glut
Dahinfährt ohne Wiederkehr, dann bebt
Ein menschlich Herz. Da stürmen sie hinab,
Und drunten schon die Lanzen vorgestreckt,
Daran verbluten soll der Helden Brust.
Von Raubgevögel wimmelt schon die Luft,
Und durch die Wälder hallet Wolfsgeheul.

Ein Kriegsmann. Jetzt, jetzt sind sie zusammen.

Andrer. Welch ein Stoß

Dritter. Sie brechen durch.

Adalbert. Ha! sind das Männer? Sind
Das Wellen, die des Schwimmers Arm zerwirft?
Durchbrochen ist das erste Glied.

Kriegsmann. Schon tritt
Das zweite vor.

Andrer. Seht mir den Werner, seht!

Adalbert. Ein Todesengel, uns zum Hort gesandt,
Ragt er aus allen vor; sein blitzend Schwert
Fährt aus den Wolken, nicht den einzeln Mann
Schlägt er, er schlägt die ganze Schar.

Kriegsmann. Wer liegt
Am Boden dort, zerspellt den blanken Schild?

Adalbert. Der Mangold ist's.

Kriegsmann. Er rafft sich wieder auf;
Er führt die dritte Reih' heran.

Andrer. O schaut!
Die Unsern rasten.

Dritter. Traun, kein Wunder ist's,
Wenn sie ermüdet sind.

Erster. Sie sammeln sich.
O! die sind stark geschmolzen.

Zweiter. Seht den Wall
Von Leichnamen!

Dritter. O seht den Strom von Blut!

Adalbert. Der Werner aber steht vor seinem Trupp,

Wie mit gespreizten Fittichen der Aar
Die Brut umschirmt, wenn über seinem Horst
Ein fremder Vogel kampfandrohend schwebt.
Jetzt lüftet er die Schwingen, jetzt. Gebt acht!
Kriegsmann. Sie holen aus, sie brechen furchtbar los.
Andrer. Jetzt gilt's.
Dritter. Jetzt ist's ihr Letztes.
Adalbert. Jetzt wär's Zeit,
Der Bürde los zu werden, die mich drückt.
Kriegsmann. Sie sind umflügelt.
Andrer. Sie sind mitten drin.
Adalbert. Kaum seh' ich noch des Herzogs rot Gewand.
Das Banner schwankt, ein Segelbaum im Sturm.
Kriegsmann. Dort blickt man durch.
Andrer. Sie sind auf einen Knaul
Gerollt.
Adalbert. Der Werner stemmt sich wie ein Mann,
Den eine Riesenschlang' umflochten hält,
Ihn selbst und seine Söhne, dem sie schon
Den Zahn ans Herz gesetzt, der sich aufbäumt
Und mit der letzten Spannung seiner Kraft
Die gräßliche Umkettung von sich drückt.
Kriegsmann. Der Kampfplatz schließt sich wieder.
Andrer. Jetzt sind sie
Verschlungen.
Dritter. Nein, sie reißen sich hervor,
Den Rückzug haben sie sich frei gekämpft.
Adalbert. Wo ist der Werner?
Kriegsmann. Wo? Ich seh' ihn nicht.
Andrer. Dort ist er.
Dritter. Weh! sie führen ihn herauf;
Er ist getroffen.
Adalbert. Ernst hat ihn im Arm,
Auf seiner Schulter hängt des Recken Haupt.
Die Feinde stürmen nach, vergeblich wehrt
Der kleine Rest so großer Übermacht.

Ernst, den verwundeten Werner führend, tritt auf

Ernst. Nicht weiter bring' ich ihn, auf diesen Stein
Muß ich ihn niederlassen. Adalbert,
Hast du kein Kraut, das diese Wunden stillt?
O spar' es nicht für deinen Sohn! Der ist
Schon längst erschlagen. Rette meinen Freund!
Du giebst den Vater mir, den du mir nahmst.

Adalbert. Reiß mir die grauen Locken aus! Versuch's,
Ob sie ihm stopfen seines Blutes Qualm!
Werner. Ist's Leben noch nicht gar? und blutet doch
Aus so viel Wunden! Soll mich dieses Volk
Lebendig fangen? Brüder, stecht mich tot!
Kann ich noch leben? und bin so zerhaun!
Bin ich ein Wurm? lebt jedes Stück von mir?
Hört ihr? sie kommen. Ernst, du bist mein Freund;
Schlag mir den Schädel ein!
Jetzt reißt's. Gelobt sei Gott! ich sterbe frei.
Ernst, rette dich!

(Stirbt.)

Ernst. Er stirbt, der Werner stirbt!
Die Lüfte wehen noch, die Sonne scheint,
Die Ströme rauschen, und der Werner tot!
Adalbert. Er ist geborgen. Herzog, laß ihn los!
Schon schwirret das Gefecht um unser Ohr,
Auch dort im Rücken dringt der Feind herauf.
Komm! folg' mir schnell! Ich weiß noch einen Pfad,
Durch Felsenklüfte schleicht er sich hinan.
Laß mich dich retten! komm!
Ernst. Ich wurzle hier.
Adalbert. Komm! zaudre nicht! Die Rettung ist gewiß.
Ein Felsstück, das wir rollen in die Schlucht,
Sperrt die Verfolger aus.
Ernst. Du drängst umsonst.
Adalbert. Sie ziehn sich rings herum, jetzt ist's zu spät.

(Der Rest von Ernsts Kriegsleuten erscheint, mit den Verfolgenden kämpfend.)

Hieher, ihr Brüder! Weichet fürder nicht!
Hier um den Herzog! Wehrt euch auf den Tod!
In manchem ist noch eine Neige Bluts,
Noch mancher hält sich aufrecht wie ein Mann.
Rührt diesen Toten an! Das kräftigt euch.
Brecht ihm die Zähn' aus, sät sie in den Grund!
So wachsen uns Geharnischte hervor.

Graf Mangold tritt auf mit Kriegsvolk.

Mangold. Dort steht er. O wie klein sein Häuflein ist!
Einst war er Herzog, es erbarmt mich sein,
Und seine Mutter hielt mein Schwert umfaßt.
Ergieb dich! Widerstand ist Raserei.
Sie bluten alle, die dir übrig sind.
Tot ist der Werner, tot ist Kunrads Feind,
Die Fackel und das Heerhorn alles Streits;
Jetzt kann der Kaiser dir verzeihn.

Ernst. Meinst du?
Nein, wenn der Letzte fällt, ich fechte fort.
War ich sonst träge, jetzt bin ich ein Held.
Hier muß ich sterben, bei dem Toten hier.
Hier haft' ich, hier ist meines Lebens Ziel,
Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
Ist meine Heimat, hier mein Haus und Hof,
Mein Erbgut, meine Blutsverwandtschaft, hier
Mein Wappenschild und hier mein Herzogtum.
(Er wirft Schild und Fürstenmantel auf den toten Werner.)
Mit diesem Mann hab' ich mein lebenlang
Geeifert und gewettet in der Treu';
Der Tod nur hat dem Wettkampf noch gefehlt,
Jetzt stürzt er in die Schlacht und stirbt für mich.
Nicht lass' ich ihm den Preis; sterb' ich für ihn,
Dann greifen beide nach dem Siegeskranz.
Halt vor!
(Er dringt auf Mangold ein. Gefecht.)

Mangold. Verzweifelter!
(Sinkt getroffen zurück.)
Gott steh' mir bei!
(Stirbt.)
(Mangold wird weggetragen, seine Krieger dringen auf Ernst ein. Gefecht. Ernst fällt. Der Kampf hört auf.)

Adalbert. Der Herzog sinkt.

Ernst. Die Welt hat uns verworfen,
Der Himmel nimmt uns auf. Mein Werner!
(Stirbt.)

Adalbert. Geächtet war die Treue von der Welt,
Zum Himmel, ihrer Heimat, schwebt sie auf.
So grauenvoll hat dieser Kampf geendet,
So blutig. Ich allein, der sich den Tod
So heiß ersehnt, muß ohne Wunde sein,
Als jene, die des Sohnes Tod mir schlug.
Tragt, Männer, diese Leichen weg! Der Tod
Versöhnet Feinde. Laßt sie nicht dem Wolf
Zur Beute! legt sie unter dies Gezelt!
Ihr zögert? Ha! weil sie geächtet sind.
O thut es doch! Der Priester spricht euch los,
Gott wird's verzeihen.
(Die Leichen werden in das Zelt getragen.)
Werft den Vorhang zu!
Warin tritt fechtend auf, das Banner im Arme.

Kriegsleute. Das Banner her!

Warin. Solang ich atme, nicht.

Ich hab' es durchgehaun durch euer Heer.
Vom Fels bin ich gesprungen, durch den Strom
Hab' ich's gerissen. Lebt der Herzog Ernst?
Adalbert. In diesem Zelte liegt er tot.
Warin. Hier sei
Das Banner aufgepflanzt! Hieher gehört's,
Die Herzogsfahne vor das Herzogszelt.
Was ist's? Das Schwert entsinket meiner Hand,
Die Kniee brechen.
(Er sinkt an der aufgepflanzten Fahne tot nieder.)
Adalbert. Treuer Fähnrich du!
Ein Ritter mit einigen Kriegsleuten tritt auf.
Ritter. Der Kaiser naht. Es ruhe jeder Kampf!
Adalbert. Hier ist schon Friede, hier ist tiefe Ruh'.
Der Kaiser, Gisela, Heinrich, Warmann, mit Gefolge, treten auf.
Kunrad. Was ist geschehn? Wo ist mein Hauptmann?
Adalbert. Dort
Trägt man ihn tot hinab.
Warmann. O Hoffnungen!
Gisela. Wo ist mein Sohn?
Adalbert (das Zelt aufdeckend). Er schläft in Freundesarm.
(Wirft es wieder zu.)
Gisela. Das war mein Ernst, er war's, ich hab's gesehn.
Der Hermann tot und nun auch dieser tot,
Auch dieser, dieser, der mein Liebling war!
Weil er die meisten Schmerzen mir gemacht,
Darum hab' ich am meisten ihn geliebt.
Kunrad. Herr Bischof, unbedenklich werdet Ihr
Die Toten von dem Kirchenbann befrein,
Damit wir christlich sie beerdigen.
Warmann. Es soll geschehn.
Gisela. Die Kerzen mögt Ihr neu
Anzünden, das erloschne Leben nicht. (Zu Adalbert.)
Du, der du Wächter dieser Toten bist,
Ich kenne dich, sag' mir! wie starb mein Ernst?
Adalbert. Er starb den Heldentod, den Freundestod,
Der Werner starb für ihn, für Wernern er.
Er wich von seines Freundes Leiche nicht,
Bis er als Leiche selbst darniedersank.
Gisela. O diesen Werner, dem ich oft gezürnt,
Weil er den Sohn mir ins Verderben riß,
Ich muß ihn lieben, weil er meinen Sohn
Geliebt hat und für ihn erschlagen ist.
Adalbert. Für ihn erwürgt ist auch mein einzig Kind,

Und leb' ich selbst noch, ist's nicht meine Schuld.
Geschehen ist, zu was du mich erweckt;
Drum wenn der Kaiser mir die Freiheit läßt,
So gönne du mir, daß ich meinen Sohn
Bestatte, daß ich bei des Jünglings Grab
Jetzt dürfe rasten und das meine baun!

Graf Hugo von Egisheim mit Gefolge tritt auf.

Hugo. Erhabner Kaiser, Eures Weges Spur
Bin ich in großer Eile nachgereist,
Um mich der Botschaft zu entledigen,
Die mir so wichtig und so ernst bedünkt,
Daß ich es wag', auf dieser blut'gen Statt
Noch länger festzuhalten Euren Schritt.
Die Urne hier, die dieser Kriegsmann trägt,
Schickt Euch zum Gruße Herzog Gozelo
Von Lothringen, ein grauenvoll Geschenk.
Sie birgt das Haupt des Odo von Champagne;
Der Herzog schlug's ihm ab in wilder Schlacht,
Dem Unglückselgen, den ich Freund genannt
Und dessen Kühnheit ich umsonst gewarnt.
Ein zweites Angebinde sendet Euch
Der König Rudolf, der in Gott entschlief;
Hinscheidend übergab er's meiner Hand.
Es sind die Reichskleinode von Burgund,
Die Krone samt dem Zepter und dem Speer
Des heil'gen Moritz. Nehmt sie huldreich an!

Kunrad. Nicht mich, den König Heinrich schmückt damit! (Es geschieht.)
O Knabe, wüßtest du, wie sauer mir
Die Frucht geworden, die du spielend pflückst!

Heinrich. Mich schauert's, Vater, unter diesem Schmuck.

Gisela. Das also, dieser Reif und dieser Stab,
Das sind die hohen Dinge, derenthalb
So edles Leben hingeblutet ist!
O Kaiser, staunen wird die Folgezeit,
Wenn sie vernimmt vom Aufschwung deiner Macht,
Von deines Herrscherarmes Festigkeit;
Doch rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt
Vom Herzog Ernst und Werner, seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt.
Ihr Männer, die ihr hier im Kreise steht
Und so mit tiefem Mitleid blickt auf mich,
Meint ihr, daß alles mir erstorben sei?

Hat so viel Wärme nicht ein Mutterherz,
Daß es beleben kann den toten Sohn?
Soll der mir tot sein, dessen Leben eins
Mit meinem ist, den meine Brust gesäugt?
Nein, leben, leben soll mein treuer Ernst,
Fortleben wird er in dem Mund des Volks,
Er lebt in jedem fühlenden Gemüt,
Er lebet dort, wo reines Leben ist.
Nicht wieder deckt mir diesen Vorhang auf,
Darunter Leiche neben Leiche liegt!
Dort oben öffnet sich ein himmlisch Zelt,
Wo Freund in Freundes Arm erwacht und wo
Der Frühgealterte verjüngt erscheint.

Ludwig der Bayer.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

1818.

Vorliegendes Schauspiel ist eines von denen, welche um die von der Hoftheaterintendanz zu München für dramatische Stücke aus der bayrischen Geschichte ausgesetzten Preise geworben haben.

Nachdem dasselbe keinen der beiden Preise davongetragen, wird es durch den Druck der öffentlichen Würdigung übergeben.

Personen.

Ludwig, Herzog in Bayern, nachher König.
Albrecht,
Stephan, } seine unerwachsenen Söhne.
Otto,
Friedrich der Schöne, Herzog in Österreich, Gegenkönig.
Leopold, Herzog in Österreich, des vorigen Bruder.
Isabella, Friedrichs Gemahlin.
Der päpstliche Legat.
Friedrich von Zollern, Burggraf zu Nürnberg.
Siegfried Schweppermann, Ludwigs Feldhauptmann.
Dietrich von Plichendorf, Marschalk von Österreich.
Adelram, Graf von Hals.
Albrecht von Rindsmaul.
Ein Schöffe von Landshut.
Thomas, ein Bäcker von München.
Steffen, dessen Sohn.
Albertus, ein fahrender Schüler.
Der Burgvogt von Trausnitz.

Reichsfürsten. Der Prior von Maurbach. Ritter. Knappen. Kriegsvolk. Niederbayrischer Adel. Abgeordnete bayrischer Städte und andere Bürger. Frauen der Isabella. Edelknaben. Wächter.

Die Handlung beginnt im Jahre 1314.

Erster Aufzug.

Saal im Schlosse zu München.

Auf der einen Seite der Bühne die Abgeordneten bayrischer Städte, deren Sprecher ein Schöffe von Landshut, auf der andern kriegsgefangener Adel aus Niederbayern, worunter Graf Adelram von Hals.

Adelram. Das sind ja wohl die vielgetreuen Städte?
Der Schöffe. Sie grüßen die gestrenge Ritterschaft.
Adelram. Der wackre Schöff' von Landshut, seh' ich recht?
Schöffe. Zu Eurem Dienst, Graf Adelram von Hals!
Adelram. Ihr seid wohl hergekommen uns zum Hohn?
Schöffe. Wir kamen, weil der Herzog uns berief.
Adelram. Des Fürsten Gnade macht die Bürger stolz.
Schöffe. Ich merk', euch Herren ist's ein Dorn im Auge,
Daß wir die Schwerter an der Seite haben,
Indes ihr steht mit leerem Wehrgehäng.
Bei Gammelsdorf, wo ihr die Schwerter strecktet,
Dort standen wir euch Red' auf Stich und Hieb;
Doch hier ist Burgfried', in des Herzogs Saal.
Laßt ruhen hier das eitle Wortgefecht!
Adelram. Gefangen sind wir, aber nicht gebeugt.
Das Kriegsglück wechselt, doch der Held ist der,
Dem nie das adlige Gemüt entsteht.
Die Bürger. Der Herzog!
Adelram. Birg dich, glühend Angesicht!

Herzog Ludwig tritt auf.

Ludwig. Willkomm in meinem Haus, ihr Abgesandten
Der bayr'schen Städte! Heimatliches München,
Liebwerte Landshut, Mosburg, Ingolstadt
Und Straubing, all ihr treuen, seid gegrüßt!
Euch danken muß ich, darum hab' ich euch
Zu mir beschieden. Ja, das Vaterland
Habt ihr gerettet in der blut'gen Schlacht.
Auch euch beschied ich, Ritter Niederbayerns,
Nicht um zu danken; wenig Dank verdient,
Was ihr gethan an eurem Land und mir.
So ganz geblendet wart ihr, so bethört,
Daß ihr euch schartet unter Östreichs Fahnen,

Daß ihr verheertet eurer Heimat Fluren
Und eure Brüder schluget mit dem Schwerte.
Nein, nicht geblendet wart ihr, nicht bethört,
Aus bösem Willen und aus gift'gem Neid
Habt ihr die Feinde selbst ins Land gelockt.
Meint ihr, weil jetzt dem Reich ein Kaiser fehlt,
Es sei gelöset aller Ordnung Band
Und freigegeben jener wilde Frevel?

Adelram. Ein Wort der Gegenrede sei vergönnt
Den Angeschuldigten so schwerer That!
Nach Herzog Otten, Eures Vetters, Tode
Geziemt' es uns, dem Adel Niederbayerns,
Den minderjähr'gen Fürsten einen Pfleger,
Dem Lande zu bestellen einen Vogt.
Friedrich, der Österreicher, däucht' uns gut,
Der Fürsten Schwager; ihn beschickten wir,
Und weil man ihm des Landes Thor verschloß,
So wollten wir es mit den Schwertern öffnen.
Drum nicht Verräter sind wir, nein, Verfechter
Des teuren Vorrechts, das man uns gekränkt.

Schöffe. Nein, Friedrich war der rechte Vormund nie;
Der edle Ludwig ist's, der vor uns steht,
Den Herzog Otto selber eingesetzt.
Zu seinem Sterbelager rief er uns,
Die Bürger, die von Landshut und von Straubing,
Und auf die Häupter der unmünd'gen Waisen
Ließ er uns angeloben, keinen sonst,
Als den erlauchten Ludwig, zu erkennen
Noch einzulassen. Und was wir gelobt,
Das haben wir behauptet.

Adelram. Unerhört
In allen Zeiten, daß ein Bayerfürst
Je die Vollziehung seines letzten Willens
Den Bürgern übertragen.

Ludwig. Unerhört
Ist manches, was die Zeit ins Leben treibt,
Die nimmer rastende. Was herrlich war
Und groß, das sinkt zusammen und vergeht;
Was niedrig stand, erwächst und strebet auf.
Auch unsre Städte, Frönerhütten einst,
Sie dehnen sich, und weiter stets und weiter
Zieht sich der Mauern und der Türme Kreis.
Dort schafft der Fleiß, dort rührt sich das Gewerb,

Dort lebt der Handel, dort erblüht die Kunst,
Dort knüpft sich der gesellige Verein,
Dort gründet sich, was tüchtig ist und frommt.
Von ihren Thoren strömt das Leben aus,
Auf tausend Straßen dringt es durch das Land,
Von Schiffen und von Flößen wogt der Strom,
Und Bahn getreten wird durch das Gebirg,
Hoch über Felsen und der Alpen Eis.
Indessen ihr, die ihr euch rühmen möchtet
Des Landes Zierde, neidisch blickt ihr nieder
Von euren Horsten in das blühnde Thal;
Im Strauche lauert ihr dem Wandrer auf,
Den Kaufmann werft ihr, führt das Saumroß weg,
Zerstöret Brücken, brennt Herbergen ab,
Nährt innre Fehde, ruft den äußern Feind.
Sagt nun! bei wem ist unsres Landes Heil,
Bei wem die Kraft, das Leben, das Gedeihn?
Wem soll der Fürst vertrauen, wessen Schutze
Die Seinen anbefehlen, wann er stirbt?

Adelram. Sprecht aus, gestrenger Herzog, welches Los
Uns zugedacht ist! Eure Rede läßt
Kein mildes hoffen, doch wir sind gefaßt.

Ludwig. Zuerst geziemt es mir, des Dankes Pflicht
Zu zollen. Wackre Bürger, tretet vor
Und nehmt sie hin, die Gaben meiner Liebe!
Wo sich das Leben drängt, wo der Verkehr
Sich mannigfach durchkreuzet und verschlingt,
Da braucht's vor allem Ordnung und Gesetz,
Damit ein jeder, ungeirrt vom andern,
In sichern Grenzen wandle seine Bahn,
Damit nicht die Verwirrung in Gewalt
Sich löse, sondern im gemeßnen Recht.
Dies wohl bedenkend, haben unsre Städte
Vorlängst gebeten, daß die Satzungen
Der Väter und was in der Zeiten Lauf
Aus eignem Leben, aus des Volkes Art
Hervorgegangen, daß es, unvermengt
Mit fremder Weisheit, in des Landes Sprache
Gesammelt werde und in Schrift gefaßt.
Es ist geschehn, das neue Rechtsbuch liegt
Hier aufgeschlagen. Schöpfet alle draus!
Ein reicher Quell des Segens sei es euch
Und euren Kindern!

Schöffe. Und ein Denkmal sei's
Des Fürsten, der dem Volk ein Vater ist!
Ludwig. Je fester so im Innern euer Wesen
Sich gründet, um so rüst'ger werdet ihr
Dem Feind begegnen, der von außen dräut.
Längst seid ihr wehrhaft, ja, ihr habt's erwiesen,
Als ihr gestürmet Östreichs Wagenburg.
Drum, daß dem Mute sein Wahrzeichen nicht,
Der Ehre nicht ihr freudig Wimpel fehle,
Hab' ich anstatt der Fahnen, die im Kampf
Zerrissen wurden und in euren Kirchen
Jetzt aufgehängt sind, diese neuen hier
Geweihet und mit solchen Wappenbildern
Geschmückt, die eurer Mannheit würdig sind.
Nehmt hin!

(Die Fahnen werden den Bürgern übergeben.)

Ein Bürger. Was seh' ich?
Ludwig. Tapfres Ingolstadt,
Den Löwen führ' ich selbst; den kühnen Panther,
Den flammenspeienden, verleih' ich dir.
Schöffe. Mein Herzog!
Ludwig. Landhut, ritterlich hast du
Das Land behütet und des Landes Fürsten.
Drei Pickelhauben führtest du bis jetzt,
Drei Ritterhelme hab' ich dir gesetzt.
Ja, wer wie ihr sein Rittertum bewährt,
Kann fordern, daß man ihn als Ritter ehrt.
Die Bürger (die Fahnen schwingend).
Dank, Herzog, Dank! Wo diese Banner wallen,
Da müssen Bayer siegen oder fallen.
Adelram. Kein Zweifel ist, wir sind hieher gestellt
Zu schmählicher Demütigung. Und doch,
Ist keiner unter uns, den einst mit Stolz
Das Bayerland den Seinigen genannt?
Hier dieser Puechberg, warf er vormals nicht
Die Österreicher in des Innstroms Wellen,
Daß Mann und Roß die jähe Flut verschlang?
Er selbst verschmäht zu sprechen, doch es spricht
Die Narbe, die des Helden Stirne furcht.
Ludwig. Wohl traurig ist's, wenn rühmliches Verdienst
Durch spätre Ungebühr verdunkelt wird,
Erfreulich aber, wenn, noch unerstickt,
Der bessre Geist zum Rechten sich ermannt

Und alten Ruhm erneuet. Hört mich an!
Der tapfre Fürst von Österreich, dem ihr
Euch zugekehrt (den Städten zum Verdruß,
Und weil er mehr, als ich, den Adel hegt
Mit reichen Festen und mit Ritterspiel),
Er ist mein Blutsfreund, ist mein Jugendfreund,
An seines Vaters, König Albrechts, Hof
Erwuchsen wir zusammen, Brüdern gleich.
Drum, wenn ich auch sein Heer bekämpfen mußte,
Doch lebt' im Herzen alte Freundschaft fort,
Und als wir jüngst zu Salzburg Aug' in Aug'
Uns gegenüberstanden, knüpfte leicht
Der Friede sich und die Verständigung.
Getreu und redlich, wie er immer war,
Hat er in den Vertrag euch eingeschlossen,
Und ich versprach, euch zu begnadigen,
In euer Eigentum und eure Lehn
Euch wieder einzusetzen, wenn ihr neu
Die Treue schwört, die ihr gebrochen habt.

Adelram. Ich bin bereit.

Mehrere Ritter. Wir sind's.

Die übrigen. Wir alle sind's.

(Auf des Herzogs Wink werden den Rittern ihre Schwerter zugestellt.)

Ludwig. So nehmet eure Schwerter denn zurück!
Wetzt ihre Scharten aus und schwinget sie
Hinfort fürs Gute, fürs Gemeinsame,
Für des gesamten Volkes Heil und Ruhm!

Adelram (mit gehobenem Schwert). Und für den Herzog!

Die übrigen Ritter (ebenso). Unser Blut für ihn!

Friedrich, Burggraf von Nürnberg, der mit einigen Rittern eingetreten ist, kommt in den Vordergrund.

Der Burggraf. Verzeiht, erlauchter Herzog, wenn wir uns
Zu drängen wagen durch der Männer Kreis,
Die hier um Euch in wichtigem Geding
Versammelt sind!

Ludwig. Herr Burggraf, schön willkommen!
Willkommen, edle Herrn! Was bringt ihr uns?

Burggraf. Verkünder großer Zukunft nahn wir Euch.
Dem Manne gleicht Ihr, der sein früh Geschäft
Beschickt, indes in seinem Rücken
Die Sonne, groß und herrlich, steigt herauf.

Ludwig. Werbt eure Botschaft! Die Versammlung hier
Kann euch nicht stören; sind es doch die Meinen!
Was mir verhängt ist, das berührt auch sie.

Burggraf. Seit vierzehn Monden ist das Reich verwaist;
Wollt' einer sich des Thrones Stufen nahn,
Der andern Eifersucht riß ihn zurück.
Zu Trifels, auf der alten Kaiserburg,
Dort liegen herrenlos die Reichskleinode
Im öden Saal, den Heldengeister hüten,
Derweil in deutschen Gauen überall
Gewalt und Zwietracht ungebändigt tobeu.
Da fanden endlich an dem Königsstuhl
Bei Rense, wo die alten Bäume schatten,
In großer Anzahl sich die Fürsten ein
Und hielten Ratschlag ob des Reiches Not.
Die Thronbewerber wurden dort erwogen,
Savoyen zog vorüber, Brandenburg,
Dann Böhmen, lange blieb auf Österreich
Der Blick geheftet. Da erscholl die Kunde
Von Bayerns Heldenwerk bei Gammelsdorf,
Und plötzlich war's, als ständest du,
Erlauchter Ludwig, auf dem hohen Tritt
Des Königsstuhls, im Glanze deines Siegs.
Von Mainz und Trier von Brandenburg und Sachsen,
Von Böhmen selber ward auf dich gestimmt,
Und weichen mußten, die dir's neideten.
Es ward der Tag der feierlichen Wahl
Gesetzet und der Auftrag mir ertheilt,
Dich einzuladen, daß du unverfehlt
Am neunzehnten des Weinmonds auf dem Felde
Bei Frankfurt, das man Frankenerde nennt,
Erscheinest und der Wahl gewärtig seist.

Ludwig. Hab' ich darum an jenem blut'gen Tag
Den Frieden meines Landes mir erstritten,
Damit ich, kaum vom Lager heimgekehrt,
In neuen Aufruhr, neuen Kampf hinaus-
Gerissen werde? Nein, laßt ab von mir!
Laßt mich genießen meiner Arbeit Frucht!
Laßt mich in meinem Hause Segen baun!
Um meines Volkes Liebe laßt mich werben!
Die Königskrone gönn' ich andern gern.

Burggraf. Das ist das Los der Besten, daß an sie
Vielfacher Anspruch sich begehrlich drängt;
Wo Segen quillt, da wallet jeder hin.
Weil Ihr in Bayern fürstlich Euch erwiesen,
So heischet Deutschland Euch zum Könige.

Ludwig. Glaubt mir! nicht mein Verdienst ist, was man sucht.
Weil Luxemburg die Österreicher fürchtet,
So sendet man nach mir. Sie irren sich,
Wenn sie für Friedrichs Feind mich halten. Nein,
Ich hass' ihn nicht, ob ich ihn gleich bekämpft.
Ruft ihn zum Throne! Viele sind ihm hold,
Denn er ist bieder, tapfer, mächtig, reich,
Und keiner huldigt freud'ger ihm, als ich.

Burggraf. Die Biederkeit ist Euch mit ihm gemein,
Die Tapferkeit habt Ihr an ihm erprobt;
Die Macht hat, wer den Mächtigen besiegt.

Ludwig. Wo Bürger kämpfen für den eignen Herd,
Da weichet auch der überlegne Feind;
Doch, wer als Kaiser sich behaupten will,
Der prüfe wohl, was zu Gebot ihm stehe!
Mir ist ein schmales Erbe zugefallen,
Die Pfalz hab' ich zur Hälfte mit dem Bruder,
Von Bayern ward mir kaum der dritte Teil,
Und meine Mittel hat der Krieg verzehrt,
Hinab durch Österreichs fruchtbare Gaue,
Zu Wiens prunkvoller Hofburg reitet hin!
Dort ist der Mann für einen Kaiserthron.

Burggraf. Sei er an Schätzen reicher und an Macht,
Ich streit' es nicht; auch sei Euch unverhehlt,
Es wirbt für ihn der Erzbischof von Köln
Und Euer Bruder, Pfalzgraf Rudolf, selbst.
Doch eben jener Reichtum, jene Macht
Sind schlimme Waffen in der Ehrsucht Hand;
Den Ehrgeiz aber zeigt die Ungeduld,
Womit der Herzog nach der Krone strebt,
Die, unbegehrt, auf Euren Scheitel sinkt.
Was dem bedrängten Reiche fehlt, ist nicht
Ein Ritterspiegel und ein Königsheld,
Der seinen Namen zu den Sternen trägt;
Es ist ein Pfleger alles Heilsamen,
Ein Hort des Friedens und ein Vogt des Rechts,
Ein ernster Rächer alles Übermuts.
O Herzog, der, der in die Herzen schaut,
Er sei mein Zeuge! Wenn auch, die mich sandten,
Nicht alle reinen Eifers möchten sein,
Doch komm' ich nicht ein Bote der Partei,
Ich komme, weil der innre Geist mich treibt,
Ich komm' ein Anwalt vieler Redlichen,

Der treuste Freund des Reichs. Ihr seid berufen,
Ihr dürft Euch nicht entziehn.

Ludwig. Ich will's bedenken.

Burggraf. Bedenkt, wo Zweifel ist! Doch hier ist keiner.
Seht diese Männer! Allen ist es klar.

Adelram. Wohl hat der deutschen Stämme jeglicher
Dem Kaiserthrone seinen Mann geschickt,
Hier ist der unsre. Diesen Wittelsbach,
Dies edle Bayerblut, ihn senden wir,
Und nicht der Schlechteste wird er bestehn.
Zeuch hin, erlauchter Ludwig, Bayerns Ruhm!
Und diese Schwerter, die wir deiner Huld
Verdanken, sei'n die Wächter deines Throns!

Der Schöffe. Was du uns bist, das sei den Städten allen,
Die an des Reiches Strömen sind erbaut!
Zeuch hin! verzage nicht an deiner Macht!
Für den die Liebe kämpfet, der ist stark.
Wohin du willst, laß diese Banner fliegen!

Burggraf. Hört Ihr?

Ludwig. Ich höre, ja, mir bebt das Herz.
O Burggraf, welchen grenzenlosen Blick
Hast du mir aufgethan! Von Meer zu Meer
Verbreiten sich die Lande, mächtig schwellend
Ergießen Ströme sich, die Alpen weichen,
Italien dampft von Segen, raucht von Blut,
Hier leuchtet Rom, dort dämmert Avignon,
Der heil'ge Vater thront, die Rechte segnet,
Die Linke blitzet, Frankreich dräuet Sturm,
Der deutsche Boden dröhnt, die Fürsten kämpfen,
Das Schwert hebt Friedrich, Schwindel faßt mich an.
Doch wenn ich euch ins mutige Gesicht,
Ihr treuen Bayer, blicke, wenn ich so
Die kräft'gen Händ' ergreife, da durchdringt
Mich hoher Mut und männliches Vertraun.
Auf solche Pfeiler gründend, steh' ich fest,
Von solchen Fittichen gehoben, schwing' ich
Furchtlos mich auf.

(Zu dem Burggrafen und dessen Begleitern.)

Geht hin! ich werde kommen.

Zweiter Aufzug.

1. Scene.

Friedrichs von Österreich Lager vor Frankfurt.

Vor einem glänzenden Zelte sitzen zwei Edelknaben. Albertus, ein fahrender Schüler, tritt auf.

Albertus. Zween Könige! Beglücktes deutsches Reich!
Seit vierzehn Monden bist du ohne Haupt,
Und flugs erwächst dir ein gedoppeltes;
Den Friedrich ruft man hier im Lager aus,
Dem Ludwig läutet man in Frankfurt drüben.
O freud'ge, wahrhaft königliche Zeit!
Zwar heißt es, eine Doppelsonne sei
Kein gutes Zeichen, und die Bienen dulden
Zwo Königinnen nicht in einem Korb ...

Erster Edelknabe (unterbrechend). Wer seid Ihr, Freund?

Albertus. Ein reisender Scholar.

Zweiter Edelknabe. Er ist ein zierlicher und schmucker Mann.
Der Mantel, der von seiner Achsel flattert,
Ist einer Spinnewebe zu vergleichen,
Recht duftig und durchsichtig, fast zu sehr.

Erster. Die Straußenfedern seiner Reisemütze,
In welchem Hühnerhof sind sie gepflückt?

Zweiter. Das Tintenfaß, das ihm am Gürtel hängt,
Ist sicherlich der größten Weisheit voll.

Erster. Die Weisheit wird wohl in der Rolle stecken,
Die er ins Wams sich eingenestelt hat.

Albertus. Wenn euer Witz, wie ich vermute, nun
Erschöpft ist, so vergönnet mir zu fragen:
Ist hier des neuen Königs Friedrich Zelt?

Zweiter Edelknabe.
Ei, dacht' ich's doch! Er suchet Hofdienst hier.
Gewiß, er hat ein sonderlich Geschick,
Den Fürsten aufzuwarten und zumal
Erlauchte Fraun mit Anstand zu bedienen.

Erster. Wenn anders nicht er hergekommen ist,
Dem König seine Rosse zuzureiten;
Er hat so recht ein reiterlich Gestell.

Albertus. Die Stange halten und die Schleppe tragen,
Das ist der Kern von eurer Wissenschaft.

Der Federhut, der goldgefranste Mantel,
Das ist an euch der wesentlichste Teil.
Doch wisset! Mäntel giebt's noch in der Welt,
Die nicht mit Gold beflittert und gleichwohl
In keiner Weise zu verachten sind.
Und weil ihr hier, des Königs Dienste wartend,
Verzehrt von Langerweil', im Sonnenschein
Euch dehnet und mit leerem Witze spielt,
So will ich euch, zu beßrem Zeitvertreib,
Von derlei Mänteln weniges erzählen.
Ein Bischof hat zu Regensburg gelebt,
Albertus Magnus, der in aller Kunst,
Zumal der schwarzen, so bewandert war,
Daß wohl kein Kämmrer und kein Truchseß je
Den König Wilhelm trefflicher bedient,
Als jener Bischof; denn im tiefen Winter
Schuf er den allerschönsten Garten, drin
Die Bäume blühten und die Vögel sangen,
Und auf den Schüsseln winkten Pflaum' und Traube,
Die frischesten, darauf der Duft noch lag.
Albertus nun befand in seiner Jugend
Sich auf der hohen Schule zu Paris,
Und als er dort des Königs Tochter sah,
Ergriff ihn stracks das glühendste Verlangen.
Was that er? Seinen Mantel spreitet' er
Und flog im Mondschein in ihr Fenster ein,
Und auf dem Mantel führt' er sie dahin.
Als man hernach ihm auf die Sprünge kam
Und er des kühnen Raubes angeklagt,
Vor dem notpeinlichen Gerichte stand,
Da spreitet' er den Mantel wieder aus,
Schwang sich durchs Fenster, flog bis Regensburg,
Wo er zuletzt ein frommer Bischof ward.
Wie ich nun dieses Mannes Namen trage,
Trag' ich den Mantel auch von gleichem Zeug,
Und ein verliebter Edelknabe wäre
Von Herzen froh an solcher Spinnewebe,
Darin man schöne Dirnen fängt. Nicht wahr,
So was gefällt euch? Und zum Dank dafür
Sagt an, wo ich den König Friedrich finde!

Zweiter Edelknabe. Er kommt.

Das Hauptzelt öffnet sich. Friedrich und Isabella treten heraus

Erster (zu Albertus). Hinweg!

Albertus (vortretend). Mein Glückwunsch muß ihm werden,
Denn dazu bin ich eigens hergereist.
Friedrich. Ist Leopold noch nicht zurück?
Die Edelknaben. Nein, Herr!
Albertus. Salve, surgens imperator,
Friderice, triumphator!
Salve, suavis Isabella,
Flos venuste, fulgens stella!
Salve . . .
Friedrich. Wir danken, Schüler! Doch für jetzt sind wir
Verhindert, deinen Glückwunsch anzuhören.
(Zu einem der Edelknaben.)
Führ' ihn zu Imbiß in das Speisezelt
Und heiß ihm einen Wanderpfennig reichen!
(Albertus wird von dem Edelknaben nach einem Zelt im Hintergrunde geführt.)
Nicht heiter, Isabella, scheinest du;
Was ist es, was dein schönes Auge trübt?
Isabella. Nur einen Mond erst bin ich dir vermählt
Und schon der Eifersucht dahingegeben.
Friedrich. Der Eifersucht?
Isabella. Kann ich es ruhig sehn
Wie du, für andres lebend, mich vergissest?
Das wache Träumen, den zerrißnen Schlaf,
Die Ungeduld, das hastige Erglühn,
Und was man sonst der Liebe Zeichen nennt,
Find' ich an dir, und du verhehlest nicht,
Daß ganz dein Herz nun an der Krone hängt.
Friedrich. Es ziehn die Ritter nach Turnieren aus
Und tummeln sich im raschen Lanzenspiel,
Damit sie den erkämpften Siegesdank
In der Geliebten Schoße niederlegen.
So ring' ich nach der Krone, daß ich dir
Sie reiche, deiner Schönheit würd'gen Schmuck.
Du hast mir einst vertraut, wie dir's geträumt,
Als du daheim noch warst in Aragon,
Es werb' um dich ein König. Soll nun ich
Ein schlechtrer sein, als den dein träumend Herz
Geweissagt? Soll dir minder Ehre werden,
Als jener leise Traumeswunsch ersehnt?
Isabella. O das nicht ist's, wonach mein Herz verlangt,
Und wenn ich Macht mir wünschte, wär' es jene,
Die von den Fraun der Vorzeit ward geübt,
Die zaubrische, wodurch sie kühne Ritter

In wundervolle Gärten fesselten.
Ja, aus dem wilden Streit der Ehrbegier
Würd' ich in leichter Wolke dich entführen
Und in ein Thal des schönen Heimatlandes,
Wo üppig Mandel und Granate blüht,
Würd' ich dich bannen und aus meinem Arme
Dich nicht entlassen, als zum heitern Kampf
Des Hirtenvolks um einen Blumenkranz.

Friedrich. Nicht mich allein, die Welt bezaubre du!
Zu Wien in deiner kaiserlichen Burg,
Da sollst du thronen, und dein Zepter sei
Ein Zauberstab, der rings in allen Landen
Die Geister alles Schönen weckt und lenkt!
Belebe den ersterbenden Gesang!
In deine Thore laß die Sänger ziehn!
Von dir begeistert und durch dich geschmückt
Entsende sie, damit in Ost und West
Der neue Liederklang verkündige
Die Zauber deiner Anmut, deiner Huld!

Leopold tritt auf.

Mein Bruder!

Leopold. Stör' ich nicht die Zärtlichkeit?

Friedrich. Was bringst du? Öffnet Frankfurt?

Leopold. Öffnet nicht,
Und schon ist Ludwig auf den Hochaltar
Erhoben; Glockenklang und Jubelruf
Erhallet weit und summt mir noch im Ohr.
Und jetzt nach Aachen soll's zur Krönung gehn.

Friedrich. Mich hat der Erzbischof von Köln berufen.
Wohlauf nach Bonn! Mir winkt die Krone dort.

Leopold. Noch eines meld' ich, wenn's der Meldung lohnt.

Friedrich. Was ist es?

Leopold. Ludwig beut dir seinen Gruß
Und ladet dich zu freundlichem Gespräch.

Friedrich. Wohin?

Leopold. Hinab auf jenes grüne Feld.
Wenn er dich aus dem Lager reiten sieht,
So reitet er zur Stadt heraus.

Friedrich (zu einem Edelknaben). Mein Pferd!

(Der Edelknabe ab.)

Leopold. Halt, Bruder!

Isabella. Hindre nicht, o Leopold,
Was diese Zwietracht zu versöhnen dient!

Leopold. Zeuch hin, mein Bruder, aber wanke nicht!
Der Augenblick erschien uns, der, versäumt,
Nicht wiederkehren wird. Dein stolzester
Gedanke, meines Strebens höchstes Ziel
Ist jetzt errungen oder ewig nie.
O Friedrich, all mein Leben war ein Kampf
Für unsres Hauses Macht und Herrlichkeit.
Als ich ein Jüngling war, da lag vor mir
Ermordet unser königlicher Vater;
Die alte Stammburg sah auf ihn herab,
Und in dem Schoß hielt ihn ein armes Weib.
Da ward Blutrache meine Jugendlust,
Und Blut vergoß ich, bis die Schwester sprach,
Die Agnes: „Nun bad' ich im Maientau."
Du kennst das nicht, dich hat dein Stern bewahrt,
Du sahest nicht des Vaters offne Wunden.
Dann mußt' ich's dulden, daß an Habsburgs Statt
Ein Luxemburg den Königsthron bestieg;
Und doch hab' ich dem Luxemburg gedient,
In Deutschland und in Welschland folgt' ich ihm,
Aus Mailands Aufruhr hieb ich ihn heraus
Und ließ mir einen goldnen Becher schenken.
Zu Feld bin ich im Sommer und im Winter,
Zu Pferde schlaf' ich, aus dem Helme trink' ich.
Und als ein Mann, der keinen Sonntag hat,
Trag' ich den grauen Reitermantel stets,
Und eher soll kein Festgewand mich schmücken,
Als an dem Tag, da du gekrönet wirst.
Nicht für mich selbst arbeit' ich alles; du
Bist unsres Hauses Blume, die Natur
Hat dich mit ihren Gaben ausgestattet.
Der Menschen Auge blickt mit Wohlgefallen
Auf deine herrliche Gestalt, dein Haupt
Verlangt die Krone, deine Schulter heischt
Den Purpur; willig werden sie gehorchen
Dem Manne, dessen Anblick sie erfreut.
Ich bin ein Stiefkind; unansehnlich, bloß
Zur Arbeit tüchtig ist mein Leib gebaut.
Drum laß die Mühe mir! nimm du den Kranz!
Doch nimm ihn! faß ihn keck und laß ihn nicht!

Friedrich. Glaub' nicht, ich gehe hin, zu huldigen!
Viel andres ist, was mir im Sinne steht.
Nachgiebig war mir Ludwig stets bekannt;

Vielleicht, daß meine Gegenwart auch hier
Das Unerwartete bewirkt. Wohlan!
Wir reiten unverweilt.

Leopold. Soll ich's den Fürsten
Verkünden?

Friedrich. Ja, berufe sie sogleich!
Wer mir will folgen, schwinge sich zu Roß!
(Leopold ab.)
Du, Isabella, halte dich bereit!
Wenn wir zurück sind, bricht das Lager auf.
Leb' wohl, Geliebte!

Isabella. Teurer, fahre wohl!
(Friedrich mit Begleitung ab.)
Unselige Verwirrung! Dürfen wir,
Noch Lösung hoffen, oder schlingt um uns
Sich diese Zwietracht stets verderblicher?
(Zu Albertus, der eben wieder aus dem Zelte kommt.)
Tritt hieher, Schüler! Kennest du den Stand
Der waltenden Gestirne? weißt du mir
Zu sagen, wie die Sterne Friedrichs stehn?

Albertus. Glorreich und festlich leuchten sie im Zeichen
Des Löwen;
(seitwärts.)
aber in des Löwen Schweif.
(Isabella in ihr Zelt ab.)
Ja, wunderbar gezeichnet und verwoben
Ist das Geschick der beiden Könige,
Und wo die Sterne selbst so dunkel sind,
Geziemt es mir nicht, zu entscheiden, wem
Der Thron gebühre. Drum werd' ich hinüber
Nach Frankfurt mich verfügen und nun auch
Dem König Ludwig meinen Glückwunsch bringen. (Ab.)

2. Scene.

Feld.

Von verschiedenen Seiten treten zugleich die Gegenkönige Ludwig und Friedrich, jeder mit seinem Anhang von Kurfürsten und andern Reichsständen, auf.

Ludwig. Willkommen, Vetter!

Friedrich. Dank für diesen Gruß!
Ihr habt gewollt, daß wir uns hier besprechen.
Was ist's, das Ihr mir zu eröffnen habt?

Ludwig. Als wir zu Salzburg uns zum letztenmal
Begrüßten, damals wich ein böser Streit

Der ruhigen Betrachtung, dem verständ'gen
Gespräch, dem offnen Blick des Auges und
Der alten Freundschaft siegendem Gefühl.
Nun, da ein neuer Hader uns entzweit,
Schien mir's das Beste, wenn wir abermals
Zusammenträten und der Sühne pflegten
Mit treuem Herzen und mit klarem Geist.

Friedrich. Als wir zu Salzburg uns zuletzt gesehn,
Da schien es wohl, die alte Freundschaft sei
Noch mächtig. Die Gewohnheit früher Zeit
Erneuend, teilten wir, wie in der Burg
Des Vaters einst, den Becher und das Lager,
Und im Gespräche bis zur Mitternacht
Vertrauten wir uns, was die Herzen drückte.
Damals erklärt' ich dir den stolzen Wunsch,
Den ich mich hier nicht schäme zu bekennen,
Den Wunsch, daß ich gewürdigt möchte sein,
Zu steigen auf den unbesetzten Thron,
Ein Mehrer und Verherrlicher des Reichs.

Ludwig. Und damals sagt' ich dir (die Sterne schienen
In das Gemach), daß du vor allen mir
Der Liebste seiest, der Ersehnteste.

Friedrich. Wo ist die Liebe, wo die Sehnsucht nun?
Sind jene hellen Sterne ganz hinab?
Als Gegenkönig trittst du vor mich hin.

Ludwig. Daß ich berufen ward, ich sucht' es nicht,
Ich hab' es nie geahnet, nie geträumt.
Doch ist's geschehn; es war ein ernster Ruf,
Ein solcher, dem der Mann gehorchen muß.
Bin ich der Würd'ge nicht, wirf mir nichts vor!
Hier stehen sie, die mich nach ihrem Rechte
Gewählt . . .

Friedrich. Die mich erkoren, stehen hier,

Ludwig. Der Meinen zähl' ich fünf, der Deinen zween;
Die Mehrzahl ist uraltes Wahlgesetz.

Friedrich. Dein Böhmen und dein Sachsen sind bestritten,
Bei mir erblickst du die Berechtigten.

Ludwig. Was rüttelst du verjährten Anspruch auf?

Friedrich. Dein Bruder selbst, der Pfalzgraf, steht zu mir.

Ludwig. Daß er mich neidet, das ist, was mich schmerzt.

Friedrich. Getreuer hielt er mir sein Wort, als du.

Ludwig. Ich weiß, was ich versprochen, nicht was er.
Doch laß dir sagen! wenn die Männer hier,

Die mich erwählten, wenn nur ihrer zween
Es widerrufen, der beschworenen
Verpflichtung mich entheben und zu dir
Sich wenden, gerne tret' ich dann zurück,
Vor dir, dem Kön'ge, beug' ich dann mein Knie
Und nehme Bayern neu von dir zu Lehn.

Die Fürsten auf Ludwigs Seite.
Nein, nimmermehr. Es bleibt bei unsrer Wahl.

Ludwig. O Friedrich, nun du selber siehst und hörst,
Daß ich dir nicht gewähren kann noch darf,
Besinne dich! steh ab! bezwing dich selbst!
Du hast ja viel des Glückes, weit erschallt
Der Ruf von deiner Tapferkeit und Macht,
Den Schönen nennet preisend dich die Welt,
Ein herrlich Weib ist Liebe dir und Stolz.
Ist dir so reicher Segen nicht genug?
Ist denn die Krone nur das volle Glück?
O welches Heil bringt mir die Königswahl!
Seit diesem Morgen erst gewählt, seh' ich
Den eignen Bruder und den liebsten Freund
Mir, feindlich grollend, gegenüberstehn.
O bei der alten Liebe, bei den Banden
Des Bluts, bei allem, was dir heilig ist,
Beschwör' ich dich: laß es dahin nicht kommen,
Daß wir, der Zwietracht Beispiel und Erwecker,
Das Reich zerspalten, in heillosem Kampfe,
Daß ich die Würde, die man auf mich warf,
Die ich nicht meiden kann, verfluchen muß!

Leopold. Bethört dich, Bruder, dieses Gleisners Rede,
Es hilft ihn nichts. Wenn du die Stelle räumst,
So tret' ich ein. Die Fürsten, die das Wort
Dir gaben, sie gelobten eidlich mir,
Wofern du dich entzögest, mich zu küren.

Die Fürsten auf Friedrichs Seite.
Er sagt die Wahrheit. Wir beschworen das.

Friedrich. Noch weich' ich nicht, noch bin ich Manns genug.
Den Gegner wegzudrücken, der mich stört.

Ludwig. Ich aber fühl' in mir die Kraft, den Thron
Zu schirmen vor der Meutrer Ungestüm.

Der päpstliche Legat, welcher während des Bisherigen im Hintergrunde erschienen, tritt zwischen die Streitenden.

Der Legat. O welch ein Hader! welch verworrner Streit!
O ihr verblendeten, verirrten Söhne

Der heil'gen Kirche! wahret eure Seelen,
Eh' noch die Schlange gänzlich sie umstrickt!
Was soll der Zank, was soll die Drohung hier?
Dorthin, von wannen alle Herrschaft stammt,
Dorthin, von wannen meine Sendung ist,
Zu Petri heil'gem Stuhle wendet euch!
Dort sitzet der berechtigte Verweser
Des offnen Reiches, dort der wahre Richter
Der streit'gen Königswahl. Ihn gehet an!
Ihm traget eure Klag' und Antwort vor!
Und bei dem Fluch, womit die Kirche straft,
Vermesse keiner sich der Reichsverwaltung,
Bevor der Richterspruch von dort erging!

Die Fürsten. Wir leiden's nicht. Den König wählen wir.

Legat. Ist hier Empörung wider göttlich Recht?

Ludwig. Seit ich berufen ward zur Königswahl,
Ist das mein täglich brünstiges Gebet,
Daß Gottes Geist erleuchte meinen Sinn,
Die Wahrheit zu erkennen und das Recht;
Das aber weiset mir kein Himmelsstrahl,
Daß sich die Kirche weltlicher Gewalt
Anmaßen dürfe, daß der König, den
Die deutschen Fürsten wählten, sich vom Papst
Einholen müsse die Bestätigung.
Nein, solchen Einspruch duld' ich nun und nie.
Behaupten werd' ich, wie ich angelobt,
Des Reiches Freiheit und des Königs Recht.

Friedrich. Es ist kein Richter über uns, als der.
Der von den Wolken her die Schlachten lenkt;
Solch Gottesurteil nur kann hier entscheiden,
Und König ist, wer sich als Sieger zeigt.
Drum, Ludwig, wenn wir zween uns wiedersehn,
So ist's im Schlachtfeld, mit geschwungnem Schwert.

(Alle nach verschiedenen Seiten ab.)

Dritter Aufzug.

1. Scene.

Ludwigs Lager bei Ampfing.
Gegen den Vordergrund das königliche Zelt.

Thomas, Bäcker von München, mit Schwert und Pickelhaube gewaffnet, steht vor einem Zelt. Steffen, sein Sohn, den Bündel auf dem Rücken, kommt aus dem Hintergrunde.

Thomas. Dort kommt mir einer durch die Lagergasse;
Er ist von unsrer Zunft, ein Sauerbeck.
Den sollt' ich kennen; freilich, muß ja wohl.
Ist's doch mein Sohn, mein eigen Blut, mein Steffen!
Gott grüß' dich, Steffen!

Steffen. Grüß' Euch, Vater Thoms!

Thomas. Das laß dir gut sein, Steffen!

Steffen. Was denn, Vater?

Thomas. Daß du nicht blieben bist in Feindesland.

Steffen. Mir ging's halt wohl zu Wien: ein frommer Meister,
'ne gute Kost . . .

Thomas. Man sieht's, hast zugelegt.

Steffen. Da hört' ich, daß die Münchner ziehn ins Feld;
Da ward mir's heiß im Ofen, macht' es kurz,
Den Bündel schnürt' ich . . .

Thomas. Nun, jetzt bist daheim.
Sieh! hier ist München. Dieses große Zelt,
Das ist das Schloß, da wohnt der König drin,
Der Ludwig; und die Zelte da herum,
Das ist die Stadt, da wohnen unsre Bürger,
Und er wohnt mitten drin, just wie zu München;
Er hat die Stadt mit sich genommen, wie
Die Schneck' ihr Haus. Das wollt' ich fragen, ei!
Was gilt das Korn da drunten?

Steffen. Dürft mir glauben,
's gilt dort nicht halb so viel, wie hierzuland.

Thomas. Ja, hier ist teure Zeit.
(Halblaut.)
Der Bäcker selbst
Gewinnt nichts mehr; ist Feierabend jetzt,
Giebt nichts zu backen mehr.

Steffen. Der leid'ge Krieg
Währt gar zu lang.

Thomas. Jawohl, die beiden Herrn,
Sie thun sich alles bittre Herzeleid.
Steffen. Ist halt nicht recht; sind doch gesippte Freunde!
Thomas. Sind leibliche Geschwisterkinder; doch
Bei solchen Herren kommt's darauf nicht an.
Weißt du, wie's angegangen ist?
Steffen. Wie denn?
Thomas. Der Ludwig ward zu Aachen in der Kirche
Gekrönt, wie sich's gehört, der Friedrich aber
Im Stoppelfeld, und weil kein Thron da war,
Mußt' er sich auf ein Mehlfaß niedersetzen.
Steffen. Zu Wien, da sagten sie, der Ludwig sei
Nicht mit der rechten Krone . . .
Thomas. Das macht nichts.
Der Ludwig trieb den Friedrich aus dem Feld.
Dem Friedrich ging es schlimm und seinen Rittern,
Denn keine Stadt wollt' ihnen Herberg' geben;
Sie hätten viel fürs schwarze Brot gezahlt,
Sie mußten Rüben aus den Äckern rupfen.
Steffen. Der Friedrich aber sei in kurzer Frist
Zurückgekommen mit gewalt'ger Schar,
Und bei 'ner Stadt (sie heißen's Speier) habe
Der Ludwig auf dem Judenkirchhof sich
Behelfen müssen.
Thomas. Friedrich, der ging fehl,
Als er 'mal in ein bayrisch Lager kam
Statt in sein eignes. Damals sagt' er nicht,
Er sei der König.
Steffen. Dann zu Schillingsfürst
Sei Ludwig unsanft aufgewacht, als schon
Die Dielen brannten. Wieder anderswo,
Da sei das Wasser angelaufen . .
Thomas. Meinst
Bei Landsberg?
Steffen. Daß der Ludwig bis zum Bart
Im Nassen stand.
Thomas. Ist nichts, nur bis ums Knie.
Bist österreichisch worden? Scheint mir fast.
Steffen. Warum bin ich herausgelaufen, Vater,
Wenn ich kein Bayer bin? Doch sprecht nur fort!
Erzählt mir weiter von dem großen Krieg!
Thomas. Weißt du's von Eßlingen?
Steffen. Das weiß ich nicht.

Thomas. Dort lagen sie einander gegenüber,
Und als man abends dann von beiden Seiten
Die Gäul' im Neckar in die Schwemme ritt,
Da hub sich mitten in dem Strom ein Krieg,
Davon bei hundert Roß' erstochen wurden
Und stundenweit der Neckar floß wie Blut.

Steffen. Das ist ein Graus.

Thomas. Ja, das ist eine Not.
Das Allerschlimmste kommt uns aber noch;
Den Rüben und den Gäulen gilt's nicht mehr,
Jetzt gilt's den Männern. Dort bei Mühldorf drüben,
Da steht der Feind, und gestern abend ist
Der alte Kriegshauptmann hier angelangt,
Der Schweppermann von Nürnberg.

Im Hintergrunde erscheint Ludwig mit dem Burggrafen und Schweppermann. Steffen, schau!
Dort kommt er mit dem König. Auch der Burggraf
Von Nürnberg ist dabei. Da ist's nicht richtig,
Die kneten was zusammen. Ja, der Alte
Versteht das Handwerk; wo man den erblickt,
Da geht was los.

Steffen. So komm' ich eben recht.

Thomas. Gieb acht! man wird dir Arbeit geben, Bursch!
Streif' nur die Ärmel auf!

Steffen. Jetzt geht's aufs Ziel.
Wir fehlten noch, der Schweppermann und ich.

(Thomas und Steffen treten in ein Zelt, während die andern näher kommen. Schweppermann stellt sich seitwärts und sieht, ohne an dem Gespräche teilzunehmen, zwischen den Zelten hinaus.)

Ludwig. Habt Dank, Herr Burggraf, daß Ihr diesen Mann
Mir zugeführt! Mit Sehnsucht harrt' ich sein.
Der Böhmenkönig kam mit seinem Heer,
Der Erzbischof von Trier mit seinen Scharen,
Fußvolk und Reiterfähnlein zogen stündlich
Ins Lager ein; nur ihn vermißt' ich noch.
Ist denn ein König nicht der Geist, der alles
Zu überschauen und zu ordnen weiß?
Ist großer Hilfsmacht nicht der *eine* gleich,
Der vieles aus dem wenigen erschafft?
Schon hat er ja so einfach und so klar
Den Plan der Schlacht mir hingebreitet, hat
Die Dinge so lebendig und gegliedert
Vors Auge mir gestellt, daß ich mit Staunen
Erkenne des Gedankens Siegerkraft.

Schweppermann. Ein schönes, breites Feld die Behenwiese,
Die Ströme wohlgeführt, die Höhn bequem.
Burggraf. So stand er da, die Hand ans Kinn gelegt,
Mit unverwandtem scharfem Auge spähend,
Als ich zu Nürnberg in sein Stüblein trat,
Ihn zu berufen zu dem Feldherrnamt.
Und wie er dort auf eine Tafel blickte,
Die er mit kecken Strichen sich beschrieben,
So faßt er hier die weite Gegend auf.
Sein frisches, mußeloses Alter schien
Mir längst für großen Endzweck aufgespart.
Warum auch sollten die Erfahrungen
So thatenreichen Lebens ungenützt
Zu Grabe gehen? Wenn sich lebensmüd'
Ein Greis gottseligen Gedanken und
Bußfert'gen Übungen ergiebt, der hat
Sich für die andre Welt schon angeschickt;
Doch wer, wie dieser, stets von irdischen
Entwürfen, kriegerischen Planen glüht,
Der ist bestimmt, die grauen Locken noch
Zu krönen mit der letzten vollsten That.
Schweppermann. Heut wär's zur Schlacht ein heller, luft'ger Tag.
Burggraf. Ein Ritter sprengt heran.
Ludwig. Das ist der Pfleger
Von Neustadt, Albrecht Rindsmaul.

Albrecht von Rindsmaul tritt auf.

Albrecht. Ist er hier,
Der König?
Ludwig. Hieher, Ritter Albrecht!
Albrecht. Erlauchter Herr!
Ludwig. Was habt Ihr uns zu melden?
Albrecht. Wir haben einen Boten aufgefischt,
Der diesen Brief zum Herzog Friedrich trug
Von Leopold. Lest selber!
Schweppermann (aufmerkend). Ha, von dem!
Ludwig (nachdem er gelesen). Ja, der hat Gutes vor. Er rückt heran
Mit großer Macht aus Schwaben und vom Rhein;
Nach Fürstenfeld hat er sich hingezogen
Und will vom Bruder wissen, wann und wo
Die Heere sich verein'gen sollen.
Schweppermann. Jetzt
Ist jeder Augenblick uns kostbar. Laßt
Das Heer sich scharen! Längst schon regt sich's drüben;

Der Bienenstock will lassen. Jetzt ist's Zeit.
Wenn wir die Schlacht anbieten, kommen sie.

Ludwig. Jetzt, Schweppermann, leg' ich in deine Hand
Des Reiches Schicksal und das meine. Keinem,
Mir selber nicht, vertrau' ich so, wie dir.
Sei du, nächst Gott, der Lenker dieses Tags,
Der langen, schweren Streits Entscheidung bringt!
Hier hängt die Königsrüstung; trag sie du
Zum Zeichen deiner vollesten Gewalt!

Schweppermann. Dergleichen Harnischs bin ich ungewohnt.

Ludwig. So sollen meine Waffenträger dich
Begleiten mit dem königlichen Schmuck.
Ich aber will so, wie du hier mich siehst,
Im blauen Waffenrock zu Felde gehn;
In Mitte meines treuen Bayervolks
Will ich mitstreiten wie ein andrer Mann.
Mit weiser Umsicht ordne du das Heer!
Mit kräft'gem Eifer will es ich durchdringen.
Sei du das Haupt der Schlacht und ich das Herz!

(Ludwig mit dem Burggrafen in das königliche Zelt. Schweppermann nach der entgegengesetzten Seite ab.)

Zweite Scene.

Friedrichs Lager.

Friedrich und der Marschall Dietrich von Plichendorf treten auf.

Friedrich. Was habt Ihr einzuwenden, Marschalk?

Dietrich. Vieles;
Mir scheint die Zeit nicht günstig, noch der Ort.

Friedrich. Nicht länger wollen meine Ritter harren,
Sie brennen nach der Schlacht.

Dietrich. Ich kenne das,
Auch ich bin jung gewesen.

Friedrich. Und die Völker,
Die mir mein Oheim, König Karl, gesandt,
Die Ungarn, Raizen, Serben und Bulgaren,
Sie lieben nicht die Rast, und säum' ich noch,
Sind sie entflogen auf den tücht'gen Rossen.

Dietrich. Solch Heidenvolk, es bringt uns wenig Segen,
Sie plündern Klöster, rauben Kirchen aus.
Laßt diese hin! erharrt die beßre Hilfe,
Die Herzog Leopold uns bringt!

Friedrich. Zu lang

Verweilet er. Kein Bote kommt von ihm,
Und keiner kehrt zurück, den ich gesandt.
Dietrich. Er bleibt nicht aus, er hat Euch nie gefehlt.
Und ziehn wir übern Innstrom uns zurück,
So stehn wir ungefährdet, bis er kommt.
Friedrich. Zurück? Nein, wahrlich nicht.
Dietrich. Bedenklich ist
Die Stellung hier, von Strömen eingeklemmt,
Von Inn und Isar. Wenn die Schlacht mißlingt,
Sind wir verloren; eine Brücke nur
Zum Rückzug, die vom Drang zusammenbricht.
Friedrich. Dem Feinde soll man Brücken, goldne, baun;
Wir brauchen keine. Vorwärts blickt der Held;
Das Rettungsschiff, das nur dem Flüchtling frommt,
Zertrümmert er.
Dietrich. Das Glück ist keinem pflichtig,
Drum ist die Vorsicht für das Unglück gut.
Friedrich. Kann ich es länger dulden, weiser Freund,
Daß ich ein König und auch keiner bin?
Soll ich den Gegner suchen stets und meiden?
Nein, die Entscheidung ist uns beiden not,
Die Völker fordern sie; und wie wir heut
Uns gegenüberstehen, Macht an Macht,
Ist es ein gleicher, heldenwürd'ger Kampf.
Dietrich. Der Landmann hat fürs Wetter seine Zeichen,
Der Schiffer seine Boten für den Sturm,
Ein alter Kriegsmann hat die seinen auch.
Nicht ich allein hab' Euch gewarnt; als Ihr
Im Kloster Admont übernachtetet,
Da sah der Abt zu den Gestirnen auf,
Und fröhlich blickt' er nicht zurück.
Friedrich. Ich glaube
Den Zeichen gern, wenn sie mir günstig sind.
Heut sind es fünfzig Jahre, daß der erste
Von Habsburgs Stamm zum König ward gewählt;
Heut schwebt die Krone über Östreichs Haupt.
Dietrich. Wenn sonst den Fürsten Eures Stamms ein Kampf
Bevorstand, fragten sie den goldnen Ring,
Das Kleinod Eures Hauses. Glänzt' er hell,
So galt's für gutes Zeichen; war er trüb,
Für schlimmes. Ja, vor jener Marchfeldsschlacht,
Drin Ottokar erlegen ist (es war
Mein erster Strauß in König Rudolfs Dienst),

Da leuchtete das Gold wie Sonnenschein
Und so bei Gellheim auch, wo Euer Vater
Den Adolf schlug und sich die Kron' errang.

Friedrich. Seht! hier am Daumen trag' ich diesen Ring.

Dietrich. Der ist ja bleich wie Erde.

Friedrich. Muß er nicht?
Ihn trugen Helden, Sieger, Könige;
Wie könnt' er glänzen an des Enkels Hand,
Der zaudernd vor dem Gegenkönig steht?

(Man hört hinter der Bühne einen Marsch, von Blasinstrumenten gespielt.)

Doch hört! es nahet schon der Krieger Schar,
Die ich nach alter Sitte vor dem Treffen
Zu Rittern schlagen will. Geht Ihr hinüber
Zu meinem Bruder Heinrich! nehmt die Fahne
Von Österreich und steht dem Jüngling bei!
Er soll des rechten Flügels Führer sein,
Den linken Flügel führet Salzburg an,
Das Reichspanier wird in der Mitte wallen.
Sowie der Ritterschlag vollzogen ist,
Ertönt zum Aufbruch der Trommetenstoß.
Ja, tapfrer Plichendorf, erfahrner Held,
Ein Kleinod meines Hauses seid auch Ihr,
Laßt Euer Heldenauge hell mir glänzen!
Das soll mir gute Vorbedeutung sein.

(In das Hauptzelt abgehend.)

Man wappne mich!

(Aus dem Hintergrunde kommt der Zug der zum Ritterschlag bestimmten Knappen. Sie sind sämtlich mit weißen Waffenröcken bekleidet, weiße Federn auf der Sturmhaube, das Schwert am Halse hängend, in der rechten Hand goldne Sporen, in der linken einen silbernen Gürtel. Musik.

Dietrich (seitwärts stehend). Da ziehn sie heran,
Die Jünglinge, wie Opfer aufgeschmückt,
In weißen Waffenröcken, bald vielleicht
Gerötet von dem frischen Herzensblut.
Das ist ein Neideck, dies ein Stralenfels,
Die sind von Achdorf, der von Hohenstein,
Der edelsten Geschlechter Sprößlinge.
O Mütter, Bräute, weinen werdet ihr.

(Nachdem sich die Knappen im Vordergrund in einem Halbkreis aufgestellt haben, tritt Friedrich in prächtiger Rüstung, mit gezogenem Schwert, aus dem Zelte. Die Knappen werfen sich aufs Knie. Friedrich tritt in ihre Mitte.)

Und dort aus dem Gezelte tritt der König.
Ha, wie er glänzt in Schönheit und in Pracht!
Von Golde schimmert Rüstung und Gewand,
Der Helmbusch wallt, das Schlachtschwert leuchtet hell.

Seit ich ihn kenne, so erschien er nie.
Sucht er, auf sich zu locken die Gefahr?
Meint er, zu siegen durch die bloße Macht
Der herrlichen Erscheinung? Hüt' ihn Gott! (Ab.)

Friedrich. Die ihr mich grüßet mit gebognem Knie,
In Kleidern weiß und rein wie frischer Schnee,
Als ob ihr, allen Makels abgethan,
Eintreten wolltet in ein neues Leben,
Sagt! was begehrt ihr?

Die Knappen. Herr, den Ritterschlag.

Friedrich. Was ihr begehrt, ist eine hohe Sache,
Die nur ein Tadelloser bitten soll.
Doch weil mir euer adeliger Stamm
Bekannt und eure Tugend ist bewährt,
So soll euch des Begehrs willfahret sein,
Wofern ihr das zu halten mir gelobt,
Was ich euch heiße.

Die Knappen. Herr, wir sagen's zu.

Friedrich. So schnallt euch denn die goldnen Sporen fest!
Und soll es sein, als hätt' ich's selbst gethan.
Der Sporn der Ehre weck' euch das Gemüt
Zu löblichem und tugendsamem Werk!
(Sie schnallen sich die Sporen um.)
Habt ihr's vollzogen?

Die Knappen. Herr, es ist geschehn,

Friedrich. Jetzt gürtet euch den Silbergürtel um!
Und soll es gelten, als hätt' ich's gethan.
Der Gürtel deutet euch die fromme Zucht,
Die euch vor Übelthat bewahren soll.
(Sie gürten sich.)
Seid ihr gegürtet?

Die Knappen. Herr, es ist geschehn.

Friedrich. An euren Gürtel hänget nun die Wehr!
Und sei's, als hätt' ich selbst sie dran gehängt!
Gespornt von Ehre und mit Zucht gegürtet,
Ist euch das Schwert ein Rüstzeug rechter That.
(Sie stecken die Schwerter an.)
Seid ihr bewehret?

Die Knaben. Herr, es ist geschehn.

Friedrich (mit hochgehaltenem Schwert).
Im Namen Gottes und Sankt Michaels
Und Sankt Georgs, des Ritters, schaff' ich euch
Zu Rittern mit dem Schlage meines Schwerts.
(Er schlägt einen der Knappen über die Schulter.)

Und wie ich dieses Jünglings Schulter traf,
So traf ich alle mit dem einen Schlag.
Seid echte Ritter, tapfer, fromm und treu!
Seid Gottes Diener! ehret reine Frauu!
Die Witwen schützet und die Waisen schirmt!
Der Unschuld helfet und das Unrecht straft!
Wenn euch der König ruft zu Schlacht und Streit,
Zieht aus die ersten, kehrt die letzten heim!
Vor allem heute, wo der höchste Kampf
Gestritten wird, der Kampf um Kron' und Reich,
Seid unverdrossen, seid wie Löwen kühn!
Denn darum schuf ich jetzt zu Rittern euch,
Daß euer neues, frisches Rittertum
Belebend ströme durch mein ganzes Heer.
Das Schwert laßt blitzen! brauft dahin gleich Wettern!
Die Fahnen flattern, die Trommeten schmettern.
(Trommetenschall. Die Knappen springen und stürmen mit geschwungenen Schwertern nach allen Seiten ab. Friedrich in das Zelt.)

3. Scene.

Anhöhe.

Schweppermann, Albrecht von Rindsmaul, Adelram von Hals und andere Kriegsleute treten auf. Waffenträger mit der königlichen Rüstung stellen sich hinter Schweppermann.

Schweppermann. Hier ist der rechte Blick, hier will ich stehn.
Die Böhmen brechen los; so seh' ich's gern.
Sankt Wenzels, ihres Heil'gen, Tag ist heute,
Drum schickt' ich die voran. Herr Albrecht!
Albrecht. Hier!
Schweppermann. Ihr seid ein sichrer und bedachter Mann,
Euch hab' ich was Besondres ausgesucht,
Gebt Ihr mir auf den freud'gen Friedrich acht!
Euch stell' ich eigens ihm zum Gegner auf.
Setzt Eure Ruhe seiner Hitz' entgegen!
Ermüdet ihn! nehmt seiner Blößen war!
Doch Ihr versteht mich. Wählt Euch selber aus,
Wen Ihr zu Eurer Hilfe tauglich glaubt.
Albrecht. Wie Ihr befehlt!
(Er geht mit einigen Rittern ab.)
Schweppermann. Da drunten steht's nicht gut.
Hilf', heil'ger Wenzel! Böhmen, haltet aus!
Sind euch der Ungarn Pfeile allzu dicht?
Erschrecken euch die langen Bärte? Wetter!

Dort fallen Östreichs schwere Reiter ein.
Ha, das giebt Lücken, das ist ein Gedräng',
Ein Wirbel. Nun ist's klar, die Böhmen weichen.
(Zu einem Ritter.)
Die Bayer sollen vor, links in die Flanke. (Der Ritter ab.)
Da rennt ein Bote her. Was giebt's?

Ein Ritter (tritt auf und meldet).

Herr Hauptmann,
Das Böhmenheer ist überrannt, gefangen
Der Vortrab. König Johann lag am Boden;
Des Marschalks Pferd, des Plichendorfs, trat schon
Auf ihn. Ein fremder Ritter half ihm auf.
Schickt Hilf'!

Schweppermann. Ist schon gesorgt, die Bayer kommen.
Seht Ihr? Sie reiten schon. Ha, wie das stäubt!
Nun muß sich Östreich wenden, wie ich's will.
Jetzt, Sonne, die du hell am Himmel brennst,
Jetzt, frischer Wind, der du die Wolken jagst,
Als Bundsgenossen führ' ich euch zum Kampf,
Wirf, Sonne, deine Strahlenpfeile scharf,
Recht in des Feindes Augen! blende sie!
Wind, wirble du den Staub von Bayerns Hufen!
Erstick in dichten Wolken Östreichs Stolz!

Adelram. Ha, wie die Bayer stürmen! Feldhauptmann,
Warum ist mir's versagt, mit meinen Brüdern
Den Kampf zu teilen und den Ruhm?

Schweppermann. Geduld!
(Ein Ritter tritt eilig auf.)
Was Neues?

Ritter. König Ludwig wird vermißt;
Die Kunde fliegt durchs Heer und lähmt den Sieg.

Schweppermann.
Das wär' ein Strich durch meine Rechnung. Nein,
Der König darf nicht fehlen, um den König
Ist's ganze Spiel. Ein König muß mir her.
Sind Kön'ge hier so teuer? Stampften doch
Die Roß' auf einem? Her, ihr Waffenträger!
Ihr habt den König. Hier der Kronhelm, hier
Der Panzer, hier das Reichsschwert, hier der Schild;
Der Schein ist alles. Wer will König sein?
Man beut's nicht alle Tage. Wer will's sein?

Adelram. Eilt, wappnet mich!
(Er wird während des Folgenden mit den königlichen Waffen bekleidet.)
Ich will die tote Hülle

Beleben. Was ist königlicher Geist,
Wenn's das nicht ist, was jetzt die Brust mir schwellt?
Hier bin ich, dort mein Leibroß, frisch hinauf! (Ab.)

Schweppermann. Da jagt er schon hinab, der König, der
Aus meiner Stirn' mit Helm und Harnisch sprang.
Hört ihr sie jauchzen? Seht ihr, wie der Kampf
Von seinem Anblick plötzlich sich erfrischt?
Noch eins ist übrig. Pflanzt das Zeichen auf,
Die rote Fahne! (Es geschieht.)
Seht! im Holze drüben,
Da rührt sich's. Panzer, Helme schimmern durch,
Das ist der Burggraf. Seinen Hinterhalt
Verläßt er, wird sie in die Seite fa,,
Er kommt von dort, woher der Leopold
Erwartet wird; ein österreichisch Banner
Hab' ich ihm aufgesteckt. Schon seh' ich's wehn.
Nun ist gethan, was meines Amtes war,
Das Werk im Gang, die Räder alle rollen,
Und nichts mehr hemmet ihren raschen Schwung.
Und jetzt hinunter in das Feld der Schlacht!
Helf' Gott, daß wir den guten Ludwig finden! (Alle ab.)

4. Scene.*)

Schlachtfeld.

Friedrich, mit einer Kriegsschar, worunter mehrere der neuen Ritter zu bemerken sind, wird im Getümmel der Schlacht auf die Bühne geworfen.

Friedrich. Wohin noch wirft uns dieser tolle Sturm?
Das wogt und brandet wie die hohle See.
Albrecht von Rindsmaul mit Kriegsleuten tritt auf.

Albrecht. Ich hab' ihn wieder. Kämpft nicht dieser Mann,
Als wollt' er alles thun mit seiner Hand?
(Gezänkel zwischen Albrechts und Friedrichs Kriegern.)

Friedrich. Bist wieder da, du neckendes Gespenst?
Verfolgst mich stets und hältst mir niemals stand.
Will dich 'mal fassen. (Er dringt auf Albrecht ein.)

Albrecht. Brüder, weicht ihm aus!
(Sie zerstreuen sich.)

Friedrich. Und alles wieder wie vom Wind verweht!

Ein Ritter (auftretend). Herr, Euer Bruder Heinrich ist gefangen.

*) Der Verfasser denkt sich diese, meist in äußerer Handlung bestehende Scene so dargestellt, daß sie, mittelst klarer Gruppierung und bezeichnenden, zusammengreifenden Spiels, in den Hauptzügen schon als Pantomime sich verständlich mache.

Friedrich. Und Plichendorf?
Ritter. Er ließ die Fahne nicht,
Bis Heinrich, schwer bedrängt, sie an sich riß
Und sich damit den Böhmen übergab.
Ein andrer Ritter (hereineilend).
Frohlockt, ihr Männer! Herzog Leopold,
Er ist uns nah; schon sah ich sein Panier.
Friedrich. Jetzt ist's gewonnen. Frischauf, Ritter!
(Er will zu neuem Angriff abziehn. Adelram, in der königlichen Rüstung, mit geschlossenem Helmsturz, hereinstürmend, vertritt ihm den Weg.)
Adelram. Halt!
Mit mir hast du zu thun, die Krone gilt's.
Friedrich. Die Krone, Ludwig! Rasch! Ich oder du.
(Zweikampf. Adelram fällt.)
Adelram. Gott sei mir gnädig!
Die Österreicher. Heil! Heil! Östreich Heil!
Ein Ritter (tritt auf). Betrogen sind wir, Leopold ist's nicht;
Der Burggraf ist's, die Franken. Rettet euch!
(Flüchtige eilen über die Bühne. Von drei verschiedenen Seiten dringen zu gleicher Zeit Albrecht von Rindsmaul, der Burggraf und Schweppermann, jeder mit seinem Kriegshaufen, auf Friedrichs Schar ein.)
Albrecht (zu den Seinigen).
Jetzt dringt auf ihn! Jetzt muß er unser sein.
Friedrich. Den Freund erschlug ich, meine Kraft ist hin.
Hinweg, verfluchtes Schwert!
(Er wirft sein Schwert Albrecht vor die Füße.)
Die Bayer. Sieg, Bayern, Sieg!
Der Burggraf (den gefallenen Adelram erblickend).
Unsel'ger Sieg! Da liegt der König tot.
(Während der Burggraf sich trauernd über die vermeintliche Königsleiche hinbeugt, deutet Schweppermann mit den nachstehenden Worten nach dem Hintergrunde, wo Ludwig erscheint, von den jauchzenden Münchnern auf der Schulter getragen und umdrängt. Unter den Bürgern sind Thomas und Steffen.)
Schweppermann. Schaut hin! Hoch lebe König Ludwig!
Die Bayer. Hoch!
Thomas (vortretend). Wir haben ihn herausgehaun, wir Münchner;
Die Bäckerzunft, mein Steffen hat's gethan,
Der war der hitzigste. Sein Meisterstück
Hat er gemacht.
Die Bayer. Hoch König Ludwig! hoch!
Friedrich. Erstehn die Toten? Ludwig ist's, er ist's.
Ludwig (sich Friedrich nähernd).
Wir sehn Euch gerne, Vetter! Fürchtet nicht
Für Euer Leben! Ritterliche Haft
Sei Euch versprochen! Senket nicht den Blick!

Ihr habt mit Ruhm gefochten, stolzer Held!
(Zu den Bayern.)
Wer fing den Herzog?

Einige. Wir.

Albrecht. Nein, ich.

Andre. Nein, wir.

Ludwig. Entscheidet, Friedrich!

Friedrich. Weist die Schilder vor!
(Nachdem er die Wappen überblickt, klopft er auf Albrechts Schild, worauf ein Büffelskopf mit einem Ring gemalt ist.)
Hier diesem Kuhmaul mußt' ich mich ergeben.

Ludwig. Mein tapfrer Albrecht, führt den Herzog hin!
Bringt ihn nach Trausnitz, auf mein festes Schloß!
(Friedrich wird von Albrecht abgeführt.)
Laßt Eure Hand mich drücken, Schweppermann!
Ihr zittert?

Schweppermann. Herr, das ist der Zoll, den ich
Dem Alter schuldig bin. Die morsche Hütte
Erbebt, wenn Mächt'ges sich in ihr bewegt.
Laßt jetzt dem Kriegsgebrauch sein Recht geschehn;
Zum Zeichen, daß das Feld gewonnen ist,
Laßt auf der offnen Walstatt hier das Mahl
Uns halten!

Burggraf. Wird ein magrer Imbiß werden.

Schweppermann. Wir haben Eier.

Ludwig. Jedem Mann ein Ei,
Dem frommen Schweppermann zwei!

Schweppermann. Auf meinen Grabstein schreibt mir diesen Spruch!

Vierter Aufzug.

1. Scene.

Gehölz.

Herzog Leopold sitzt in tiefsinniger Stellung in einem offenen Zelt, das gegen den Hintergrund unter den Bäumen steht. Zwei Pilgerinnen, die eine verschleiert, treten im Vordergrund auf.

Erste Pilgerin. Wir sind am Ziel, und weil mein helles Auge
Euch statt des eignen nachtumhüllten dient,
So wisset: Herzog Leopold ist hier!
In einem Zelte, das, von allen andern
Gesondert, unter dunkeln Bäumen steht,

Sitzt er, gebogen auf sein bloßes Schwert,
Und starrt mit wildem Blick den Boden an.
So, hört' ich sagen, sitz' er manches Mal
Seit jenem Unglückstage, da sein Bruder
Gefangen ward; dann fahr' er plötzlich auf
Und tobe blutig durch des Gegners Land,
Ich wag' es nicht, dem Schrecklichen zu nahn.
Wollt Ihr ihn wecken?

Zweite Pilgerin. Herzog Leopold!

Erste. Er hört nicht. Jüngst in Basel sei's geschehn,
Daß man zu seiner Ehre Fackeltanz
Anstellte; festlich klang das Saitenspiel,
Die schönsten Frauen zogen ihn zum Reihn,
Doch freudlos, ohne Lächeln, schritt er hin.
Versucht es nochmals! Besser, sollt' ich meinen,
Als jenen Freudenschall, verstehet er
Den Laut des Schmerzes.

Zweite. Herzog Leopold!

Leopold (vortretend).
Wer ruft? wer nannte mich? Ein flehend Weib!
Hinweg! such' nicht Barmherzigkeit bei mir,
Dem unbarmherzig die Gestirne sind!

Zweite Pilgerin (sich entschleiernd). Kennst du mich?

Leopold. Isabella!

Isabella. Ja, ich bin's
Die Witwe, die elendeste der Fraun.

Leopold. Was willst du?

Isabella. Meinen Jammer will ich dir
Verkünden, will dir klagen meine Not.
In jener Stunde, da mir Botschaft kam
Von Friedrichs Unsieg und Gefangenschaft,
Da riß ich ab mein fürstliches Gewand,
Und mein Geschmeide trat ich in den Staub.
Im rauhen Pilgermantel zog ich aus,
Und wo ein Gnadenbild den Gläub'gen winkt,
Da wallt' ich hin und seufzt' und betete.
Mit Fasten und Kasteiung quält' ich mich,
Und meiner Thränen heiße Quelle floß
So unversieglich, daß die Augen wund
Mir wurden und der Blick mir dunkelte.
Und als ich heute, nach durchweinter Nacht,
Dies Mädchen fragte: „Tagt's noch immer nicht?"
Da sprach sie: „Strahlt die Sonne denn nicht hell?"

Ich aber sah nicht mehr den goldnen Strahl.
Und ist's ein Wunder, wenn mir alles Licht
Dahingeschwunden mit dem schönen Freunde,
Der meiner Augen Trost und Wonne war?

Leopold. In jener Stunde, da mir Ludwigs Sieg
Berichtet ward, stemmt' ich auf einen Stein
Den Knauf des Schwertes, und mit offner Brust
Wollt' ich hinein mich werfen. Was sie dort
Verhinderten, noch kann es hier geschehn.
Hier klirrt mein Schwert, und siehst du nicht die That,
Doch kannst du tauchen in mein heißes Blut
Und kannst befühlen die erstarrte Hand.

Die Begleiterin. Weh uns!

Isabella. Halt ein! Den Weibern überlaß
Die Werke der Verzweiflung und des Grams!
Nicht also büßest du das große Leid,
Das du mir angethan. Den Gatten hast
Du mir gerissen in den wilden Kampf;
Du hast ihn mir verloren, als du ihm
Gefehlt am großen Tage der Entscheidung.
Von dir verlang' ich ihn; den Gatten gieb
Mir wieder und mit ihm der Augen Licht!

Leopold. So manches Jahr hab' ich ihm treu gedient
Manch lange Winternacht, manch schönen Mond
Hab' ich gelegen vor den festen Städten
Und vor den Burgen seiner Feinde;
Doch er, um einen Tag, um wenig Stunden,
Die er auf mich soll warten, wirft er hin
Der jahrelangen Mühe teuren Preis.
Und dennoch ward ich nicht der Arbeit laß,
Und alles setzt' ich dran, ihn zu befrein.
Nach Avignon bin ich gewandert, habe
Den Staub geküsset von des Papstes Sohlen,
Bis er den Bannstrahl warf auf Ludwigs Haupt;
Dem Könige von Frankreich beugt' ich mich
Und bot ihm Deutschlands Kron' und sah ihn drob
In eitler Lust sich spreizen wie ein Pfau;
Nach Prag hin eilt' ich, und dem Luxemburg
Gab ich zerrissen hin den alten Brief,
Der unser Recht auf Böhmens Thron verbürgt;
Und wieder kam ich, überfiel den Bayer
Vor Burgau, trieb ihn schmählich in die Flucht,
Verheerte sein Gebiet mit Schwert und Brand

Und laß' ihn nimmer sich des Sieges freun.
Doch wenn das alles uns nicht fruchten will,
Wenn keine Macht der Erd' uns Hilfe schafft,
Wenn nicht den Himmel dein Gebet erweicht,
So bleibt nur eines noch, die Hölle nur
Ist übrig, und auch diese reiß' ich auf.

Die Begleiterin. Graunvolle Stunde!

Isabella. Sprich! was hast du vor?

(Die Bühne verdunkelt sich. Unter den Bäumen erscheint Albertus, in den Mantel gehüllt.)

Leopold. Schon lagern sich die Schatten auf das Land,
Das Nachtgeflügel rauschet in den Zweigen,
Und dort schon harrt der Meister schwarzer Kunst,
Der mir gelobt, den Bruder zu erlösen.
Tritt vor, Albertus! Ja, ich traue dir;
Ich hab's erfahren, mächt'ger sind auf Erden
Des Abgrunds Geister, als die himmlischen.
Bist du bereit, die Wandrung anzutreten?

Albertus. Noch eines fehlt mir.

Leopold. Was?

Albertus. Ein Zeichen, Herr,
Daran er wisse, wer mich abgeschickt;
Kein Ring, kein Kleinod, nichts von Goldeswert,
Ein Wort nur, ein Gedanke, der die Seel'
Ergreift und die Beschwörung wirksam macht.

Leopold. Dir, Isabella, fehlt's am wenigsten
An solcher Losung. Zögre nicht! Du bist
Der Nacht verfallen und des Lichts beraubt.

Isabella. Die Sterne schau' ich nicht, doch weiß ich wohl,
Sie gehn jetzt glänzend auf ob meinem Haupt;
Mein Aug' ist dunkel, doch im Innern leuchten
Die Angedenken sel'ger Liebeszeit.
Bei was ich den Gemahl beschwören will,
Hat mit der Hölle Mächten nichts gemein.
Ja, ich beschwör' ihn bei dem Ahnungstraume,
Der mir ihn wies, bevor ich ihn gekannt;
Bei der Begegnung, als er, hergesprengt
An meinen Wagen, die Umhüllung hob
Und, froh erschreckend, eins das andre sah;
Bei jenen Wonnethränen, die mir quollen
Als er zuerst an seine Brust mich schloß;
Beim goldnen Liebessterne, der so hell
In unsre Hochzeitkammer funkelte:

Bei jeder Stunde des verschwundnen Glückes
Und jetzt bei diesen blindgeweinten Augen,
Bei diesen Seufzern, dieser Seelenangst;
Bei all der Sehnsucht, all der Liebe, die
Mein glühend Herz beseligt und verzehrt.

Leopold. Und ich beschwör' ihn bei den Todeswunden
Des Vaters, bei den eignen Wunden, die
Zu Nacht mich schmerzen, daß ich ächzen muß;
Bei der gebrochnen Lanzenspitze, die
Mir in der Seite steckt; bei diesem Schwerte,
Das ich am bösen Tag auf mich gezückt;
Bei den Gespenstern der Erschlagenen,
Die mich verfolgen; bei den Feuerbränden,
Die ich in Städt' und Dörfer schleuderte;
Bei allem, was mir auf der Seele brennt;
Bei allem, was an meinem Leben frißt,
Bei Rache, Zorn, Verzweiflung, Raserei.

(Leopold geht in das Zelt zurück, die Frauen und Albertus nach verschiedenen Seiten ab.)

2. Scene.

München. Saal im Schlosse.

Ludwig und der Burggraf treten im Gespräch auf.

Ludwig. Und welchen Eindruck macht der Kirchenfluch,
Den unter schnödem Vorwand Papst Johann
Auf mich gelegt?

Burggraf. Die Schwachen sind geschreckt.
Doch eine Wache mächt'ger Geister steht
An Eurer Seite. Was Johann von Gent,
Was Wilhelm Occam, was Marsilius schreibt,
Es greift um sich, das freie Wort, und weit
Wird es noch wirken in der Zeiten Lauf.
Mit Recht hat Occam einst zu Euch gesagt:
„Schützt mich dein Schwert, so schützet dich mein Wort."
Die kräftige Berufung auch, die Ihr,
Erlauchter Herr, ins Reich ergehen ließet,
Hat manchen Zweifel siegreich weggeräumt.
Zumal die Städte sind im Eifer stark:
Zu Regensburg, zu Landshut, wie Ihr wißt,
Versagte man den widerspenst'gen Brüdern
Das Opfer, bis der Hunger sie bewog,
Das heil'ge Amt zu halten nach Gebühr.

Zu Straßburg griff das Volk den Pred'germönch,
Der an die Kirchenthür den Bannbrief schlug,
Und stieß ihn nieder in des Rheines Tiefen.

Ludwig. Den Eifer lob' ich, aber nicht die That.
Doch gleicher Sinn belebt die Fürsten nicht,
Sie wanken. Was zu Rense jüngst geschah,
Wißt Ihr Bescheid darüber?

Burggraf. Leopold,
Die Vorhand nützend, die ihm der Entsatz
Von Burgau gab, berief sogleich nach Rense
Die Unzufriednen. Frankreichs und des Papsts
Gesandte, stets zu unserm Unheil wach,
Erschienen, und gehandelt ward, daß Karl
Von Frankreich sollte Deutschlands König sein.
Da trat ein Mann hervor, Berthold von Buchеck,
Vom deutschen Haus zu Koblenz Kommentur,
Und edeln Zornes sprach er: „Wollt ihr den
Zum König, der nicht unsre Sprache spricht,
Noch die Gewohnheit unsres Lebens teilt?
Wenn Ludwig weichen soll, ist Deutschland jetzt
So arm an Männern, daß ihr auswärts blickt?"
Sie schwiegen, die Versammlung war gelöst.

Ludwig. Der hat gesprochen, wie ein Deutscher soll.
Ich muß ihn rühmen, wie es auch mich kränket,
Daß solche Männer meine Gegner sind.

Burggraf. Die für Euch stehen, sind sie schlechtrer Art?

Ludwig. Die Guten kenn' ich, und vor allen du,
Mein treuer Zollern, führst mit vollem Recht
Die Säul' im Wappen, denn du bist bewährt
Als eine feste Säule meines Throns.
Auf deine Schulter lehn' ich mich auch jetzt,
Und dir, dem Freunde, will ich anvertraun,
Was ich vor andern tief verschweigen muß.
Ja, wiß es! seit der unglückſel'gen Stunde,
Da du in meine Halle tratst und mich
Zum Thron beriefest, ist kein froher Tag
Mir noch geworden, und des Sieges selbst,
Des heißerkämpften, hatt' ich nicht Gewinn.
Der Feinde hab' ich mehr noch, als zuvor;
Die Kampfgenossen reißen gierig mir
Am Siegeskranz, und jeder will sein Teil;
Wer nicht bei mir den eignen Zweck erreicht,
Der kehrt sich ab und sucht ihn anderwärts.

Und der Gefangene, was hilft er mich?
Er ist mir, was dem Geizigen sein Schatz,
Ein freudenlos gefährlicher Besitz,
Des Tages Sorge und die Qual der Nacht.
O Zollern, Gutes kam mir stets von dir,
Nur damals nicht, als du die Königskrone
Mir aufludst. O wie oft schon sann ich nach,
Mich zu entlasten des unsel'gen Schmucks!
Ausbieten möcht' ich sie der Welt und rufen:
„Will einer friedlos sein, der nehme hin!"
Ich weiß, was du mir sagen willst; ich weiß,
Jetzt eben in den Tagen der Gefahr
Und der Bedrängnis, die mich neu umgiebt,
Die ich in deiner Tröstung selbst erkannt,
Darf ich nicht weichen und nicht lässig sein.
Auch reift in mir seit kurzem ein Gedanke,
Davon du hören solltest, säh' ich nicht
Die Ritter dort sich meiner Schwelle nahn.

Albrecht von Rindsmaul mit einigen Rittern wird in der Galerie gesehn.

Herein, ihr Herrn!

(Sie treten ein.)

Ihr seid ein seltner Gast,
Herr Albrecht! Seid von Herzen mir willkomm!

Albrecht. Erlauchter Herr, ein böser Handel ist's,
Was diesmal mich nach München führt. Man will
Mir an die Ehre tasten.

Ludwig. Wer will das?

Albrecht. Entrüstet Euch darüber nicht! Ich hoff'
Es wird sich geben, wenn Ihr mich gehört.

Ludwig. Ich höre.

Albrecht. Als wir in der Winterzeit
Vor Burgau lagen und mit wenigem
Erfolg das Sturmzeug um die Mauern stellten,
Da fror es manchen Ritter in die Zehe,
Und, mißgemut darüber, drohten sie,
Wenn in drei Tagen nicht das Thor sich öffne,
So gelt' es des gefangnen Friedrichs Haupt.
Drei Tage schwanden und noch drei dazu;
Wir lägen, glaub' ich, noch vor Burgaus Feste,
Hätt' uns nicht Leopold den Weg gezeigt.
Nun biß es unsern Rittern weidlich aus,
Daß sie umsonst gedroht, und Leopold,
Der böse Spötter, sprach: „Es hat nicht not;

Der König Ludwig kann das Blut nicht sehn."
Die Ritter murrten: „Kann er doch das Blut
Der Bayer sehn, das täglich für ihn fließt!
Warum nicht Friedrichs? Sollt' ihm's wirklich so
Am Lösegeld gelegen sein, daß er
Um dessenthalb des Feindes Leben fristet
Und unsres opfert? Ward denn Friedrich nicht
Auf offner That ergriffen als ein Feind
Des rechten Königs und des Reichs? Warum
Soll er nicht bluten und durch seinen Tod
Uns Frieden schaffen?" Also murmeln sie.
Und weil auch mir, dem Friedrich sich ergab,
Ein Teil des Lösegelds gebühren würde,
So werfen sie mir vor, ich sei von denen,
Die Euch das raten, daß man säuberlich
Den Herzog auf der Trausnitz heg' und pflege.
Darum hab' ich hieher mich aufgemacht
Und trete jetzt vor Euch mit diesen Rittern,
Die ich zu Zeugen mir erbeten habe.
Auf meinen Anteil an dem Lösegeld
Verzicht' ich feierlichst. Gott sei's gedankt!
Ich habe noch zu leben ohne das.
Dies Schwert, das des gefangnen Friedrichs war,
Leg' ich in Eure Hand. Mir ziemet nicht
Das Urteil, was hier besser sei zu thun;
Nach Eurer Weisheit mögt Ihr das ermessen.
Drum nehmt dies Schwert! Ob Ihr damit den Herzog
Enthaupten laßt, ob nicht, mir gilt es gleich.

(Er legt das Schwert von sich.)

Ludwig. Was meiner Ehre, was der Euren ziemt,
Es wird geschehn. Gefaßt ist mein Entschluß.
Herr Burggraf, macht Euch fertig, und auch Ihr,
Herr Albrecht, einen Ritt mit mir zu thun!

(Er geht durch eine Seitenthür ab, die andern durch die Galerie.)

3. Scene.

Burg Trausnitz.

Nacht. Der gefangene Friedrich liegt schlafend in einer Nische. Der Burgvogt und drei Wächter mit einer Leuchte treten auf und sehen sich im Gemach um.

Burgvogt. Ist alles richtig?
Erster Wächter. Ja, er schläft, Herr Burgvogt!
Burgvogt. Die Lamp' ist ausgegangen. Frischt sie auf,

Damit er Licht hat, wenn der Sturm ihn weckt!
Ist wildes Wetter.

Zweiter Wächter (nachdem er angezündet). So, die Lampe brennt.

Burgvogt. Jetzt macht die Runde weiter! Nein doch, halt!
Laßt uns den Herzog nochmal recht beschaun,
Ob er's auch ist! Der Teufel hat sein Spiel.
Kommt! leuchtet her! Ja, seht nur selbst! er ist's.

Erster Wächter. Man kennt ihn an der bleichen Farbe.

Burgvogt. Still!
Er regt sich.

Dritter Wächter. Ruhig schläft der Herzog nie.

Burgvogt. Ja, Vorsicht ist uns not. Ein sorglich Ding
Ist solche Wache, wo der Kopf drauf steht. (Sie gehen ab.)

(Man hört in der Entfernung Donner, der sich bald verstärkt und bis gegen das Ende der Scene von Zeit zu Zeit wiederholt. Friedrich erhebt sich vom Lager.)

Friedrich. Hat's nicht gedonnert? Ja, es hallen noch
Die Berge dumpf. Man sagt wohl, Märzendonner
Bedeut' ein fruchtbar Jahr. Was soll er mir
Für Früchte künden? Nein, ich kann es nicht
Ertragen, dieses Wetter. Als der Schnee
Noch friedlich über Höhn und Thälern lag
Und als das Eis des Stromes Wellen band,
Daß sie nicht flossen und nicht rauschten, da
Konnt' ich mich schicken in mein Kerkerleben.
Am Morgen und am Abend ging ich still
In die Kapell' hinüber zum Gebet;
Den Tag entlang ließ man zum Zeitvertreib
Mich Pfeile schnitzen, Pfeile sonder Ziel.
Doch diese Frühlingsstürme, Märzendonner,
Sie rühren mir das Blut auf; mächtig regt
Die Jugend sich, die Thatenlust erwacht.
(Donnerschlag. Im Fenster erscheint Albertus.)
Ha, welch ein Schlag! Die Fenster klirren auf.
Was seh' ich? Ist's ein Mensch? ist's ein Gespenst?
Sag' an! wer bist du?

Albertus. Frag' nicht, wer ich sei!
Willst du befreit sein, thu, was ich dich heiße!
Umfasse mich behend! Den Mantel schlag' ich
Dir um, der Sturmwind führt uns durch die Luft.

Friedrich. Du bist mir fremd.

Albertus. Du hast mich einst gesehn.
Komm, Friedrich, komm! Das Nachtgewitter braust,
Der Regen rauscht, und morgen steht die Welt
Im vollen Frühling wie ein Mädchen, dem

Die erste Liebe plötzlich überkam.
Jetzt, Friedrich, ist es Zeit zum Kampf und Strauß,
Jetzt reiten alle Ritter. Friedrich, komm!

Friedrich. Ich will nicht.

Albertus. Deine Schönheit ist gewelkt.
Der Frühling blüht, auch sie wird neu erblühn.

Friedrich. Du lockst vergeblich.

Albertus. Frühling ist es, komm.
Vor Sehnsucht stirbt dein Weib; sie hat sich blind
Geweint, ja, blind, und weint noch immer fort
Und girrt im Dunkeln wie die Nachtigall
Und träumt von Königen.

Friedrich. Weißt du von dem?

Albertus. Ja, Frühling ist es. Deinen Bruder brennen
Die Wunden, und die Lanzenspitze sticht.
Komm! Dieser Mantel trägt dich sicher hin.

(Geräusch vor der Thür.)

Friedrich. Gott sei gedankt! Die Runde kommt. Entfleuch!
Du bist verloren.

Albertus. Wähnest du wohl gar,
Daß ich sie fürchte?

(Der Burgvogt und die Wächter treten ein.)

Fort, ihr Elenden!

(Donnerschlag.)

Mit diesem Donner werf' ich euch zu Boden.

Die Wächter. Hilf, heilig Kreuz!

Burgvogt. Flieht! zur Kapelle! flieht!

(Burgvogt und Wächter ab.)

Albertus. Hast du's gesehn? Da sind sie hin. Doch jetzt
Ist's höchste Zeit. Komm, Friedrich! Deine Feinde
Sind nah, die Brücke fällt, das Burgthor knarrt,
Die Hufe klirren. Friedrich, rette dich!
Man will dich töten.

Friedrich. Ob durch Zauber du,
Ob durch Verwegenheit die Zinn' erstiegst,
Fahr hin, Versucher! Mich verlockst du nicht.
Im rechten Kampf hat Ludwig mich gefangen,
Und nicht will ich entweichen wie ein Dieb.
Die Wächter!

Der Burgvogt und die Wächter treten auf, mit Kreuzfahne, Weihkessel und Rauchfuß bewaffnet.

Die Wächter. Alle gute Geister loben
Den Herrn.

Burgvogt. Das Kreuz voran! nur keck voran!
Spritzt, spritzt den Unhold! blast den Rauch auf ihn!
Albertus. Ich muß von hinnen.

(Er verschwindet.)

Burgvogt. Hu, der ist hinab,
Die Höll' hat ihn verschlungen. Wie das kracht
Und brauset! Jetzt wird's ruhig, jetzt wird's hell.

(Klopfen an der Thür.)

Friedrich. Man klopft. Wer draußen?
Die Wächter. Alle gute Geister ...

Albrecht von Rindsmaul tritt ein.

Albrecht. Was giebt's hier?
Burgvogt. Scheucht ihn! spritzt ihn! räuchert! spritzt!
Albrecht. Seid Ihr von Sinnen? Was soll dieser Spuk?
Ein Wächter. Der Pfleger ist's.
Friedrich. Herr Ritter, es ist gut,
Daß uns ein Mann von kühlem Blute kommt.
Das Grauen dieser Nacht hat wundersam
Die Geister aufgestört. Was führt Euch her?
Albrecht. Der König ist im Schloß.
Friedrich. So ist's doch wahr!
Albrecht. Er möcht' Euch sprechen.
Friedrich. Wißt Ihr, was er will?
Albrecht. Ich weiß es nicht. Ein tief Geheimnis ist's,
Darum ist er die Nacht geritten.
Friedrich. Ha,
Was soll das?
Albrecht. Drüben auf dem Saal erwartet
Der König Euch. Wollt Ihr mir folgen, Herr?
Nehmt Euch zusammen, daß Ihr nicht erschreckt,
Wenn Ihr Unliebes zu vernehmen habt!
Friedrich. Ich weiß es schon, beschlossen ist mein Tod.

(Er geht mit Albrecht ab.)

Ein Wächter. Herr Burgvogt, so nachdenklich?
Burgvogt. Ja, ich hab's.
Der Geist hat meinem Neffen gleich gesehn,
Dem ungeratnen, der bei Nacht und Nebel
Von hier entwich. Schon neulich deucht' es mich,
Als säh' ich drunten ihn im Zwinger schleichen.
So muß ich noch die Schmach an ihm erleben,
Daß, wenn der Teufel auf der Erde spukt,
Er sich die Larve nimmt in unserm Stamm! (Ab mit den Wächtern.)

4. Scene.

Saal.

Ludwig und der Burggraf treten von der Seite auf.

Burggraf. Wollt Ihr Euch keine Ruhe gönnen, Herr,
Nach dieser stürm'schen Reise? Heftig war
Das Nachtgewitter, das uns überfiel.
Ludwig. Die Seele, die auf Großes ist gespannt,
Erwehrt sich leicht des Anspruchs der Natur
Und achtet wenig auf den äußern Sturm.
Der Herzog kommt. Bereitet Ihr indes,
Was ich Euch anbefahl! (Der Burggraf ab.)

Friedrich und Albrecht treten von der andern Seite ein.

Ludwig (zu Albrecht). Laßt uns allein! (Albrecht ab.)
Mein Vetter, wie erging es Euch? Ich hoffe,
Daß meine Diener keinen Anlaß Euch
Zur Klage gaben. Meine Weisung war,
Euch jegliche Bequemlichkeit zu schaffen,
Die mit der Sicherheit verträglich sei.
Ihr schweigt?
Friedrich. Ha, sprich nur, sprich es aus!
Verbirg nicht länger unter glatten Mienen
Das Todeswort, das du im Sinne trägst!
Ich weiß, du lechzest längst nach meinem Blut.
Warum noch erst des Lebens mich versichern
Und hier mich hegen als ein Opfertier?
Hab' ich gezaudert, als ich in der Schlacht
Dich zu erreichen hoffte? War ich träg',
Das Schwert zu bohren in des Gegners Brust?
Wenn du noch atmest, ist es meine Schuld?
Drum säum' auch du nicht! rufe deine Henker!
Hier ist mein Haupt, sieglos, doch ungebeugt.
Ludwig. Man riet mir, Euch zu töten, es ist wahr,
Und wahr ist's, dieser endlos blut'ge Streit
Verhärtet auch des mildern Mannes Sinn;
Doch so ist noch der meine nicht verwildert,
Daß dieses schöne Haupt mir dürfte fallen,
Dies edle Haupt, der höchsten Krone wert.
Friedrich. Was ist es andres, das Euch hergeführt?
Ludwig. Weil es dahin gekommen zwischen uns,
Daß Liebe nichts mehr gilt, daß Freundesrede
Für Trug und Heuchelei geachtet wird,

So laßt mich das nur Euch vors Auge stellen,
Was Euer Vorteil und auch meiner heischt!
Es sei Euch unverhalten! schwer bedrängt
Bin ich von Feinden, mich gefährdet sehr
Des Papstes Fluch, die Rache Leopolds.
In solcher Not kann ich an niemand besser
Mich wenden, als an Euch.

Friedrich. Ihr spottet mein.

Ludwig. Denn seht! je später sich mein Thron befestigt,
Je länger dauert Eure Kerkerhaft;
Je wilder mich der Gegner Wut bestürmt,
Je fester muß ich Eure Bande schmieden,
Und so verzehren wir uns beiderseits,
Ich, der ich Frieden will, in stetem Kampf,
Ihr, der nach Thaten glüht, in ödem Gram.
Drum, wenn uns beiden Hilfe werden soll,
So muß der eine zu dem andern stehn,
Und deshalb komm' ich her und ruf' Euch auf:
Verbürget mir den Thron und werdet frei!

Friedrich. Was nennt Ihr Euch den Thron verbürgen?

Ludwig. Dies
Sind die Bedingungen: entsagen müßt Ihr
Dem Königsnamen, müßt die Krone mir
Ausfolgen, die man für die rechte hält,
Müßt Eure Brüder zum Gehorsam bringen,
Die Feinde mir bekämpfen und auch den,
Der Papst sich nennt; was Ihr dem Reich entrissen,
Müßt Ihr zurück ihm stellen . . .

Friedrich. Meine Burgen
Zum Pfand Euch übergeben, meinen Schatz
Als Lösegeld . . .

Ludwig. Verkennt mich nicht! Das Eure
Soll Euch verbleiben, und was Ihr verlort,
Wird Euch zurückgegeben, Euer Lehn
Bestätigt; Lösegeld bezahlt Ihr nicht,
Und alle, die mit Euch gefangen wurden,
Sind mit Euch freigelassen. Unterpfand
Begehr' ich keines, Eure Treue bürgt.
Nur Euer Wort verlang' ich, daß, wenn Ihr
Nicht die Bedingungen erfüllen könnt,
Ihr Euch bis auf die nächste Sonnenwende
Unfehlbar in die Fängnis wieder stellt.
Auf die Entscheidung durch das Schwert habt Ihr

Das Recht zur Krone selbst uns ausgesetzt;
Mir fiel der Sieg, mein Recht nur sprech' ich an.

Friedrich. Ob Eurer Gründe siegendes Gewicht,
Ob der geheime Zauber dieser Nacht
Mein widerstrebendes Gemüt bezwang,
Ich muß mich unterwerfen. Nehmt mein Wort!
Was Ihr bedingt, erfüll' ich, wenn ich kann;
Kann ich es nicht, so kehr' ich auf die Zeit.
(Handschlag.)

Ludwig. Wohlan denn!
(Gegen den Hintergrund rufend.)
Herzog Friedrich wandelt frei.
(Hinter der Scene wird eine Orgel angespielt.)

Friedrich. Was soll das Orgelspiel?

Ludwig. Der fromme Prior
Von Maurbach, Euer Freund und Beichtiger,
Der Lehrer unsrer Jugend ...

Friedrich. Ist er hier?

Ludwig. Er ist's. Ja, dieser echte Gottesknecht,
Ein Gegenbild von dem zu Avignon,
Ein Friedensbote, der im Heile nur
Und nicht im Fluch die Macht der Kirche zeigt,
Er ging von Euch zu mir, von mir zu Euch;
Zu trösten sucht' er, zu besänftigen,
Neu anzuknüpfen das zerrißne Band.
Auch diese Sühne, die wir jetzt vollbracht,
Wünscht er zu heil'gen; sein Begehren ist,
Daß wir auf unsren Bund die Hostie nehmen.
(Gegen den Hintergrund.)
Man öffne!
(Die Flügelthür in der Mitte geht auf und man sieht in die erleuchtete Schloßkapelle. Am Altar steht der Prior von Maurbach, an den Stufen des Altars Dietrich von Plichendorf, der Burggraf und Albrecht von Rindsmaul. Orgelspiel, das bis zum Ende des Aufzugs fortdauert.)
Seht Ihr dort den edeln Greis?
Schon harret er auf uns am Hochaltar
Und dort auch stehet Euer Plichendorf:
Mit Euch befreit, soll er uns Zeuge sein.
O möchte dieses heil'ge Mahl in uns
Die Funken alter Liebe neu erwecken!
Folgt mir! Die Orgel hallt, der Priester winkt.

Friedrich. Fürwahr, ein mächt'ger Wohlklang muß es sein,
Der meiner Seele tiefen Mißton lösen,
Ein kräft'ger Himmelsfriede, der die Brust,
Die stürmisch wallende, mir stillen soll.

Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
Des Lebens höchstem Ziele zu entsagen
Und wie ein Aar, gebrochnen Fittiches,
Zum Himmel aufzublicken, o es ist
Ein großer Schmerz, und nicht entehret hier
Den Mann die Thräne. Kommt! ich bin bereit.
(Sie gehen ab nach der Kapelle. Die Orgel verhallt.)

Fünfter Aufzug.

1. Scene.

Ein Garten.

Friedrich und Isabella sitzen auf einer Rasenbank

Isabella. Kein Lenz noch hat so innig mich entzückt,
Und seh' ich nicht der Bäume Blütenschmuck,
Der Wiesen junges Grün, der Blumen Schmelz,
Des Himmels Glanz, der sich im Teiche spiegelt,
So ward mir dennoch überschwenglich Glück;
Von linder Luft umhaucht, von Balsamdüften
Umwölkt, von Nachtigallen eingesungen,
Ruh' ich an des Geliebten Brust, die Hand
Des Langentbehrten drück' ich an mein Herz.
Und diese Blindheit, was noch ist sie mir,
Als eine Dämmrung, Liebenden erwünscht?
Jetzt wein' ich Thränen, die nicht brennen, die
Mein Aug' erfrischen wie der Abendtau,
Und manchmal ist's, als wollt' es sich erhellen,
Als bräch' aus dem Gewölk' ein holder Stern.
Gewiß, mein Friedrich, blickst du dann auf mich
Mit Blicken deiner Liebe. Ja, er wird
Die Nacht noch teilen, dieser Liebesstrahl.

Friedrich. O Isabella, wünsche nicht zu sehr,
Das Licht zu schaun! Erschrecken würdest du,
Wie schmählich man dich blindes Weib getäuscht.
Statt deines Gatten, der ein stolzer Held,
Der ein gekrönter König war, hat man
Dir einen hingeschoben, der vor Scham
Das Haupt muß senken.

Isabella. Senke du das Haupt
Auf meine Brust! Fragt Liebe denn nach Kronen?

Friedrich. Das ist noch Spur von meiner bessern Zeit,
Daß Weibesliebe mich nicht glücklich macht,
Seit unter Männern ich entwürdigt bin.
Isabella. Entwürdigt?
Friedrich. Aller Herrlichkeit entkleidet,
Nicht mehr gefangen, doch darum nicht frei;
Denn frei ist, wer das Höchste darf erstreben,
Ich aber bin der Scholle jetzt verhaftet,
Mein Herzogtum ist meines Wirkens Grenze,
Nur abwärts darf ich steigen, nicht hinan.
Leopold und der Legat kommen den Garten herauf.
O daß sich jetzt auf meine Augen schnell
Das Dunkel würfe, was die deinen hüllt!
Denn welchen Blicks empfang' ich jene zween,
Die dort sich nahn?
Isabella. Wer sind die beiden? sprich!
Friedrich. Mein Bruder und der päpstliche Legat.
Leopold. Willkommen in der Freiheit! Daß ich spät
Erscheine, Bruder, halt es mir zu gut!
Die Sorge deines Diensts verweilte mich.
Legat. Empfangt, erlauchter Herr und hohe Frau,
Den Glückwunsch des erfreuten Kirchenhaupts!
In dieser schlimmen Zeit hat lange nichts
Des heil'gen Vaters Herz so froh bewegt,
Als die Verkündung dieser Wiederkehr.
Friedrich. So freundliche Gesinnungen sind jetzt
Uns zwiefach dankenswert. Doch, Leopold,
Du scheinst mir krank.
Leopold. Nicht wahr, ich passe schlecht
In diesen Garten, der voll Blüte steht?
Der Winterfeldzug hat mir zugesetzt.
Friedrich. Es bricht nun eine Zeit des Friedens an,
Es kommen Tage, wo die Helden ruhn.
Auch du, mein Teurer, kannst den Harnisch jetzt,
Den festgewachsnen, dir vom Leibe lösen;
Die saft'gen Kräuter, die der Frühling zeugt,
Kannst du auf deine Wunden drücken, kannst
Im warmen Sprudel eines Felsenquells
Die Glieder dir erfrischen.
Leopold. Scherzest du?
War je zum Kampf gelegne Zeit, wie jetzt?
Friedrich. Es scheint, du hast vergessen, was ich schrieb
Von den Bedingungen, woran ich selbst

Die Lösung aus dem Kerker mir geknüpft.
Schon haben unsre Brüder sich gefügt;
Auf deine Ankunft, die wir längst erharren,
Ist des Vergleichs Vollziehung ausgesetzt.
Konnt' ich das Opfer bringen, warum du
Mir widerstreben? Nein, verhindre nicht
Die endliche Befriedung dieses Streits!
Hilf mir erfüllen, was ich zugesagt!

Leopold. Ich weiß nur, daß du frei bist, andres nicht.
Du bist es unbedingt; er mußte dich
Entlassen, auf der Brust stand ihm das Schwert.
Wo keine Wahl ist, ist auch kein Beding.
Drum mutig! Auf des Glücks geschwungnem Rade
Sind wir jetzt wieder oben. Du bist frei,
Der Papst ist dir gewogen, und er wird
Als König dich erkennen; Ludwig ist
Im Bann, und an des Reiches Grenze tobt
Ein neuer Feind. Der Polen und der Reußen
Unbänd'ge Scharen fallen in die Mark
Von Brandenburg, der heil'ge Vater selbst
Hat sie berufen; Ludwigs junger Sohn
Schreit dort um Hilf'. In Schwaben hier bin ich.
Hab' ich gesäumet, so geschah es nur,
Damit ich vielfach, tausendarmig dir
Mich stelle. Hinter mir schon braust mein Heer;
Die Luft, die mir im Nacken weht, ist schon
Das Schnauben ihrer Rosse. Darum frisch!
Zeuch an den goldnen Harnisch! laß den Hengst
Sich bäumen! Jauchzen hör' ich schon dein Volk,
Die Ritter sind zu Roß, genesen sind
Die Wunden, die Erschlagnen springen auf.
Steig wieder, Sonne, die gesunken war!
Hinab muß Ludwigs bleicher Stern.

Friedrich. Du weißt
Mich gut zu fassen, du verstehst den Klang,
Der tief in meiner Seele widerhallt.
Vergeblich, meine Treue steht zu Pfand.

Legat. Den Zweifel, der Euch das Gewissen drückt,
Vergönnt, daß ich mit sachter Hand ihn löse!
Was Ihr verheißen, war von Anbeginn
Unhaltbar, nichtig, ohne Rechtsbestand.
Durch ungerechten Zwang, durch Drohungen,
Die auch den festen Mann erschüttern . . .

Friedrich. Nein,
Die Furcht ist's nicht, was zu Entschlüssen mich
Zu drängen pflegt. Mein Wort, ich gab es frei.
Legat. Doch wem habt Ihr's gegeben? Ihm, dem Feinde
Der Kirche, dem Verstoßnen, Fluchbeladnen.
Schon längst erging der päpstliche Beschluß,
Der männiglich von Pflicht und Huldigung,
Selbst von beschworner, gegen ihn entbindet,
Und eben das ist meiner Sendung Zweck,
Von jeglicher Verpflichtung, jedem Eide,
Wodurch Ihr Euch gebunden möchtet glauben,
Im Namen apostolischer Gewalt
Euch loszuzählen, wie andurch geschieht.
Friedrich. Noch hab' ich nicht gebeten, meiner Pflicht
Mich zu entheben, und ich werd' es nie.
Legat. Ob Ihr es bittet, wünschet oder nicht,
Die Kirche darf nicht dulden, daß Ihr dem
Verfangen bleibet, dem sie fluchen muß.
Mißfällig und zu großem Ärgernis
Ersah aus Euren Briefen Papst Johann,
Daß Ihr mit Kirchenfeinden Einung pflegt,
Daß Ihr ihm selber anzusinnen wagt,
Sich dem verworfnen Manne zu versöhnen.
Drum wisset! wenn Ihr dem Vergleiche lebt,
Wenn Ihr, was Gott verhüte! wiederkehrt
In Ludwigs Haft, so fällt auf Euer Haupt
Derselbe Bannstrahl, der auf jenen fiel.
Erwägt es, Herr! und wenn Ihr's wohl erwogen,
Bescheidet mich! Indes gehabt Euch wohl!
Der Himmel lenke gnädig Euern Sinn! (Ab.)
Leopold. Von diesem hast du Frist gewonnen, ich
Darf keine dir gewähren! augenblicks
Muß mir Entscheidung werden, denn gezählt
Sind meine Stunden, Eile thut mir not.
Ja, wiß es, Bruder! dieser Frühling ist
Mein letzter, wenn es je mir Frühling war,
Und um zu sterben, brauch' ich jetzt nicht mehr
Mein Schwert zu wenden gegen meine Brust,
In meinem Marke wühlt der Tod, die Kraft
Geht mir versiegen, unstet flackert noch
Die Lebensflamm' auf dem verglühten Stoff.
Drum zaudre nicht! Ich fordre jetzt den Sold,
Für eine frühverzehrte Jugend, für

Ein Leben, das in deinem Dienste schwand.
Nur diesen Lohn begehr' ich, daß zuletzt
Du noch hintretest vor mein brechend Aug'
Im Glanz der Krone, die ich dir erkämpft.

Friedrich. Was ich dir schuldig bin, ich hab' es nie
Verleugnet; tief und ewig ist mein Dank.
Könnt' ich, was du von deinem Leben mir
Geopfert, aus dem meinen dir erstatten!
Könnt' ich als Leiche vor dir niedersinken,
Damit du blühend ständest und verjüngt!
Doch eines ist, was ich versagen muß:
Der Ehre wank' ich nicht, und wär's dein Tod.

Leopold. Mein Atem, wenn er gleich sich mühsam hebt,
Ist doch so wirksam noch, daß er ein Heer,
Ein mächtiges, beseelet und bewegt;
Noch kann er Sturm erregen, und er wird's.
Du bist mein Feind, denn du bist Habsburgs Feind;
Nicht Ludwigs, mein Gefangner bist du jetzt.
Versuch's! stell' dich zur Wehre! ruf dein Volk
Zu Hilf'! Der Bannstrahl zischt, du stehst allein.

Friedrich. Meint ihr, ihr Thoren, daß ich mir die Kron'
Aufdrängen lasse? Wenn ich eifrig war,
Sie zu erstreben, standhaft werd' ich sein,
Sie abzuwehren. Eitle! heb dich weg!
Noch bin ich Herr, von dir noch unbesiegt.

Leopold. Du sollst mich wiedersehn. So lang mein Puls
Noch zucket, werd' ich dein Verfolger sein.
Wie ich dir diente, werd' ich dich bekämpfen,
Und sink' ich in der Schlacht des Bruderkriegs
Entseelt vom Roß und wälzen sie auf mich
Den Stein des Feldes, glaube nicht, ich könn'
Im Grabe rasten! Rastlos wird mein Geist
Dich suchen und dich quälen.

(Friedrichs Hand krampfhaft fassend.)

Leb' ich noch?
Bin ich nicht Leiche schon? Ist diese Hand
Nicht starr, mein Hauch nicht Grabeshauch, mein Blick
Nicht Hölle?

Friedrich (zurückschaudernd).

Weg!

Isabella. Ihr Heil'gen, steht uns bei!

Leopold. Verschling mich, Abgrund! Stürme, reißt mich hin! (Ab.)

Friedrich. Nun, Isabella, hast du selbst gehört,

Ich hab' es mit Verzweifelnden zu thun,
Und rascher That bedarf es. Nimmermehr
Will ich das Werkzeug fremder Pläne sein.
Mit jenem Handschlag in des Bayers Hand
Hab' ich mir selbst mein Schicksal festgesetzt,
Und nimmer soll mich dieser Vorwurf treffen,
Daß ich den Zwang, den ich vermeiden konnte,
Zum Vorwand eines Treuebruchs gebraucht.
Noch bin ich frei, noch einen Augenblick;
Noch bin ich nicht vom Bann gezeichnet, noch
Von meines Bruders Scharen nicht umringt;
Und diesen Augenblick der Freiheit nütz ich,
Zurückzuschreiten in den Kerker.

Isabella. Weh!
Du wolltest?

Friedrich. Ja, ich will. Das ist mein Stolz,
Daß ich noch wollen kann. Ich glaubte mich
Erniedrigt, aus der Freien Zahl getilgt
Und fühle jetzt mit eins mich frei und groß
Und atme leicht und blicke freudig auf,
Daß ich noch Kronen von mir stoßen, noch
Den Kerker kann erwählen statt des Throns.
Leb' wohl, mein Herz! Zu Rosse schwing' ich mich,
Das Thor ist offen und die Straße frei.

Isabella. Treuloser! meiner Blindheit solltest du
Ein Führer sein und läßt mich hilflos stehn;
Du solltest heilen mein verweintes Aug'
Und giebst ihm neue Zähren, heißere.
Du darfst nicht fliehen, nein; ich lass' dich nicht.

Friedrich. Was klammerst du dich fest? Es ist umsonst.
Ich gab mein Wort.

Isabella. Nichts weiter, als ein Wort?
Was ist ein Wort denn gegen meine Liebe?
Ein totes Wort, ein Schlag der hohlen Hand,
Was soll das gelten, wo das Leben glüht?
Ein Wort soll in der Fülle deiner Kraft
Hinab dich in das Grab des Kerkers bannen,
Soll aus dem Licht des Frühlings, aus dem Atem
Der Liebe dich in Nacht und Moder ziehn?
Nein, Friedrich, nein. Verfangen bist du mir,
In meiner Liebe Kreisen wandelst du,
Du lebst von meinem Leben, nimmer läßt
Mein Herz das deine ...

Friedrich. Bluten, brechen muß
Dein Herz und meines; dazu liebten wir.
Laß mich!

Isabella. Dein Wort hast jenem du verpfändet,
Du gabst auch mir ein Pfand, ein teures Pfand.
Ja, Friedrich, was ein süß Erröten dir
Gestehen sollte, jetzt verzweiflungsvoll
Muß ich's zum Ohr dir schreien: ich bin Mutter.
(Sie wirft sich vor ihm nieder.)
Verlaß mich nicht in dieser finstern Nacht!
Dein Knie umfass' ich, o verlaß mich nicht!

Friedrich. Ich muß, es wird zu spät, ich muß; mich brennt
Der Boden hier. Laß, laß mich! lieg im Staube!
Du bist des unglücksel'gen Friedrich's Weib. (Ab.)

(Isabella wird von ihren herbeieilenden Frauen aufgehoben und hinweggeführt.)

2. Scene.

Saal im Schlosse zu München.

Ludwig tritt auf, setzt sich nieder und blickt nachdenklich in die Galerie hinaus, wo seine Söhne Albrecht, Stephan und Otto Ball spielen.

Ludwig. Dort spielen meine Knaben, lustig fliegt
Der bunte Ball herüber und hinüber.
In meiner Knabenzeit da schlug ich so
Mit Friedrich und mit Leopold den Ball;
Doch andres Spiel begann uns, ernsteres,
Gewaltig Schicksal warfen wir uns zu,
Und müde bin ich von so strengem Spiel.
Mehrere Bürger von München nähern sich durch die Galerie.
Die Bürger kommen. Seid mir schön gegrüßt,
Getreue Münchner! Laßt mich wissen, was
Euch Anlaß gab, mich um Gehör zu bitten!

Erster Bürger. Wir sind schon fast beruhigt, hoher Herr,
Seit wir nur Euer teures Antlitz schaun.
Es hatte durch die Stadt sich das Gerücht
Verbreitet, daß Ihr plötzlich in der Nacht
Hinausgeritten zu dem Heere, das
Nach Brandenburg bestimmt ist, Eurem
Erlauchten Sohn zur Hilfe. Billig ist's,
Daß dem bedrängten Sohn der Vater helfe;
Doch hier auch drohet neuer Überfall.
Der alte Dränger Bayerns, Leopold,
Ist, wie Ihr wißt, mit großem Heereszug
In Schwaben eingerückt.

Zweiter Bürger. Zugleich verlautet,
Daß Friedrich, Eurer Großmut ungedenk,
Von neuem sich als König zeigen will.
Erster. Nun ist Euch wohl bekannt, erhabner Herr,
Daß Euren Bürgern nichts zu kostbar ist
Für Euch und Euer Recht.
Zweiter. Mit Gut und Blut
Sind wir zu jeder Stund Euch dienstbereit.
Erster. Dagegen ist uns nichts so unentbehrlich,
Als Eure Gegenwart.
Zweiter. Ja, Herr, in Euch
Ist unsre Stärke.
Erster. Darum waren wir
Bestürzt, zu hören, daß Ihr plötzlich uns
Verlassen, um nach Brandenburg zu ziehn.
Wir sind getrost, Euch noch bei uns zu sehn,
Und bitten aus getreuem Herzen: bleibt
Uns gegenwärtig! und wenn Kampf beginnt,
So steht an unsrer Spitze wie vordem!
Die andern. Das bitten wir. Das bitten alle Bayer.
Ludwig. An jenem Tag, da mich der Fürsten Bote
Zur Königswahl beschied und ich erbangend
Abwehrte den erhabenen Beruf,
Da standet ihr mit andrer Städte Bürgern
In diesem Saal und rieft mir freudig zu
Und drängtet euch ermutigend um mich.
Ihr habt's gewollt, ich stieg auf Deutschlands Thron,
Und meine Sorge, die euch eigen war,
Hat fortan unter viele sich geteilt.
Wo immer, sei's an Deutschlands fernster Mark,
Ein Feind sich rühret, dahin muß ich blicken,
Und wo am schwersten dräuet die Gefahr,
Da muß ich sein mit meiner Gegenwart.
Und jetzt, in diesem ernsten Augenblick,
Wo dort und hier nach mir gerufen wird,
Steh' ich noch spähend, wo am dringendsten
Des Königes Erscheinen nötig sei.
Der Burggraf führt das Heer nach Brandenburg;
Es kann geschehn, daß ich ihm folgen muß,
Doch nicht, als ob mich's dorthin stärker ziehe,
Weil dort mein Sohn gefährdet ist. Auch hier
Sind meine Kinder, alle lieb' ich gleich.
Herein, ihr Knaben! (Seine Söhne kommen herbei.)

Stellt euch her zu diesen.
Sie sind die Meinigen, wie ihr es seid,
Und ruft des Reiches Not mich anderwärts,
Ihr bleibt bei ihnen als ein Unterpfand,
Daß euch und ihnen eine Sorge gilt.
Und mehr nicht, wahrlich, können sie verlangen,
Als daß ich so für ihre Sicherheit
Bedacht sei, wie ich's für die eure bin.
Seid ihr zufrieden, Bürger?

Die Bürger. Herr, wir sind's.

Ludwig. Wohlan, so sagt den Euren, was ich sprach!
(Die Bürger ab.)
Es ist ein Schweres, mit gebeugtem Geist
Der andern Mut noch hilfreich aufzurichten.
In Zeiten allgemeiner Drangsal ist
Fürwahr der König der Bedrängteste,
Auf den sich jeder wirft mit seiner Not.

Albrecht. Du bist so traurig, Vater! Komm heraus!
Sieh unsrem Spiele zu! Du liebst es sonst.

Stephan. Sei ohne Sorgen, Vater! Laß ihn kommen,
Den Leopold! Du hast ja um die Stadt
Die große neue Mauer lassen baun.

Otto. Bleib du! schick' mich dem Bruder in die Mark!

Albrecht (am Fenster). Ei, welch ein schöner Ritter auf dem Hof!
Sein goldfarb Roß ist ganz mit Schweiß bedeckt.
Der muß ja vornehm sein, der Marschalk selbst
Hält ihm die Bügel.

Ludwig. Führt ihn gleich mir her!
(Die Knaben ab.)
Ich wart' auf Botschaft; gute kommt nicht leicht.
Doch wenn das Unheil ganz sich dargelegt,
Kann erst die volle Abwehr wirksam sein.

Friedrich wird von Ludwigs Söhnen durch die Galerie eingeführt.

Die Knaben. Hier ist er.

Friedrich. Ja, hier bin ich.

Ludwig. Täuschet mich
Mein Auge? Friedrich?

Friedrich. Freu' dich nicht! erschrick
Ob meiner Wiederkunft! Sie zeigt dir an,
Daß unversöhnlich deine Feinde sind.
Unmöglich war mir der Bedingungen
Erfüllung, meine Rückkehr selbst ist Flucht.

Ludwig. Bewundern muß ich dich.

Friedrich. Als ich den Bruder,

Der sich mir aufgeopfert, von mir stieß,
Als ich mich losriß von der blinden Gattin,
Damals, im ersten Schmerze, schien mir's wohl,
Als hätt' ich Übermenschliches gethan;
Doch, nun ich's recht betrachte, that ich nichts,
Als das Geringste, was ein Mann kann thun;
Ich hielt, was ich versprochen. Größre Thaten,
Ruhmwürdige, die ich mir einst geträumt,
Vereitelte mein feindliches Geschick.
Doch, daß ich mindestens mein Wort gelöst,
So gut ich konnte, davon zeuge dir
Die Krone hier!

(Er deckt die Krone auf, die er unter dem Mantel mitgebracht.)

Sie ist das einzige,
Was deinen Feinden zu entreißen war,
Es ist die Macht nicht, doch ein Schein der Macht,
An dem sich oft mein kindisch Herz vergnügt

(Er legt sie von sich.)

Ich selbst bin dein Gefangner wie zuvor.
Laß mich zur Trausnitz führen! Mich verlangt
Nach Einsamkeit, mein Leben ist verlebt.

Ludwig. Du ein Gefangner? Nein, du bist ein Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest du.
Vor dir verliert mein Purpur seinen Glanz;
Nicht kann ich König sein, wenn du's nicht bist.
Ja, Friedrich, als du tratst in diesen Saal,
Da hub es sich zu hellen an, und jetzt
Ist mir es klar geworden wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
Wir trieben uns durch Fluten und durch Flammen,
Durch blut'ge Schlachten, Kerker, Kirchenfluch,
Und mit uns lernten unsre Völker sich
Verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
Die einem Stamm entsprossen sind, gleich uns,
Die alle deutschen Blutsgenossen sind.
Und doch so nahe lag die Lösung; nicht
Im Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
Das Herz nur kann uns retten, das uns stets,
Wann wir zum Kampfe schritten, Warnung gab,

Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
Wann Heer dem Heere schon die Stirne bot.
Als wir noch waren wie die Kinder hier,
Die dich mir eben zugeführt, da wußten
Wir beßre Wege. Damals hatten wir
Die Schüssel und den Becher und das Bett
Gemeinsam, und warum nicht jetzt den Thron?
O hätt' ich dieses längst dir angeboten!
O hättest du es längst von mir begehrt!

Friedrich. Du träumest, Ludwig!

Ludwig. Das ist mehr als Traum
Es steht mir wahr und wirklich vor dem Geist,
Und wie es vor mir steht, verkünd' ich dir's:
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir sollen's beide haben als ein Mann
Und als ein Mann uns wider jeden setzen,
Der unser einem feindlich sich erweist.
Wir sollen Brüder heißen und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel unsrer Macht
Soll beider Name sich verschlingen, und
Wir selbst auch sollen fest verflochten sein
Und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf!
Die Krone, Friedrich, die du mir gebracht,
Ich setze sie auf dein geweihtes Haupt.

(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' ist heilig. Unser großer Ahn,
Der königliche Rudolf, schaut hernieder
Und segnet uns, und hier in diesen Kindern
Grüßt freudig uns das werdende Geschlecht.

Friedrich. Ich faß' es nicht.

Ludwig. Jetzt bin ich hochgemut,
Jetzt bin ich stark, jetzt führ' ich selbst mein Heer
Gen Brandenburg und bin des Siegs gewiß.
Dir, Bruder, übergeb' ich unterdes
Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann dir Teureres nicht anvertraun,
Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt setzen,
Der so in allem mein Vertreter und
Verweser wäre, so mein andres Selbst.
Wenn Leopold herangezogen kommt,
Mein Bayern zu verwüsten, tritt ihm du

Entgegen in der Königswürde Schmuck!
Und lächeln wird sein finstres Angesicht.

Friedrich. Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist,
Ob im feindsel'gen Treiben dieser Erde
So herrlicher Entschluß bestehen kann.
Genug, es ist in dieser großen Stunde,
Es lebt in diesem hehren Augenblick,
Ich fühl's und werfe mich an deine Brust.

(Sie umarmen sich. Die Knaben drängen sich mit Zeichen der Freude an sie.)

Ludwig. In dieser innigen Umarmung sei
Auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk!

Dramatische Entwürfe.

König Eginhard.

I.

Die Entführung.

1. Scene.

Zimmer in der Burg zu Prag.

Eginhard, Herzog in Böhmen, und Dietwald, ein alter Ritter.

Dietwald. Nun, Ihr habt frühzeitig den fürstlichen Sitz Eurer Väter eingenommen. Wie gefällt es Euch, erlauchter Herr?

Eginhard. Schlecht, Alter! Der Sattel ist der einzige Sitz, an dem ich Behagen finde; der trug mich in der weiten, freien Welt herum, der herzogliche Thron aber bleibt immer unter seinem engen Samthimmel festgebannt. Ich kann mich hier nicht rühren und regen. Will ich essen, so schneidet mir der Truchseß die Bissen vor; will ich trinken, so hält mir der Schenk den Becher hin, wie einem Kinde; will ich aufs Pferd steigen, so hebt man mich hinauf; will ich jagen, so treibt man mir das Wild vor den Schuß: will ich denken, so kommen die Räte gesprungen und ertränken alle meine Gedanken mit ihrem guten Rat. Ja, im Ritterleben war es anders.

Dietwald. Ihr habt recht, gnädigster Herr! Draußen in der frischen Luft dacht' ich nie an mein vorgerücktes Alter. Ich drückte den Helm über meine grauen Haare, der Frühling spiegelte sich in meiner blanken Rüstung, den jugendlichen Schwung meines Rosses nahm ich für meine eigene Kraft.

Eginhard. Traun, ich glaube: wer immer zu Rosse säße, würde nicht sterben, sondern zuletzt in Flammen gen Himmel fahren.

Dietwald. Und nun hier die dumpfe Hofluft macht meine Haare bleicher, meine Augen matt, meine Nerven schlaff. Ich bin vom Rosse geworfen, die Waffen sind mir ausgezogen, ich stehe da, verdorrend wie ein abgeschälter Baum.

Eginhard. Nein, Dietwald, so bleibt es nicht. Ich bin noch nicht von der edlen Ritterschaft geschieden, die Dame meines Herzens

steht noch mitten in der Welt der Abenteuer, ich muß zurück und sie herausholen.

Er erzählt nun, wie er sich in Adelheid, die Tochter des Kaisers Otto, des Feindes von seinem Stamme, auf einem Turnier verliebt (hierher gehört der Inhalt der Romanze „Der Sieger") und wie Adelheid bereits im Kloster zu Regensburg sei, um nächstens als Nonne eingekleidet zu werden. Sie beschließen die Entführung. Sie wollen sich für Abgesandte des Kaisers ausgeben, die der Prinzessin kostbaren Schmuck überbringen, um am Tage der Einweihung die Heilige des Klosters damit zu zieren. Dietwald, dem seine grauen Haare Ansehen geben, soll die Hauptperson spielen, Eginhard will ihm als Diener folgen. Ein Brief, als von dem Kaiser geschrieben, soll Adelheiden ihre Absicht eröffnen.

2. Scene.

Klosterhof.

Adelheid. Der Welt soll ich entsagen? Was ist denn weiter, dem ich nicht schon entsagt hätte? Meines Vaters glänzenden Palast hab' ich mit der engen Zelle vertauscht. Der heitere Himmel blickt kaum zwischen den hohen Mauern herein; der blühende Frühling liegt hinter ihnen, und der schattige Klostergarten trägt nur wenige Blumen, die gleichfalls trauern, von der übrigen Blumenwelt abgeschlossen zu sein; meine Gespielinnen sind ferne; meine festlichen Gewande, meinen Schmuck hab' ich abgelegt, meine Wangen beginnen zu erbleichen, meine Augen sich zu trüben. Was hab' ich noch, das der Welt angehört? Soll ich auch mein Herz zurücklassen und mein Herzblut, die Liebe? Mein Geliebter ist fern; auch darf ich nicht hoffen, daß er noch an mich denke. Ach! ihm kann ich entsagen, aber nicht meiner Liebe? Mag die Zeit des Gelübdes kommen, wo die Erde in Dunkel sinken und nur der Himmel mit seinen Gestirnen leuchten soll, sei es Tag oder Nacht, solang ich leben soll, muß mein Herz schlagen, und solange mein Herz schlägt, schlägt es . . .

Die Äbtissin kommt mit Dietwald, Eginhard, der ein Schmuckkästchen trägt, und zwei Nonnen aus dem Kloster; sie unterrichtet Adelheid von der vermeinten Absicht der beiden Abgesandten; Adelheid liest den Brief mit großer Bewegung; die Nonnen bewundern den Schmuck.

Äbtissin. Kinder, hanget nicht an den Eitelkeiten der Welt! Betrachtet vielmehr diese Kleinodien im geistlichen Sinn! Seht! diese makellosen Perlen, die in der Tiefe des Meeres in enger Muschel verborgen lagen, deuten auf die Reinheit, zu der sich das Gemüt in der Einsamkeit läutert. Diese Diamanten, die auf den ersten Anblick farblos erscheinen, spiegeln, näher betrachtet, alle schönen

Regenbogenfarben. Das ist die Bescheidenheit und Demut, worunter die schönsten Tugenden verborgen sind. Dieser Rubin, der eine ewige Glut in sich trägt, bedeutet euch die Liebe eines gottergebenen Herzens.

Erste Nonne. Alle diese Tugenden sind dein, liebe Adelheid! (Sie hängt Adelheiden eine Perlenschnur um.) Hier die Reinheit!

Zweite Nonne (legt ihr Demantenarmbänder an). Hier Demut und Bescheidenheit!

Erste Nonne (steckt ihr einen Ring mit einem Rubin an). Und hier die Liebe!

Zweite Nonne. Und nun bist du geschmückt wie eine Braut.

Äbtissin. Als eine Braut des Himmels. (Adelheid legt die Hand aufs Herz, das im Briefe bestimmte Zeichen der Einwilligung.)

Eginhard (tritt vor und faßt ihre Hand). Nein, meine Braut, so wahr Gott im Himmel lebt.

Adelheid. Dein, ewig dein.

(Eginhard umschlingt Adelheid und eilt mit ihr zur Pforte hinaus. Dietwald folgt.)

Äbtissin (dem Kloster zueilend). Hilfe! Hilfe! Raub! Kirchenraub!

Erste Nonne. Ach, glückliche Schwester!

Zweite Nonne. Viel Heil auf die Fahrt!

3. Scene.

Kaiser Ottos Palast.

Zwei Pagen, Roland und Claudius.

Der Kaiser tritt auf. Er hat die Nachricht von der Entführung seiner Tochter erhalten; wer der Entführer ist, weiß er aber nicht. Er bricht in zornige Reden aus und geht ab. Die beiden Pagen bleiben zurück. Nun entfaltet sich einer der Hauptcharaktere des Stücks. Der Page Roland erzählt, wie sich seine Abkunft in ein wunderbares Dunkel verliere. Er sei als Kind von den Rittern des Kaisers einer slawischen Horde, die ihn wo geraubt haben müsse, abgejagt worden. Man habe bei ihm ein sehr kostbares goldenes Kreuz gefunden, das er nun immer am Halse trage. Er vermutet daher, daß er einer von der Art der fabelhaften Prinzen sei, die nach den Ritterbüchern, wie Florens im Octavianus, nachdem sie lange im Dunkel gelebt, zuletzt wieder zu dem ihrer Geburt würdigen Glanze gelangten. Er glaubt sich auch vom Kaiser sehr distinguiert, der vorhin alle seine zornigen Blicke auf ihn geworfen habe. Er zweifelt nicht, daß die Prinzessin Adelheid ihm vom Schicksal bestimmt sei. Ihre Entführung ficht ihn gar nicht an; er hält den Entführer bloß für ein Werkzeug, durch das ihm seine Braut aus dem Kloster gerettet worden. Er bemerkt zwar, daß er eigentlich selbst die Entführung hätte unternehmen

sollen, er sei aber nicht zum Entschluß gekommen. Überhaupt kann er sich das ganze Stück durch nie zur That entschließen, lebt jedoch stets der festen Hoffnung, daß sein Verhängnis schon alles fügen und ihm dereinst die Prinzessin samt dem kaiserlichen Thron unfehlbar verschaffen werde.

4. Scene.

Burg zu Prag.

Dietwald und ein Hauptmann.

Dietwald trägt diesem auf, daß er heute, als am Hochzeitsfeste des Herzogs, die Wache im Schlosse zu versehen habe. Der Hauptmann kann nicht begreifen, woher in dieser Nacht eine Braut gekommen sein soll. Dietwald versichert ihn, daß es die erhabenste Prinzessin sei, jedoch ohne sie zu nennen; er macht ihm eine abenteuerliche Beschreibung von ihr, wodurch sie als ein Wunder erscheint. Der Hauptmann fragt, ob es eine Feenkönigin, ob es Erlkönigs Tochter sei u. s. w. Sie gehen ab. Eginhard erscheint mit Adelheid, beide hochzeitlich geschmückt; er ist im Begriffe, sie zum Altare zu führen. Adelheid ist voll Sorge wegen ihres Vaters, giebt aber Eginhards Liebkosungen nach. Sie sagt, ihre Liebe zu ihm sei wie ein Traum, indem sie zwar alles auf das lebendigste sehe und fühle, aber keine Herrschaft über sich habe, sondern einer geheimen Gewalt folgen müsse. Sie bittet ihn jedoch, sie an ihren Vater schreiben zu lassen, um dessen Versöhnung zu erbitten, was Eginhard gern zuläßt.

5. Scene.

Kaiser Ottos Lager vor Prag.

Er hat seiner Tochter Brief erhalten, ist aber nur um so mehr erbittert, als er daraus ersieht, daß die Hochzeit bereits vor sich gegangen, und zwar mit dem Sohne seines abgesagten Feindes. Der Page Roland, der die Hochzeit nicht glaubt, wird bei dem Anblick der herzoglichen Burg von Prag von dunkeln Erinnerungen ergriffen. Er meint, daß er vielleicht seiner Geburt nach ein böhmischer Prinz sei. Es erscheinen Abgeordnete der Stadt, die dem Kaiser die Schlüssel überbringen und erzählen, daß Eginhard, um sein Volk nicht den Greueln des Kriegs hinzugeben, sich mit seiner Gemahlin in der Nacht entfernt habe, man wisse nicht wohin.

6. Scene.

Böhmerwald. Im Hintergrunde das Schloß Schildeis.

Eginhard, Adelheid und Dietwald treten auf. Dietwald erkennt das abgelegene Schloß, das seinem Herrn zum verborgenen Aufenthalte

dienen soll. Adelheid sagt, daß es ihr bei den Beschwerden der Reise und bei ihrer Verbannung wohler gewesen sei, als zuvor in der fürstlichen Pracht, weil sie sich dieser unwürdig geachtet, durch das Unglück aber ihre Schuld abzubüßen hoffe. Eckart, der steinalte Burgvogt von Schildeis, kommt von der Jagd zurück und verwundert sich, in dieser Einöde Menschen zu finden. Er erkennt seinen Herzog, irrt jedoch darin, daß er meint, es sei noch Eginhards Vater, von dessen Tode er nichts weiß. Dieser Eckart lebt nicht wie andere Menschen in der Zeit. Er ist als Schildknecht des vorigen Herzogs verwundet worden und hat von diesem das Schloß Schildeis zum Ruheplatz erhalten, wo er sich mit wenigen Knechten aufhält. Seit jener Zeit ist ihm der Lauf der Zeiten stille gestanden; er hat nichts von den Weltbegebenheiten erfahren; er meint, es stehe noch alles wie damals. Die immergrünen Tannen, die öden Felsen ließen ihn den Wechsel der Jahreszeiten weniger bemerken. Er weiß das Jahr seiner Geburt nicht und meint schon seit vielen Jahren, daß er sechzig Jahre alt sei. Sowie nämlich wieder ein Jahr um sein könnte, denkt er immer, er möchte sich doch um ein Jahr geirrt haben, und er tritt daher nie über die Schwelle von sechzig. Eginhard eröffnet ihm seine Lage, sagt, daß er sich unter der Verkleidung eines armen Ritters mit seiner Gemahlin auf der Burg Schildeis aufhalten werde, und befiehlt ihm die strengste Verschwiegenheit an.

7. Scene.

Böhmerwald.

Kaiser Otto ist mit seinem Heer auf dem Rückzuge.

Er hat sich vom Lager entfernt, unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, in der That aber, um den traurigen Gedanken über den Verlust seines Kindes nachzuhängen. Der Page Roland ist ihm nachgefolgt, weil er meint, der Kaiser habe die Absicht, ihm im Walde geheime Entdeckungen zu machen. So sind sie verirrt und von der Nacht überfallen worden. Roland legt in alle Worte und Handlungen des Kaisers einen tiefen Sinn. Wenn ihn der Kaiser „mein Sohn" anredet, so findet er eine Anspielung auf den künftigen Schwiegersohn. Der Kaiser giebt ihm sein Schwert zu tragen, auch dies ist nicht ohne Bedeutung. Ebenso wenn Roland auf einen Baum steigen muß und der Kaiser ihm zuruft: „Steig höher und immer höher!" Roland erblickt ein Licht, und sie gehen danach.

8. Scene.

Ein Vorsaal zu Schildeis.

Die Verirrten, Otto und Roland, kommen in der Nacht an und geben sich für Ritter aus, die nach Abenteuern ziehen. Otto und Egin-

hard haben sich vorher nie gesehen, Adelheid aber ist schon auf ihrem Zimmer. Man weist den Gästen ihr Gemach an, und es gehen alle ab, bis auf Eckart, der den Roland im Vorsaal zurückhält. Eckart hat an dem goldenen Kreuz und einem Muttermal den Roland für seinen Sohn erkannt, der ihm mit dem Kreuze, das Eckart als Gnadenzeichen von dem verstorbenen Herzog erhalten hatte, bei einem Einfall der Slawen entführt worden war. Roland ist unendlich erfreut; das einsame Schloß hat sogleich seine Neugierde gespannt; er glaubt, daß er absichtlich hierher geführt worden. Er bittet seinen Vater, sich zu entdecken, ihm alles zu sagen, indem er nicht anders meint, als daß Eckart irgend ein verkleideter König oder Fürst sei. Eckart sagt, daß hier allerdings ein Geheimnis obwalte, daß er aber vorderhand nicht sprechen dürfe, wobei er das Geheimnis von Eginhards Stande im Sinn hat. Roland giebt sich zufrieden und geht in sein Schlafgemach in der festen Hoffnung, daß er am andern Morgen als Prinz aufgeweckt und das große Glück im Schlaf über ihn kommen werde. Kaiser Otto tritt aus einer Nebenthüre. Seine traurigen Gedanken haben ihn nicht schlafen lassen. Er bereut seine Härte gegen seine Tochter. Er hat sich in die Ecke in einen Stuhl gesetzt und schlummert ein. Die Lampe erlischt, nur der Mond scheint durch die hohen Fenster. Adelheid, gleichfalls von unruhigen Gedanken gequält und von der Anwesenheit der Fremden nichts wissend, erscheint in weißem Gewande in dem Saal, ohne den Kaiser in der dunkeln Ecke zu bemerken. Sie trägt eine Laute, stellt sich an das Fenster in den Mondschein und spielt eine sanfte Melodie. Der Kaiser erwacht, sieht lange ungewiß hin und springt endlich auf. „Mein Kind! Wach' ich, oder träum' ich?" Adelheid erschrickt. „Geist meines Vaters!" ruft sie und entflieht. Otto bleibt zurück; er ist noch immer nicht gewiß, ob es nicht ein Traumbild gewesen. Er ruft den Roland. Dieser erwidert gähnend aus dem Nebengemache, ob es nun richtig sei. Denn er meint, man wecke ihn zu der längst erwarteten Herrlichkeit. Die weitere Entwickelung geht nun schnell vor sich.

II.

Schildeis.

Dramatisches Märchen.

Personen.

Otto, römischer Kaiser.
Adelheit, seine Tochter.
Eginhard, Herzog von Böhmen.
Dietwald, ein alter Ritter.
Strato, } Pagen des Kaisers.
Hache, }
Eckart, Burgvogt zu Schildeis.
Paul, ein Einsiedler.
Bürgermeister und Rat von Prag.
Äbtissin.
Zwei Nonnen.
Hauptleute. Hofdiener. Knechte.

Zimmer in der Burg zu Prag.

Eginhard. Dietwald.

Dietwald. Ihr nahmet früh den herzoglichen Sitz
Der Väter ein; wie schlägt's Euch zu, mein Fürst?
Eginhard. Gar schlecht. Der Sattel ist der einzige Sitz,
Der mir behagt; der trug in freier Welt
Mich um, doch dieser herzogliche Thron
Bleibt ewig unter seinem engen, düstern
Samthimmel festgebannt. Ich kann mich hier
Nicht rühren; will ich essen, schneidet mir
Der Truchseß alle Bissen; will ich trinken,
Mir hält der Schenk, wie einem Kind, den Becher;
Will ich zu Pferde, hebt man mich hinauf;
Such' ich im Jagen mir ein reger Leben,
Sie treiben gleich das Wild mir vor den Wurf;
Will ich gar denken, kommen mir die Räte
Gesprungen und ertränken die Gedanken
Mir im Entstehen gleich mit gutem Rat.
Im Ritterleben wahrlich war es anders.
Ein Labetrunk, von schöner Hand kredenzt,
Der kostete sauren Schweiß im Lanzenbrechen.
Dietwald. Ja, draußen in der frischen Luft vergaß ich
Mein vorgerücktes Alter ganz, ich drückte
Die Sturmhaub' über dieses graue Haar.
In meiner blanken Rüstung spiegelte
Der Frühling sich, den jugendlichen Schwung
Des Rosses nahm ich für mein' eigne Kraft.
Eginhard. Wer stets zu Rosse säß', er stürbe nicht,
Er führ' am End' in Flammen himmelan.

Dietwald. Nur hier die dumpfe Hofluft macht die Locken
Mir grau, die Augen matt, die Nerven schlaff.
Vom Roß bin ich geworfen, abgezogen
Sind mir die Waffen, und ich stehe da
Verdorrend, wie ein abgeschälter Baum.
Eginhard. So darf's nicht bleiben, Freund! Ich bin noch nicht
Geschieden von der edeln Ritterschaft;
Die Dame meines Herzens stehet ja
Noch mitten in der Welt der Abenteuer.
Ich muß zurück, ich hole sie heraus.
Dietwald. Befragt doch Eure Räte! Freier sollt Ihr
Aussenden, die an irgend einem Hof
In bester Form anhalten um die Braut.
Eginhard. Gedenkst du des Turniers zu Regensburg?
Der Bayernherzog gab es.
Dietwald. O ja; wie saßen
Die schönen Damen rings auf dem Gerüst!
Eginhard. Die andern waren Laub nur, Adelheit
Die Rose.
Dietwald. Adelheit, des Kaisers Tochter?
Eginhard. Wie ich aufblickte, traun! es wollte da
Des Herzens Schlag den Panzer mir durchbrechen,
Der Wangen Glut durchbrennen das Visier.
Ihr sanftes Augenlicht, es war in mir
Zu Flammen, ihrer Rede mildes Wehn
Zum Sturme, sie, der schöne Maientag,
In mir zum brausenden Gewitter worden,
Und, alles niederdonnernd, brach ich los.[1])
Dietwald. Hat sie denn ihre Huld Euch zugesagt?
Eginhard. Mit Worten nicht, doch mit dem süßen Blick.
Ich kann mich kaum besinnen, was sie sprach.
Die Worte wehten nur wie Frühlingslüftchen
Um mich, derweil ich in dem blauen Himmel
Der Augen mich verlor.
Dietwald. Doch kennt Ihr wohl
Den Haß des Kaisers gegen Euer Haus,
Der Euch verschließt den kaiserlichen Hof.
Eginhard. Noch mehr! sie ist zum Klosterstand bestimmt.
Sie ist im Nonnenstift bei Regensburg.
In wenig Wochen wird sie eingeweiht,
Wenn nicht die kühne Liebe sie erlöst.

[1]) Vergl. hierzu das Gedicht „Der Sieger" (2, 44).

Dietwald. Die Klostermauer schließt sich um sie her,
Noch stärkrer Zwinger ist des Vaters Macht.
Eginhard. Sprich du nicht so verzagt! denn eben dich
Ersah ich zum Vollführer dieses Werks.
Die grauen Locken bergen gut den Schalk.
Ich werd' auf einen Tag dein Diener scheinen.
Doch komm! beraten wir das weitere!
Noch heute, Dietwald, sitzen wir zu Roß.
Dietwald. Ich folge. Bleib' ich länger hier am Hof,
Wohl müßt' ich sterben in den nächsten Tagen. (Beide ab.)

Klosterhof.

Adelheit. Der Welt soll ich entsagen? Was denn ist's,
Dem ich, Verstoßene, nicht schon entsagt?
Des Vaters glänzenden Palast hab' ich
Vertauschet mit der Zell'; der heitre Himmel
Kann kaum einblicken zwischen diesen Mauern,
Dahinter, ach, der holde Frühling liegt.
Der schattig kühle Klostergarten trägt
Nur wenig Blumen, welche gleichfalls trauern,
Daß sie getrennt sind von der Blumenwelt;
Die munteren Gespielen sind mir fern;
Den Schmuck, die Festgewande legt' ich ab;
Der Wangen Röte flieht, der Augen Glanz;
Was hab' ich weiter, das zur Welt gehört?
Gehört auch meine Liebe denn der Welt?
Ach der Geliebte ist ja weit von mir;
Ich darf nicht hoffen, daß er mein noch denkt;
Auch ihm kann ich entsagen, nicht der Liebe.
Solang ich leb', im Kloster, in der Welt,
Solang ich lebe, muß dies Herz ja schlagen
Bei Tagen, bei Nacht, im Wachen oder Traum,
Und dieses Herzens Schlag ist Liebe nur.

Die Äbtissin, Dietwald, in ritterlicher Kleidung; Eginhard, als dessen Diener, ein Kästchen tragend, und zwei Nonnen treten auf.

Äbtissin. Wir suchen, fromme Tochter, dich. Hier dieser
Ehrwürd'ge Ritter überbringet dir
Ein Schreiben deines gnädigsten Herrn Vaters
Samt einem Schmuck von unschätzbarem Wert,
Den du an des Gelübdes großem Tag,
Der Heil'gen unsrer Kirche weihen sollt.

Dietwald. In tiefster Demut reich' ich Euch den Brief,
Verehrteste Prinzessin! Wär's erlaubt,
Der Klosterjungfrau heilige Gedanken
Zurückzuleiten auf das Spiel der Welt,
So würd' ich Euch die tausend Grüße melden,
Die mir am Hofe jeder Mund befahl.
Äbtissin. Lies ungestört das Schreiben, frommes Kind!

(Sie geht mit den beiden Nonnen nach dem Hintergrund. Adelheit stellt sich auf die rechte Seite der Scene, Eginhard auf die linke, Dietwald in die Mitte.)

Adelheit (liest, plötzlich fährt sie auf).
Ihr Heil'ge! ist es möglich? Eginhard?

(Eginhard legt die Hand aufs Herz.)

Dietwald. Entschließt Euch, Fräulein! Diesmal oder nie!
Gebt uns das Zeichen, das im Briefe steht!
Adelheit. Was kann ich sagen, thun? Ihr seht: ich zittre.
Ich bin nicht mein, es stürmen fremde Mächte,
Erstaunen, Liebe, Furcht, in meiner Brust.
Dietwald. Um aller Himmel willen, sammelt Euch!

(Die Äbtissin kommt mit den Nonnen zurück.)

Äbtissin. Hast du gelesen?
Erste Nonne. Schwester Adelheit,
Beschauen wir den schönen Schmuck noch nicht?

(Sie tritt zu Eginhard, der das Kästchen öffnet.)

Ei, sieh! die Perlenschleier hier, wie herrlich!
Zweite Nonne. Dies Armgeschmeide! diese Ringe, sieh,
Mit köstlichen Demanten und Rubinen!
Äbtissin. Hängt nicht an Eitelkeiten dieser Welt!
Betrachtet diesen Schmuck in geistlichem Sinn!
Seht! diese reinen, makellosen Perlen,
Die tief in Meeres Grund, in enger Muschel
Verborgen lagen, deuten auf die Reinheit,
Zu der das einsame Gemüt sich läutert.
Die Diamanten, die beim ersten Anblick
Farblos erscheinen, seht sie näher an!
So spiegeln sie die schönsten Regenbogen;
Das ist Bescheidenheit und Demut, drunter
Die schönsten Tugenden verborgen liegen.
Dann der Rubin hier, der ein ewig Feuer
In sich bewahrt, er deutet auf die Liebe,
Die in dem gottergebnen Herzen glüht.
Zweite Nonne (zu Adelheit). All diese Tugenden sind dein, Geliebte!
Drum laß dich auch mit ihrem Zeichen schmücken!

(Sie hängt Adelheit, die in großer Bewegung dasteht, eine Perlenschnur um.)
Hier Reinheit!

Erste Nonne (legt ihr ein demantnes Armband um).
Demut und Bescheidenheit!

Zweite Nonne (steckt ihr einen Ring mit einem Rubin an).
Und nun bist du geschmückt wie eine Braut.

Äbtissin. Als eine Braut des Himmels.
(Adelheit legt die Hand aufs Herz.)

Eginhard (tritt vor und faßt ihre Hand).
Nein, meine Braut; auch nicht dem Himmel laß ich sie.

Adelheit. Dein, ewig dein.

Dietwald. Auf! laßt uns eilen!
(Eginhard umfaßt Adelheit und eilt mit ihr zur Pforte hinaus. Dietwald folgt.)

Äbtissin (dem Kloster zueilend). Hilfe! Hilfe! Raub! Kirchenraub!

Erste Nonne. Ach, glückliche Schwester!

Zweite Nonne. Heil euch auf die Fahrt!

3. Scene.

Kaiserlicher Palast zu Goslar.

Kaiser. Strato. Hache.

Kaiser. Entführt? So lautete die Botschaft? sprecht!
Entführt! Aus dem Gedanken flammt mein Zorn,
Verliert sich dann in der Betäubung Qualm,
Daß ich mich fragen muß, warum ich zürne?
Entführt! und weiter nichts? so karge Red'?
Und keiner, der des Räubers Namen ruft?
Wer mir den nennt, er spricht ein Zauberwort,
Das reiche Schätz' ihm hebet. Wie er's spricht,
Verklärt er sich zum Fürsten, schafft um sich
Ein blühend Land, erbaut ein glänzend Schloß.
Umsonst; da steh' ich, Kaiser ohne Macht.
Selbst der Gedanken Flug erreicht ihn nicht.
Auch nicht ein Bild von ihm, das ich
Mit grimmigen Gedanken fassen könnte! (Ab.)

Strato. Das Schicksal liebt oft wunderbares Spiel.
Da treten Kaiser, Könige, Prinzessen
In wildem Kampf, in Zorn und Jammer auf,
Und der, den aller Augen übersehn,
Weil ruhig er in dem Getümmel steht,
Der ist die Achse, drum das Spiel sich dreht.

Hache. Wärst du mir nicht bekannt, ich fragte dich,
Ob dir was Näheres zu Ohren kam.

Strato. Zu Ohren nicht; es zeigt sich mir im Geist.
Dir kann ich mich vertrauen, alter Freund!
Wer meinst, daß ich sei?
Hache. Der Page Strato.
Strato. Von wannen kam ich?
Hache. Wenn die Sage wahr,
So haben einst des Kaisers Reiter dich
Der frechen Slawenhorde abgejagt,
Die wohl vom Mutterbusen dich geraubt.
Strato. Und nichts vom goldnen, demantreichen Kreuz,
Das an mir hing, das, wie ein Wunderschein,
Von höherer Geburt mir zeugte? nichts vom Mal,
Das purpurn mir am Halse steht und einst
Zu glücklichem Erkennen führen wird?
Hache. Es gehn mir Lichter auf.
Strato. Du lasest wohl
In alten Kunden, wie ein teurer Ring
Vom lüstern Adler ward entführt, der ihn
In dunkle Meerestiefe fallen ließ,
Wo ungesehn er lange Jahre lag,
Bis endlich einst beim festlichen Gelag,
Er hell aufblinkte aus des Fisches Bauch.
Du lasest, wie des Kaisers edler Sohn
Dem Schlächter dienen mußte, wie er bald
Die Falken und Gedanken steigen ließ,
Bis sich die alte, schwarze Rüstung ihm
Zum fürstlich hellen Waffenschmuck geläutert.
Hache. Ich staune.
Strato. Ja, des Kaisers Majestät
Hat schon in mir das Höhere geahnt.
Er zeichnet stets mich aus, er hat zuvor
Die zorn'gen Blicke nur auf mich geworfen.
Hache. Du Neidenswerter!
Strato. Und das Fräulein, ach,
Als sie vom Hofe schied, da schenkte sie
Die blaue Schärpe mir zum Angedenken.
Hache. Gerade wie uns andern.
Strato. Feine List,
Zu blenden euern Argwohn.
Hache. Sprich, um Gott!
So wäre die Entführung denn ein Werk?
Strato. Nicht meines. Öfters dacht' ich zwar daran,
Wie ich die edle Braut erhalten könnte;

Doch niemals bin ich zum Entschluß gelangt.
Das Schicksal, das mich auserwählt,
Hat eines niedern Werkzeugs sich bedient,
Mir sie zu retten; ja, es ist bestimmt.
O wundervoller Glanz! Prinzessin! Thron!
Das Schicksal wandle seinen stillen Gang!

4. Scene.

Zimmer in der Burg zu Prag.

Dietwald und ein Hauptmann.

Dietwald. Ihr, Hauptmann, habt die Wach' in unsrer Burg
Heut an des teuern Herzogs Hochzeitfest.
Hauptmann. Dies Hochzeitfest mag hoch und festlich sein;
Nur eines, dünkt mir, fehle noch, die Braut.
Dietwald. Die Braut? sie kam uns über Nacht, sie ist
Die herrlichste Prinzessin auf der Welt.
Hauptmann. Doch nicht der Elfen Königin? doch nicht
Erlkönigs Tochter? Traun! mir wird unheimlich.
Dietwald. Man sagt, der schöne Herzog habe sie
Im Traum erhascht, gerade noch, als sie
In lichten Morgenwolken schwinden wollte.
Drum hält er auch sie immer an der Hand.
Doch seht! sie kommen. Gehen wir! (Sie gehen ab.)

Eginhard und Adelheit, beide hochzeitlich geschmückt.

Adelheit. Was hülltest du in dieses Scheinglück mich
Von Prachtgewanden, köstlichem Geschmeid?
Du gabst mir ja des wahren Glücks genug.
Eginhard. Es ist der Anzug, so der Fürstin ziemt.
Ich aber bin, bei Gott! ein armer Fürst,
Daß ich der Liebsten nicht mit holden Freuden
Den Pfad zum Altar auszuschmücken weiß.
O sprich! was kann das Auge dir erheitern?
Adelheit. Selbst in die Blicke, die zu dir sich heben,
Hat sich der innerliche Schmerz gedrängt;
So soll es auch der Mund dir nimmer hehlen
Ach, Eginhard, ich hatt' es nie gewußt,
Daß solche Lust und solcher Schmerz
In einem Busen sich vertragen möchten.
Du weißt, wie deine Liebe mich beglückt;
Doch, Eginhard, es ist ein banger Weg,
Der Weg zum Altar ohne Vatersegen.
Ach, Teurer, laß uns den zuvor erflehn!

Eginhard. Zu spät. Dieselbe Kunde, die der Welt
Es sagt, daß Böhmens Herzog dich entführt,
Verkünde dich als Böhmens Herzogin!
Adelheit. Doch wenn vom Tempel wir zurückgekehrt,
Dann laß mich schreiben, laß Versöhnung mich
Erflehn mit jeder heißen, innigen Bitte!
Laß mich dem Vater schreiben, daß die Tochter
Sein nie vergessen, selbst im Augenblick,
Da Priesterhand auf ewig uns vereint,
Daß ich so sehr des Himmels Segen nicht
In stillem Gebet erflehet, als den seinen!
Eginhard. Gehorche ganz des Herzens schönem Drang!
Jetzt laß uns gehn, du süße, süße Braut!
Der Tempel ruft mit festlichem Gesang.
Adelheit. Ich folge dir; ich lebe wie im Traum.
Wohl fühl' ich alles innig, Lust und Schmerz,
Doch keine Herrschaft hab' ich meines Schritts,
Ich muß, wohin die dunkle Macht mich zieht. (Beide ab.)

Goslar. Rüstkammer in der kaiserlichen Burg.

Strato. Hache.

Hache. Freund! hast du ausgeträumt? Sie ist vermählt.
Strato. Ich glaub' es nicht. Nie wird sich Adelheit
Dazu verstehn. Es ist ein loser Brief,
Dadurch der kecke Räuber nun des Vaters
Einwilligung sich zu ertrotzen meint
Und dann das Fräulein selber zu bewegen.
Vergebens; wilder flammt des Kaisers Zorn,
Seit er im Räuber noch den Erbfeind kennt.
Er bricht mit Heeresmacht nach Böhmen auf.
Hache. So gehn wir denn zum Werk und wählen Waffen!
Ein schöner Vorrat, rechte Augenweid'.
Strato. Zuerst such' ich ein gutes Schwert mir aus.
Es soll so Schwerter geben, nimmt man sie
Nur in die Hand, sie schlagen selber zu
Und fehlen keinen Streich; so mocht' ich eins.
Hache. Dies steht mir an, fein wichtig, übt den Arm.
Strato. Auch giebt's gelübte Rüstungen, darauf
Das beste Schwert zersplittert.
Hache. Dieser Harnisch
Gefällt mir, ist recht stahlblau, giebt wohl Funken
Auch breit und wohlgewölbet um die Brust.

Dazu nehm' ich den Helm hier ohne Busch;
Was soll mir jungen Fant der stolze Schmuck?

Strato. Man sagt von Helmen, die unsichtbar machen.

Hache. Ich bin versehn und wünsche, das du bald
Zusammenbringst die Wunderarmatur. (Ab.)

Strato. Wie herrlich, fänd' ich einen solchen Helm'
Dann ging' ich mitten durch der Feinde Wacht
Zum Turme, wo die arme Adelheit
Mit Thränen ihre Fesseln schmelzen möchte.
Wie süßer Schauer wohl ergriffe sie,
Wenn plötzlich der Ersehnte vor ihr stünd'!
Ins Freie führt' ich sie an treuer Hand,
Denn die erschrocknen Wächter würden all
Hinstürzen vor der unsichtbaren Macht.

Kaiser Ottos Lager vor Prag.

Hauptleute und andere vom Gefolge des Kaisers, worunter Strato.

Kaiser (tritt aus seinem Zelt).
Seltsamer Krieg! Es zeigt sich uns kein Feind,
Wir ziehen ungestört ins Herz des Landes;
Kaum stehn wir vor der festen Herzogsstadt,
So ziehen sie heraus mit Friedensfahnen.
Geh, Strato! führe die Gesandten vor!

Bürgermeister und Rat von Prag treten auf.

Bürgermeister. Großmächtigster! Unüberwindlichster!
Schon nahen Eure Heere sich der Stadt
Mit Mauerbrechern, Leitern, Sturmgerät.
Doch dünkt uns übelangewandte Müh',
Die Mauern zu ersteigen und zu brechen,
Wo ringsum alle Thore offen stehn
Und niemand da ist, der den Eingang wehrt.
Wir bitten darum, Eure Majestät
Beliebe, bei Gesang und Glockenschall
In unsre offnen Pforten einzuziehn,
Zu denen wir, zu allem Überfluß,
Die Schlüssel hier kniefälligst überreichen.

Kaiser. So hat er sich gebeugt, der Übermüt'ge?
Wo ist er? trägt er meinen Anblick nicht?

Bürgermeister. Der gnäd'ge Herzog hat sich diese Nacht
Mit Frau Gemahlin aus der Stadt entfernt,
Man sagt, zu einer weiten Pilgerfahrt.
Auch hinterließ er schriftlichen Befehl,

Daß wir, um Blutvergießen zu vermeiden,
In Ruh' erwarten, was der Himmel fügt.
Drum, weil des armen Landes Vater fehlt,
So flehen wir um kaiserliche Huld
Euch, als des Enkellands Großvater, an.

Kaiser. Ha! flieht! ich folge bis ans End' der Welt.
Euch sichern diese grauen Locken nicht.
Es wallt der Grimm in mir wie Jugendblut;
Nicht kann ich sterben, eh' ich mich gerächt.

(Zu den Abgesandten.)

Ihr geht zurück und bringt der Stadt den Frieden!
Dem Lande werd' ich einen Pfleger setzen,
Ein Teil des Heeres bleibt bei ihm zurück.

(Er geht in sein Zelt. Die übrigen entfernen sich, außer Strato.)

Strato. Wie herrlich dort die Fürstenburg sich hebt,
Vergoldet von der Morgensonne Strahl!
Es wandelt seltsames Gefühl mich an,
Erinnerungen aus der fernsten Zeit,
Als hätt' ich meine Heimat hier gefunden.
Ja, kaum betrat ich dieser Stadt Gebiet,
So kommt man gleich friedfertig uns entgegen.
Nicht sollt' es sein, daß gegen jenes Haus
Mein Heldenarm das Schwert, die Fackel schwünge.
Umsonst nicht war mir also schwer ums Herz.

Hache (tritt auf). O Strato, weißt du's? nimmer halt' ich's aus.
Noch heute werf' ich von mir meinen Dienst.
Das Heer wird heimziehn, und kein Schwertstreich fiel.
Wie trüg' ich's, einzureiten in die Stadt,
Die ich verließ mit solchen Hoffnungen?
Die heißen Thränen, die mein Lieb vergoß,
Als sie mich ziehn ließ in die Kriegsgefahr,
Die Gelübde, so ich meinem Heil'gen that,
Mich vorzuthun im edeln Waffenwerk,
Das alles soll nun zum Gelächter werden?
Nein, Strato! heut noch setz' ich mich zu Roß
Und such' ein Feld, wo Heldenehre sprießt. (Ab.)

Strato. Der, scheint es, geht auf Ritterspuren aus;
Ich weiß ein Feld, wo Kaiserkronen blühn.

(Nach der andern Seite ab.)

Schildeis.

Fragment.

Böhmerwald. Im Hintergrunde das Schloß Schildeis.[1])

Herzog Eginhard, die Herzogin, Ritter Dietwald und ein Einsiedler treten auf.

Einsiedler. Dort liegt das Jagdschloß, so man Schildeis nennt,
Ganz in des Böhmerwaldes Innerstem.

Dietwald (zum Herzog). Das ist das Schloß, von dem ich Euch gesagt,
Daß es die beste Zuflucht bieten mag.
Ich hätt' es wahrlich selbst nicht mehr gefunden,
Denn alle Weg' und Stege sind verwachsen,
Seitdem der sel'ge Herzog hier gejagt;
Es sind nun fünfundzwanzig Jahre her.

Herzog (zum Einsiedler). Dank, frommer Bruder, Euch für das Geleit!
Ihr seid der wilden Gegend trefflich kund.
(Zur Herzogin.) Und du, mein gutes Weib, nun hast du endlich
Des weiten Wegs Beschwerden überstanden.

Herzogin. Viel wohler, als in des Palastes Pracht,
Der ich unwürdig oft mich achtete,
War mir auf dieser mühevollen Fahrt.
So meint' ich abzubüßen meine Schuld,
Die Schuld, ach, die ich nicht bereuen kann.

Herzog. Dort kommt ein Jägersmann am Fels herum.

Einsiedler. Der alte Eckart, dieses Schlosses Vogt.

Dietwald. Wie ist er grau geworden und gebeugt!

Eckart tritt auf.

Herzog. Willkommen, treuer Eckart!

Eckart. Seh' ich recht?
So wird mir noch einmal in diesem Leben
Die Freude, meinen lieben Herrn zu schaun!

Herzog. Wie kennst du plötzlich, den du nie gesehn?

Eckart. Ist's möglich? Seid Ihr nicht mein junger Herr,
Der Herzog Wolf?

Herzog. Du sprichst von meinem Vater,
Der vor drei Monden zu den Ahnen ging.

---

[1]) Diese Scene wurde von Uhland unter dem Titel: „Schildeis Fragment" in die Gedichte aufgenommen.

Eckart. Um Gott! davon gelangte nichts zu uns.
Der Himmel schenk' ihm eine sanfte Ruh!
Er sah doch ganz wie Ihr, der gute Herr,
Als er vor Jahren hier beim Jagen war.
Auch dünkt es mir nicht gar so lange her,
Und steht noch alles drüben in der Burg
So, wie der Herr es hinterlassen hat.
Die Sanduhr ist seitdem nicht mehr gelaufen,
Die Armbrust hängt noch dort unabgespannt,
Sein Jägerhut noch mit dem Tannenzweig.
Sein Falke sitzt im Käfig, ausgebälgt;
Das alte Liederbuch, darin er las,
Ist aufgeschlagen, wo er aufgehört;
Ihr könnt fortlesen, wo der Vater blieb,
Es kommen erst die herrlichsten Geschichten.

Einsiedler. Ja, Euer Schloß ist ein seltsamer Ort:
Es wandeln dort in stiller Mitternacht
Die Geister längst Verstorbner durch die Hallen;
Sie kehren gerne zu dem Haus zurück,
Wo alles noch ist wie zu ihrer Zeit.

Eckart. Das ist wohl gar der Junker Dietwald hier,
Der mit dem sel'gen Herzog bei uns war?
Ihr habt Euch was verändert, doch nicht sehr.

Dietwald. Das hör' ich gern, mein alter Jagdgesell!

Herzogin (zu Eckart). Ihr habt wohl manches Jährlein hinter Euch?

Eckart. Ein Sechzig.

Dietwald. Und ein Dreißig noch dazu.

Einsiedler. Das Jahr nicht kennend, das der Welt ihn gab,
Hat er schon längst auf sechzig sich geschätzt,
Doch, neigt das Jahr sich wieder, denkt er stets:
„Ich hab' ein Jährlein leicht zu viel gezählt."
So tritt er über sechzig nie hinaus.

Eckart. Es liegt ja doch am Ende wenig dran.

Einsiedler. Kein Wunder, daß die Zeit ihm stille stand
Und daß er meinet, alles steh' im Alten;
Denn kein Ereignis zeichnet' ihm die Tage,
Seitdem der sel'ge Herzog hier gejagt,
Noch hört' er Kunde von dem Lauf der Welt.
Den Wechsel selbst der Jahreszeiten läßt
Der Tannenwälder ewig dunkelgrün,
Der Felsen ewig frühlingslose Öde
In unsrer Wildnis weniger bemerken.

Eckart. Ganz recht! ich hab' es niemals so bedacht

Einsiedler. Ihr Teuersten! des Menschen Leben ist
Ein kurzes Blühen und ein langes Welken.
Durch diesen einfach langen Wechsel zieht
Der Jahreszeiten schneller, bunter Tausch
Und schafft dem Menschen, der, dazwischen stehend,
Nicht folgen kann, so mannigfaches Weh.
Denn wann der Herbst das Feld entblümt, entlaubt,
Da trübt sich selbst des frischen Jünglings Sinn,
Er muß das Alter kosten vor der Zeit.
Noch schmerzlicher, wann sich der Lenz belebt,
Da will des Greisen Wange neu sich röten,
Sich zu verjüngen meint das matte Herz.
Ach, kurze Täuschung nur!
Der dürre Stamm, er treibt ein schwaches Laub
Doch zu gesunder Blüte bringt er's nicht.
Drum lob' ich diese wechsellose Gegend,
Wo nichts im Herzen weckt der Sehnsucht Qual.

Dietwald (seitwärts zum Herzog).
Der Pred'ger in der Wüste hier hat wohl
Seit langer Zeit sich nicht mehr ausgesprochen.

Einsiedler. Es ist, als wäre diese Gegend früh
Zurückgeblieben hinterm Schritt der Zeit.
Die weiten stillen Wälder, wo der Mensch,
Des Schöpfers letztes Werk, noch fehlt;
Und dort noch in der Ferne das Gebirg,
Das liegt nun vollends außer aller Zeit.
Auch nicht das Pflanzenreich ist dort geschaffen.
Die Elemente sind noch nicht geschieden:
Ein Chaos ungeheurer Felsenblöcke
Voll tiefer Klüfte, drein kein Licht noch fiel,
Nur daß oft Flammen aus dem Abgrund zucken;
Die dunkeln Wasser rauschen schaurig drunten,
Und Wolken liegen in den Schluchten hin.
Es kam mich einsmals dort gar seltsam an,
Als ich so über die toten Massen
In eigner kräftiger Bewegung schritt;
Es glüht mein Aug', es hebet sich mein Arm,
Mein Mantel wallt, es flattern meine Locken,
Ich rufe durch die Stille hin: „Es werde!" —
Unmächt'ge Stimme schwacher Kreatur!

Herzog. Auch hieher dringt noch die rastlose Zeit.
Die Tannen, die so trotzig stehn, sie müssen
Zur Menschenwohnung sich zusammenfügen;

Die Felsen werden vom Gebirg gerollt
Und steigen neu als hehre Dom' empor.

Dietwald. Kaum tretet Ihr in diese Wildnis ein
Und habt schon so tiefsinnige Gedanken!

Herzog. Und nun, mein guter Eckart, sei mir treu,
Wie du es meinem lieben Vater warst!
Wir nehmen unsern Sitz in diesem Schloß,
Ich und die werte Frau hier, mein Gemahl;
Doch bleibt es ein Geheimnis, wer wir sind.

Herzogin. So ziehn wir denn zur neuen Hofburg ein! (Alle ab.)

Zwei Wanderer treten auf und singen.

Der erste. O Tannenbaum, du edles Reis,
Bist Sommer und Winter grün;
So ist auch meine Liebe,
Die grünet immerhin.

O Tannenbaum, doch kannst du nie
In Farben freudig blühn;
So ist auch meine Liebe,
Ach, ewig dunkelgrün.

Der zweite. O Birke, die so heiter
Aus dunkeln Tannen glänzt
Und sich vor andrem Holze
Mit zarten Blättern kränzt.

Mein jugendliches Hoffen,
O Birke, gleicht es dir?
Du grünst so früh, so helle
Und neigst doch deine Zier. (Ab.)

Böhmerwald. Nacht.

Hache (tritt auf). Was streif' ich lang nach einer Herberg' um,
Wo rings das weiche Moos entgegenschwillt,
Die Nachtigall ein feines Schlaflied singt!

(Er legt sich gegen den Hintergrund unter einen Baum.)

Die Heerschar lagert wohl nicht weit von hier.
Wie ist mir wohl, daß ich, daraus erlöst,
Nicht mehr ein Glied bin eines fremden Leibs!
Nun bin ich mein. Was mir im Haupte glüht,
Im Herzen schlägt, das bringt mein Arm zur That.
Wie heißt das Lied nur vom Wolfdieterich?
Als er sich lagert' unter jener Linde.

Darunter keiner liegen durft', er wollte
Denn Streites pflegen mit dem König Otnit.
Und wie er nun von Otnit ward geweckt!

Auf sprang Wolfdieteriche,
Er war zornig genug.
Wie habt Ihr mich erschrecket!
So sprach der werte Mann,
Wie unsanft mich geweckt!
Ihr hättet's wohl gelahn.

O würd' ich so geweckt zum biedern Kampf!
Wär' dies die Lind'! Wie sanft entschlief der **Held!**

Da tönte wohl hernieder
Gar meisterlicher Schall,
Da sangen schöne Lieder
Drossel und Nachtigall.
Der Held von solchem Sange
Gar hohen Mut gewann,
Und unter süßem Klange
Entschlief der werte Mann.

(Er schlummert ein. Der Kaiser und Strato erscheinen.)

Kaiser. Wir haben uns vom Lager weit verirrt.
Die Nacht umfängt uns dunkler, immer dunkler;
Der Wald, er wirrt uns immer dichter ein.
Bisher noch hofft' ich auf des Mondes Aufgang,
Hier aber mag sein Licht uns wenig frommen.
Wir stehen zwischen hoher Baumwand, wie
In einem unterirdisch tiefen Turm.
Doch steig einmal zur Zinne, Strato! klimm
Auf diese Tanne, ob kein Licht sich zeigt!

Strato. Mir dünkt' es lang ein wunderbares Jagen;
Ihr liefet mit dem Bogen in der Hand
Und ließt das schönste Wild vorüberziehn.

Kaiser. Nicht Jäger war ich, nein, ich war gejagt
Von wilden Sorgen, traurigen Gedanken.
Doch steig hinauf! vorsichtig fein, mein Sohn!

Strato (im Hinaufsteigen). Mein Sohn! o teuer vorbedeutend Wort!

Kaiser. Steig hoch und immer höher!

Strato (kletternd). Hoch und höher!
Du willst es; ja, ich steige, bis der Kranz
Der Sterne mir das stolze Haupt umstrahlt.
Was seh' ich? Wunder!

Kaiser. Närrischer! Was ist's?
So sprich doch, Strato! Strato, hörst du nicht?
Du rührst dich nicht? Hat dich ein Greif entführt?
Sprich! bist du festgewachsen an den Baum?
Sprich oder komm herab!
Strato. Es ist vorbei.
Ich komme. (Steigt nieder.)
Kaiser. Sag' einmal, was du gesehen!
Strato. Wie ich da steige, stets den Sternen zu,
Erscheint ganz nahe mir ein großes Licht.
Fürwahr, erst meint' ich, in den Mond zu schaun,
Auch sah ich himmlische Erscheinung.
Nur mahnten mich die runden Scheiben bald,
Es sei ein irdisch Fenster, drein ich schau'.
Ich sah durch eines Vorhangs Flor sechs Schritte
Von mir, doch ach, sechs Schritte durch die Luft,
Die schönste weibliche Gestalt; sie löste
Das glänzende Gewand; da, plötzlich, ach!
Erlischt die Kerz', und alles ist vorbei.
Kaiser. Gut! Wo ein Fenster ist, ist auch ein Haus,
Laß uns das suchen mit vereintem Fleiß!
Strato. Noch immer flimmert's vor den Augen mir.
Ja, große Dinge werden hier sich zeigen.
(Sie wollen gegen den Hintergrund abgehen. Strato, der vorangeht, wird den Hache gewahr.)
Strato. Zurück! zurück! Was seh' ich hier?
Kaiser. Was ist's?
Strato. Nur leise, bester Herr! er möcht' erwachen.
Ein Wappner, trägt ein mächtig langes Schwert.
Kaiser. Ein schlafender Held, ein eingestecktes Schwert.
Strato. Man weiß nicht, wer er ist; wenn jemand nur
Die Locken hübe, die sein Antlitz decken,
Recht wild und gelb, wie eine Löwenmähne.
Ich denk': wir lassen ihn; er schläft so gut.
Kaiser. Vielleicht läßt sich erkunden, wo wir sind.
He, lieber Freund!
(Er rüttelt den Hache. Strato tritt zurück.)
Hache (erwachend). Wie unsanft mich geweckt!
Auf sprang Wolfdieteriche . . .
(Er erhebt sich.)
Strato (fährt zusammen). Wolfdieterich! Behüt' uns Gott, der Herr!
Hache. Wen seh' ich? meinen Kaiser?
Kaiser. Hache, du?

Strato (sich ihm nähernd).
Bist du's? um Gott! wie findet man dich hier?
Du bist ja gar erschrecklich, wenn du schläfst!
Hache. Es scheint: wir hatten sämtlich gleiches Los,
Im Walde zu verirren.
Kaiser. Nun, wir sind
Nicht fern von Menschenwohnung; gleich hieneben
Hat sich ein Licht gezeigt. Doch, lieben Freunde,
Laßt uns verbergen, wer wir sind! ich bin
In Feindes Lande hier; als fahrenden Ritter
Führ' ich mich ein.
Hache. Wir heißen Eure Knappen.

Zimmer zu Schildeis.

Otto, Eginhard, Eckart, Strato, Hache stehen vom Tisch auf.

Otto (zu Eginhard).
Den letzten Becher noch auf Euer Wohl!
Dank für die freundliche Bewirtung, die
Wir späten Gäste fanden!
Eginhard. Nehmt vorlieb!
Es geht nicht besser, wenn die Hausfrau schläft.
Ihr seid wohl müd?
Otto. Ihr seht mir's an den Augen.
Eckart. Es ist in diesem abgelegnen Schloß
Ein alter Brauch, daß jeder Gast sein Schwert
Vor Schlafengehn dem Burgvogt anvertraut.
Eginhard. Die Herren sind dessen überhoben.
Otto. Nein!
Die alte Sitte bleib' in ihrem Recht!
Hier ist das meine. (Zu Strato und Hache.)
Gebt auch ihr die euern!
Eginhard. Nun, wenn's beliebt! ich zeig' euch eure Stätte.
(Eginhard, Otto, Hache gehen ab. Strato, der ihnen folgen will, wird von Eckart zurückgehalten.)
Eckart. Ein Wort, mein Freund! Ihr tragt ein goldnes Kreuz,
Ganz ähnlich jenem, das der beste Fürst
Vordem mir umgehängt mit eigner Hand.
Erlaubt Ihr, daß ich näher es beschaue?
Strato (gespannt). Recht gern.
Eckart. Und hier das rote Mal. Mein Sohn!
Strato. Ist's möglich?
Eckart. Der mir frühe ward geraubt.
Strato. Ich bin's. (Umarmung.)

Eckart. Mein goldnes Kreuz! Mein liebster Sohn!
Euch, teuerste Kleinode, find' ich wieder.
Wie hat das Kreuz noch seinen alten Glanz!
Und du, mein Sohn, kaum blicktest du mich an,
War mir's, als thäte deine sel'ge Mutter
Vom Himmel her noch einen Blick auf mich.
Strato. O laß mich alles wissen, mein Geschlecht!
Aus welchem Fürstenschlosse stamm' ich her?
Eckart. Du weißt es, ich bin dieses Schlosses Vogt.
Strato. Verhehle nichts! Vollende doch mein Glück!
Ich weiß: es walten hier Geheimnisse,
Verkleidungen; bei unserm Eintritt gleich
Hat mich das Schloß mit seinem dunklen Gang,
Geheimen Thüren wunderbar gemahnt.
Ja, eh' ich noch in seine Thore trat,
Hab' ich gesehn die herrlichste Gestalt.
Ich ahne, ja, ich ahne, wer es war.
Eckart. Ich darf nicht sprechen; dringe nicht in mich!
Vielleicht zu andrer Zeit. Mich binden Eide.
Doch laß uns gehn! ich wecke sonst Verdacht.
Verschweige, was sich zwischen uns begab!
Strato. Ja, nicht umsonst bin ich hierher geführt
Von hoher Hand; wohl schon der nächste Morgen
Erhellet alles, was verborgen war.
Wie selig werd' ich dem entgegenschlummern! (Beide ab.)

Vorsaal.

Der Kaiser tritt aus der Nebenthür mit einer Leuchte, die er auf einen Tisch in der Ecke stellt und sich daneben niedersetzt.

Kaiser. Ich bin so müd, doch wacht' ich gerne noch.
Wie ist mir wohl in dieser Einsamkeit!
Kein Waffenlärm, kein Hofgeräusch!
Die Nacht, der ernste, stille Wald!
Es wagt des lieben Kindes Bild
Vor meinen Geist zu treten, ach, das arme,
Verstoßene! Wo bist du, Adelheid?
Wie hab' ich dir gezürnt? ich zürne nimmer,
Ich traure nur. Mein Kind, o wärst du da,
So freundlich, wie als kleines Mädchen du
Auf meinem Schoße saßest, süßes Kind,
Mit den goldnen Locken, den lieben, blauen Augen!
O Adelheid, mein Kind!

Er sinkt in den Stuhl zurück und entschlummert. Die Lampe erlischt. Nach einer Weile tritt Adelheid ein, im weißen Nachtgewand. Ohne den Kaiser in der Dunkelheit zu bemerken, tritt sie an das Fenster in den Mondschein und nimmt eine Laute von der Wand.

Adelheid. Schon wieder weckt die finstre Sorge mich,
Wie ein Gespenst der Mitternacht.
Ich muß zu dir mich, sanfte Laute, flüchten.

(Sie spielt eine sanfte Melodie, während der Kaiser erwacht und eine Weile verwundert nach Adelheid hinschaut. Dann springt er auf.)

Kaiser. Entflieh nicht, holder Traum!

Adelheid (fährt zusammen). Geist meines Vaters!

(Sie entflieht.)

Kaiser (umhergehend). Bleib, holdes Kind! ihr süßen Töne, bleibt!
Verstoß mich nicht in diese Leere!
Träum' ich? wach' ich? was ist mir geschehn?

Bewegung hinter der Scene. Eginhard und Eckart führen die halbohnmächtige Adelheid herein. Dietwald, Paul und Diener mit Fackeln erscheinen.

Eginhard. Was ist dir, Teure? wie so bleich, so zitternd?
Was war das für ein Lärm in tiefer Nacht?

Kaiser. Sie ist es. Weg, ihr alle! sie ist mein.

Eginhard. Zurück, Wahnsinniger!

Kaiser. Erzittre! wiß!
Ich bin der Kaiser, Vater dieses Weibs.

Eginhard. Ich bin der Böhmen Herzog, ihr Gemahl.

Kaiser. Du! Räuber! mich verlangt nach deinem Blut.
Hätt' ich mein Schwert! Auf, Strato! Hache!

Hache (springt herein). Was ist's? berühre keiner meinen Herrn!
Fehlt mir das Schwert, ich würg' euch, wie wir stehn.

Adelheid (sie wirft sich zwischen Eginhard und Otto auf die Kniee).
Da lieg' ich, ach! wohin sollt' ich mich wenden?
Zerteilt mich, wie das Kind vor Salomś Thron!
Da lieg' ich zwischen Vater und Gemahl.
Für beide schlägt mein Herz mit gleicher Liebe;
Sie aber werden über meinem Haupt
Sich morden, daß ihr Blut mich überströmt.
Wir wären hier beisammen, alle drei,
Mit Hand und Mund den schönsten Bund zu schließen;
Ihr aber wollt euch morden. O, mein Vater!
Da liegt dein Kind im Staube, tief gebeugt,
Und nur ein Wort von dir, so steht es auf,
Die freudigste von allen Erdentöchtern.

Paul. Auch ich, mein Kaiser, möchte zu Euch flehn,
Wär' nicht unkräftig jedes andre Wort,
Wo schon des Kindes Stimme sich erhob.

Eginhard. Herr Kaiser, Euer Schwert verhalt' ich nicht.
Man soll es bringen! Bin ich doch gewiß:
Ihr ehrt das Gastrecht, wie auch ich es ehre.
Ihr wandelt frei; doch diese bleibt bei mir,
Sie ist mein ehlich angetraut Gemahl.
Und flucht Ihr unversöhnlich unsrem Bund,
So werf' ich treulich hier den Handschuh hin.
Laßt Eurer Ritter tapfersten ihn heben!
Er soll für Euch mit mir den Kampf bestehn!
Der Himmel mag entscheiden, wes das Recht!

Hache. Ein Handschuh! Alle Heil'gen! wär' ich Ritter!

Kaiser. Bei Gott, ich hätt' in diesem Angesicht
Den Erbfeind meines Hauses nicht gesucht.

Adelheid. Wie mag er deines Hauses Erbfeind sein,
Der deine Tochter also treulich liebt,
Den wieder sie so tief, so innig liebt?
Er ist so gut; o, kenntest du sein Herz,
Es müßten meine Blicke nicht so lang
Zu dir sich flehend heben, ach! und stets
Unwirksam wieder sinken.

Kaiser (zu Eginhard). Schwöre'st du,
Mich frei zu meinem Heere ziehn zu lassen?

Eginhard. Ich schwöre bei dem heil'gen Rittereid.

Kaiser. Nun, weil denn ungebunden meine Hand,
So reich' ich dir sie zur Versöhnung dar.
Steh auf, mein Kind!

Adelheid. Mein Vater! Mein Gemahl! (Umarmung.)

Eckart (ruft in eine Seitenthüre).
Mein Sohn! Erwache! Alles ist nun klar.

Strato (von innen).
Ich komm', ich komm'. So ist es denn gewiß?

Dietwald. Ein schönres Abenteuer find' ich nicht,
Drum sag' ich meinem Reiterleben ab.

Hache. Ich tret' an Eure Stelle, lieber Herr!

Paul. Hätt' ich gewußt, daß in der Welt Gewühl
So manches edle fromme Herz noch schlägt,
Wohl hätt' ich nie die Einsamkeit gesucht.

Kaiser. Strato! du Schläfer! Du nur fehlst uns noch.
(Strato erscheint an der Thür. Der Kaiser führt ihm Adelheid entgegen.)
Hier ist sie, hier, dein himmlisches Gesicht.

Strato (er bleibt in der Entfernung und fällt auf ein Knie nieder).
Wie trag' ich solch ein blendend hehres Licht,

Das plötzlich meines Schicksals Nebel sprengt!
Die Wonne dringt zu mächtig auf mich ein.
Den Vater fand ich, finde nun die Braut.
Da steht der Priester schon. Ich bin am Ziel.

Konradin.

Fragment.

Seeküste von Neapel.

Konradin, Friedrich von Baden, der Truchseß von Waldburg, mit kriegerischem Gefolge, steigen aus dem Schiffe. Galvano Lancia, Marschall von Sizilien, mit seinem Sohne; Tarfe, sarazenischer Häuptling; Frangipane, römischer Edelmann, mit seiner Tochter Julia; Jungfrauen mit Blumenkränzen und Musik, apulischer Adel, Sarazenen, Volk, zu festlichem Empfange versammelt.

Konradin. Apul'scher Boden, freudig sei gegrüßt!
O Erde, die du dem Gelandeten
Noch unterm Fuße wankst, ich fasse dich
Inbrünstig wie der Bräutigam die Braut.
Land meiner Väter, du gesegnet Land,
Wie breitest du dich blühend vor mir aus,
Vom reinsten Himmel festlich überwölbt
Und in dem Meere deine Schönheit spiegelnd!

Galvano. Er ist's, er ist's! Ja, der ist Konradin!
Sieh hin, mein Sohn Galotto, sieh! Er ist's,
Der schwäb'sche Jüngling, der erwartete.
In des Verheißung ich dich auferzog.
Seht alle hin! O, wer erkennt' ihn nicht!
Die helle Stirn, des Auges geistig Feuer,
Die goldnen Locken, um die Schulter wallend:
Ja, das ist hohenstaufisches Geschlecht.
Der einz'ge Sprößling ist's des Herrscherstammes,
Des geistesmächt'gen, dem kein andrer gleicht,
In dem die Trefflichkeit nie ausgeblüht
Und große Väter große Söhne zeugen.
Stellt mir ihn her, den Dränger dieses Landes,
Den finstern Anjou, stellt ihn neben diesen
Und sagt mir, wo ist königlich Geblüt!
(Gegen Konradin vortretend.)
Erlauchter Jüngling, tausendmal willkommen!
Die Boten, die wir jüngst nach dir gesandt,

Sie brachten erst nur ein Gewand von dir,
Daß unsre Sehnsucht sich ersättige,
Bis du uns selbst erschienest. Dies Gewand,
Wir trugen es umher, wir faßten's an,
Wir küßten es gleich einem Heiligtum.
Und nun — Heil diesem Tag! — erschienst du selbst.
Laß jetzt mich deine Hand ergreifen, küssen,
Mit heißen Freudethränen sie benetzen!

Konradin. Wer bist du? Nenne dich, ehrwürd'ger Greis,
Den das Entzücken zu verjüngen scheint!

Galvano. Ein treuer Diener war ich deinen Vätern,
Galvano Lancia, Marschall von Sizilien.
O, welche Angedenken dringen jetzt
Bei deinem Anblick mächtig auf mich ein!
In Wehmut und in Wonne schmelz' ich hin.

Konradin. Galvano Lancia? der gepriesne Held,
Der meinem Haus ein halb Jahrhundert lang
In Glück und Not mit Rat und That gedient,
Der Friedrichs, Konrads, Manfreds Schlachten focht —

Galvano. Und in deinen gern verbluten wird.

Konradin. Was konnte mir Erwünschteres begegnen,
Als daß am Eingang meiner neuen Bahn
Der vielerfahrne Greis dem Jünglinge
Die sichre Rechte bietet? Leite mich!
Du kennst die Gänge, die wir Staufen gehn.

Galvano. Es sind des Löwen Gänge. — Teurer Fürst,
Was ich, der Greis, dir leisten kann, es ist
Das Mindeste. Die hier versammelt stehn,
Die Blüte von Apuliens Adel, sie
Erwarten deinen Wink, mit ihren Schwertern
Dich einzusetzen in dein Königsrecht.

Tarfe. Laß, Herrlicher, auch mich dein Knie umfassen!
Laß mich den Staub von deiner Sohle küssen!
Du Sohn des Lichtes, Allah segne dich!
Dem Meer entstiegst du wie der goldne Tag,
Vor dem das Graun der Mitternächte fleucht.

Konradin. Steh auf! dann laß mich wissen, wer du seist!

Tarfe. O, dein geringster Knecht, des Name nicht
Vor dir genannt zu werden würdig ist.
Den Sarazenen, die Luceras Burg
Bewohnen, bin zum Häuptling ich gesetzt.
Dein großer Ahn, o Herr, der zweite Friedrich,
Des Ruhm mit Sternenschrift geschrieben steht,

Hat uns den sichern Wohnsitz dort gewährt.
Ihm war des Morgenlandes Weisheit lieb,
Er sprach die Sprache der Alarben, er
Verschmähte nicht, in unsrer Tracht zu gehn,
Er ließ uns Tempel unsrem Gotte baun,
Er leuchtet' allen wie der Sonne Licht,
Wie Allah selber, der allwaltende.

Konradin. Ich kenn' euch. Manfred floh in euren Schutz,
Als von den Christen er verlassen war,
Ihr aber trugt ihn jubelnd auf den Händen.

Tarfe. Gebeut, o Herr, durch welchen Kampf und Sturm
Wir dich auf unsern Schultern sollen tragen!
Dort meine Bogenschützen brennen längst,
Den Pfeil in deiner Feinde Herz zu schnellen.

Frangipane. Die Stätte, Fürst, die du gewürdiget
Der Anfahrt am apulischen Gestad,
Ich trage von Neapel sie zu Lehn,
Und preisen muß ich das Geschick, das mir
Die Ehre solch erhabnen Gastes gönnt.
Mein Nam' ist Johann Frangipane. Nicht
Darf ich mir schmeicheln, dir bekannt zu sein,
Doch mein Geschlecht ward dir vielleicht genannt;
Es ist zu Rom verbürgert und hat oft
Aus festen Türmen, die wir dort erbaut,
Der Ghibellinen Sache durchgefochten,
Sei's gegen die Gewalt des Laterans,
Sei's gegen guelf'schen Adels Übermut.

Konradin. Sollt' ich der Frangipani nicht gedenken?
Noch, wahrlich, steh' ich nicht so hoch und fest,
Um Freunde zu verleugnen.

Frangipane. Mög' es denn,
Erlauchter, dir gefallen, von den Mühen
Der Seefahrt auszuruhn in meinem Hause,
Das dort sich im Orangenhaine birgt!
Dich zu begrüßen und dich einzuladen,
Ist meine Tochter Julia hergeeilt
Mit andern Jungfraun dieser Küstenlande.
Tritt näher, Julia! Führe selbst das Wort!

Julia. Wir grüßen dich als König, hoher Herr!
Und bald, wir hoffen's, wirst du in dem Dome
Vor allem Volke Königsweih' empfahn.
Doch bis die Krone nun, die goldene,
Dein Haupt umfangen wird, so laß geschehn,

Daß eines Mädchens zage Hand mit Blumen
Als König dieses Landes dich bekröne!
Wohl mag ein Blumenkranz das Land bedeuten,
Das blütenreiche, wo du herrschen wirst.
(Sie bekränzt ihn.)
Und so, gekrönter König, zeuch mit uns
Zu meines Vaters Hause, wo Gesang
Und Saitenspiel und Tanz gerüstet sind,
Die Feier deiner Krönung zu begehn!

Konradin. Der Kranz, womit mich zarte Hand gekrönt,
Umrauscht die Schläfe mir nur wie ein Traum,
Wie eine Ahnung künft'ger Herrlichkeit,
Die erst erworben sein muß und erkämpft.
Noch ist zu Festen mir nicht Zeit gegönnt,
Noch darf ich nicht im Haus der Freude weilen,
Noch muß ich rastlos steuern auf mein Ziel.
Wenn erst der Sieg mir seinen Kranz gewunden,
Dann kehr' ich wieder; dann erfreue mich
In eurer Mitte Reigen und Gesang!
Es liebten meine Väter stets und übten
Das Lied, womit man edle Frauen ehrt.
Und Kaiser Heinrich sang: „Was hülfe mir
Die Krone, sollt' ich meine Süße missen?"
Ich selbst, im rauhen Frühling meiner Jahre,
Hab' in der Minne Weisen mich versucht,
Und wenn ich einst vom Feld des Sieges kehre,
Dann reicht die Saiten mir! Mein erstes Lied
Soll, schöne Julia, deine Anmut preisen.

(Julia und die übrigen ziehen sich zurück. Konradin und Friedrich von Baden bleiben allein im Vordergrunde.)

Konradin. O Friedrich, du Genosse meiner Jugend!
In deine treue Brust ergoß ich sonst
Die bittern Klagen über mein Geschick;
Laß jetzt mein freudig überschwellend Herz
Sich dir entschütten! hilf mein Glück mir tragen!
Wie anders, Friedrich, als in jener Zeit,
Da ich zu Landshut an des Oheims Hofe
Umherschlich, einsam, erblos, vaterlos!
Die Mutter sah mich nur mit Thränen an;
Die meiner Väter Gnade groß gemacht,
Verachtend schritten sie an mir vorbei;
Die Sänger, die von Hof zu Hofe wandern,
Sie sangen von der Hohenstaufen Fall,
Als wär' es eine Mär' aus alten Tagen

Und wär' ich selbst nicht von den Lebenden.
Wie anders nun! Wie offen liegt die Welt
Vor mir, wie blütenhell, wie lebensvoll!
Hier lacht mir Jugendlust und Thatenruhm
Und jede Hoffnung, jedes schönste Ziel;
Und dieses Haupt, das trauernd niederhing,
Es hebt sich in der Blumen frischem Schmucke.

Friedrich. Auf deinen Hoffnungen, o Konradin,
Beruhn die meinigen, ein gleiches Los
Verbindet uns; des Erbes Räuber heißt
Dir Karl, mir Ottokar; hier in Apulien
Erobr' ich Östreich; leih' ich dir den Arm,
Du leihst mir einst den deinen, mächtigern.
Doch wenn der Aufgang deines Glückes, wenn
Des Landes Schönheit minder mich ergreift,
Wenn du mich oft in Gram versunken siehst:
Du weißt ja, in der deutschen Heimat blieb
Die junge Gattin mir, kaum anvermählt;
Wo diese weilt, ist mir das schönste Land.

Konradin. Von allem, was die Zukunft Herrliches
Mir bringen mag, ist doch das Höchste dies:
Wenn ich die Freunde, die in meiner Not
Mich aufgerichtet, die in meinen Kämpfen
Zu mir gehalten, wenn ich mit der Fülle
Des Dankes einst sie überschütten kann.

Truchseß (der sich während des vorigen genähert).
Du teilest Gnaden aus, du glühest schon
Von Siegen, während ich, dir Abschied sagend,
Die Angst des Herzens nicht verbergen kann.
Der Auftrag deines Ohms und deiner Mutter,
Der bang besorgten, weist mich nach Viterbo,
Wo ich versuchen soll, den Zorn zu sühnen
Des heil'gen Vaters, der den Bann dir schleudert.
Doch da ich jetzt, dem Schiff entstiegen, dich
Dem Schutz der Fremden überlassen soll,
So zagt mein Geist, und scheiden kann ich nicht,
Bevor ich dir, dem Freudetrunkenen,
Ein Wort der Warnung an das Herz gelegt.

Konradin. Sprich, lieber Truchseß! Stets noch hat dein Wort
Bei Konradin ein offnes Ohr gefunden.

Truchseß. Sohn meiner Fürsten! dieses welsche Land,
Das dich mit seinem falschen Schimmer blendet,
Was ist es, als ein übertünchtes Grab?

Leg' dich in diese Blumen, und es wird
Die gift'ge Viper dir die Ferse stechen.
Entschlummre sanft in lauer Nacht beim Klange
Verbuhlter Lauten, und der Wand entkreucht
Der Skorpion, die tückische Tarantel.
Der Sonne Glutstrahl brütet Seuchen aus
Und schlägt den Leib mit Aussatz und Geschwür.
Der Boden selbst, auf dem du fußen willst,
Ist trügerisch, da drunten gärt die Hölle,
Der Abgrund reißt sich auf und speiet Flammen,
Die Erde bebt, und über deinem Haupte
Bricht das Gewölb zusammen, stürzt der Turm.
An jeder Ecke lauert Meuchelmord;
Der Weiber brennend Auge zehrt das Mark
Der Helden auf; der Freundesbecher ist
Vergiftet, und die Hostie selbst ist Gift.

Konradin. Du malest finster.

Truchseß. Unglückseel'ger Durst
Nach Macht und Schätzen und nach eitlem Ruhm!
Verwünschte Gier, die uns nach Fremdem spornt,
Indes schmachvoll das Heimische verdirbt!
Wie oft, wie oft schon zog das deutsche Heer,
Erlesne Männer, schmucke Jünglinge,
Des Vaterlandes Stolz, der Ihren Wonne,
Die Alpen nieder, um auf Welschlands Ebnen
Dahinzuschwinden wie das Sommergras!
Wo sind sie, deine Väter, meine Fürsten?
Das deutsche Heimatland verschmähten sie,
Um Gift zu saugen in Apuliens Gärten.
Gift schlürfte Heinrich aus dem klaren Quell;
Wenn Friedrich es nicht aus dem Becher trank,
So trank er's aus des liebsten Freunds Verrat;
Dein Vater schlürfte Gift für Arzenei;
Was heilen sollte, würgt' ihn so dahin,
Daß er die Stunde der Geburt verfluchte.
Wenn dich, auch dich . . . nein, nein, ich darf ihn nicht
Ausdenken, diesen gräßlichen Gedanken.

Konradin. Wozu mir diese Bilder des Entsetzens?

Truchseß. Als Heinrich mit Constanzien sich zu Mailand
Vermählt und in dem Kreis ital'scher Großen
Zu Tische saß, da traten in den Saal
Gesandte, die vom schwäb'schen Lande kamen.
Sie schenkten ihm zur Hochzeit eine Wiege

Von Silber, schön durchbrochen und verziert,
Ein künstlich Werk der Schmiede zu Gemünd.
Die Wiege sollt' ihn mahnen, daß ihm selbst
Und seinem Hause Deutschland Wiege sei.
So möcht' auch ich dich mahnen, Konradin,
Daß du, von dieses fremden Landes Zauber
Umstrickt, nicht deine Wiege gar vergessest.
O, denk' an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut;
Dann fernhin in den Burgen, in den Städten
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walther sang, den Engeln gleich.

Friedrich. Den Engeln gleich. O, was erregst du mir
Die Sehnsucht, die ich kaum beschwichtiget?

Truchseß. Hätt' ich sie diesem so erwecken können!
O Konradin, warum verließest du
Die Hoffnungen, die dir in Deutschland sproßten?
Die Gegenkönige, die um das Reich
Sich zanken, sind den Deutschen beide fremd;
Der eine ward in England eingetürmt,
Jenseits der Pyrenäen weilt der andre.
Schon dreimal ward von dir im Fürstenrate
Gehandelt, Hohenstaufen lebt uns noch;
Nur deine Jugend schien noch nicht erstarkt,
In stürm'scher Zeit das Steuer zu ergreifen.
Du aber harrest nicht und machst dich auf,
Den Lockungen des fernen Landes folgend;
Gefahrvoll ist die Bahn, die du beschrittest,
Und schwer, o schwer ist dieser Abschied mir.

Konradin. Du hast, o Freund, die Stammburg mir genannt,
Den Horst, aus dem die Adler sich geschwungen.
Sie ist nicht mehr mein eigen; was auf mich,
Das wenige, von unsrem Stammgut kam,
Veräußert ward es und zu Pfand gesetzt,
Um die apul'sche Heerfahrt zu bestreiten.

Doch wenn mir andres nichts zum Erbe blieb,
Das eine blieb, der angestammte Geist,
Der strebende, der nichts verloren giebt,
Mir blieben die Entwürfe meiner Väter.
Der Hohenstaufen Tagwerk ist nicht klein;
Ich muß es früh beginnen, wie die Vordern
Es früh begannen. Nicht das einzle Land
Ist unser Ziel. Von jedem Fleck der Erde
Kann unser Streben ausgehn. Hat zuerst
Apulien mich gerufen, in Apulien
Beginn' ich meine Bahn; doch, wo sie ende,
Das liegt verhüllet in der Zukunft Schoß.
Du weißt, was uns das Lied gesungen: „König
Und Adler, niedrig schwebend, taugen schlecht."
Drum lebe wohl! vollführe dein Geschäft!
Ihr aber laßt die Banner vorwärts fliegen!

Normännischer Brauch.

Dem Freiherrn de la Motte Fouqué zugeeignet.

Fischerhütte auf einer Insel an der Küste der Normandie.

Balder, ein Seefahrer. Richard, ein Fischer. Thorilde.

Balder. Dies auf dein Wohlsein, vielgeehrter Wirt!
Fürwahr, ich hab's dem tollen Sturme Dank,
Der mich in deiner Insel Bucht gejagt,
Denn solch ein traulich Mahl am stillen Herd
Hat mich seit langer Zeit nicht mehr gelabt.

Richard. Man trifft's in Fischerhütten besser nicht;

Hat's dir behagt, viel Ehr' und Freude mir.
Insonders wert ist mir so edler Gast,
Der aus dem nord'schen Heimatlande kommt,
Von wannen unsre Väter hergeschifft,
Davon man noch so vieles sagt und singt.
Doch muß ich dir eröffnen, edler Herr,
Wer bei mir einkehrt, sei er noch so arm,
Wird angesprochen um ein Gastgeschenk.

Balder. Mein Schiff, das in der Bucht vor Anker liegt,
Es hegt der seltnen Waren mancherlei,
Die ich vom Mittelmeere hergeführt,
Goldfrüchte, süße Weine, bunte Vögel;
Auch wahrt es Waffen, nord'scher Schmiede Werk,
Zweischneid'ge Schwerter, Harnisch, Helm und Schild.

Richard. Nicht solches meint' ich, du verstehst mich falsch.
Es ist ein Brauch in unsrer Normandie:
Wer einen Gast an seinem Herd empfing,
Verlangt von ihm ein Märchen oder Lied
Und giebt sofort ein gleiches ihm zurück.
Ich halt' in meinen alten Tagen noch
Die edeln Sagen und Gesänge wert,
Darum erlass' ich dir die Fordrung nicht.

Balder. Ein Märchen ist oft süß wie Cyperwein,
Wie Früchte duftig und wie Vögel bunt,
Und manch ein altertümlich Heldenlied
Ertönt wie Schwertgeklirr und Schildesklang,
Drum war mein Irrtum wohl nicht allzu groß.
Zwar weiß ich nicht so Herrliches zu melden,
Doch ehrt' ich gern den löblichen Gebrauch.
Vernimm denn, was in heitrer Mondnacht jüngst
Ein Schiffsgenoß auf dem Verdeck erzählt!

Richard. Noch einen Trunk, mein Gast! Beginne dann!

Balder. Zween nord'sche Grafen hatten manches Jahr
Das Meer durchsegelt mit vereinten Wimpeln,
Vereint bestanden manch furchtbaren Sturm
Manch heiße Schlacht zur See und am Gestad,
Auch manchesmal im Süden oder Osten
Auf blühndem Strand zusammen ausgeruht;
Jetzt ruhten sie daheim auf ihren Burgen,
In gleiche Trauer beide tief versenkt,
Denn jeder hatt' ein treues Ehgemal
Unlängst begleitet nach der Ahnengruft.
Doch sproßt' auch jedem aus dem düstern Gram

Ein süßes, ahnungsvolles Glück herauf:
Dem einen blüht' ein muntrer Sohn,
Der andre pflegt' ein liebes Töchterlein.
Um ihren alten Freundschaftsbund zu krönen
Und dauerndes Gedächtnis ihm zu stiften,
Beschlossen sie, die teuern Sprößlinge
Dereinst durch heil'ge Bande zu verknüpfen.
Zween goldne Ringe ließen sie bereiten,
Die man, den zarten Fingern noch zu weit,
An bunten Bändern um die Hälschen hing.
Ein Saphir, wie des Mägdleins Auge, blau,
War in des jungen Grafen Ring gefügt,
Im andern glüht' ein rosenroter Stein,
Recht wie des Knaben frisches Wangenblut.

Richard. Ein rosenroter Stein im goldnen Reif,
Das war des Mädchens Schmuck? Verstand ich's wohl?

Balder. Ja, wie du sagst, doch kommt's darauf nicht an.
Schon wuchs der Knabe hoch und schlank herauf,
In Waffenspielen ward er früh geübt,
Schon tummelt' er ein kleines, schmuckes Roß.
Nicht soll er, wie der Vater, einst das Meer
Auf abenteuerlicher Fahrt durchschweifen,
Beschirmen soll er einst mit starker Hand
Das mächtige Gebiet, die hohen Burgen,
Vereintes Erbtum beider Grafenstämme.
Des jungen Ritters Bräutlein lag indes
Noch in der Wieg' im dämmernden Gemach,
Von treuen Wärterinnen wohl besorgt.
Nun kam ein milder Frühlingstag ins Land,
Da trugen sie das ungeduld'ge Kind
Zum sonnig heitern Meeresstrand hinab
Und brachten Blum' und Muschel ihm zum Spiel.
Die See, von leisem Lufthauch kaum bewegt,
Sie spiegelte der Sonne klares Bild
Und warf den Zitterschein aufs junge Grün.
Am Strande lag gerad' ein kleiner Kahn;
Den schmücken jetzt die Fraun mit Schilf und Blumen
Und legen ihren holden Pflegling drein
Und schaukeln ihn am Ufer auf und ab.
Das Kindlein lacht, die Frauen lachen mit,
Doch eben unterm fröhlichsten Gelächter
Entschlüpft das Band, daran sie spielend ziehn,
Und als sie es bemerken, kann ihr Arm

Das Schifflein nicht vom Strande mehr erreichen.
So scheinbar still die See, so wellenlos,
Doch spielt sie weiter stets den Kahn hinaus;
Man höret noch des Kindes herzlich Lachen,
Die Frauen aber sehn verzweifelt nach
Mit Händeringen, wildem Angstgeschrei.
Der Knabe, der sein Liebchen zu besuchen
Gekommen war und jetzt das leichte Roß
Auf grüner Uferwiese tummelte,
Er sprengt auf das Geschrei im Flug heran,
Er treibt sein Pferdchen mutig in die See
Und meint, das blum'ge Fahrzeug zu erschwimmen;
Kaum aber prüft das Tier die kalte Flut,
So schüttelt sich's und wendet störrig um
Und reißt den Reiter an den Strand zurück.
Derweil hat schon der Nachen mit dem Kinde
Hinausgetrieben aus der stillen Bucht,
Und frisches Wehen auf der offnen See
Entführt ihn bald den Blicken.

Richard. Armes Kind!
Die heil'gen Engel mögen dich umschweben!

Balder. Dem Vater kommt die Schreckensbotschaft zu;
Gleich läßt er alle Schiffe, groß und klein,
Auslaufen, und das schnellste trägt ihn selbst;
Doch spurlos ist das Meer, der Abend sinkt,
Die Winde wechseln, nächtlich tobt der Sturm.
Von mondenlangem Suchen bringen sie
Den leeren, morschen Nachen nur zurück
Mit abgewelkten Kränzen . . .

Richard. Was stört dich in der Rede, werter Gast?
Du stockst, du atmest tief.

Balder. Ich fahre fort.
Seit jenem Unfall freute sich der Knabe
Nicht mehr des Rosselenkens wie zuvor!
Viel lieber übt' er sich im Schwimmen, Tauchen,
Am Ruder prüft' er gerne seinen Arm.
Als er zum kräft'gen Jüngling nun erstarkt,
Da heischt er Schiffe von dem Vater.
Nichts hat das feste Land, was er begehrt,
Kein Fräulein auf den Burgen reizet ihn,
Dem wilden Meere scheint er anverlobt,
Darein das Mäglein und der Ring versank.
Auch rüstet er sein Hauptschiff seltsam aus

Mit Purpurwimpeln, goldnem Bilderschmuck
Wie einer, der die Braut meerüber holt.
Richard. Fast wie das deine drunten in der Bucht,
Nicht wahr, mein wackrer Seemann?
Balder. Wenn du willst.
Mit jenem reichgeschmückten Hochzeitschiff
Hat er in manchem grausen Sturm geschwankt.
Wenn so zu Donnerschlag und Sturmgebraus
Die Wogen tanzen, seiner Hochzeittanz!
Manch blut'ge Seeschlacht hat er durchgekämpft
Und ist davon im Norden wohl bekannt,
Mit sondrem Namen ward er dort belegt;
Springt er hinüber mit geschwungnem Schwert
Auf ein geentert Schiff, dann schreit das Volk:
„Weh uns! Vertilg' uns nicht, Meerbräutigam!"
Das ist mein Märchen.
Richard. Habe Dank dafür!
Es hat mir recht mein altes Herz bewegt;
Nur, dünkt mir, fehlt ihm noch der volle Schluß.
Wer weiß, ob wirklich denn das Kind versank,
Ob nicht ein fremdes Schiff vorüberfuhr,
Das flugs an Bord den armen Findling nahm,
Den morschen Kahn der Meerflut überließ?
Vielleicht auf einer Insel wie die unsre
Ward dann das schwache Kindlein abgesetzt,
Von frommen Händen sorgsamlich gepflegt
Und ist zur holden Jungfrau nun erblüht.
Balder. Du weißt geschickt ein Märchen auszuspinnen;
So laß nun deines hören, wenn's beliebt!
Richard. In vor'gen Tagen wußt' ich manche Mär'
Von unsern alten Herzogen und Helden
Und sonderlich vom Richard Ohnefurcht,
Der Nachts so hell als wie am Tage sah,
Der durch den öden Wald allnächtlich ritt
Und mit Gespenstern manchen Strauß bestand;
Doch jetzt ist mein Gedächtnis alterschwach,
Verworren schwankt mir alles vor dem Sinn.
Drum soll das junge Mädchen mich vertreten,
Das dort so still und abgewendet sitzt
Und Netze strickt beim trüben Lampenschein.
Sie hat sich manches gute Lied gemerkt
Und hat 'ne Kehle wie die Nachtigall.
Thorilde, darfst den edlen Gast nicht scheun.

Sing uns das Lied vom Mägdlein und vom Ring,
Das einst der alte Sänger dir gereimt!
Ein feines Lied! ich weiß, du singst es gern.

Thorilde (singt):

Wohl sitzt am Meeresstrande
Ein zartes Jungfräulein,
Sie angelt manche Stunde,
Kein Fischlein beißt ihr ein.

Sie hat 'nen Ring am Finger
Mit rotem Edelstein,
Den bindt sie an die Angel,
Wirft ihn ins Meer hinein.

Da hebt sich aus der Tiefe
'ne Hand wie Elfenbein,
Die läßt am Finger blinken
Das goldne Ringelein;

Da hebt sich aus dem Grunde
Ein Ritter jung und fein,
Er prangt in goldnen Schuppen.
Und spielt im Sonnenschein.

Das Mägdlein spricht erschrocken:
„Nein, edler Ritter, nein!
Laß du mein Ringlein golden!
Gar nicht begehrt' ich dein."

„Man angelt nicht nach Fischen
Mit Gold und Edelstein:
Das Ringlein lass' ich nimmer
Mein eigen mußt du sein."

Balder. Was hör' ich? Seltsam ahnungsvoller Sang!
Was seh' ich? Welch ein himmlisch Angesicht
Hebt süß errötend sich aus goldnen Locken
Und mahnt mich an die ferne Kinderzeit!
Ha, an der rechten blinkt der goldne Ring,
Der rote Stein; du bist's, verlorne Braut!
Ich bin's, den sie Meerbräutigam genannt,
Hier ist der Saphir, wie dein Auge, blau,
Und drunten liegt das Hochzeitschiff bereit.

Richard. Das hab' ich längst gedacht, verehrter Held!
Ja, nimm sie hin, mein teures Pflegekind!

Halt sie nur fest in deinem starken Arm!
Du drückst ein treues Herz an deine Brust.
Doch sieh einmal! du hast dich ganz verwirrt
Im Netze, das mein fleißig Kind gestrickt.

Tamlan und Jannet.

Personen.

Randolf, Graf von Murray.
Dunbar, Graf von March.
Tamlan, Randolfs Sohn.
Jannet, Dunbars Tochter.
Junker David.
Absalon, } seine Diener.
Thomas, }
Marie, Jannets Zofe.
Elfenkönigin.
Ariel, ein Sylphe.
Thomas, ein Sänger.
Harald, ein Held.
Elfen. Sylphen. Bediente.

Erster Akt.

Garten bei Dunbars Jagdschloß.

Rechts ein Flügel des Schlosses, links eine Rosenlaube, im Hintergrunde Waldgebirg.

Randolf und Dunbar treten auf.

Randolf. Freund, morgen soll ich diese Gegend lassen,
Durch heilige Erinnerung mir wert,
Wo meine Trauer, meine Hoffnung wohnt?
Zum Hofe willt du mich zurückeziehn,
Wo all der Menschen mannigfache Rede
Mir so Ergreifendes nicht sagen kann,
Als hier die Bäume, Felsen, Waldgewässer.

Dunbar. Ich ehre deine zärtlichen Gefühle.
Bewahre du sie treulich in der Brust!
Doch, Freund, es thut uns wahrlich allen not,
Ins rege Leben wieder einzutreten.
Den Mangel wirklicher Gestalten sucht
Das einsame Gemüt durch Traumgebilde
Sich zu ersetzen. Wir auch sinken so
In Träumereien täglich tiefer ein.

Randolf. Was nennst du Träumereien, strenger Freund?

Dunbar. Was ist es sonst, wenn täglich du den Wald
Besuchst, wo vor sechs Jahren dir der Sohn
Im wild unachtsamen Gewühl der Jagd
Auf unbekannte Weis' entschwunden ist,
Besuchst, nicht bloß zu schwärmender Erinnrung,
Nein, mit geheimer, sonderbarer Hoffnung,
Daß aus demselben Wald er wiederkehre,
Noch mehr (gesteh es!) mit dem Fabelwahn,
Daß in die luft'gen Elfen dir entführt?
Randolf. Kein Wahn, ein schöner Glaube: laß ihn mir!
Du müßtest vieles andre sonst bestreiten.
Sprich, wie ich mir den Teuren denken soll!
Zerfleischt von eines Raubtiers blut'gem Zahn
Und längst zu Staub verwehet sein Gebein?
Hinabgeschlungen von des Waldstroms Flut
Und aufgelöset längst im Ocean?
Nein, laß die schönen Bilder fest mich halten,
Wie er im Frühlingsland der Elfen lebt,
Wie einst er plötzlich aus den Büschen tritt,
Mit holden Feengaben ausgeschmückt!
Dunbar. Und weiter, was denn ist's, als Träumerei,
Wenn meine Jannet, sonst ein kluges Kind,
Die ird'schen Freier alle von sich scheucht,
Doch jeden Sommer am Johannismorgen
In diese Rosenlaub' als Braut geschmückt
Beim Klange festlicher Musik sich setzt,
Erwartend einen Schattenbräutigam?
Wenn morgen sie dies Spiel erneuen will,
Wiewohl kein Freier nah und fern zu wittern,
Als jener mißgeschaffne Junker David,
Ein Träumer auch, daß Lieb' er hoffen kann?
Randolf. Ein zartes Spiel. Sie feiert das Gedächtnis
Des guten Tamlans, den wir ihr bestimmt.
Doch mehr als Spiel; sie heget einen Glauben
Mit mir. Ich will auf ihre Ahnung traun.
Ich will beim Sonnenschein nicht weiter reden.
Wann jener Mond, der dort so bleich noch harret,
Mit vollem Licht die Welt beherrschen wird,
Dann trittst du selbst zu meinem Glauben über;
Denn seine Stund' hat alles, auch die Geister.
Dunbar. Ich ließ des Mädchens Bitten mich bewegen,
Den nächsten Morgen noch einmal das Spiel
Zu dulden; doch es ist das letzte Mal.

Am Abend reisen wir und retten uns
Aus dieser Waldesnächte Traumgebiet.
Randolf. So laß noch einmal uns den Ort besuchen,
Wo ich das teure Bild zuletzt gesehn!
Komm! eilen wir! Den Junker seh' ich dort;
Es wäre mir ein störender Begleiter. (Beide ab.)

David und Thomas treten auf.

David. Wie hat die Flasche Weines dir gemundet?
Thomas. Sehr gut. Mir kam im Trinken erst der Durst,
Denn längst hatt' ich den Weindurst ganz verlernt.
Ihr habt den dürren Boden nun gelockert,
Und Ströme wahrlich könnt' er jetzt verschlucken.
David. Man thut des Guten leicht zu viel. Vernimm,
Warum ich heut so reichlich dich getränkt!
Ich wollte deine Dichterader schwellen,
Daß du ein zärtlich Liedchen gleich mir reimst,
Das diese Nacht noch vor des Fräuleins Fenster
Gesungen wird, ihr Herz mir zuzuwenden.
Thomas. Nicht möglich, bester Herr! Es ist schon Abend.
Die Lieder schießen nicht wie Pilz' hervor.
David. Soll ich den Wein umsonst gespendet haben?
Thomas. Zu spät, geliebter Herr! ach, viel zu spät.
David. Es hilft dir nichts, denn alles liegt daran,
Daß ich das Fräulein günstig mir erhalte,
Daß selbst kein schlimmer Traum sie diese Nacht
Mir noch entfremde. Drum verkünd' ich dir:
Wird nicht das Liedchen bis zum Abend fertig,
So lass' ich dich so lang in Schrauben stecken,
Bis du halbtot mir singst ein Schwanenlied.
Thomas. Erbarmen, bester Herr! Ich will's versuchen.
Befehlt nur, was das Lied enthalten soll!
David. Um nachzuhelfen deiner Phantasie,
Hab' ich an diese Stelle dich geführt,
Wo wir zu Nacht das Ständchen bringen werden.
Hier fasse recht die Bilder in den Sinn,
Daß alles sich nach Zeit und Orte fügt!
Vor allem denke dir, der Tag sei Nacht!
Thomas. Das ist sehr schwer zu denken, lieber Herr!
David. Du denkst nur, statt der Sonne, Mond und Sterne
Thomas. Die sind doch viel geringer als die Sonne.
David. Ich will dir lehren, wie man so was denkt.
Merk' auf! Ich schlag' in diese Rose hier,
Es fahren Blätter aus nach allen Seiten,

Nur wen'ge bleiche blieben noch am Stiel.
So, mußt du denken, schlag' ich in die Sonne;
Da fahren tausend Sterne durch die Luft,
Und an der Stelle bleibt ein blasser Mond.
Den so bewandten Mond nun denke dir
Hier auf des schönen Fräuleins Fenster scheinend,
So wie die Sonn' es eben jetzt bestrahlt!

Thomas. Das Fenster kann ich denken, weil ich's sehe;
Doch wie der Mond darauf scheint, weiß ich nicht,
Weil ich im Mondschein nie spazieren gehe.

David. Thut nichts zur Sache. Hinter diesem Fenster
Mußt du das schöne Fräulein schlummernd denken.

Thomas. Wie kann ich das? denn eben hör' ich sie
Ganz laut da drinne sprechen.

David. Denke nur,
Sie sprech' im Schlafe! Weiter stell' dir vor,
Ich singe hier dein Lied zum Harfenklang!

Thomas. Das ist das Allerschwerste, teurer Herr!
Wie läßt sich denken, daß ein Lied Ihr singt,
Das erst zu machen ist, zu dem mir noch
Kein einziger Gedanke kommen will?
Ach, wenn Ihr Euch das Lied schon denken könnt,
So überhebt mich doch der großen Mühe!

David. Du brauchst das Lied nicht selber dir zu denken,
Du denkst die Melodie. Du kennst sie wohl,
Da alles ich nach einer Weise spiele,
Die Totenklage wie das Hochzeitlied,
Nur daß ich stärker oder schwächer schlage.
Dann, wie ich so die Harfe zärtlich rühre,
So tritt das Fräulein droben an das Fenster.

Thomas. Ich sehe nur des Fräuleins Zofe droben.

David. Nun sieh! Die Zof' ist ringer, als das Fräulein;
Dafür die Sonn' ist edler, als der Mond.
So wird zuletzt die Nacht dem Tage gleich.
Das alles nun, die Nacht, der Mond, das Fenster,
Das Fräulein, ich, die Harfe, dünkt dir's nicht
Genug, um etlich Reimlein auszufüllen?
Du würdest überdies mich sehr vergnügen,
Wenn du aus der Geschichte meines Ahns,
Des Königs David, was einfließen ließest.
Du denkst dabei nur an die Schilderein,
Die stündlich du in meinem Zimmer siehst.

Thomas. Ihr sagt mir da das Beste noch zuletzt.
Der König David steigt mir in den Kopf.
David. So geh denn nach dem stillen Walde hin
Und zupf' an allen Büschen Blätter ab,
Bis dir das Werk gelungen!
Thomas. Gut, mein Herr!
(Er geht nach dem Hintergrund ab, an den Fingern abzählend.)
David. Es fehlt mir nicht; sie muß sich mir ergeben,
Belagert von Gesang und Saitenspiel;
Ich laß ihr keinen Stillstand, selbst bei Nacht.
(Gegen die Laube.)
Wie steht sie schön, die hochzeitliche Laube,
Mit düftereichen Rosen aufgeputzt!
Ich rieche schon mein Glück, bald werd' ich's schmecken. (Ab.)

Jannet und Marie kommen aus dem Hause.

Marie. Ha ha! ein Ständchen ist Euch zugedacht.
Jannet. So hört denn der Unsel'ge nimmer auf,
Mit Mißgestalt, Mißtönen, Mißgedanken
Mich zu verfolgen? Doch wir lassen das.
Sprich wieder, was in der Johannisnacht
Im schönen Elfenlande sich begiebt!
Marie. Nun ja! Gefährlich ist die heil'ge Nacht
Den Elfen; offen steht ihr luftig Reich
Feindlich gesinnten Geistern und den Menschen.
Sie müssen dann des Berges finstrem Geist
Zum jährlichen Tribut ein teures Haupt
Aus ihren Reihen selbst gefesselt bringen.
Sie hindern's nicht, wenn kühne Menschenhand
Ins Land der Sterblichen zurückezieht,
Wen einst der Elfenzauber hingeführt.
Jannet. Und sprich! So nah' ist uns das Elfenland,
Wenn wir die Stunde nur zu treffen wissen?
Marie. Dort liegt es in dem duftigen Gebirg.
Doch findet keiner es zu andrer Zeit;
Geheimer Zauber wirrt, verblendet stets;
Nur diese Nacht führt jeder Weg dahin,
Und mancher, der nach andrem Ziele ging,
Erschrickt, im Geisterreiche sich zu sehn.
Drum laßt den Wald uns diesen Abend meiden!
Jannet. Nicht so! Willkommne Nacht, die endlich mich
Zu dem ersehnten Ziele führen wird!
Marie. Doch nicht ins Land der Elfen? Teure, sprecht!

Jannet. Ins Land der Elfen, wo mein Tamlan wohnt.
Den will ich retten aus der Geister Bann.
Marie. Den Tamlan! Nun versteh' ich Euren Scherz.
Nicht wahr, Ihr meint den Schattenbräutigam?
O weh, der hat Euch lange schon vergessen.
Im Elfenlande denkt man nicht zurück
An unsre trübe, winterliche Welt.
Jannet. Das Land der Kindheit ist ein schönes Land.
Es darf dem Elfenlande sich vergleichen,
Und alle, die darin zusammen lebten,
Sie sind auf alle Zeiten sich vertraut,
Wie die an einer Mutter Herzen ruhten.
Gewiß, auch Tamlan hat es nicht vergessen,
Wie wir einmal am ersten Frühlingstag,
Der uns so mächtig hob den kindlichen Sinn,
Als stünden plötzlich wir im vollen Leben,
Wie wir uns da gelobten, heilig, ernst,
Er, mich zu retten einst mit Schwert und Speer
Aus finstrem Turme, wüster Drachenhöhle,
Ich, ihn zu suchen durch die weite Welt,
Im Pilgermantel, mit dem Muschelhut.
Ich werde niemals das Gelübde brechen;
Der reine Himmel und die Blumenau,
Sie mahnen mich mit jedem Frühling neu.
Marie. Ein lieblich Spiel der schönen Kindertage!
Jannet. Bekenne redlich! sind wir so viel mehr
Geworden, seit wir Kinder waren? sprich!
Sind die Gefühle, Liebe, Frömmigkeit,
Seitdem uns reiner, wärmer aufgeblüht?
Marie. Ihr sprecht so ernst; Ihr nehmt doch nicht als Wahrheit
Die Elfenmärchen, so die Mutter mir
In Winternächten am Kamin erzählt?
Jannet. Suchst du die Geister nicht und sie nicht dich,
So mögt ihr freilich selten euch begegnen,
Und nur die Sage macht sie dir bekannt;
Doch anders ist dem Tamlan es geschehn.
Er hat mir oft erzählt, wie ihm im Walde
Begegnet eine wunderschöne Frau,
Die ihn zu sich gelockt mit süßer Rede;
Doch ist er jedesmal vor ihr geflohn,
Erschrocken vor der allzu großen Schönheit.
Er floh zu mir und faßte meine Hand,
Ausatmend, sah mich an von Kopf zu Fuß,

Als hätt' er mich verloren, wollte nun
Auf ewig in sein Innerstes mich fassen.

Marie. Die Fabel und der Kindersinn, sie gehen,
Zwei lustige Gespielen, Hand in Hand.

Jannet. Und nennst du's Fabel, nun, so bin auch ich
Ein Fabelmädchen nur, von dem man singt:

Sie schmückte sich, sie schürzte sich
Beim hellen Mondenschein.
Und fort war sie nach Waldeshöhn,
Zu sprechen mit jung Tamlan.

(Sie will gehen.)

Marie. Um Gottes willen, geht nicht in den Wald!
Ich fürchte mich, bei Tage hinzugehn.
Dort kann uns Mädchen selbst des Freundes Tritt
Erschrecken hinterm Vorhang dichter Blätter;
Man weiß ja nicht: ist's Räuber oder Geist.

Jannet. Der Wald ist still und einsam in der Nacht.
Ich habe mich geübt, im Mondenschein
Darin zu wandeln, und mich schrecken nimmer
Seltsame Bilder, die man fern erblickt,
Kein Busch, der dunkler als die andern steht,
Kein schneller Blick des Mondes durch die Schatten,
Kein Luftzug, der der Bäume Wipfel regt,

Marie. O wehe mir! ich kann Euch nicht begleiten,
Ich würde diesen Schauern unterliegen.

Jannet. Ich muß allein sein; keine fremde Sorge
Darf meinen festen Blick vom Ziele wenden.

Marie. Was werd' ich dem besorgten Vater sagen?

Jannet. Du weißt: der Abend ist mir freigegeben.
So lebe wohl! besorg' auf morgen alles,
Den Rosenkranz, die festliche Musik!

Marie. Ach, bleibt, mein Fräulein! ich beschwör' Euch: bleibt'
Die Elfen sind ein hämisches Geschlecht.

Jannet. Sie sind ja Fabel, wie du selbst gesagt.

Marie. Man kann nicht wissen. Ach, Ihr gehet doch!
So warn' ich Euch (versprecht es, Liebste, mir!),
Nichts zu genießen in dem Geisterland!
Sonst kommt Ihr nimmermehr von da zurück.

Jannet. Es sei! nun lebe wohl! (Sie geht.)

Marie (nachrufend). Ach, Fräulein, bleibt!

2. Scene.[1])

Das Ständchen.

Garten. Mondschein.

Junker David Absalon und andre Bediente Davids.

David. Wie angenehme, warme Sommernacht!
Die Frösche singen, und die Grillen pfeifen;
So stimmen wir auch unsre Musik an!

Absalon. Wir sollten eine schwärzre Nacht erwarten
Mit unsrem Frevel gegen die Musik;
Verruchte Thaten lieben Finsternis.

David. Hier ist kein Frevel; meiner Dame Herz
Möcht' ich ersteigen auf der Töne Leiter.

Absalon. O, trauet Eurer Leiter nicht zu sehr!
Es krachen, brechen alle Sprossen.

David. Schweig!
Was murrst du ewig, du Undankbarer,
Den brotlos ich in meine Dienste nahm?

Absalon. Noch hatt' ich Brot, und brotlos ward ich erst
In Eurem Dienst; vom Dienste lebt sich's nicht.
Doch dies ist nicht mein höchstes Mißgeschick.

David. In der Musik ließ ich dich unterweisen
Auf dein inständig Flehen.

Absalon. Traun, Ihr trefft
Die rechte Saite, die Ihr nie noch traft.
Als ich ein Knabe war, da kamen oft
Die Harfner wandernd vor des Vaters Thür.
Sie dünkten teure Boten mir zu sein
Aus einer Welt von vollern Harmonien,
Nach der sie heißes Sehnen mir erweckten.
Und bald verließ ich meiner Eltern Herd,
Als wollt' ich suchen das gelobte Land,
Wo jene Himmelssprache der Musik
Gesprochen würde. Weh, ich kam zu Euch,
Dem Gegenfüßler der melod'schen Zone.

David. Ha, stammt nicht mein tonliebendes Geschlecht
Vom König David her, der Harfner erstem?

Absalon. Von König David und Bathseba wohl,
Drum blieb zum Fluch Euch der unsel'ge Hang.

---

[1]) Diese Scene wurde von Uhland unter dem Titel: „Das Ständchen" in die Gedichte aufgenommen.

David. So sucht' ich dich umsonst mir zu verbinden,
Da ich den Namen Absalon dir gab
Und väterlich die Kunst in dir gepflegt?
Absalon. Ich weiß es nicht, durch welchen Höllenzauber
Ihr mich gerissen aus der Christenheit
Und fest mich haltet in verhaßtem Bann.
David. Vergebens gab ich dir die schöne Geige,
Ein wertes Erbstück, trefflich ausgespielt?
Absalon. Das eben ist mein Jammer, daß Ihr mich
Gekettet an dies mißgelaunte Werkzeug,
Dies Ungeheuer, jeden Wohllauts Feind,
Ganz ungelehrig für die Melodie.
Mein Flehen, all mein innigstes Verlangen
Hat ihm noch keinen lautern Ton entlockt;
Ich mag es streicheln, schüttern, schlagen, nichts
Gewinn' ich als ein mürrisches Gekreisch.
Ich hörte, daß man böse Geister oft
In Säcke bannt und in den Strom versenkt;
Fürwahr, in dieser Geige Kasten sind
Des Mißlauts Plagegeister all gebannt,
Wo sie nun ewig stöhnen, winseln, heulen.
Laßt mich sie senken in des Meeres Tiefe,
Zum tauben Abgrund, zu den stummen Fischen!
Und reißt sich dennoch solch ein Mißton los,
Dann bäumt, ihr Wellen, euch, verschlinget ihn!
Ihr Stürme, macht euch auf, ihn zu zerreißen,
Bevor zu Menschenohren er gelangt!
David. Halt ein! Zum Werk, ihr Leute! Flugs gestimmt!

(Sie stimmen.)

Absalon. Ist keine Rettung? Ist die Harmonie
Gestorben? Sind die Engel der Musik
Gefallen und Satane worden?
David. Still! (Er singt zur Harfe.)

David ward herabgelassen
Von dem Fenster an dem Seil;
Michal, seine treue Gattin,
Ließ ihn nieder, ihm zum Heil.

Schönstes Fräulein, liebste Michal,
Hör' auf meiner Triller Lauf!
Ziehe du zu deinem Fenster
Mich verkehrten David auf!

Absalon. Baalspfaffen ihr mit grimmigem Gekreisch,
So muß ich noch als euer Opfer sterben!
Bin ich von diesem grausen Mißgetön
Nicht krumm gewachsen? Haben sich die Augen
Mir nicht verdreht?
David. Verruchter Lästerer,
Verhöhnest du des eignen Herrn Gestalt?
Absalon. Nun weiß ich, wie dem Absalon es war,
Als an den Haaren er vom Baume hing
Und ihm drei Spieße fuhren durch das Herz.
David. O Undank! Wahrhaft zweiter Absalon!
Absalon. Ich könnte nicht dem Absalon verargen
Den Aufruhr gegen seinen eignen Vater,
Wenn dieser hätte musiziert wie ihr.
David. Recht rührend war's, ein Stein erbarmte sich.
Absalon. Gebt acht, daß nicht dies Haus zusammenstürzt!
Amphions göttliche Musik bewog
Die Steine, selber sich zum Bau zu fügen;
Die unsre muß der Mauer Fugen lösen.
David. Was zeigt sich Weißes dort am Fenster? Seht
Die Feueraugen! Merket auf! sie spricht.
Absalon. Des Fräuleins Katze ruft uns Beifall zu;
Das Fräulein wird sich in die Decke hüllen,
Ergrauend vor der Nachtgespenster Lärm.
David. Nur eines noch, so wird sie selbst erscheinen.
(Sie stimmen wieder.)
Absalon. Der Mond, die Sterne, die so freundlich erst
Herniederlauschten, hoffend auf Musik,
Sie haben gleich dem Fräulein sich verhüllt.
Wir haben aufgeregt des Himmels Zorn,
Ich höre schon die fernen Donner grollen;
Der Himmel wirft die Blitze nach uns aus,
Wie König Saul nach eurem Ahn den Spieß.
David. Es schlägt der Blitz wohl gern in die Musik?
Mich überfällt ein Schauer. Laßt uns fliehn!
Absalon. Hätt' diese Unmusik noch lang' gewährt,
Es wären, traun, Erdbeben noch entstanden,
Die Erde hätt' im Innern sich geschüttelt.
(Es donnert. Alle ab, außer Absalon.)
Ich höre dich, gewalt'ge Donnerstimme,
Dich herrlichen Choral der Wolken.
Vergeh, erbärmlich Machwerk! Ich bin frei.
(Er schleudert die Geige an die Mauer. Ab.)

Otto von Wittelsbach.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Philipp von Schwaben, König.
Irene, seine Gemahlin.
Kunigunde, seine Tochter.
Otto (Herzog von Braunschweig) von Sachsen, Gegenkönig.
Heinrich, Pfalzgraf am Rheine, sein Bruder.
Kunrad, Bischof von Speier, Philipps Kanzler.
Heinrich, Truchseß von Waldburg.
Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Bayern.
Heinrich, Marschall von Kallinthin.
Berthold, Graf von Bogen.
Wolf, ein bayrischer Ritter.
Ulrich, dessen Sohn.
Kurd, Pfalzgraf Ottos Knappe.

Reichsfürsten. Ritter. Reisige. Dienerschaft.

Die Handlung fällt in das Jahr 1208.

Erster Aufzug.

Burg Wittelsbach. Hof.

Trompetenstoß. Reisige eilen über die Bühne. Einer bindet dem andern den Helm. Der alte Ritter Wolf und sein Sohn Ulrich bleiben zurück. Der letztere mahnt den erstern, man habe zum Aufbruch geblasen, die Lehensmannen des Pfalzgrafen scharen sich vor der Burg. Wolf erwidert, daß sie beide nicht folgen werden. Er verweist dem Sohne seine Ungeduld und die Frage um den Grund des Bleibens. Vormals war die Jugend gehorsamer. Den Grund will er dem Lehnsherrn sagen, dem Sohne giebt er Befehl.

Pfalzgraf Otto und sein Freund, Berthold, Graf von Bogen, treten aus der Pfalz. Erstierer, gerüstet und geschmückt, letzterer in schwarzer Kleidung. Wolf und Ulrich ziehen sich zurück.

Otto führt seinen Freund mit Heftigkeit an die Mauerzinne. Er zeigt ihm die kampflustigen Scharen, die sich drunten auf der Wiese sammeln und noch immer durch Neuankommende verstärkt werden. Sonst sind die Freunde stets zusammen, wetteifernd, in den Streit gezogen. Auch diesmal hat Berthold seine Fähnlein hergeführt, aber er selbst will nicht mit zu Felde ziehen, gerade jetzt, wo der Kampf der Gegenkönige neu und entscheidend beginnen soll.

Berthold giebt den Grund seines Zurückbleibens an. Er und Otto haben ähnliches Schicksal gehabt. Diesem ist die jugendliche Gattin, ihm selbst die Braut, der erstern Verwandte, gestorben. Ottos vor-

strebender Sinn hat den anfangs heftigen Schmerz niedergeschlagen. Berthold ist stets in tiefere Wehmut versunken. Wenn er sonst zu Felde zog, so war es nicht aus eigentlicher Kampflust, vielmehr um der Geliebten würdig zu dienen. Sein Sinn war mehr dem Gesang von Frühling und Minne zugewendet; jetzt, da die Geliebte gestorben, ist sein Denken und Dichten ganz zum Himmelsglanze gerichtet[1]), wo die Verklärte schwebt. Er ist entschlossen in ein Kloster zu gehen.

Otto sucht ihn abzubringen. Das Leben hat seine Rechte. Ihm selbst hat die sterbende Gattin gesagt, sie verlasse gerne die Welt, da sie nur seinem höhern Aufstreben hemmend gewesen sei. Seitdem hat Otto auf dem Turnier zu Regensburg des Königs Philipp Tochter Kunigunden gesehen. Sie hat ihm, dem Sieger, Huld gezeigt. Der König selbst wird ihn als Bewerber gerne aufnehmen. Darum zieht Otto jetzt freudig aus, zu Kampf und zu Fest, als Held und als Bräutigam geschmückt. Neue, glänzende Sonnen gehen ihm auf.

Neues Zeichen zum Aufbruch. Berthold empfiehlt seine Mannen dem Pfalzgrafen. Er selbst geht in die jetzt einsame Burg zurück, wo nur Ottos Kinder spielen; dort will er noch einmal in das Andenken der seligen Tage, die er dort verlebt, sich versenken. Der Pfalzgraf greift nach Schild und Lanze und will abgehen.

Wolf und Ulrich treten ihm in den Weg. Der Pfalzgraf ist unwillig, diese Vasallen noch hier zu sehen. Ohnedies hat Wolf ihm seit geraumer Zeit nicht Lehensfolge geleistet. Wolf erklärt, er könne es auch diesmal nicht. Zu seiner Rechtfertigung führt er an, daß er den Kampf der Gegenkönige für einen beiderseits ungerechten halte. Weder Philipp noch Otto, sondern einzig der unmündige Friedrich in Sicilien sei der rechtmäßige König, gegen den ihn kein Lehensverband verpflichten könne. Er selbst sei zugegen gewesen, wie die deutschen Fürsten, und unter diesen des Pfalzgrafen Vater, dem jungen Friedrich als ihrem künftigen Könige geschworen.

Otto entgegnet, daß Friedrich auf keine Weise mächtig sei, in so bewegter Zeit den Thron zu behaupten. Philipp sei daher genötigt gewesen, statt der Vormundschaft die Krone zu nehmen. Solche müßige Zweifel dürfen nicht den Vorschritt des thatenlustigen Mannes aufhalten. Dazu sei das Leben zu kurz.

Wolf beharrt. Sein Greisen-Eigensinn, nachher Trotz. Otto will gern des Greisen entbehren, der ihm wenig nützen kann, aber der Sohn soll zum Heere. Ulrich bezeugt Lust. Der Pfalzgraf will ihn mit sich fortreißen. Wolf greift zum Schwerte. Der Pfalzgraf, jähzornig, stößt ihn nieder.

Randbemerkung: [1]) Vorher hat er das Hinschwinden der Sommerzeit geklagt, jetzt den Tod der Geliebten; vorher die Wiederkunft des Frühlings gesungen, jetzt ihre Verklarung.

Indes Ulrich und des Pfalzgrafen Knappe sich mit dem Erschlagenen beschäftigen, steht Otto vernichtet da. Er fühlt sich gelähmt, entehrt, mitten in den stolzesten Hoffnungen ertötet. Trompetenstoß. Da rafft er sich auf, es ist nichts geschehen, er will wegschreiten über die Leiche, hinaus zum Kampf, zum Feste. Er eilt ab mit dem Knappen.

Ulrich schwört Rache über dem Leichnam seines Vaters. Schon hört er Gottes Donner über dem Haupte des Mörders rollen.

Zweiter Aufzug.

1. Scene.

Schloß Altenburg bei Bamberg. Saal.

Der Truchseß von Waldburg und der Bischof von Speier, Philipps Kanzler, im Gespräch. Der Bischof fragt, wer der Ritter sei, der so festlich eingeritten.[1]) Es ist der Wittelsbacher. Der Truchseß vermutet die Bewerbung. Der Kanzler geheimnisvoll.

König Philipp kommt mit dem Rheinpfalzgrafen Heinrich, dem Bruder und Abgesandten des Gegenkönigs Otto. Philipp wünscht allerdings, daß der Ausbruch der Feindseligkeiten noch abgelenkt, das drohende Gewitter zerteilt werden könnte. Er liebt nicht so gewaltsame Entscheidung. Schon früher war ein Verlöbnis des Gegenkönigs mit Kunigunden im Plane. Otto von Sachsen nimmt diesen Plan wieder auf. Philipp ist nicht abgeneigt. Kunigunden hat er seitdem dem Pfalzgrafen von Wittelsbach zugedacht. Aber zu Hause, auf Hohenstaufen, blüht ihm noch ein zartes Töchterlein, Beatrix, freilich jetzt noch zur Heirat zu jung. Übrigens auch mit Kunigunden glaubt Philipp es noch einleiten zu können. Beruf der Königstöchter.

Aber die Hauptsache ist, wer vom Reiche abtreten soll. Philipp meint, Otto würde durch die Hand der Königstochter (samt zugesagter Nachfolge im Reich, auch dem Herzogtum Schwaben und vielen Lehen und Erbgütern) entschädigt sein. Der Rheinpfalzgraf meint, es könnte Philippen genügen, seine Tochter auf dem Throne zu sehen. Sein Bruder, nach seiner bekannten Festigkeit, sei entschlossen, dem Reiche nur mit seinem Leben zu entsagen. Daran zerschlägt sich die Unterhandlung.

Randbemerkung: [1]) Der Truchseß über die allzu große Freigebigkeit des Königs. Die sicilianischen Schätze, die Heinrich nach Deutschland gebracht, sind vergeudet, die schwäbischen Erbgüter verpfändet. Dagegen ist Otto mit vielem Geld aus England zurückgekommen.

Philipp deutet Heinrichen an, daß, wenn sein Bruder störrisch und feindlich gesinnt sei, daraus nicht folge, daß er es auch sein müsse. Er macht ihn auf die Gefahr aufmerksam, sein eigenes Fürstentum zu verlieren, und läßt ihn, milder als sein Bruder, die längst gewünschte Entschädigung mittels der Vogtei zu Goslar hoffen.

Philipp heißt den Wittelsbacher zu sich bescheiden und zieht sich zurück. Der Rheinpfalzgraf, bedenklich gemacht, geht gleichfalls ab.

2. Scene.

Ein Zimmer der Königin.

Irene weidet wehmütig den Blick an ihrer bräutlich geschmückten Tochter, die sie jetzt der mütterlichen Pflege entlassen soll.

Sie hat Kunigundens Liebe zu Otto bemerkt und begünstigt. Kunigunde gesteht ihr Glück. Eines nur beunruhigt sie: einst auf der Reise, als sie mit ihrer Mutter ritt, trat plötzlich der Strom aus und drohte, die Zelter mit sich fortzureißen; da that sie, in kindlichem Glauben, das Gelübde, das schon oft soll geholfen haben, wenn sie gerettet würden, den Schleier zu nehmen. Die erwachende Liebe zu Otto ließ es sie vergessen.

Irene beruhigt sie. Der Himmel war zufrieden mit des Kindes frommem Sinne. Kunigunde muß sich des Vaters Absichten fügen. Glücklich, daß diese hier mit der Liebe zusammentreffen. Die Mutter hat es stets abzuwenden gesucht, daß nicht die Tochter auf einen Thron erhoben werde. Sie selbst hat, wie Andromache, des väterlichen Kaiserhauses, dann des sicilischen Königshauses Sturz gesehen. Darum fürchtet sie die Größe, und es tröstet sie bei der Trennung von der Tochter, diese aus Philipps nur allzu wankendem Hause in den Schutz des tapfern Wittelsbach zu geben.

Philipp tritt auf mit dem Pfalzgrafen. Dieser hat bei dem Vater geworben, jetzt soll er die Einwilligung der Mutter und der Tochter einholen. Er erhält sie. Er blickt in Kunigundens reines Auge, kaum ein leichtes Wölkchen schwebt durch den klaren Himmel. Philipp und Irene freuen sich über ihre eigene, noch jugendliche Liebe. Kunigunde ist befremdet über Ottos heftige Reden. Sein freudiges Wesen ist zu einem wilden Ungestüm umgewandelt.

Der Truchseß tritt eilig auf und spricht mit dem König im Hintergrunde. Die andern glauben, es sei Botschaft vom Ausbruch des Krieges. Der Frauen Angst, Ottos Frohlocken. Der König tritt vor und eröffnet, Otto sei des Mordes angeklagt. Der Pfalzgraf gesteht es, sich selbst bitter verhöhnend. Einen Greisen, den der nächste Tag hingenommen hätte, hat er umgestoßen. Warum hat er nicht zugleich die Brut vertilgt?

Irene reißt ihr Kind aus des Mörders Händen und enteilt mit Kunigunden. Der Kaiser entfernt sich und heißt den Pfalzgrafen den Hof verlassen. Otto steht einsam da, der Blitz der Rache hat ihn schnell und mächtig getroffen.

Dritter Aufzug.

Saal, wie in der ersten Scene des vorigen Aufzugs.

Otto tritt dem König in den Weg, der befremdet ist, ihn noch hier zu sehen. Der Pfalzgraf dankt dem Könige für seine Schonung, aber er kann nicht so von hinnen scheiden. Sein schönstes Lebensglück ist zerstört, aber er fühlt noch Kraft in sich, fortzuleben, er hat Pflichten gegen seine Ahnen, seine Kinder. Eine schnelle That, in nicht ungerechtem Zorne verübt, soll sie ein ganzes rühmliches Leben zu nichte machen? Eben jene rasche Glut hat ihn ja beseelt, wann er Philipps Schlachten gefochten.[1]) Dem Sohne des Erschlagenen will er Sühne geben; er hat sie ihm schon reichlich genug bieten lassen und ihn dadurch besänftigt geglaubt. Er legt es in des Kaisers Hand, sie zu bestimmen. Nach Polen will er, an des Herzogs Hof. Dort, wo längst innere Kriege wüten, wird seine That, auch wenn sie ruchbar würde, minder schrecklich erscheinen. Des Polenherzogs Tochter war ihm geneigt, Kunigunde hat sie verdunkelt. Der König soll ihm einen Brief der Fürsprache an den ihm verwandten Herzog mitgeben, damit er nicht als ein Geächteter erscheine.

Philipp zögert. Der Truchseß ist dagegen, der Kanzler dafür. Otto mahnt den König, ob er sich aller Schuld frei fühle.[2]) Philipp, seiner los zu werden, und weil er nicht das Äußerste liebt, willigt ein. Otto ab.

Der Truchseß fragt, wie es mit Ulrichen, dem Ankläger, der herbeschieden worden, gehalten werden solle. Philipp[3]) heißt ihn denselben beschwichtigen und geht mit dem Kanzler ab.

Der Truchseß unwillig. Ulrich tritt ein. Des Königs Gesinnung wird ihm vom Truchsessen mit bitterer Ironie eröffnet. Ulrich giebt sich nicht zufrieden. Er will wiederkommen. Beide ab, da die Königin und Kunigunde auftreten.

Kunigunde gesteht, daß Ottos Bild noch nicht aus ihrem Herzen getilgt sei. Die Mutter geht mit ihr zur Kapelle, damit sie beide

---

Randbemerkungen: [1]) Die Zeit ist wild und leicht ein Frevel geschehen.
[2]) Wer ist rein in dieser Zeit?
[3]) Des Kaisers Richterpflicht.

Ruhe finden mögen. Kunigunde wünscht, daß der Schleier, dem sie sich dazumal bestimmt, über ihre Augen sinken möchte.

Otto, reisefertig mit seinem Knappen, kommt zurück, er blickt Kunigunden nach, die sich noch einmal nach ihm umsieht und dann schnell enteilt, seinem entschwundenen Glücke. Es regt ihn auf, sich um der einen That willen verstoßen zu sehen. Er erwartet den Brief. Der Kanzler bringt ihn, verlangt nun schleunige Abreise und entfernt sich.

Der Pfalzgraf, als Übelthäter innerlich unruhig, traut dem König und dem Briefe nicht. Er weiß nicht, was ihm mitgegeben ist. Er weiß, er ist hier lästig, man will ihn fortschaffen. Er will nicht von der Stelle, bis er seiner Sache gewiß ist. Er erbricht das Siegel und heißt seinen Knappen, als vormaligen Klosterschüler des Lateins kundig, ihm den Brief zu lesen. Der Knappe zaudert. Otto verspricht, ihm kein Haar zu krümmen, und der Knappe liest. Der Brief lautet anfangs nicht ungünstig, dann aber Erwähnung des Mords und Warnung[1]) vor Ottos heftigem, hochfahrendem Charakter.

Der Pfalzgraf heißt den Knappen stracks die Pferde vorführen. Er soll sich rüsten zu einem gewaltigen, stürmischen Ritt. Der Knappe ab.

Otto allein. Also mit Mord gezeichnet, unvertilgbar mit Mord. Gezeichnet von dem, für den er so vieles gethan, der ihm Hilfe zugesagt. Soll er denn Mörder sein,

Den Dienstmann töten, ist nicht Mords genug;
Der ist ein Mörder, der den Kaiser schlug.

Er geht, das bloße Schwert unterm Mantel, nach des Königs Zimmern.

Die Frauen kommen aus der Kapelle zurück. Irene ist von unerklärbarer Angst ergriffen. Ihr ist, als wollte das Haus zusammenstürzen. Philipps Bild tritt ihr schreckhaft vor die Seele. Sie will zu ihm. Da hört man Schwertgeklirr, der Pfalzgraf mit blutigem Schwert eilt über die Bühne. Der Truchseß, ihn verfolgend, schreit Mord. Die Frauen hinein. Wachen über die Bühne. Ulrich tritt auf, er hat den Königsmord vernommen. Der Mörder ist entflohen, aber schwerere Rache verfolgt ihn nun. Bisher hat nur eine Stimme, Ulrichs, Rache geschrieen; nun rufen darum durchs weite Land alle lauthallende Totenglocken.

Randbemerkung: [1]) Aussätzig.

Vierter Aufzug.

König Ottos Lager.

Der Rheinpfalzgraf Heinrich wünscht seinem Bruder Otto Glück, daß nun ihm durch Philipps Tod die Krone gesichert sei. Otto spricht ernst vom Tode Philipps und Irenes. Heinrichen giebt er zu verstehen, daß er dessen beabsichtigten Abfall wohl bemerkt habe, auch deshalb vielfältig gewarnt worden sei. Er habe es aber nimmer zugestehen wollen, daß ein Sohn Heinrichs des Löwen zum Verräter am Bruder habe werden können.

Heinrich weist auf die Zukunft. Philipps verwaiste Tochter Kunigunde sei angekommen, von dem Bischof von Speier und dem Truchsessen von Waldburg begleitet, um Otton und die Versammlung der Fürsten um Schutz und Rache anzuflehen. Der Bischof von Speier wünsche sehr, zur allgemeinen Versöhnung die früher beabsichtigte Verbindung Ottos mit Kunigunden zustande zu bringen. Was die Rache am Wittelsbacher betreffe, so sei solche nicht rätlich, da derselbe Otton zu großen Diensten sein könne. Otto äußert sich nicht und heißt seinen Bruder die Fürsten versammeln. Er selbst tritt in ein Zelt.

Kunigunde in Trauerkleidern. Der Bischof und der Truchseß treten auf, von dem abgehenden Heinrich begrüßt und benachrichtigt. Der Truchseß mahnt Kunigunden, daß, da ihr Vater ohne Sohn gestorben, nun auf ihr die große Pflicht liege, Rache für seinen Tod zu fordern. Der Bischof macht ihr bemerklich, daß von ihr das Schicksal aller treuen Anhänger ihres Vaters und die allgemeine Aussöhnung abhänge. Kunigunde, sehr angegriffen, verspricht, sich zum Opfer zu bringen. Sie ziehen sich zurück, während die Fürsten sich versammeln.

Der König erscheint und eröffnet die Versammlung mit einer kurzen Betrachtung des gegenwärtigen Augenblicks. Kunigunde mit ihren Begleitern tritt in die Versammlung, wirft sich nieder, fleht um Schutz für sich, ihre Schwestern, die Diener ihres Vaters, und um Rache. Der König heißt sie aufstehen, sie will es nicht, bis ihre Bitte gewährt sei. Der Rheinpfalzgraf verlangt, Otto von Wittelsbach soll in die allgemeine Versöhnung eingeschlossen werden. Der Marschall von Kallinthin im Namen der Gerechtigkeit dagegen. Otto will Kunigunden erheben, indem er ihr seine Hand und seinen Ring bietet. Der Bischof wünscht ihr und allen Glück. Der Truchseß fordert sie auf, vorerst sich der Rache am Mörder ihres Vaters zu versichern. Kunigunde erneuert die Bitte, halb erliegend. Ulrich tritt in den Kreis und wirft sich neben Kunigunden nieder. Wenn

ihr der Atem der Rache versagt, er will sie ablösen und aufmuntern. Er klagt den Mord seines Vaters, den Mord des Kaisers an. Er mahnt Kunigunden an den Schimpf, daß ein Mörder sich ihr verlobt habe. Kunigunde, mit noch sichtbaren Spuren der Neigung für den Pfalzgrafen, erklärt, daß sie nicht für sich, sondern nur für ihren Vater Rache fordere. Ulrich fährt fort, den Mord Philipps und den Tod Irenes auszumalen. Der König thut Einhalt. Er erklärt den Pfalzgrafen und sein Haus in die Acht, mit deren Vollziehung er den Marschall von Kallinthin beauftragt. Jetzt nimmt Kunigunde, erbebend, Hand und Ring.

Ulrich jubelt. Er preist die Braut glücklich, die zur Morgengabe das Blut des Mörders erhalten werde. Kunigunde, scheinbar mitfrohlockend, spricht den bittersten Schmerz, das zerrissenste Gemüt aus. Sie sinkt erblaßt zusammen. Allgemeine Bestürzung.

Fünfter Aufzug.

Feld.[1])

Otto von Wittelsbach, als Schäfer gekleidet, sitzt nachdenklich auf einem Stein. Er hört aus der Entfernung eine Totenglocke. Graf Berthold, jetzt Mönch zu Ebrach und Aufseher der Schäfereien des Klosters, der ihn verborgen hält, naht sich ihm und erkundigt sich nach seinem Zustande. (Otto dankt Bertholden für seinen Schutz.) Er schildert die Annehmlichkeit und den Frieden des ländlichen Lebens. Otto weiß das nicht zu fühlen[2]) und erscheint sich sonderbar, wenn er, der Mörder, mit Lämmern spielt. Otto fragt, was das Trauergeläut bedeute. Es ist Kunigundens Tod. Auch *sie* hinab! o wär's auch *er*! Aber da er's nicht ist, so will er sich aufkämpfen. Berthold spricht von Friedrichs Rüstung, woraus Otto Hoffnung schöpft.[3]) Eine neue Ordnung der Dinge verwischt die alten Frevel. Berthold mahnt ihn zur Ruhe und zur Buße. Man hört Rauschen im Gebüsche. Berthold entfernt sich, und Otto geht zur Herde.

Der Marschall von Kallinthin und Ulrich treten auf. Sie sind nach verschiedenen Seiten ausgegangen, den Pfalzgrafen aufzusuchen[4]),

---

Randbemerkungen: [1]) Donau.

[2]) Die Einsamkeit schauert ihn an.

[3]) Aus der gestürzten Welt, in der nun auch Kunigunde, in der er selbst unterging, in der auch König Otto untergehen wird, will er verwandelt, schuldlos aufsteigen, in Friedrichs Reich, das er aufrichten will. Berthold bezweifelt, daß die Unschuld und der Seelenfrieden sich so gewaltsam wieder erringen lassen.

[4]) Ich muß ja seine Spur wohl finden,
Sie raucht vom Blute meines Vaters.

und beide sind durch ihre Nachforschung in diese Gegend geführt. Ulrich hat dabei an Berthold gedacht. Der Marschall erzählt, daß Ottos Burg gebrochen, seine Söhne verjagt seien.

Ulrich geht nach dem nahen Hofe, um Erkundigung einzuziehen. Der zurückbleibende Marschall gewahrt den Schäfer. Er ruft ihn zu sich. Bald erkennt er ihn, und der Pfalzgraf bemerkt es.

Otto. Wage nicht, es auszusprechen!

Der Marschall. Laut ruf' ich dir's zu: du bist der Königsmörder Wittelsbach. Ich bin des Reiches Bote, dein geächtet Haupt ist mir verfallen; rüste dich zum Tod!

Der Marschall zieht das Schwert. Otto zeigt seine Narben, die er im Kampfe für Philipp davongetragen; diese sind sein Ritterschmuck.[1]) Er ringt mit dem Marschall und ist daran, ihn zu bezwingen. Da kommt Ulrich zurück, freudig erstaunt er. Er dringt auf den Pfalzgrafen ein.

Otto. Auch du noch, alte Schuld!

Ulrich. Zur Hölle, Mörder!

(Er ersticht ihn.[2])

Randbemerkungen: [1]) So ist er ebenbürtig, wenngleich ein Schäfer.

[2]) Berthold kommt herbei. Sie heißen ihn die Leiche des Geächteten meiden, die unbegraben bleiben soll. Der Marschall und Ulrich ab. Berthold will ihn hier unter der Linde bestatten und für seine Seele beten, daß ihr die Klarheit wieder werde, die der sturmgejagten hienieden nicht mehr werden konnte. Der Sturm zum Frühlingswehen. Er bedauert ihn, wie ihn der Sturm umhergetrieben. Und wenn die Frühlingsluft in den Blättern spielt, dann will er denken, es sei des Freundes besänftigter Geist.

Die Nibelungen.

I.

Siegfrieds Tod.

Personen.

Gunther, König der Burgunden.
Brunhilde, dessen Gemahlin.
Gernot, Giselher, } seine Brüder.
Hagen von Troneck, Gunthers Blutsfreund und Lehensmann.
Ortwin von Metz, Truchseß, Hagens Schwestersohn.
Siegfried, Erbe von Niederland.
Chriemhilde, dessen Gemahlin, Gunthers Schwester.

Erster Aufzug.

Saal in der Königsburg zu Worms.

Hagen hat die Botschaft gebracht, daß des Königs Gäste, Siegfried und Chriemhilde, im Anzug seien. Gunther fordert seine Brüder, Gernot und Giselher, diesen als den Liebling Chriemhildens, auf, eilig Anstalt zu treffen, daß den Gästen festlich mit Buhurt entgegengeritten werde. Brunhilde soll sich mit ihren Frauen zum feierlichen Empfange rüsten. Sie äußert gegen ihren Gemahl ihr Befremden, daß er seinen Dienstmann so prächtig empfange. Enthüllung ihrer Absichten bei der Herladung Siegfrieds. Der König ab, um entgegen zu reiten.

Brunhilde forscht Hagen aus, ob Chriemhilde noch so schön wie vordem sei, ob sie mit Siegfried glücklich scheine. Hagen, mit innerer Bitterkeit, beschreibt Chriemhildens allbezaubernde Schönheit und Anmut, die er Brunhildens stolzem Wesen gegenüberstellt. Er schildert Chriemhildens Glück, Siegfrieds Liebenswürdigkeit und Reichtum, den Eindruck seines Glanzes und seiner Freigebigkeit auf die Menge. In Siegfried ist der unendliche Nibelungenhort[1]) ins Leben getreten. Brunhilde, gereizt, läßt sich von ihren Frauen königlich schmücken und tritt so den Gästen entgegen.

Diese kommen, von Gunther und seinen Brüdern eingeführt. Empfang, es wird geschenkt. Siegfried und Chriemhilde, liebesfroh, erinnern sich an ihr erstes Begrüßen in diesem Saal. Brunhilde weint.

Randbemerkung: [1]) Balmung, der kostbare Knopf und die scharfe Schneide. Siegfrieds Reichtum und Tapferkeit, womit er alles besiegt.

Zweiter Aufzug.

Saal.

Die Königinnen werden hergeführt, um, bevor sie zur Vesper gehen, vom Fenster aus die Ritterspiele anzusehen. Chriemhilde freut und rühmt sich Siegfrieds. Brunhilde bedauert sie als Frau eines Dienstmanns[1]); wie Siegfried Gunthern das Pferd gehalten. Chriemhilde eröffnet das Geheimnis, daß Siegfried (im tiefen Helme, vgl. wie er Abent. 8 von seinen Mannen nicht erkannt wird) die Kämpfe vollführt, wodurch Brunhilde gewonnen worden. Sie zeigt Ring und Gürtel und tritt Brunhilden zur Kirche vor. Letzteres vor allem Gesinde, das gekommen, um die Königinnen zur Kirche zu geleiten. Brunhilde ist vernichtet, sie wirft die Krone in den Staub.[2]) Sie heißt ihr Gesinde, dessen sie nicht mehr bedarf, weggehen. Ihre Brüder kommen. Siegfried will versöhnen, er geht ab, um Chriemhilden zur Abbitte zu bewegen.[3]) Zorn der Dienstmannen Siegfrieds. Ortwin, Verehrer Brunhildens, der anderswo ihre großartige Schönheit und das Glück erstürmter Minne rühmt. Die Brüder wollen beschwichtigen. Siegfrieds Macht[4]) und Unverwundbarkeit. Hagen schwört Siegfrieds Tod; schon hallt es durch Stadt und Land, daß die burgundische Krone im Staube liege; nur Siegfrieds Tod, sei's durch Gewalt oder durch List, kann das entehrte Königtum herstellen.

Dritter Aufzug.

1. Scene.

Chriemhildens Gemach.

Chriemhilde hat Hagen zu sich beschieden. Sie hat ängstliche Träume gehabt. („Swer sich an tröume wendet, sprach do Hagene, der enweiz der rehten mære niht ze sagene.") Ihr Benehmen gegen

---

Randbemerkungen: [1]) „Was wirfst du mir vor und machst mir das zum Vorwurf und zur Schande, wovon ich glaubte, daß es mir Ehre und Ruhm sein sollte, das Siegfried der schnelle mein Mann ist?" Nifl. Saga.

[2]) In der Volsungasage S. 149 f. will Brunhild Günthern verlassen, wodurch dieser hauptsächlich zur Rache erregt wird.

[3]) Brunhilde, von ihrem Vater zur Heldenjungfrau erzogen, damit Helden ihr entspringen, kann nur den anerkennen, durch dessen größere Kraft sie besiegt wird. Daher fühlt sie sich um all ihre Würde betrogen.

[4]) „Siegfried der schnelle kam zu euch, wie ein Waller (spricht Brunhild); nun aber ist er so stolz und so mächtig, daß nicht mehr lange hingehen wird, bis ihr ihm [illegible] dienen müsset." Nifl. Saga.

Brunhilde hat sie bereut, von Siegfried dafür bestraft. Siegfried hat ihr gesagt, daß er für ihren Bruder gegen Luidger und Luidgast ziehen wolle. Sie hat Sorge um ihn, er ist all ihr blühendes Leben. Sie hat in seiner Liebe solche Seligkeit gekostet, daß ihr ohne ihn alles Leben tot wäre. Hagen, als den geprüftesten Freund ihres Hauses, der Nibelungen Trost, dem auch sie besonders vertraut und den sie mit nach Niederland nehmen wollte, fordert sie auf, Siegfrieden zu schützen, und verrät ihm deshalb das Geheimnis seiner Verwundbarkeit. Hagen spricht kalt und zweideutig, er bestätigt, in anderm Sinne als Brunhilde, daß sein ganzer Dienst dem Königshause gewidmet sei. Als er das Geheimnis weiß, glüht er auf und beteuert, daß er das Höchste für das Königsgeschlecht thun werde.

2. Scene.

Saal.

Gunther und Gernot, sorglich. Hagen erscheint, frohlockend, daß der Trug gelungen. Jetzt soll es auf die Jagd gehen. Hagen trifft Anstalt dazu. Siegfried tritt auf. Er bietet mit dringender Bereitwilligkeit[1]) dem König seine Dienste gegen die Sachsen an. Der König soll sich zu Hause freuen; er, Siegfried, will alles durchkämpfen und so die Beleidigung gut machen. Gunther in Verlegenheit. Hagen berichtet, halb spöttisch, daß die Fehde wieder abgesagt sei. Er scherzt in zweideutiger Rede über die luftgebildeten, wie luftzerstobenen Feinde. Dann geht er vom Kriege auf die Jagd über (statt der Feinde das Wild), die er jetzt veranstaltet hat. Schon ertönen die Hörner im Hofe.[2]) Man bringt Bogen und Jagdgewand. Chriemhildens ahnungsvoller Abschied von dem harmlosen, vertrauensvollen Siegfried.

Vierter Aufzug.

Wald.

Hagen allein. Die Jäger haben sich zerstreut, auf die Wette, wer das Beste erjage. Auch er steht auf der Lauer. Der Wald ist

---

Randbemerkungen: [1]) „Es war seine Lust, seinen Freunden Hilfe und Beistand zu leisten, oder sich selber auf irgend eine Weise in Heldenthaten zu versuchen und seinen Feinden Kostbarkeiten abzugewinnen und sie seinen Freunden zu geben." Wilkina Saga 2, 70.

[2]) Giselher kommt gelaufen und bittet seine Brüder, ihn auf die Jagd mitzunehmen. Hagen will Giselhern nicht an der Jagd teilnehmen lassen, damit auf ihn kein Teil der Schuld falle. Sein neu Festgewand soll nicht mit Blut befleckt werden. Zu gewaltig ist die Jagd, wo Siegfried jagt.

voll geängstigter oder sterbender Tiere. Überall blutige Fährten. Das harmlose Wild wird am Quell erlegt.

Ortwin, der Truchseß, erscheint. Unterredung wegen des absichtlich fehlgeschickten Getränks. Der Tag ist „unerquicklich".

Gunther tritt auf. Siegfried hat ihn von dem anlaufenden Eber errettet. Gunther, dadurch gerührt, bittet Hagen, Siegfrieden zu schonen. Hagen findet darin nur einen dringenderen Beweggrund, seinen Entschluß auszuführen. Jetzt ist nichts mehr, was der König Siegfrieden nicht verdankte, die Wahrung seines Reichs vor den Sachsen, sein Weib, sein Leben. Gunther ist Siegfrieden eigen, seine Krone liegt im Staub. Durch seinen Ruhm, seine Milde, seinen Reichtum zieht Siegfried alles an sich, wie das Pantherfell[1]) durch seinen süßen Geruch die Tiere des Waldes. Auch heute jagt nicht der König, sondern Siegfried; um ihn drängt sich alles Jagdgefolge. Weiter zeigt Hagen, was er von Kindheit an, da er als Geisel zu den Hunnen gegeben worden (woher seine Verschlossenheit), für das burgundische Königshaus gethan. Siegfrieden ist er seit dessen erstem Auftreten gehaß, da er mit Gunthern um sein Reich streiten wollte. Der Streit ist jetzt doch, nur auf andere Weise, vollbracht, und Gunther hat verloren. Hagen ist der getreuste und der ungetreuste[2]) Mann, getreu gegen seine Könige, ungetreu gegen ihre Feinde. Siegfried darf nicht nach Worms zurück.

Lärm hinter der Scene. Siegfried tritt auf, voll Jagdlust und Waldesfrische.[3]) Er erzählt sein lustiges Abenteuer mit dem Bären. Der König erkennt ihm den Preis zu. Hagen erkennt es nicht an. Siegfried beschwert sich halb scherzhaft über den fehlenden Wein. Hagen schlägt ironisch den kühlen Brunnen vor und den Wettlauf dahin, welchen Siegfried anfänglich ablehnt, weil dem König auch ohne Wettlauf der erste Trunk gebühre. Hagen und Siegfried rennen hin. Der König bleibt, beängstigt. Hagen kommt zurückgeflohen, das blutige Schwert Balmung in der Hand. Es ist seine erste Flucht. Der todeswunde Siegfried ihm nach. Er sinkt erschöpft nieder. Seine rührenden Vorwürfe. Er stirbt. Hagen rühmt sich, daß er des Jagens Preis gewonnen.[4])

Bloß die Tronecker sind zugegen, was in dem Gespräch mit Ortwin vorbereitet werden kann. Gegen die übrigen soll die Art, wie

---

Randbemerkungen: [1]) Dieses lockende Fell hat Siegfried um den Köcher, worin die verderblichen Pfeile stecken.

[2]) Hagen findet in der Unverwundbarkeit Siegfrieds eine Entschuldigung seiner Hinterlist, die ihm Gunther vorhält. Siegfried, als unverwundbar, hat sich dem offenen Kampfe, Mann gegen Mann, enthoben.

[3]) Die Birken des Odenwalds.

[4]) Ist der Könige Haus jetzt nicht mehr gastlich einladend, so ist es doch furchtbar und gesichert.

Siegfried ums Leben gekommen, geheim gehalten werden. Siegfrieds reicher Jagdschmuck begünstigt das Vorgeben, daß er von Räubern erschlagen worden.

Fünfter Aufzug.

Saal. Nacht.

Siegfrieds Leichnam wird von Hagen und den Troneckern hergebracht und auf der Stelle niedergesetzt, wo die Krone im Staube lag. Chriemhilde erscheint, um zur Messe zu gehen. Der Kämmerer, der ihr vorleuchtet, schrickt vor der Leiche zurück. Chriemhildens Wehklage. Sie weiß, daß es Siegfried ist, noch ehe sie ihn näher betrachtet. Siegfrieds Mannen treten auf, gewaffnet, Rache heischend. Die Brüder und Hagen erscheinen, Bahrrecht. Chriemhilde heißt den Toten hineintragen. Die Niederländer wollen Chriemhilden mit sich nehmen, sie soll keinen Augenblick länger unter den Mördern wohnen. Chriemhilde will sich nicht von dem Toten trennen.[1]) Einer ist hier, der am Mord gewiß unschuldig ist, der Knabe Giselher. In dessen, des Schwächsten, aber Unschuldigen, Schutz begiebt sie sich. Drei Tage und drei Nächte lang will sie sich mit dem Toten verschließen. All ihr blühendes Lebensglück ist abgestreift, es bleibt ihr nichts, als der bleiche Leichnam, und auch diesen fordert schon die Gruft. An seinem Anblick will sie noch sich weiden, ob ihr Kraft daraus erwächst, zu rächen seinen Tod.

Randbemerkung: [1]) Brunhilde ist nicht befriedigt, sie muß Chriemhilden noch um ihren Toten beneiden.

Hagen.
Ist jetzt, o Königin, dein Leid gebüßt?
Brunhilde.
Um ihren Toten neid' ich dieses Weib.

Späterer Zusatz: Um ihren Toten noch beneid' ich sie.

II.

Chriemhildens Rache.

Personen.

Gunther, König der Burgunden.
Gernot, **Giselher**, } dessen Brüder.
Hagen von Troneck, **Dankwart**, dessen Bruder, Marschall, **Rumolt**, Küchenmeister, **Volker von Alzei**, der Spielmann, } Gunthers Lehensmannen.
Chriemhilde, Gunthers Schwester, früher mit Siegfried von Niederland, jetzt mit dem Hunnenkönig Etzel vermählt.
Ortlieb, Etzels und Chriemhildens Kind.
Blödel, Etzels Bruder.
Rüdiger, Etzels Markgraf zu Pechlarn in Österreich.
Gotelinde, Rüdigers Gemahlin.
Dietlinde, dessen Tochter.
Dietrich von Bern, vertriebener König der Amelungen, eines ostgotischen Stamms.
Hildebrand, Dietrichs alter Waffenmeister.
Wolfhart, Hildebrands Neffe.
Wärbel, **Swemmel**, hunnische Spielleute.

(In diesem Teil wird auch Chriemhilde von der Untreue ergriffen.)

Erster Aufzug.

1. Scene.

Saal in der Königsburg zu Worms.

Wärbel und Swemmel rühren das Saitenspiel vor des Königs Thür. Gunther mit seinen Brüdern und Dienstmannen tritt heraus. Die Spielleute bringen ihre Einladung zum Feste vor und verbinden damit die Schilderung von Chriemhildens Macht und Herrlichkeit. Nachdem die Hunnen abgetreten, beraten sich die Burgunden. Hagen[1]) und Rumolt widerraten die Fahrt. Ersterer entwickelt zugleich die Geschichte vom versenkten Nibelungenhort. Durch Gernot oder Giselher gereizt, stimmt Hagen bei. Nur will er, daß Giselher nicht mitziehe; dieser, sein Liebling, in den er die Hoffnung künftigen Glanzes der Burgunden setzt, soll geborgen[2]) sein. Volker und Dankwart geschildert. Die Fahrt wird beschlossen und Rumolt zum Landpfleger bestimmt.

Hagen muß in dieser ersten Scene als Hauptperson herausgehoben und das Ganze für sich, ohne den ersten Teil, verständlich werden. Ist im ersten Akte die Aufmerksamkeit auf der Nibelungen,

---

Randbemerkungen: [1]) Der schuldlose Giselher im Gegensatz des schuldbewußten Hagen.
[2]) Hagen zu Giselher: Du hast noch keinen Feind.

besonders Hagens, Schicksal gespannt, so schreiten sie in den folgenden demselben stufenweise näher. Die Reisescenen müssen so verbunden werden, daß immer der schon Bekannte sie dem noch Unbekannten zuführt.

2. Scene.

Giselher mit den Boten an Siegfrieds Grab. Chriemhilde läßt Giselhern von Dietlinden melden.

Zweiter Aufzug.

1. Scene.

Jenseitiges Ufer der Donau. Die Burgunden sind aus dem Schiff gestiegen, Hagen zerschlägt es. Er erzählt die Weissagung der Meerweiber, und wie sich ihm solche bewährt. Hagen von da an todestrunken. Rüdiger tritt auf, begrüßt die Fremden und lädt sie in sein Haus.

2. Scene.

Gotelindens Gemach.

Gotelinde spricht mit ihrer Tochter von den Gästen, die ihnen gekommen und jetzt schon wieder abreisen wollen. Dietlinde, schmerzlich bewegt, eröffnet ihre Neigung zu Giselhern, und wie er ihr die seinige zu erkennen gegeben.

3. Scene.

Saal.

Die Burgunden nehmen Abschied. Rüdiger und seine Frau verteilen ihre Gaben. Giselher erhält Dietlinden.[1]) Hagens bittere Freude darüber. Sie ziehen ab.

Dritter Aufzug.

1. Scene.

Vor Etzelnburg.

Die Burgunden sind abgestiegen, um sich zum Einzuge zu rüsten. Rüdiger zeigt ihnen die Burg und erzählt von Etzels Hofhaltung. Sie sehen Dietrich von Bern mit seinen Mannen absteigen. Giselhers

---

Randbemerkung: [1]) Giselhern, als dem Reinen ist es beschieden, mit dem tugendhaften Rüdiger und den Seinigen, mit dieser Treue und Milde, in Verbindung zu treten.

kindliche Freude über die Reise, die ihm erst die schöne Jungfrau und jetzt die berühmten Helden zuführt. Dietrich kommt als Deutscher den Deutschen zuerst entgegen.[1]) Er warnt die Burgunden. Sein Schicksal.

2. Scene.

Saal.

Chriemhilde, von der Ankunft der Gäste benachrichtigt, tritt ans Fenster. Sie sieht ihre Brüder, sie sieht Hagen. Alle ihre Lust, all ihr Leiden tritt ihr vor die Seele. Mehr noch das unbestimmte Bedürfnis, diese Lust und dieses Leiden in nächster Gegenwart zu haben, hat sie zu der Einladung bewogen. Jetzt bei Hagens Anblick tritt die Rache bestimmter hervor. Siegfrieds Wunden brechen nochmals auf. Warum anders, wenn nicht mehr zur Liebe, hat sie in blühender Kraft fortgelebt, als zur Rache?

Empfang der Gäste. Chriemhildens Benehmen gegen Giselher und Hagen. Dietrich führt Hagen, was Chriemhilde übel aufnimmt.

3. Scene.

Burghof. Mondschein.

Hagen und Volker halten Wache vor dem Saal, wo die Burgunden schlafen. Volker hat sie durch sein Saitenspiel[2]) eingewiegt. Chriemhilde geht zum nächtlichen Gottesdienst. (Dies kann in Dietrichs Warnungsrede vorbereitet werden.) Hagen will ihr nicht aufstehen. Sie erkennt das Schwert Balmung, das Hagen über seine Kniee gelegt hat. Wortwechsel. Hagen erklärt sich im Angesicht der Gestirne, bei denen man sonst seine Unschuld beschwört, für Siegfrieds Mörder. Chriemhilde fordert ihr Gefolge gegen ihn auf. Die Hunnen, die von früherer Zeit her von ihm wissen, wagen sich nicht an ihn. Sie muß abziehen. Im Saal ist es unruhig geworden. Volker bringt die Helden durch sein Saitenspiel unter ahnungsvollen Worten wieder in Schlaf. Verhallen.

Vierter Aufzug.

1. Scene.

Chriemhildens Gemach.

Chriemhilde fordert den Dietrich von Bern auf, sie zu rächen.[3]) Er verweigert es und zeigt Chriemhildens Entwürdigung durch den Rachedurst. Er bemitleidet sie, wie das einst so herrliche Weib ge-

Randbemerkungen: [1]) Etzel ist auf einem Heerzug abwesend, hat aber zum Empfang der Gäste seinen Bruder und Dietrichen zurückgelassen. Hildebrand und Wolfhart machen sich schon hier bemerklich.

[2]) Die hunnischen Spielleute über Volkers Spiel.

[3]) Sie verspricht ihm Hilfe zur Wiedererlangung seines Königreichs.

sunken. Sie wendet sich an Blödel und gewinnt ihn durch Verheißungen. Das deutsche Wehrgeld. Blödel getraut sich nicht, wegen Dietrichs, beim Königsmahle Streit zu beginnen, gedenkt aber, die Knechte in der Herberge zu überfallen. Er verspricht Chriemhilden, ihren Willen auszuführen, ohne jedoch ihr seinen Plan zu entdecken. Chriemhilde geht zum Gastmahle.

2. Scene.

Saal. Gastmahl.

Die Burgunden erscheinen gewaffnet. Dann Chriemhilde, Ortlieb wird vorgetragen.[1]) Dankwart erscheint, bleich und blutig, und erzählt seine Hofmäre. Hagens Grimm über den Verrat und den verwundeten Bruder. Er erschlägt Ortlieben. Allgemeiner Aufruhr. Kampf. Der wilde Spielmann Volker. Dietrich rettet Chriemhilden.

3. Scene.

Burghof.

Chriemhilde, außer sich, feuert die Hunnen an, den Saal zu stürmen, aus dem sie geworfen worden. Die Burgunden erscheinen auf den Stufen des Saals und wollen unterhandeln. Chriemhilde verlangt Hagens Auslieferung. Die Burgunden verweigern sie. Hagen will Giselhern Frieden schaffen. Er will sich für Giselhern zum Opfer geben.[2]) Giselher verwirft es. Chriemhilde ruft wieder die Hunnen auf. Sie heißt die Schilde mit Gold füllen, sie wirft ihren Königsschmuck[3]) zum Preise für Hagen hin. Die Hunnen wollen nicht, Rüdiger soll voran. Sie fordert diesen auf. Rüdigers rührende Bitte. Chriemhilde wirft sich ihm zu Füßen, sie mahnt ihn an den Eid, den er ihr bei der Brautwerbung beschworen. Rüdigers innerer Kampf; er muß sich entschließen. Jubel der Hunnen. Chriemhilde ab. Rüdiger wird gewaffnet. Sein Gespräch mit den Burgunden. Chriemhilde erscheint wieder, eine Fackel in der Hand; ebenso ihr Gefolge. Sie treibt Rüdigern an. Ihr Hauch kann Fackeln anzünden. Rüdiger rafft sich auf und stürzt in den Streit. Die Burgunden werden zurückgedrängt. Chriemhildens Schlachtruf von Siegfried.

Randbemerkungen: [1]) Chriemhilde spricht mit bitterer Ironie davon, wie sie ihren Sohn, wenn er erwachsen, ihren Brüdern (den Mördern Siegfrieds) schicken werde, damit er sich der Ritterübungen und der Jagd freue, unter ihrer Führung. Schattig sind die Wälder dort, und kühl die Brunnen. Giselher macht ihr Vorwürfe über diese Rede.

[2]) Da Chriemhilde die Sühne von sich weist, zieht Dietrich mit den Seinen ab, Wolfhart unwillig. Volker will einst als Geist durch die Lande ziehen und die Märe von den Nibelungen singen. Jetzt muß er fechten.

[3]) Er erhält das Kostbarste, was Etzel aus den Kronen besiegter Könige gebrochen hat.

Fünfter Aufzug.

1. Scene.

Platz vor Dietrichs Wohnung.

Dietrichs Mannen. Sie sollen nach ihres Herrn Befehl die Waffen niederlegen und können sich nicht dazu entschließen, zumal da soeben Rüdigers Tod ruchbar geworden. Besonders der schlachtdurstige Wolfhart zürnt, daß Dietrich im innersten Gemach seines Hauses raste, während draußen die Schlacht tobe. Der alte Hildebrand, welcher von Dietrich abgeschickt worden, um Nachricht einzuziehen, kommt zurück. Er bestätigt Rüdigers Tod und meldet, daß Hagen und Volker die Leiche herauszugeben spottend verweigern. Wolfhart will sich nicht mehr halten lassen, Dietrich zieht den Löwen zurück. Wolfhart reißt sich los und stürmt ab, die andern ihm nach. Hildebrand besinnt sich eine Weile, da überwältigt ihn, der kaum noch den Warner machte, sein alter Heldengeist. Keiner soll in den Streit ihm vorgehen; mit gezogenem Schwerte rennt er den Seinigen nach, um sich an ihre Spitze[1]) zu stellen.

2. Scene.

Dietrichs Gemach.

Dietrich erwartet den zögernden Hildebrand. Dieser erscheint, verwundet und niedergeschlagen. Er erzählt der Helden Fall. Nur Hagen ist noch übrig. Dietrich macht sich selbst auf.[2]) Wehrgeld.

3. Scene.

Chriemhildens Zimmer.

Wärbel, den abgestumpften Arm im Mantel, und Swemmel.[3]) Das innere Gemach öffnet sich, man sieht Chriemhilden bei Ortliebs Leiche knieen. Sie tritt heraus, sie dürstet nach Labsal für ihren Schmerz. Sie fragt nach Kunde von der Schlacht. Dietrich bringt den gebundenen Hagen. Die Spielleute entfliehen. Dietrich überreicht Chriemhilden Hagens Schwert Balmung und verlangt für ihn Begnadigung. Hagen spottet Chriemhildens. Sie ersticht ihn mit dem Schwert. Er eröffnet ihr, daß er ihr Bruder sei. Er trium-

Randbemerkungen: [1]) An ihrer Spitze muß ich sein.

[2]) Die Kraft, wodurch Dietrich sein Reich wiedererobern sollte, hat sich in diesem Kampfe verzehrt.

[3]) Oder Swemmel allein, der das Unglück seines Genossen erzählt.

phiert, daß er, der letzte der Brüder, durch niemand anders untergehe, als durch eine des Geschlechts, dem sein Leben geweiht war. Er bittet Dietrichen, ihn wegzuführen, damit er bei den Helden sterbe. Es geschieht. Chriemhilde eilt zu der Leiche ihres Sohnes. Der alte Hildebrand bleibt allein im Vorgrund. Er hat Heldengeschlechter auf dem Schoße gewiegt, in den Waffen unterrichtet; er kann nicht ertragen, daß so viel Ehre einem Weibe erliege. Er faßt den Entschluß, Chriemhilden zu töten, und geht mit gezücktem Schwert nach dem Hintergrund. Untreue (das Schwert Balmung, womit schon Siegfried die Nibelungen erschlagen) schlägt ihren Herrn.

Wie Chriemhilde durch ihre Schönheit rächt, wie sich um der Rache willen der Schauplatz stets erweitert.

Franceska da Rimino.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Dante.
Guido da Polenta, Herr von Ravenna.
Lanciotto da Rimino, } Brüder.
Paolo da Rimino, }
Franceska, Guidos Tochter, Lanciottos Gemahlin.
Nicolo, Ritter.
Rosa.
Claros, der Spanier.

Die Scene ist auf einem Schlosse Guidos und in der Gegend.

Angefangen Montag den 25. Mai 1807.

Plan der Tragödie.

Der Stoff, der dieser Tragödie zu Grunde liegen soll, ist kürzlich dieser: Franceska, Tochter des Guido Novello da Polenta, Herrn der Stadt Ravenna, war mit Lanciotto, Sohn des Herrn von Rimino, einem mächtigen und tapfern Ritter, vermählt. Allein er war lahm und ungestalt; sein Bruder Paolo, schön, edel und von milden Sitten, sah seine Schwägerin oft. Sie lasen einst zusammen in dem Ritterbuche von Lancelot vom See, wie er um die Minne seiner Königin warb, wie er beglückt wurde und Genevra (auch sie war vermählt) ihm den ersten Kuß gab. Auch ihr Bündnis schloß ein Kuß,

sie lasen fürder nicht zur selben Stunde. Ihr Verständnis endigte sich damit, daß Lanciotto einst sie überraschte und beide ermordete.

Dante, der in der Verbannung von seiner Vaterstadt seine letzten Lebensjahre am Hofe Guidos in Frieden und Ehren zubrachte, der vielleicht Franceska selbst gekannt hatte, läßt im fünften Gesang seines Inferno den Schatten der Franceska selbst ihre Geschichte erzählen. Noch in der Verdammnis bleibt sie ihrer Liebe treu und wandelt mit ihrem Paolo unter den Schatten. Eine der berühmtesten Stellen der Commedia divina. (Vergl. A. W. Schlegels Übersetzung dieser Stelle. Horen, 1795. 3. St. S. 40 ff. Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, 1. Bd.)

Dieser Stoff soll nun in der Tragödie auf die zu erzählende Weise ausgeführt werden.

Was dem Zeitpunkte vorausgeht, wo die Tragödie beginnt, aber natürlich in derselben an passenden Orten eingeschaltet wird, besteht in folgendem: Guido und der Vater Paolos und Lanciottos, zwei alte Freunde, hatten ihre Kinder zusammen erzogen und schon frühe Paolo, den älteren Bruder, und Franceska für einander bestimmt. Diese Bestimmung wurde durch frühzeitige Liebe zwischen diesen beiden begünstigt. Wie jedoch Paolo in die Jünglingsjahre tritt, will er sich zuvor durch ritterliche Thaten seiner Geliebten würdig machen. Er zieht nach Spanien auf Abenteuer. Die Nachricht von seinem Tode verbreitet sich, Franceska betrauert ihn tief. Nach Verfluß eines Jahres dringen jedoch die Väter, welche dem Wunsche, sich durch Verwandtschaft zu verbinden, treu geblieben, in sie, sich dem zweiten Bruder Lanciotto zu vermählen; sie giebt nach. Aber nicht lange so kehrt der totgeglaubte Paolo herrlich zurück. Er kommt gerade den Tag vorher an, ehe Guido zur Feier seines siebzigsten Geburtstages auf einem seiner Landsitze ein Turnier anstellen will. Paolo hat Franceska gesehen, aber nur unter den Umgebungen des Hofs. Der traurige Umstand, daß sie demjenigen, den sie allein liebt, entrissen und seinem Bruder vermählt ist, wird zwar von allen tief gefühlt, aber absichtlich mit Stillschweigen bedeckt. Die Tragödie selbst nun nimmt den festlichen Geburtstag Guidos ein und spielt auf dessen Landsitze und in der Gegend.

Die Charaktere sind nach leichten Umrissen diese: Franceska, ein Gemüt, dessen Natur Freude und Liebe ist. Ihr Unglück kämpft zwar beständig gegen diese ihre natürlichen Neigungen; allein sie brechen doch immer mitten aus der Trauer bald sanfter, bald heftiger hervor.

Guido. Der Charakter seiner Tochter ist ein Bild des seinigen. Ein heitrer Greis, prachtliebend, der noch seinen siebzigsten Geburtstag durch ein glänzendes Fest feiert.

Paolo, ein herrlicher, glänzender Ritter. Er hat während seiner

Ritterzüge das Bild seiner Dame stets im Herzen getragen. Auch jetzt, da Franceska ihm entrissen ist, kann er sie nach dem Geiste des Rittertums als seine Dame betrachten, ohne Ansprüche auf sie zu machen. Das Rittertum soll in ihm in seiner ganzen idealischen Blüte erscheinen.

Claros, Paolos Knappe, ein Spanier, spricht und handelt im Geiste seines Herrn, nur daß in ihm die Chevalerie mehr phantastisch und beinahe barock erscheint.

Lanciotto, ein düsterer, schwermütiger Charakter; er trägt zwar innerlich eine tiefe Glut der Liebe, aber zugleich herrscht in ihm ein abstoßendes Prinzip, das ihn verhindert, sich dem geliebten Gegenstand zu nahen und sich innig mit ihm zu verknüpfen. Das Gleiche setzt er an andern voraus. So sieht er allen Dingen nur die dunkle Seite ab, die Welt ist ihm in einem beständigen Zugrundegehen. Er liebt Franceska und haßt sie zugleich; resignierend oder vielmehr verloren gebend und doch eifersüchtig. Daß er, der Erzählung nach, lahm und ungestalt ist, fällt hier weg.

Nicolo, einer der ehemaligen Gespielen Franceskas, und der Brüder, gleichfalls in Franceska verliebt. Sein Neid gegen Paolo sticht mit der großen Eifersucht Lanciottos mächtig ab.

Dante, ahnungsvoll, Astrolog, die Begebenheiten poetisch ins Gemüt auffassend.

Erster Akt.

1. Scene.

Piniengang. Im Hintergrund eine Kapelle. Frühmorgens. Dante kommt von der Kapelle her, aus der Messe. Er macht den Prolog durch Ahnung eines Unglücks unter dem heitern Schein des Frühlings und des Festes. Er geht ab. Franceska und Rosa, ihre Freundin, kommen gleichfalls aus der Kapelle. Franceska spricht, wie der Aufenthalt auf dem väterlichem Schlosse, wo sie ihre Kinderjahre hingebracht, ihre Seele mit Heiterkeit erfüllt. Bald aber wird sie düster, indem sie auf Paolo und ihre zwar friedliche, aber unglückliche Ehe mit Lanciotto zu reden kommt. Rosa sucht sie zu trösten, besonders mit Hinweisen auf die Freuden des ritterlichen Festes, als dessen Königin Franceska erscheinen soll, was auch seine Wirkung nicht ganz verfehlt, besonders als nun Claros hinzukommt und mit einer abenteuerlichen Anrede Franceska einen Handschuh übergiebt, den sie in der Kirche zurückgelassen und den Paolo gefunden. Zugleich aber läßt sich der Ritter diesen Handschuh zurückerbitten, als Pfand, daß er im Turnier sie als seine Dame betrachten und zu

ihrer Ehre streiten dürfe. Sie giebt den Handschuh zurück. Claros ab. Franceska ist erheitert, sie will sich heute ganz der Freude hingeben. Sie geht ab mit Rosa.

2. Scene.

Paolos Zimmer. Er bezeugt seine Freude über den erhaltenen Handschuh. Claros wappnet ihn zum Turnier. Es ist von Paolos Ritterzügen die Rede, und wie treulich er stets seine Dame im Herzen getragen. Er ist erfreut, Franceska, die ihm entrissen ist, doch heute, auch nach der strengsten Sitte, als seine Dame betrachten zu dürfen. Man hört Trommetenschall. Paolo ist gewappnet und geht voll ritterlicher Kampflust ab.

Vielleicht wird dieser erste Akt noch dahin erweitert, daß auch Guido und Lanciotto darin auftreten.

Zweiter Akt.

Ein großer Saal.

Nicolo erscheint, von einem Knechte geführt. Er ist soeben von Paolo im Turnier vom Pferde gestochen worden und hat sich dabei den Fuß verletzt. Er ist äußerst beschämt. Er hatte sich heute vor Franceska als einen recht gewaltigen Ritter erweisen und ihr zeigen wollen, wie viel sie verliere, daß sie ihn nicht als ihren Anbeter anerkenne. Sein schmählicher Fall hat ihm seine Pläne zunichte gemacht. Er ist voll Rache gegen Paolo und will bemerkt haben, daß Franceska diesem günstig sei. Lanciotto tritt auf, gleichfalls von Paolo besiegt. Er erzählt, daß seine Lanze auf Paolos Brust zersplittert und er dadurch aus dem Sattel gekommen. Er wundert sich, daß dieser Stoß dem Paolo nicht geschadet. Übrigens ist er nicht über Paolo erbost, sondern sieht es als eine natürliche Folge seines ihn überall verfolgenden Unsterns an, daß er besiegt worden. Nicolo sucht in ihm Argwohn und Eifersucht wegen Paolos und Franceskas zu erregen. Lanciotto gesteht, daß er freilich nicht glauben könne, daß eine Seele ihn liebe, jedoch vertraue er auf seiner Gattin und seines Bruders Tugend.

Man hört Musik. Das Turnier ist aus. Ein feierlicher Zug von Rittern und Damen erscheint. Die Troubadours singen Chöre. Die Kampfrichter erkennen dem Paolo den Preis zu, der in einem goldenen Kranz aus Franceskas Händen besteht. Paolo kniet vor ihr nieder, sie setzt ihm den Kranz auf. Im nämlichen Augenblick aber sinkt er in Ohnmacht, eine Folge des durch Lanciotto erhaltenen Stoßes. Franceska hält den Entgeisterten in den Armen, man eilt zu Hilfe, er erholt sich und wird abgeführt. Auch Franceska, die bei dieser Scene ihre Leiden-

schaft für Paolo nicht ganz verhehlen konnte, und andere gehen ab. Lanciotto äußert, daß er, dessen Lanze diesen Unfall verursacht, bestimmt scheine, überall das Unglück mit sich zu bringen. Er wolle sich jetzt ins nahe Gebirg auf die Jagd begeben, um die Lust des Festes nicht noch weiter zu stören. Er zeigt bereits Spuren von Eifersucht, die er jedoch sich selbst nicht gestehen will. Nicolo sagt in der Stille hämisch, daß er indes Wache halten wolle. Dante beschließt diesen ersten Teil des Gedichts dadurch, daß er zu erkennen giebt, was hier im Spiel und gleichsam nur im Bilde dargestellt worden, dürfte nun im Ernst und in der Wirklichkeit erfolgen.

Dritter Akt.

1. Scene.

Nachmittag. Garten.

Die Gäste haben sich an verschiedene Plätze des Schlosses und des Gartens zerstreut. Franceska und Rosa sitzen in einer einsamen Schattenpartie. Paolo kommt, in einem Buche lesend. Er erschrickt, als er Franceska gewahrt, mit der er hier zum erstenmal allein ist; denn vor Rosa hat sie kein Geheimnis. Auch Franceska ist verwirrt. Es zeigen sich gegenseitige Merkmale ihrer noch immer glühenden Liebe. Rosa will die Verwirrung dadurch heben, daß sie Paolo bittet, aus seinem Buche vorzulesen. Er thut es; aber es ist gerade die Stelle, wo Ritter Lancelot vom See und die Königin Genevra in einer ähnlichen Lage beisammen sind und sich den ersten Kuß geben. Paolo liest mit steigendem Affekt; ihre Glut wird durch das Lesen angefacht, statt gemildert. Paolo hält sich nimmer, er stürzt zu Franceskas Füßen und versichert sie seiner nie erlöschenden Liebe. Ein Kuß. Franceska erschrickt jetzt über sich selbst, sie eilt mit Rosa ab. Paolo entfernt sich gleichfalls, auf einer andern Seite.

2. Scene.

Paolos Zimmer.

Claros singt zur Guitarre. Paolo erscheint voll Entzückens, daß Franceska ihn noch liebe, aber auch mit einiger Furcht, sie beleidigt zu haben. Er will ihr entsagen, aber seine Liebe giebt ihm ein, daß er so nicht von ihr auf ewig scheiden könne, ohne ihr ein Lebewohl gesagt zu haben. Er schreibt an sie, da er auf ewig von ihr scheiden müsse, was die Pflicht gegen seinen Bruder erfordere, da er gesonnen sei, wieder in die weite Welt zu ziehen, da nun ihr Bild das einzige sei, was er von ihr behalte, so beschwöre er sie, ihn nur heute noch

einmal mit ihr sprechen zu lassen, damit er ihr auf ewig lebewohl sage. Claros verspricht, den Brief, worin übrigens keine Namen genannt sind, durch einen unverdächtigen Knaben an Rosa zu senden. Paolo solle sich nur, um allen Verdacht zu vermeiden, in die Pinienallee begeben, wohin ihm der Knabe die Antwort bringen werde.

Es versteht sich, daß dies alles gehörig motiviert würde.

Vierter Akt.

1. Scene.

Pinienallee, wie am Anfange des Stücks.

Nicolo allein. Er hat bemerkt, daß Francesca und Paolo im Garten beisammen gewesen. Er will dies dem Lanciotto berichten, um diesen zur Rache gegen Paolo anzufeuern und dadurch sich selbst zu rächen. Doch will er sich zuvor noch weiter auf die Spur legen. Es kommen zwei Zofen Francescas, die zum Tanz gehen. Diese will Nicolo ausforschen und bestechen. Sie geben ihm aber kein Gehör, necken ihn mit seinem hinkenden Fuße und eilen ab. Er bemerkt, daß der Glanz des Festes heute den Glanz des Goldes überstrahle. Der Knabe mit dem Briefe kommt; er freut sich, den Ritter mit dem roten Mantel zu finden, dem er den Brief überliefern solle. Es ist Francescas günstige Antwort auf Paolos Bitte. Nicolo liest; seine Eitelkeit macht ihn anfangs glauben, der nicht überschriebene Brief sei an ihn gerichtet, Francesca verheiße ihm eine Zusammenkunft. Da jedoch als Ort derselben der Platz im Garten bezeichnet ist, wo schon eine Zusammenkunft stattgefunden habe, so bemerkt er, daß die Eitelkeit über seine Schlauheit gesiegt habe. Doppelt freut er sich nun aber, einen sichern Weg zur Rache gefunden zu haben. Er giebt den Brief dem Knaben zurück und sagt diesem, daß noch ein Ritter in einem roten Mantel kommen werde, dem er gleichfalls den Brief zu geben habe. Er zieht sich hinter die Bäume zurück. Paolo erscheint, erhält den Brief und geht voll Freude ab.

2. Scene.

Wilde Gegend im Gebirge. Lanciotto sitzt über einem Waldstrom und hängt seinen schwermütigen Gedanken nach. Es geht ein Liebender vorüber und singt ein munteres Waldlied. Nachher erscheint Nicolo in größter Eile. Er erzählt alles Vorgefallene auf eine hämische Weise und ruft den Lanciotto zur Rache auf. Er verfehlt seine Absicht nicht. Lanciotto wirft seine Halskette, seinen Ring, seinen Mantel, einst Hochzeitgeschenke von Francesca, in den Strom. Er will sich

ganz von ihr losreißen, und fühlt sich dennoch wider seinen Willen an sie gebannt. Er rafft sich auf, als ob er einen plötzlichen Entschluß gefaßt hätte, wirft Nicolos roten Mantel um und eilt ab.

Fünfter Akt.

Garten, wie zu Anfang des dritten Akts. Mondschein. Franceska erscheint allein. Das Magische der Mondnacht hat sie in eine wunderbare Stimmung versetzt. Sie dünkt sich mit ihrer Liebe aus der Welt heraus in einen zauberischen Äther gehoben. Ihre unterdrückte Liebe wird in ihr ganz Meister. Sie behauptete deren Rechte gegen die Gedanken an ihren Gemahl. Sie betrachtete diese Abschiedsstunde als die letzte glückliche ihres Lebens und will sich ihr mit ganzem Entzücken, mit aller ihr angebornen Liebe und Freude weihen. Während sie sich so in die feurigsten Ausdrücke der Liebe ergießt, erscheint ein Ritter, in einen roten Mantel gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt. Sie meint, es sei Paolo, breitet die Arme aus, er stürzt auf sie zu, sie umarmen sich heftig und lange. Endlich wirft er den Hut ab. Es ist Lanciotto. Ha! Verruchte! sagt er, so hab' ich mit meinem eignen Weibe gebuhlt. Sie schreit auf. Er hält sie noch immer fest umfangen. Fürchterliche Stille. Franceska ruft zum Himmel um Hilfe in dieser schrecklichen Einsamkeit, wo sie mitten im Paradiese von einer Schlange umkettet sei. Pause. Sie ruft nach ihrer verstorbenen Mutter. Sie ruft Paolo. Hier fährt Lanciotto auf. Ha! soll ich mich nicht von dir losreißen können? ich will frei sein. Er sticht ihr den Dolch in die Brust. Jetzt kommt gerade Paolo hinzu, er sieht seine Geliebte, die auf eine Rasenbank sinkt. Er zieht das Schwert und sticht mit Lanciotto. Paolo wird verwundet und sinkt. Lanciotto eilt, wie von Furien gejagt, ab, nachdem er Verwünschungen gegen Nicolo ausgestoßen („Du aber zisch' als Schlange mir ums Haupt!"), der indes auch hervorgeschlichen und ihm folgt. Paolo erholt sich etwas, fühlt aber, daß seine Wunde tödlich. Er naht sich der toten Franceska und sinkt vor ihr auf die Kniee. Er nennt sich ihren treuen Ritter, der um ihretwillen den Tod erlitten. Er zieht den Handschuh hervor, den sie ihm am Morgen geschickt. Er bemerkt, wie seine Ohnmacht am Morgen das Vorspiel seines Todes gewesen. Er freut sich, von ihr bald mit einem himmlischen Kranze, als ihr redlicher Kämpfer, geschmückt zu werden. Er stirbt. Indessen erhebt sich eine sanfte Musik hinter der Scene. Guido, der Franceska bei den festlichen Tänzen vermißt und gedacht hatte, daß sie, wie sie öfters pflegte, sich in den Garten gemacht, um ihren Schwärmereien nachzuhängen, hat die Gesellschaft aufgefordert,

in verschiedene Partien geteilt, seine Tochter aufzusuchen und sie gleichsam mit Musik zu umgarnen. Rosa erscheint zuerst, um ihre Gebieterin zu warnen. Ihr Schrecken. Nach und nach langen von verschiedenen Seiten mehrere Personen an, teils Instrumente spielend, teils singend, jedoch verabredetermaßen immer in derselben sanften Melodie. Sowie sie aber die beiden Toten erblicken, halten sie erstarrt inne, werden jedoch durch die Neuankommenden in der Musik ersetzt. Zuletzt kommt Guido mit Dante und einigen ältern Rittern. Die Musik hat aufgehört. Guidos Schrecken und Trauer. Sein Leben war bis dahin glücklich, die Freude war in den kräftigen Jahren seine stete Begleiterin, und nun an seinem siebzigsten Geburtstag, an der Schwelle des hohen Alters, verläßt sie ihn, überläßt ihn dem mächtigsten Grame. Claros kommt und erzählt, daß ihm Lanciotto mit dem blutigen Schwerte begegnet. Dante beschließt das Stück

---

Zu einem Trauerspiel: Franceska da Rimino.

(Piniengang. Im Hintergrund eine Kapelle.)

Dante (kommt von der Kapelle her).

Der schönste Frühlingstag seit jenem, traun!
Da Beatrice mir zuerst erschien,
Am Maifest, in der Kindheit Blumenschmuck,
Doch schon bekränzt fürs Fest der Ewigkeit.
Eine Himmelsblume quoll an selbem Tag,
Die Blume meiner Liebe, glänzend auf.
Heut aber ist's als ob in Frühlingspracht
Ein ernsterer Gedanke Gottes läge,
Gerade wie des Sängers Seele blüht,
Wann sie gebären will ein traurig Lied.
Die Sterne stunden böser Deutung voll;
Da kam die Sonn', und mit dem Strahlenkleid
Verhüllte blendend sie das Firmament.
Nun mag kein sterblich Auge mehr erspähn,
Was unterm Glanze wirket das Gestirn.
Noch immer reiten Gäste prachtvoll ein,
Die Feier Guidos zu verherrlichen.
Doch wehe, daß nicht mit der frohen Schar
Das dunkle Schicksal zieh' in dieses Thor!
Das dunkle Schicksal kommt zu Festen oft,
Es will nicht minder groß und feierlich
Erscheinen, als das goldne Glück, sein Bruder.
Wann sich versammelt hat ein ganz Geschlecht,
Wann jeder Geist dem Großen offen steht,

Dann streckt es aus den Wolken seine Hand,
Wie bei Belsazars letztem Königsmahl,
Und schreibt sein furchtbar Machtwort an die Wand.

(Ab. Franceska und Rosa kommen aus der Kapelle.)

Franceska. Fürwahr, indes wir in der Messe weilten,
Sind viele neue Blumen aufgeblüht.

Rosa. Wie freut es mich, daß du so heiter scheinst!
Ein zartes Rot erglüht in deinen Wangen.

Franceska. Vielleicht der Morgenschein. Doch, Traute, ja,
Ich fühle dieses Ortes sanfte Macht.
Seit ich das väterliche Schloß betrat,
Umweht mich eine heitre, leichte Luft,
In der mein Geist die Flügel wieder hebt.
Der Kindheit Bilder spielen um mich her;
Wie wagt' ich es, in ihren frohen Kreis
Zu treten mit des Kummers dunkelm Blick?
Mir ist, als hüpft' aus jenem Rosenbusch
Ein lächelnd Mädchen, das Franceska hieße,
Und faßte traulich fragend meine Hand:
Weißt du noch, wo die schönen Blumen stehn,
Und wo die bunten Schmetterlinge fliegen?
Nein, Rosa, nein, sie sind verblüht, entflattert,
In Thränen löst das holde Bild sich auf.

Rosa. Was kommt dich an? O scheuche nicht die Freude,
Die kaum mit sanftem Gruße dir genaht!

Franceska. Wann ich erwach' aus süßem Morgenschlummer,
Wann neue Lebenskraft auch mich erfrischt,
Dann schleichet oft der Freude Genius
Sich leisen Trittes in mein offnes Herz
Und will den Liebesbund erneu'n.
Doch bald erwacht der düstre Kummer, eifersüchtig,
Und eilend muß der holde Gast entfliehn.
Ich fühl' es wohl: zu Lieb' und Freude ward
Auch ich geboren, Freude heißt der Stern,
Der über meinem Elternhause steht.
Mein Vater, der an diesem schönen Tag
Des siebenzigsten Jahres Schwelle betritt,
Ihm blickt die Luft noch aus dem hellen Aug',
Er lud auch heute zu des Festes Pracht
Sich eine frohe jugendliche Schar,
Daß ihm als Traum die eigne Jugend kehre.
Auch mich gebar ein klarer Maientag,
Das Lied der Lerchen weckte mich ins Leben,

Ich schlug das Auge mit den Blumen auf,
Und Frühlingslüfte spielten um mich her.
Du möchtest wohl mein erstes Unheil nennen,
Daß frühe mir die treue Mutter schied;
Doch fügt' auch dies mein guter Engel so,
Er hat der Trennung Schmerzen mir erspart;
Ich konnte spielen um der Mutter Sarg,
Mit ihrem Totenkranz mich lächelnd schmücken.
Es ist nicht schmerzliche Erinnerung,
Mit der ich ihr gedenke; Hoffnung strahlend
Erscheint sie mir, und aus den lichten Höhn,
Die andern fremd sind und von Bildern leer,
Blickt mir ein freundlich Mutterauge nieder,
In Mutterarmen einst erwach' ich wieder.

Rosa. O traue ganz dem freundlichen Beruf!
Es wird dein guter Geist dich nicht verlassen,
Wenn du nicht selbst ihn düster von dir treibst.

Franceska. Mein guter Vater suchte treulich, mir
Die süße Mutterliebe zu ersetzen.
Er lauschte jeden leisen Wunsch mir ab,
Und daß er ganz in Lieb' und Lust mich hüllte,
Berief er mich um einen Kreis von holden
Gespielen, und mir kam, wohin ich sah,
Ein frohes Aug', ein trauter Arm entgegen,
Du, Teure, deine Schwestern, Nicolo,
Lanciotto, damals düster schon, doch mild,
Und all die andern, die wir da zusammen
Wie Schmetterling' um einen Blumenstrauch
Der frischen Jugend spielten.

Rosa. Warum nennst du nicht
Auch Paolo, der dir so teuer war?

Franceska. Den Namen sprichst du, den ich sorgsam mied,
Den Namen, reich an Wonne, wie an Pein.
Darf ich ihn nennen? O ich darf es doch.
Ich denk' an ihn nicht bloß zu meiner Lust,
Ich denke nicht der sel'gen Tage nur,
Da wir, von beider Vätern uns bestimmt,
In freier Lieb' erwuchsen und die Welt,
Die sich vor unserm jugendlichen Blick
Aufrollte, treulich miteinander teilten,
So daß die Welt nun keine Welt mehr ist
Dem einen ohne das andere. Weh, es folgt
Die Strafe schon, wenn jenes Sünde war zu denken

Wie eine goldne Morgenwolke steigt
Mir der Gedank' an Paolo herauf,
Sie wächst, sie dunkelt, hüllt das Firmament
In dumpfe Nacht, es langen furchtbare
Gestalten nach mir aus; der Bote kommt,
Er spricht vom Tode Paolos, ich sinke,
Erstarre, bin erstarrt noch, als die Väter
Dem alten Wunsche treu, sich zu befreunden,
Zwei fremde Seelen, Lanciotto und mich,
Zum Altar führen. Plötzlich zuckt ein Schlag
Durch meine Rechte, Lanciottos Hand
Hat sie berührt, und meine Linke fährt
Zum bebenden Herzen. Weh, ich bin erwacht,
Ich bin an eine kalte Welt gekettet.
Gerissen aus der warmen Liebesluft
Ins Reich der Gräber. Sieh! ein dunkler Stern,
Lanciottos Auge, stehet über mir
Wie eine Sonnenfinsternis.

Rosa. Halt an!
Bist du nicht glücklich? warum willst du noch
Dein Schicksal dunkler malen, als es ist?
Ich weiß; ihr lebt in stiller Friedsamkeit;
Kein feindlich Wort noch hört' ich zwischen euch.

Franceska.

Guido. So haben mit der heil'gen Messe wir
Den Tag begonnen dieses Ritterfests
Und unser Herz zu reiner Lust gestimmt.
Gott füg' es, daß derselbe Tag, der jetzt
Hervortritt aus der Zukunft Morgenduft,
Wenn er versunken in Vergangenheit,
Noch lang uns in Erinnerung erfreu'!
Euch, edle Ritter, tiefgefühlten Dank,
Daß ihr euch her bemüht im vollen Schmuck,
Zu feiern eines Greises Ehrentag.
Ich trete heut ins siebenzigste Jahr.
Des Stechens Ritterspiel ist mir versagt,
Das meiner Jugend Stolz und Freude war.
Und auch die Zeit ergreift ein andrer Geist;
Das Rittertum, es sinkt zum Untergang;
Beklagen wird es späte Nachwelt noch,
Wie Farbenpracht verlorner Malerkunst.
Doch wenn ich heute vom Balkone schau'

Auf euch, kraftvolle, ritterliche Degen,
Euch, eines besseren Jahrhunderts wert,
Auf eurer Kämpfe freudiges Gewog,
Der Waffen Schimmer und der Büsche Wehn,
Das soll mich laben als ein lichter Blick
In meiner eignen Jugend schöne Zeit
Und in des Rittertumes volle Blüt'.

Die Ritter. Heil dir, du Edler! Langes Leben dir!
Und heute sei dein freudenreichster Tag!

Guido. Dank euch, Geliebte! Doch daß minder euch
Des Greises Eitelkeit zu tadeln scheine,
Der sich zu eigner Ehr' ein Fest bestellt,
So sag' ich vollern Grund zur Freud' euch an.
Ihr sehet Paolo da Rimino hier,
Sohn meines Freundes, meines Eidams Bruder,
Ja meines eignen Herzens teuren Sohn.
Auf Ritterthaten war er ausgezogen,
Verschollen in Hispaniens Maurenkrieg,
Durch falsche Botschaft tot uns angesagt;
Nun steht er herrlich auferstanden da,
Mit jeder Rittertugend ausgeschmückt,
Als hätt' er von Roland und Olivier,
Den Meisterhelden, Waffenwerk erlernt
Und an des Königs Artus Tafelrund'
In Hof- und Minnesitte sich geschult.
Mit ihm zu prüfen eurer Arme Kraft,
Es muß euch andern hohe Freude sein.

Nicolo. Nicht mannigfachen Grunds bedarf es, Herr,
Dadurch du uns zur Freude wecken willt.
Einfach ist dieses Festes froher Sinn.
Wir feiern, Guido, deinen Ehrentag.

Paolo. Ihr habt es ausgesprochen, Nicolo,
Was mir zu sagen recht und ziemlich war.

Guido. Des Sieges Preis, es ist ein goldner Kranz,
An sich gering; doch höher steigt sein Wert,
Je streit'ger eure Tapferkeit ihn macht.
Und daß der wackre Sieger solchen Dank
Recht aus den Händen meiner Lieb' empfäht,
So soll ihn spenden meiner Tochter Hand.

Die Ritter. Heil uns! wie holde Festeskönigin!

Guido (zu Paolo). Ihr habt wohl manchen Ritterdank erkämpft
Aus weltberühmter Damen blanker Hand,
Der Königin Ginevra, der Isalde;

Doch, denk' ich, könnt' Euch auch ein Kranz erfreun,
Den Euch die Freundin Eurer Jugend böte.

Paolo. Fast weckt Ihr Siegeshoffnung in mir auf,
Die doch vor diesen Rittern nicht erlaubt.

Guido (zu Lanciotto).
Auch Euch, Lanciotto, könnt' es wohl freun,
Wenn sich vergangnes Leben Euch erfrischt,
Die Gattin wieder Euch als Braut erscheint,
Um deren Huld ihr neu zu werben habt.
Und könnte das die Wolken nicht zerstreun,
Die Euch unfestlich an der Stirne dräun?

Lanciotto. Nicht möcht' ich trüben diese Festlichkeit;
Doch geh' ich zaudernd stets zu solchem Spiel.
Wenn man sich gegenüber sitzt zu Roß,
Wenn all' in strengen Stahl gepanzert sind
Und das Visier der Freunde Antlitz deckt,
Dann zeigt der Ehrgeiz und die Eifersucht,
Des Kampfes stolze, wildentbrannte Lust
Im treusten Bruder als verhaßten Feind
Und läßt vergessen, daß es Spiel nur sei.
So endet traurig oft der Freudentag.

Paolo. Mir dünkt es echter Ritter Freundschaftsbund.
Wenn die feindsel'gen Lanzen sie zersplittert,
Die eifersücht'gen Schwerter sich zerhaun,
Dann ziehen sie den Eisenhandschuh ab
Und reichen sich die wohlgeprüfte Hand.

Guido. Nehmt, edle Herrn, das Fest in diesem Sinn!
So wird, was äußerlich als Kampf erscheint,
Nur enger schlingen eurer Freundschaft Band.
Und nun beschränk' ich länger nicht die Zeit,
Die ihr zu eurer Wappnung nötig habt.

(Sie gehen nach verschiedenen Seiten **ab.**)

Guido. Ha, guten Morgen, vielgeliebtes Kind!
Wie freut es mich, daß du so heiter scheinst,
Ein zartes Rot auf deinen Wangen blüht!

Francesca. Vielleicht der Morgenschein. Doch nein; **verzeiht!**
Wie sollt' ich, Vater, an so heil'gem Tag
Vor Euch erscheinen mit des Kummers Blick?
Wohl denk' ich noch, wie ich ein fröhlich Kind
Aus jenen Büschen Euch entgegensprang,
Mit frischen Blumenkränzen Euch umwand.

Auch heute nah' ich, mit dem Kranze nicht,
Der hell und duftend sich den Sinnen zeigt;
Des Herzens heil'ge Blumen bring' ich heut,
Gebete, glühend, Wünsche, knospenreich).

Guido. Willt du mir öffnen so dein frommes Herz,
So zeig' nicht bloß die Freudeblüten mir!
Laß mich des Kummers tiefe Wurzeln schaun,
Die du mir kindlich schonend sonst verhehlst!
Vielleicht ist, dich zu heilen, mir vergönnt.
Denn nicht in Leid begann die Jugend dir,
Und nicht von einem fluchbeladnen Stamm
Bist du entsprossen; Freude heißt der Stern,
Der über deinem Elternhause steht.
Dein Vater, der an diesem schönen Tag
Des siebenzigsten Jahres Schwell' betritt,
Ihm ist das Herz noch lange nicht gewelkt.
Er lud auch heute zu des Festes Lust
Sich eine frohe jugendliche Schar,
Daß ihm als Traum die eigne Jugend kehr'.

Francesca. Wohl fühl' ich es: zu Lieb' und Freude ward
Auch ich bestimmt von freundlichem Geschick.
Auch mich gebar ein klarer Maientag,
Das Lied der Lerchen weckte mich ins Leben,
Ich schlug das Auge mit den Blumen auf,
Und Frühlingslüfte spielten gleich mit mir.

Guido. Du möchtest wohl dein erstes Unheil nennen,
Daß frühe dir die treue Mutter schied.
Doch fehlt' auch hier dein guter Engel nicht,
Er hat den Schmerz der Trennung dir erspart.

Francesca. Ja, spielen konnt' ich um der Mutter Sarg,
Mit ihrem Totenkranz mich lächelnd schmücken.
Es ist nicht schmerzliche Erinnerung,
Mit der ich ihr gedenke; hoffnungstrahlend
Erscheint sie mir, und aus den lichten Höhn,
Die andern fremd sind und von Bildern leer,
Blickt mir ein freundlich Mutterauge nieder.
In Mutteraugen einst erwach' ich wieder.

Guido. Wo such' ich nun des Kummers ersten Keim?
Hab' ich versäumt, die Jugend dir zu schmücken?

Francesca. Nein, bester Vater! Treulich suchtet Ihr
Mir süße Mutterssorge zu ersetzen.
Und daß Ihr ganz in Lieb' und Lust mich hülltet,
Berieft Ihr um mich einen Kreis von holden

Gespielen, und mir kam, wohin ich sah,
Ein frohes Aug', ein trauter Arm entgegen.
Guido. Und als du standest in der Jugend Glanz,
Ital'schen Adels viel umworbner Preis,
Hab' ich den Gatten schlimm dir auserwählt?
Lanciotto, meines liebsten Freundes Sohn,
Der sterbend seine Söhne mir empfohlen,
Lanciotto, brüderlich mit dir erwachsen,
Von tadellosen Sitten, ehrenfest,
Ein sichrer Arm in ungewisser Zeit,
Erstling des Hauses, Erbe reicher Lehn
Und hochgestellt durch selbsterstiegne Macht . . .
Francesca. Lanciotto, nicht bloß mächtig, reich, geehrt,
Nicht tapfer bloß und fest und tugendreich,
Nein, auch von tiefer Liebe still durchglüht,
Von Auge düster, doch von Sitten mild,
Aufmerksam und zu jedem Opfer willig,
Wohl würdig, daß der Gattin Sorgsamkeit
Liebreich erheitre seines Geistes Ernst.
Guido. Ob dieser Ernst und jene Düsterheit
Nicht auch auf deine Seele Schatten warf?
Francesca. Es schlummern, dünket mir, in jeder Brust
Tiefe Gedanken und geheime Schmerzen.
Einfache Ruh', in der wir lang gelebt,
Des stillen Aufenthaltes Einsamkeit
Hat auch in mir so manches aufgeweckt.
Doch kaum betret' ich wieder dieses Schloß,
So reich an heiterer Erinnerung
Und so belebt durch rege Gegenwart,
Als sich mir plötzlich alte Lust erneut.
Ja, ich gestehe: dies erfreut mich schon,
Einherzugehn im langentwöhnten Schmuck,
Und nicht geringe Lust verheißt es mir,
Das Ritterspiel zu schauen vom Gerüst
In eitler Frauen bunter, heller Reih'.
Guido. Sprichst du von Herzen dies, Geliebteste,
Heil mir und dir und Segen diesem Tag!
Komm, schöne, hohe Festeskönigin,
Der Frauen Krone, deines Vaters Stolz!
Schon wogt und rauscht es nach den Schranken hin
Die Rosse wiehern, die Trommete schallt,
Und manches Auge hebt sich zum Balkon,
Ob du erscheinest mit dem goldnen Kranz.

Claros. Nur mit gesenktem Knie erkühn' ich mich,
Zu hemmen, schönste Herrin, Euren Schritt.
Franceska. Ihr scheint ein höflicher, geschickter Bot'.
Erhebt Euch! Tragt uns Eure Botschaft vor!
Claros. Ich bin der Diener eines edeln Herrn,
An dem ein großes Wunder heut geschah.
Guido. Wer ist der Herr?
Franceska. Und welches ist das Wunder?
Claros. Mein Herr ist Ritter Paolo da Rimino.

Die Bärenritter.

Posse in zwei Akten.

Personen:

Der Bär.
Don Eusebio.
Donna Clara, seine Nichte.
Don Luis, ihr Geliebter.
Don Pedro, Don Manuel, } Landjunker.
Brigida, Claras Zofe.
Diego, Diener des Eusebio.
Ein anderer Bedienter.

Die Scene ist Don Eusebios Landsitz in den Pyrenäen.

Erster Akt.

Saal im Schlosse.

Clara, Brigida, Diego.

Alle Drei. Sei mit frommer Lieder Preise,
Sei begrüßet, milde Nacht!
Stille bist du, atmest leise,
Hast der Töne freundlich acht.
Clara. Warme Sonne, goldne Sonne,
Sankst du schon von Himmels Rand?
Wo nun streust du Licht und Wonne?
Wo? in welchem fernen Land?

Ach, wie ist mein Innres trunken,
Trunken ganz von Licht und Lust!
Sage! bist du eingesunken,
Goldne Sonn', in meine Brust?

Clara und Brigida. Sei mit innrem frohem Wallen,
Sei begrüßet, milde Nacht!
(Schlag der Nachtigallen.)

Clara. Nachtigallen, Nachtigallen,
Nehmet meines Herzens Dank!
Heilend eure Lieder schallen
In dies Herz, von Liebe krank.
Doch ihr bliebt nicht unbelohnet.
Tönt nicht euer Klagechor,
Seit die Lieb' euch nahe wohnet,
Zweimal süßer, als zuvor?

Clara und Brigida. Sei mit deinen Nachtigallen,
Sei willkommen milde Nacht!

Clara. Tausend schöne, goldne Sterne
Stehen schon am Himmel hoch;
Aber die vor allen gerne
Ich erbitte, fehlen noch.
Ach, zwei schöne, lichte Sterne
Sind für mich der Nächte Zier;
All die andern bleiben ferne,
Diese neigen sich zu mir.

Clara und Brigida. Sei mit deiner Sterne Flimmer,
Sei willkommen, milde Nacht!

Clara. Bleicher Mond, du kommst gegangen;
Sanfte Schöne, sprich, woher!
Hielt auch dich der Tag befangen,
Freudelos und liebeleer?
Doch je tiefer niederziehet
Dort des Abends scheidend Licht,
Um so jugendlicher glühet
Dein holdselig Angesicht.

Clara und Brigida. Sei mit deines Mondes Schimmer,
Sei willkommen, milde Nacht!

Alle Drei. Sei mit frommer Lieder Preise,
Sei begrüßet, milde Nacht!
Stille bist du, atmest leise,
Hast der Töne freundlich acht.

Clara. Mein Geliebter kann nicht mehr ferne sein. Geh doch hinab, Diego, und sei besorgt, daß er unbemerkt hereinkommt! (Diego ab.)

Brigida. Ich muß immer lachen, Fräulein, wenn ich bedenke, wie Euer Oheim sich in seinen eigennützigen Plänen betrügt. Er kann sich nicht satt sehen an Eurem Gelde, das er in Händen hat, und sucht darum jeden Freier entfernt zu halten. Wie wir noch in

der Stadt wohnten, durftet Ihr nirgends hingehen, als in die Kirche, und auch dahin nur verschleiert. Als aber dennoch die liebe Jugend merkte, was unter dem Schleier blühe, als die Nachtmusiken unter Euern Fenstern erklangen ...

Clara. Das war doch auch eine schöne Zeit, wann Luis unten in der Dunkelheit mit der Guitarre saß und ich am Fenster lehnte. Unsere getrennten Körper waren nur nächtliche Schatten, die Geister aber schwebten vereint in dem glänzenden Äther der Musik.

Brigida. Hier auf dem Lande ist es aber doch besser; da besucht Euch der Geliebte, wie er leibt und lebt. Und der getäuschte Oheim, der Euch hier vor aller Anfechtung sicher wähnt, hat nur noch die Furcht vor dem Bären, der um das Schloß schleicht.

Clara. Ja, diese Furcht brachte ihn dahin, daß er selbst meine Hand dem Bezwinger des Bären angeboten.

Brigida. Ein großes Opfer für ihn! doch geht es nicht eigentlich von dem Seinen. Ich höre Don Luis' Stimme.

Don Luis tritt schnell ein und umarmt Clara. Diego trägt eine Bärenhaut über den Arm geschlagen.

Clara. Willkommen!
Luis (zugleich). Gegrüßet!
Clara. Mit zärtlichen Armen!
Luis (zugleich). Mit klopfender Brust!
Beide. Willkommen, gegrüßet
Mit zärtlichen Armen,
Mit klopfender Brust!
Clara. Wie lebtest du, Teurer?
Luis. Wie du, meine Lust?
Clara. Mein Leben am Tage
War stetes Bemühen,
Dich nieder zu ziehen
Vom hohen Gebirg.
Luis. Ich lebte so lang
In wachsendem Drang
Hinunter, hinunter
Zu dir in das Thal.
Clara. Erst wollt' ich im Weiten
Die Arme nicht breiten,
Nur Seufzer, wie Lüftchen,
Entsandt' ich nach dir.
Luis. Erst trieb nur in leisen
Aufquellenden Kreisen
Mein Sehnen hinab.
Clara. Dann wagt' ich schon Worte,

Dann Thränen auf Thränen,
Dann Arme zu dehnen,
Dich nieder zu ziehn.

Luis. Von Hange zu Hang,
In wachsendem Drang,
So wallt' hinunter
Ein schwellender Strom.
Und schon unaufhaltbar,
Mit brausenden Wogen,
So bin ich gestürzet
Dir, Liebchen, ans Herz.

Clara. Die fahenden Bogen
Ganz eingezogen!
Die Arme geschlossen
Und du nun umwunden,
So innig, so fest!
Willkommen!

Luis (zugleich). Gegrüßet!

Clara. Mit zärtlichen Armen!

Luis (zugleich). Mit klopfender Brust!

Clara. Mit inniger Wonne!

Luis (zugleich). Mit brausender Lust!

Beide. Willkommen, gegrüßet
Mit zärtlichen Armen,
Mit klopfender Brust,
Mit inniger Wonne,
Mit brausender Lust!

Diego (am Fenster). Eben kommt Don Eusebio zum Thor herein. Entfernt Euch eilig!

Clara. Auf den andern Flügel des Schlosses! Du, Diego, bleibe hier und wache für unsere Sicherheit!

(Clara, Luis, der dem Diego die Bärenhaut abgenommen, und Brigida ab.)

3. Scene.

Don Eusebio (ruft im Hereintreten). Diego! Diego!

Diego. Gnädiger Herr!

Eusebio. Wo ist meine Nichte?

Diego. Sie hat sich schon in ihre Zimmer begeben.

Eusebio. Gut, so hindert sie mich nicht in meinen Anstalten. Denke, Diego! gerade wollt' ich auf meinem Abendspaziergang in die Pinienallee treten, als ich den fürchterlichen Bären, der seit mehreren Tagen die Gegend unsicher macht, den Garten herabkommen sah.

Nicht einmal in meinem Garten soll ich mehr Sicherheit haben. Die Unverschämtheit ist zu groß.

Diego. Der Bär hat Euch doch nichts gethan?

Eusebio. Du kannst dir vorstellen, daß ich seine Ankunft nicht abwartete. Ich sprang dem Teiche zu, rettete mich in den Kahn und trieb eine gute Weil' auf offner See herum, bis ich das Ungetüm entfernt glaubte. Hierauf eilte ich dem Schlosse zu und ließ die Brücke aufziehen und die Thore schließen. Das Schloß ist von nun an im Belagerungszustand. Dich ernenn' ich zum Kommandanten der Festung.

Diego. Große Gnade.

Eusebio. Gieb den Knechten Befehl, daß sie die Mauer besteigen und sich an die Brustwehren stellen!

Diego. Gnädiger Herr, das geht nicht an. Die Mauer ist so morsch und hängt so sehr gegen den Graben hinab, daß sie zusammenbrechen würde, wenn sich nur eine Taube darauf setzte.

Eusebio. Nun, so sollen sich die Knechte mit Stangen hinter die Mauer stellen und, sobald der Bär herankommt, sie auf ihn hinabwerfen; es fehlt uns doch an grobem Geschütz.

Diego. Ganz nach Eurem Befehl.

Eusebio. Auf wie lange sind wir mit Proviant versehen?

Diego. Wenigstens auf drei Monate; wenn aber die beiden Junker kommen, nach denen Ihr um Hilfe geschickt, höchstens drei Wochen.

Eusebio. Nun, wenn diese kommen, ist uns auch geholfen. Nach meiner Berechnung können sie in einer Stunde hier sein. Aber gehe hinauf und richte die Uhr vor, damit sie eher eintreffen!

Diego. Sie geht ohnedies immer vor.

Eusebio. Es wäre doch rätlich, wir lernten unsern Feind ein wenig kennen. Er läßt sich wohl am besten ausspionieren, wenn wir in der Naturgeschichte nachschlagen. Such' einmal den Artikel „Bär" auf!

Diego (langt Raffs Naturgeschichte vom Brett und liest). „Bären giebt's zweierlei, Landbären und Wasserbären."

Eusebio. Gut, daß es kein Wasserbär war! sonst wär' er mir nachgeschwommen.

Diego. „Die Landbären leben immer auf dem Lande."

Eusebio. Jawohl, auf dem Lande. Wären wir doch in der Stadt geblieben! Da wird solches Ungeziefer nicht geduldet.

Diego. „Der Landbär ist ein träges, brummiges Tier, frißt Honig und Milch, Getreide und Obst."

Eusebio. Wehe! wie wird es um meine Bienenstöcke, meine Felder und Gärten stehen!

Diego. „Und allerhand kleine Tiere, und fällt auch, wenn er

geschlagen wird oder sonst böse gemacht worden, Menschen an und zerreißt oder verwundet sie tödlich."

Eusebio. Tödlich? Es soll ihn ja niemand schlagen oder sonst böse machen!

Diego. „Wird zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt."

Eusebio. Hilf, Himmel! auf so lange Zeit sind wir nicht mit Proviant versehen.

Diego. „Und bringt alle Jahr drei bis fünf Junge zur Welt."

Eusebio. Das ist noch das Schlimmste, so hätten wir ja in zwanzig Jahren ein ganzes Hundert Bären auf dem Halse. Ihr Engel des Himmels, hütet uns vor diesem Greuel!

Diego. „Die Russen essen das Fleisch des Bären mit großem Appetit."

Eusebio. Ei, welch verwegenes Volk!

Diego. Der Himmel hat Euer Gebet erhört, ich höre Hufschlag. Die Junker werden gekommen sein.

Eusebio. Der Herr sei gelobt!

4. Scene.

Die Vorigen. Don Pedro und Don Manuel treten ein.

Eusebio. Willkommen, edle Junker! Meinen innigsten Dank für die Bereitwilligkeit, womit ihr in dieser großen Not mir zu Hilfe eilt!

Pedro. Ich bin allezeit bereit, meinen Arm einer Familie von so gutem Adel zu leihen.

Manuel. Ich meinerseits werde alle Kräfte meines Verstandes aufbieten, dem reichsten Edelmann des Landes zu dienen.

Eusebio. Eure Dienste sollen nicht unbelohnt bleiben; ich habe demjenigen, der mir die Haut des Bären bringt, die Hand meiner Nichte gelobt, wie der Anschlag am Burgthor öffentlich zu erkennen giebt.

Pedro. Eurer Nichte? einer Dame von so hohem Stande!

Manuel. Von so großem Vermögen!

Eusebio. Der Lohn ist groß, aber das Unternehmen auch sehr gefährlich. Ich würde selbst diesen Feldzug mitmachen, wenn es meine geschwächte Gesundheit erlaubte. Ihr wißt vielleicht nicht, daß ich in meiner Jugend bei der großen Retirade gedient habe und einer der ersten war. Seit dieser Zeit hat die Schwindsucht bei mir angesetzt.

Pedro. Ihr würdet gewiß auch in meinen Mut keinen Zweifel setzen, wenn Ihr wüßtet, mit welchen Gefahren die Reise hierher verbunden war.

Eusebio. Ist euch wohl gar der Bär selbst begegnet?

Pedro. Wir sahen ihn zwar nicht, hörten aber ein beständiges Brummen an der Seite des Weges.

Manuel. Auch fanden sich im Sande unbestreitbare Spuren von Bärentritten.

Pedro. Ja, wir hörten stets ein Brüllen,
Waren oftmals so verwegen,
Fochten leise mit den Degen,
Uns mit Kraft und Mut zu füllen.

Manuel. Oft auch mit gezognem Schwerte,
Denn es war hier nicht zu trauen,
Setzt' ich mich verkehrt zu Pferde,
Pedro mußte vorwärts schauen.

Pedro. Auch daß weder Frosch noch Grille
Noch ein andres Tier uns täuschte,
Hielten wir den Atem stille,
Schauten oftmals durch die Fäuste.

Manuel. Nicht zu werden seine Speise,
Wenn er wo in Klüften sitze,
Zogen wir die Füße leise
Aufwärts an die Sattelspitze.

Pedro. Tapfer haben wir als Ritter . . .

Manuel. Listig auch uns durchgewunden.

Beide. Und vom Bär wär' nicht ein Splitter,
Hätten wir ihn nur gefunden.

Eusebio. Nun denn, ihr wackern Ritter! wie gedenkt ihr über den Bären Meister zu werden?

Manuel. Ich hoffe, ihn durch List zu besiegen.

Eusebio. Und wie denn?

Manuel. Dies muß ich vorderhand geheim halten; nur so viel kann ich Euch entdecken, daß ich einige entlehnte Schlingen in der Tasche führe und daß ich eine leere Büchse mitgebracht, die ich Euch mit Honig und Branntwein füllen zu lassen bitte. Es ist für Euch ein geringer Kosten und wird ungemein zum Zwecke dienen.

Eusebio. Ich will es daran rücken. Fülle die Büchse, Diego! (Diego geht mit der Büchse.) Aber Ihr, tapferer Don Pedro, wie wollt Ihr der Bestie beikommen?

Pedro. Wie es einem Ritter ziemt, im offenen Kampfe. Ich werde, wenn Ihr es erlaubt, an der Spitze Eurer Dienerschaft gegen den Bären ausziehen.

Eusebio. Von meinen Dienern wagt sich längst keiner auf hundert Schritte vom Schlosse weg. Meint Ihr, ich würde sonst einen so hohen Preis, wie die Hand meiner Nichte, auf die Haut des Bären gesetzt haben?

Pedro. Das ist ein mißlicher Umstand.

Eusebio. Eines kann ich Euch jedoch zusagen: wenn Ihr um

guten Rat verlegen sein würdet, so kommt nur allemal vor die Mauer des Schlosses! Ich werd' Euch jedesmal aushelfen, wenn der Fall nicht zu intrikat ist und den Kopf zu sehr anstrengt.

Pedro. Ich erkenne dies mit vielem Dank, doch hab' ich noch eine Bitte. Da ich, in der Eile nur diesen leichten Degen anschnallte, so wünsch' ich aus Eurer ohne Zweifel wohl versehenen Rüstkammer mich besser armieren zu dürfen.

Eusebio. Das kann geschehen. Diego! (Diego kommt mit der Büchse, die er Don Manuel überreicht.) Siehe einmal nach im Gewehrkasten und hole, was von Waffen vorhanden ist!

Diego. Wie Ihr befehlt. (Er tritt an den Kasten, schiebt einen Vorhang zurück und langt Helm und Panzer heraus.)

Pedro. Schön! schön! schnalle mir den Panzer an, Alter! setze mir den Helm auf! Der Bär wird sich doch verwundern ob dem hohen Federbusch. (Diego bringt einen Schild, einen Spieß mit einer Fahne und ein Schwert.) So! den Schild an den linken Arm! Da wird der Bär zu kauen haben. Den Spieß stecke hier in den Stiefel! Diese Fahne mit Eurem hochadeligen Wappen, Don Eusebio, wird mich zu großen Thaten begeistern. Sie war wohl bei der großen Retirade?

Eusebio. Allerdings, und auch nicht einen Riß hat sie davongetragen. (Diego will das Schwert wieder in den Kasten tragen.)

Pedro. Diego! wo willst du mit dem Schwert hin?

Diego. Ich sah, daß Ihr schon eines habt.

Pedro. An der linken Seite, ja! Schnalle dies an die rechte!

Diego. (für sich). Das heißt ja wohl mit Gewalt der Waffen. (Er bringt eine Flinte und ein Paar Pistolen.)

Pedro. Die Flinte hängst du mir auf die Schulter, die Pistolen steckst du in meinen Gürtel. Sie sind doch nicht geladen?

Diego. O ja, sie sind's.

Pedro. Aber sie gehen doch nicht los?

Diego. Bei Euch schwerlich. Nun aber ist nichts mehr im Kasten, als eine Trommel.

Pedro. Nur her! man kann alles brauchen; es gehört zur vollständigen Rüstung. (Diego bringt die Trommel.) Hänge sie mir um! Ich weiß, daß die Trommel sehr dazu dient, den kriegerischen Mut zu erhöhen. (Er marschiert trommelnd im Saal herum.) Doch ich will innehalten, damit ich meinen Mut nicht vor der Zeit aufzehre. (Diego lacht.)

Pedro. Was lachst du, alter Kahlkopf?

Diego. Ihr solltet mich jetzt nicht Kahlkopf schelten. Wißt Ihr nicht die Geschichte vom Propheten Elisa?

Pedro. Ach, lieber Diego! es war nur Scherz; du hast im Ernste noch mehrere Haare auf dem Kopf. (Donna Clara tritt ein. Manuel verbeugt sich. Pedro begrüßt sie mit Trommelschlag.)

Clara. Welch kriegerisches Getümmel in diesem Schlosse?

Eusebio. Du siehst hier die wackern Junker bereit, gegen den Feind zu ziehn. Du weißt, daß ich dem, der die Bärenhaut zurückbringt, deine Hand gelobt.

Pedro. Seid gegrüßt, edle Dame! Wie seid Ihr so ehrwürdig! Das hohe Alter zeigt sich in allen Euren Zügen.

Clara. Mein Gott! ich bin doch erst sechzehn Jahr alt.

Pedro. Ich meine das hohe Alter Eurer edeln Familie, Eure sechzehn Ahnen. Ach, wie glücklich würd' ich sein, wenn ich an Eurem hochadeligen Stammbaum hinaufklettern dürfte!

Manuel. Darf auch ich mich, werte Dam',
Euch zu Füßen legen?
Euer Antlitz sollte man
Auf Piaster prägen.

Eusebio. Wenn Ihr meine Nichte schätzt,
Dank der großen Hulden!

Manuel. Wie sie dasteht, schätz' ich sie
Auf ein Tausend Gulden.

Eusebio und Clara. Auf ein Tausend Gulden!

Manuel (zu Eusebio). Schaut nur ihren Hals allein
Mit der Perlenschlinge
Und ihr liebes Fingerlein
Mit dem Demantringe!
Wahrlich ja! ich schätze sie
Auf ein Tausend Gulden.

Eusebio. Es freut mich sehr, daß Euer Sinn
Sich zum Soliden kehret.
Der Jugend Reize schwinden hin,
Metall und Stein nur währet.

Clara. Und liegt auch da die tote Braut,
Die Lippen blaß und Wangen,
Noch blühen auf der bleichen Haut
Die lichten Stein und Spangen.

Manuel. Wohl sucht' ich einst ein Liebchen hold,
Hold, wie es Dichter singen,
Die Haare von Dukatengold,
In langen vollen Ringen,

Von glühendem Rubin den Mund,
Mit feinen Perlenzähnen,
Die Augen mit Saphiren rund,
Samt echt demantnen Thränen.

Ich wähnt', in manchem schönen Bild
Mein Ideal zu schauen.
Doch weh dir Armen, der du willt
Auf Dichterträume bauen!

Alle Drei. O weh dir Armen, der du willt
Auf Dichterträume bauen!

Ein Bedienter (tritt ein). Soeben ruft der Türmer, daß er den Bären in der Nähe des Schlosses entdeckt habe. (Sie fahren alle zusammen.)

Eusebio (nach einer Pause). Unbesonnener Junge! wie oft hab' ich dir gesagt, daß du mit solchen Schreckensposten nicht so plötzlich herausplatzen sollest!

Diego. Beinahe hätt' uns der Bär auf tausend Schritte umgebracht.

Don Pedro (trommelt, sodann). Nun hab' ich mir Mut geholt. So lebt denn wohl, Don Eusebio! lebt wohl, edles Fräulein! mit der Bärenhaut sollt ihr mich wiedersehen.

Ich will als neuen Herkules
Mich vor der Welt verklären.
Der alte hat den Leun erlegt,
Nun ist die Reih' am Bären!

Wie werd' ich stolz das Bärenfell
Um meine Schultern falten!
Doch bring' ich's meiner Omphale,
Sie darf mir nicht erkalten.

An ihrem Rocken will ich dann
Die feinsten Fäden ziehen,
Wie süß ist solch ein häuslich Glück
Nach großen Heldenmühen!

Manuel. Ich zieh', ein zweiter Jason, aus,
Ein Ungetüm zu würgen.
Die Büchse hier mit Zaubertrank
Kann mir den Sieg verbürgen.

Wohl werd' ich eine Zauberin
Als Braut nach Hause bringen
Und jenes edle Bärenfell
Als goldnes Vließ erringen.

Eusebio, Clara, Diego. O große, thatenschwere Zeit!
Was kann man nicht erleben,
Daß Herkules und Jason heut
Nach einem Preise streben!

Alle Fünf. Daß Herkules und Jason heut
Nach einem Preise streben!

Pedro. Noch eins, Don Eusebio! Sollte je das Schicksal verhängt haben, daß ich im rühmlichen Kampfe bliebe, so laßt Euch die Sorge für mein Begräbnis empfohlen sein!

Diego. Dafür wird der Bär sorgen, der Euch in seinem Magen begräbt.

Pedro. Sollte aber nachher der Bär erlegt werden, so legt diesen in meiner Rüstung unter feierlichem Glockengeläut in die Gruft meiner Väter! Denn er hat dann Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blute.

Eusebio. Euer letzter Wille soll mir heilig sein.

Pedro. Nun noch eine Bitte an dich, lieber Diego mit mehreren Haaren! Geh doch zuvor in den Hof hinab und jage den Truthahn auf die Seite! Ich habe einen natürlichen Widerwillen gegen dieses Tier, sein Gekoller ist mir wie dem Löwen der Hahnenschrei, und er würd' es gewiß nicht lassen, wenn er mein von Kampflust glühendes Gesicht erblickte.

Diego. Es hat keine Gefahr, er ist noch eingesperrt.

Pedro. So lebt denn alle wohl! Ich ziehe ab mit kriegerischem Schall.

Manuel. Und ich werde sachte neben Euch herschleichen, daß mich der Bär nicht hört.

Pedro. Heida, ein Kriegslied!

(Er singt mit untermischtem Trommelschlag.)

Wann die Trommeln wirbeln,
Dann flutet das Heer,
Mit brausenden Wogen
Ein brandendes Meer.
Die Fahnen, sie wallen
Wie Segel daher.

Chor. Mit brausenden Wogen
Ein brandendes Meer.

Pedro. Und darüber Trommeten,
Die blasen Sturm.
Da bersten die Mauern,
Da stürzet der Turm
Vom Trommelwirbel
Und Trommetensturm.

Chor. Vom Trommelwirbel
Und Trommetensturm.

(Pedro und Manuel, ersterer trommelnd, letzterer die Büchse im Arm und auf den Zehen schleichend, ziehen ab. Eusebio, Diego und der Bediente folgen.)

Clara (allein). Wohl mir, daß ich befreit bin von diesen lärmenden, larvenartigen Umgebungen! Diesmal waren sie mir doppelt drückend nach der süßen Nähe des Geliebten.

Nach des Teuren Ferneziehen
Muß ich stets zum Garten fliehen,
Zu der Blumenbeete Glühen,
Zu des Morgens Rosenlicht.

Nur so zarter Bilder Weben
Darf den Busen noch umgeben,
Der sich mit der Wonne Beben
An des Freundes Brust geschmiegt.

Nur in süßen Blumendüften,
In des Morgens Rosenlüften
Mögen atmen die Gefühle,
Die er mir zurücke ließ.

Brigida (tritt ein). Er ist glücklich zur Hinterpforte hinausgeschlüpft und um ein Gutes vor den abenteuerlichen Junkern voraus.

Clara. Gut, meine Liebe! Aber nicht länger kann ich hier verweilen, ich muß ins Freie. Da ich nicht in den Garten gehen darf, so will ich auf den Söller steigen, um meinen Empfindungen Raum zu geben. Ach, die Gegenwart des Geliebten liegt so zwischen seligen Vor- und Nachgefühlen, wie die Erscheinung der Sonne zwischen Morgen- und Abendrot. (Durch eine Seitenthür ab.)

Diego (zu der Mittelthüre hereinkommend). Schade, Brigida, daß du die Kriegsrüstung der beiden Bärenritter nicht mit angesehen.

Brigida. Allerdings schade. Aber, Diego, was sagst denn du zu der tollen Geschichte?

Diego. Sie macht mir herzliches Vergnügen, sie mahnt mich an die frohe Zeit, wo auch ich solche Späße trieb.

Brigida. Laß einmal hören!

Diego. Als ich noch ein Knabe war . . .

Brigida. Warst du fromm?

Diego. Mit nichten!
Trieb, wie man noch heute treibt,
Teuflische Geschichten.
So an einem Abend spat . . .

Brigida. Stiegest du zu Liebchen?

Diego. Meinte, niemand als der Mond
Blick' nach ihrem Stübchen.
Aber kaum setzt' ich ein Bein . . .

Brigida. In den Fensterflügel . . .

Diego. Hört' ich schon den Nachbar schrein:
Komm nicht aus dem Bügel!

Brigida. Komm nicht aus dem Bügel!

Diego. Weh! o weh! da stund im Kopf . . .
Brigida. Dein Verstand geronnen.
Diego. Rücklings stürzt' ich armer Tropf
In des Nachbars Bronnen.
Nachbar hatt' es nicht bemerkt,
War zu bald entronnen.
Brigida. Himmel! hätt' ich dich gesehn,
Welche Herzenswonne!
Diego. Meinte, käme nimmermehr
An die lichte Sonne.
Brigida. Doch ein Wasser frisch und klar
Bringt Verstand zur Stunde.
Diego. An den Ketten hielt ich mich
Schwebend ob dem Grunde,
Und die Ketten drehten mich
Affend in die Runde.
Nachbars Nachbar, du sollt stracks
Büßen meine Leiden!
Feuer! schrie ich, Feuerjo!
Brigida. Feuerjo!
Diego. 's brennt von allen Seiten!
Beide. Feuer! Feuer! Feuerjo!
's brennt von allen Seiten!
Diego. Nachbar rennt zum Bronnen flugs,
Will das Feuer löschen,
Will das Feuer löschen,
Heisa! ju! und zieht mich auf.
Brigida. Mit den andern Fröschen.
Diego. Heisa! ju! und zieht mich auf,
Will das Feuer löschen.
Brigida. Mit den andern Fröschen.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Morgen. Garten. Pinienallee.

Der Bär (kommt auf allen vieren, in der Mitte des Vordergrundes erhebt er sich und singt):

Herz, mein Herz, wie wirst du tragen
So unendlich Liebesglück?
Welche selige Gefühle
Traten in dies Herz zurück!

Als sie Wang' und Mund mir küßte,
Glühend mir ins Auge sah,
Als sie mir die Hände drückte,
Ach, was fühlt' ich alles da!

Ach, und was an Wangen, Lippen,
Was in Auge, was in Hand,
Was an so verschiednen Orten
Wundersüßes ich empfand,

All die seligen Gefühle
Traten nun ins Herz zurück.
Herz, mein Herz, wie wirst du tragen
So unendlich Liebesglück?

(Man hört aus der Ferne Trommelschlag. Der Bär sieht sich um.) Aber stille! und auf vier Füßen gekrochen! Dort kommen zwei arme Wichte mit einem Hasenpanier heran, bleich und dünn, wie zwei Sommerfäden. Eine Fliege würde sie zereißen, und die halten sich für fähig, gegen einen Bären zu ziehen! Welch einen Bären hat euch euer Eigendünkel aufgebunden! Mach' ich mir doch die Freude und belausche ihre Schlechtigkeit! Hier, dieser Busch wird sich ihrer erbarmen und ihnen den grimmen Anblick eines Bären noch auf einige Minuten entziehen. (Er kriecht hinter einen Busch. Pedro und Manuel kommen aus dem Hintergrunde, ersterer trommelnd, letzterer auf den Zehen schleichend.)

Manuel. Wir sind auf dem Schlachtfeld. In dieser Gegend soll der Bär spuken.

Pedro. Ich muß gestehen, es gefällt mir hier nicht ganz, die Gegend hat etwas Melancholisches.

Manuel. Ich finde diesen Platz sehr geschickt für meine Pläne. den diesen Baum hier will ich mein Netz anspinnen und dann in an die Zweigen lauern, bis die Mücke gefangen ist. (Er legt die Schlinge

Pedderste Pinte zur Linken und stellt die Büchse davor.)
rischer Mi**o** (für sich). Ich glaube, dieser Mensch bedient sich zaubezu begeben, tel. (Laut.) Ich gedenke, mich auf die Pinie Euch gegenüber

Manu um den Feind beobachten zu können.

Pedro el. Dann werden wir dasitzen wie Scylla und Charybdis.

Manu. Wie versteht Ihr das?

Klippen Eu el. Ich meine, wenn der Bär nicht an den spitzigen Schlingen. er Waffen scheitert, so fängt er sich im Strudel meiner

Pedro.

was rauscht**o**. Vielleicht macht er doch den umgekehrten Weg. Aber

Man' da?

guel. Es ist Eure Fahne.

Pedro. Die Atmosphäre der Bären hat für die Menschen etwas Drückendes, Beengendes, fast wie Gewitterluft.

Manuel. Ich glaube gar, Ihr klappert mit den Zähnen.

Pedro. Es ist wohl nur die Mühle drunten. Aber es kommt mir da plötzlich ein Skrupel: ist es auch moralisch erlaubt, Tiere umzubringen? Sie sind doch auch unsres Herrgotts Geschöpfe. Zumal der Bär hat so viel Ähnlichkeit mit dem Menschen.

Manuel. Das hättet Ihr früher bedenken sollen, als Ihr in guter Ruh' Tiere aller Art sieden und braten ließet. Jetzt geht es in einem hin.

Pedro. Aber ich fürchte Gewissensbisse.

Manuel. Ihr fürchtet wohl nur Bisse des Bären.

Pedro. Das nicht. Er wird hoffentlich einen Maulkorb tragen, wie ein anderer ordentlicher Bär. Aber nein, ich kann es nicht übers Herz bringen.

Nein, o nein, ich kann nicht morden.
Dies ist nur für Räuberhorden,
Aber für kein fühlend Herz.

Manuel. Tiere fühlen keinen Schmerz.

Pedro. Schon als Knaben hat ergötzet
Mich der Bär mit Spiel und Tanze.
Würd' nicht alles Recht verletzet,
Lohnt' ich ihm mit Schwert und Lanze?

Manuel. Heute weiß er nichts vom Tanze,
Braucht nur kecklich Schwert und Lanze!

Pedro. Durch ein Kompliment gar zierlich
Hat mich einst ein Bär scharmiert.

Manuel. Unsrer ist nicht sehr manierlich;
Stecht nur, haut nur ungeniert!

Pedro. Noch eine Bedenklichkeit hab' ich; es könnte meinem guten Adel schaden, wenn ich mich mit so einer Bestie schlüge.

Manuel. Im Gegenteil! Ihr könnt dann einen Bären in Euer Wappen aufnehmen.

Pedro. Es ist doch mißlich, solch ein Ungetüm zum Feinde zu haben, das nichts vom Kriegsgebrauch civilisierter Nationen weiß. Wenn man auch die Waffen streckte und hundertmal Pardon riefe, es würde nichts helfen.

Manuel. Es kommt auf eine Probe an.

Pedro. Don Manuel, Ihr scheint Eurer Sache recht gewiß zu sein.

Manuel. Ich lasse mich nimmermehr ausforschen.

Pedro. Ich werde Euch der Zauberei anklagen.

Manuel. Ich werde durch meine Kunst den Bären auf Euch hetzen.

Pedro. Ihr scherzt, mein Lieber! Wir waren doch immer Freunde zusammen.

Manuel. Wir wollen es bleiben, bis Euch der Bär gefressen hat.

Pedro. Möchtet Ihr Euch einen Vorschlag gefallen lassen! Wie wär's, wenn wir ein Bündnis schlössen? Tapferkeit und Klugheit im Bunde sollen unüberwindlich sein.

Manuel. Laßt einmal die Bedingungen der Allianz hören!

Pedro. Vor allen Dingen wollen wir auf die Bäume steigen, damit wir nicht während der Verhandlung überfallen werden. (Er steigt auf die vorderste Pinie zur Rechten.) Das kostet Mühe in so schwerer Rüstung.

Manuel (der auf den gegenüberstehenden Baum gestiegen ist). Ich sitze. Hebt an!

Pedro. Nun denn! ich denke, Ihr entwerft einen Plan, nach welchem wir vereint den höchst lebensgefährlichen Bären bekämpfen und sodann friedlich um die Hand des Fräuleins das Los ziehen.

Manuel. Nicht übel. Das beste wäre nun, Ihr ginget dem Bären von vorn mit dem Spieße zu Leib, indes ich ihm mit der Schlinge in den Rücken käme.

Pedro. Ihr meint's gut mit mir.

Manuel. Mein Gott! von hinten ist's viel gefährlicher. So ein Bär schlägt gar entsetzlich hinaus; er kann mit seinem langen zornerfüllten Schweif einen Mann zu Boden schleudern, daß er das Aufstehen vergißt.

Pedro. Wißt ihr keinen andern Plan?

Manuel. Ei freilich. Legt Euch auf den Boden, ganz starr, wie ein Toter, ganz wie Ihr jetzt schon aussieht! Ich stehe dafür, der Bär thut Euch nichts zuleide, er riecht nur an Euch, und ich werf' ihm den Strick über.

Pedro. Er könnte aber meinen Geruch so gut finden, daß er mich wehrlos verschlänge.

Manuel. Und wenn auch. Wißt Ihr nicht, wie lange der Prophet Jonas im Walfischbauch unversehrt geblieben?

Pedro. Ich bin aber kein Prophet.

Manuel. Macht nichts. Ihr könnt dann dem Bären von innen heraus beikommen. Denn denkt einmal, wenn Ihr mit Euren Sporen in dem Bären strampft, da wird ihm bald das Menschenfressen vergehen.

Pedro. Da habt Ihr doch einmal recht vernünftig gesprochen, und ich gesteh' Euch: der Plan leuchtet mir ein. Aber übernehmt doch Ihr diese Rolle, da Ihr etwas dicker seid und ihm das Maul besser stopfen könnt, als ich! Will Euch der Bär ganz verschlingen, so pfeift nur und verlaßt Euch auf mich! Ich steige ab und zieh' Euch mit allen Leibeskräften wieder heraus, daß das Leben dieser Bestie gleich hinter Euch herfährt.

Manuel. Wohlan! Ihr sollt sehen, daß ich meine Ritterſporen mit Ehren trage. (Für ſich.) Ich will mir einmal den Spaß machen, den Mut dieſes Menſchen auf die Probe zu ſtellen. (Er ſpringt vom Baume.)

Pedro (für ſich). Wenn der Bär dieſen Stockfiſch gefreſſen, läßt er mich dürren Hering in Ruhe.

Manuel. Ha! ha! Ihr ſeid mir ein Rechter.
Weh! nun frißt mich der Bär.

Pedro. Ich bin ein trefflicher Fechter,
Sekundier' Euch auf Ehr',
Sekundier' Euch auf Ehr'.

(Zieht den Degen und ficht vom Baume herab gegen Manuel.)

Manuel. Seid Ihr von Sinnen? man weiß nicht,
Wenn ſo was ſticht oder haut.

Pedro (nimmt die Flinte und macht zu ſchießen Miene). Soll ich?

Manuel. Verrückter, der Baum bricht.
Flinten knallen laut,
Flinten knallen laut.

Pedro (Recitativ). Himmel, was ſteigt dort am Horizont herauf, braun und immer brauner? Der Bär! der Bär!

Manuel. Weh mir! Hätt' ich doch den Spaß unterlaſſen. Man ſoll den Teufel nicht über die Thür malen. Weh, ich kann nimmer entrinnen, ich bin gelähmt an allen Gliedern.

Pedro. Singt nur! ſo wird es gelingen.
Singen giebt Mut und Luſt.

Manuel. Weh! ich vermag nicht zu ſingen
Aus ſo beengeter Bruſt,
Aus ſo beengeter Bruſt.

Pedro. Singt doch, dem Frieden zum Zeichen!

Manuel. Wehe! die Zung' iſt mir lahm.

Pedro. Singen kann Herzen erweichen,
Machet den Bären wohl zahm.

Manuel. Wehe! die Zung' iſt mir lahm.

Pedro. Ha! ſingt doch! den Bären ich wittre;
Er frißt uns zornentbrannt.

Manuel. Hum, hum! huhu, ich zittre.

Pedro. So ſinget nur Tremulant,
Nur Tremulant!

(Manuel rafft ſich plötzlich auf und ſteigt auf den Baum zur Linken. Der Bär rückt langſam heran und nimmt ſeine Richtung gegen Pedros Baum.)

Pedro. Jeſus Maria! Er nimmt geradezu auf mich den Lauf und ſcheint ſchon von einem wütenden Hund gebiſſen zu ſein. Nun, meine Schwerter, Lanze, Flinte, Piſtolen, haltet euch gut! Ich vermag nichts mehr. (Wie der Bär näher kommt, ſingt Pedro zitternd:)

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket . . . die . . .

Der Bär. Was ist das? ein Waffenbündel! vielleicht eine Trophäe. Ei sieh! ein Mensch darunter! Will der den Bären im Himmel bekämpfen? (Er tritt zum Baum und schüttelt ihn, die Fahne fällt.) Er streicht schon die Flagge. (Er schüttelt stärker. Helm, Schild, Flinte, Pistolen, Trommelschlegel fallen nacheinander herab.) Der Baum trägt sonderbare Früchte. Wenn ich noch einmal schüttle, fallen der Puppe auch Arm und Beine ab. (Pedro in Todesangst, versucht mit den Händen zu trommeln.) Sieh da! er trommelt mit den Pfoten. Aber sie soll fallen, die faule Birne. (Er schüttelt noch einmal, Pedro gleitet herab. Währenddessen springt Manuel von seinem Baume und will entfliehen, bleibt aber in seiner eigenen Schlinge mit seinem Fuße hängen.)

Der Bär. Gut, ein Seitenstück. (Er springt auf Manuel zu.)

Manuel. Hélas! je suis mort. (Er sinkt ohnmächtig nieder. Der Bär nimmt die Maske ab. Es ist Don Luis; er nimmt den Manuel und trägt ihn hinter den Busch.)

Pedro (allein; er ist bisher ganz erstarrt am Baume gestanden und sammelt sich nun wieder.) Das war recht schauerlich, und sein Gebrüll war eigentlich kalt; ich bin ganz davon erstarrt. Ich glaub', es ist ein Eisbär, zumal weil er mich nicht gefressen, denn die Eisbären fressen nur Matrosen und anderes gemeines Fleisch, und nun wird mir erst wahr, was meine Mutter sagte, daß Manuels Vater ein Schneider gewesen, sonst hätte der Bär den nicht mit Haut und Haaren gefressen. Das gemeine Tier! Wohlan! Mut! Zudem seh' ich ringsum keinen Bären mehr. Auf, rüstig zum Kampfe!

Den Bären zu bestreiten,
Hab' ich allein noch Mut.
Ich werd' ihm flugs bedeuten,
Daß ich von hohem Blut.
Dann kratzt er unterthänig,
Spricht: Herr ich bin kein Bär,
Und folgt mir, seinem König,
Als Pudel hintenher.

(Er zieht seine beiden Degen und sticht in die Luft. Plötzlich fährt er zusammen und läßt die Degen fallen.) Hu hu! was fliegt da vorbei? Der B . . . . Feige Memme! Glaubt' ich nicht, du fliegest durch die Luft dem dich erwartenden Tode davon! (Er hebt wieder einen der Degen auf und fuchtelt, indem er mit der andern Hand einen Baumast hält.) Heraus, Waschbär! ich will dich waschen. (Schwingt sich mit einem Fuß auf den Baum.) Heraus, du Bärenraup', aus deinem Busch! (Springt auf den Baum. Der Bär kreucht aus dem Busche.)

Pedro. Hu hu!

Der Bär (mit Don Manuels Stimme). Pedro! Pedro! zieht! um aller Himmel willen, zieht! ich pfeife mich zu Tode.

Pedro. Wer ruft?

Stimme im Bären. Euer armer Freund, Don Manuel.

Pedro. Wo seid Ihr? lebendig oder tot, ich weiß es nicht.

Stimme. Im Bauche des Bären. Um aller Himmel willen, zieht mich heraus, wie Ihr versprochen! Versucht mich nur hinten herauszuziehen, daß ich nicht noch einmal die Zähne des Ungeheuers passieren darf! (Der Bär naht sich Pedros Baum, Pedro läßt das Schwert fallen und trommelt ganz entsetzlich mit den Händen.)

Die Stimme. Um Gottes willen! so macht Ihr ja den Bären noch viel böser. Er wird mich noch tiefer hinabschlucken. O Ihr teuflischer Mensch! wer hätte das geglaubt! So laßt Ihr mich eines Todes sterben, den noch kein Mensch erlebt! Weh! Don Pedro! Euch klag' ich an. Ihr seid der Bär; Ihr habt mich in den Rachen dieses Untiers geworfen. Fluch über Euch und Eure Nachkommen, wenn Ihr mir nicht heraushelft! (Der Bär will sich an den Baum klammern, worauf Pedro sitzt, dieser springt herunter und entflieht, der Bär schleicht ihm nach unter beständigem Geschrei.) Don Pedro! Don Pedro! Helft mir! Zieht mich heraus!

Die Scene wechselt. Saal wie im ersten Akt.

Clara. Brigida.

Clara. Ein Fräulein war in strenger Hut,
Mußt' stets im Schleier gehen,
Ein Ritter, gar ein junges Blut,
Der hätt' gern mehr gesehen:
Ihr Lüfte, seid mir hold und gut,
Und weht von der verborgnen Glut
Des Schleiers düstre Wolke!

Einst stund an Fräuleins Weg ein Kind,
Thät einen Strauß ihr bieten,
Sie hebt es auf die Arme lind:
Wer schickt mir diese Blüten?
Da lupft den Schleier ihr das Kind
Und deutet nach dem Herrn geschwind,
Der aus dem Busche lauschet.

Brigida. Ha! Das ist die lustige Geschichte, wie Eure Liebe sich entsponnen.

Clara. Möchte dasselbe Schicksal fortwährend über dieser Liebe walten! möchte der Schleier der Nacht, der noch über ihr niederhängt, durch die kindische Posse, die jetzt gespielt wird, endlich gehoben werden!

Eusebio (tritt auf). Meine Nichte, ich hörte dich ein munteres Lied singen. Besasse dich doch jetzt mit ernsten Gedanken! Es ist ein großer, verhängnisvoller Moment. Der Morgen ist blutrot heraufgezogen. Die Schlacht ist der Entscheidung nahe oder gar schon entschieden. Sie muß sehr hitzig gewesen sein, man hat mehrmals heftigen Trommelschlag gehört.

Diego (tritt auf). Don Pedro kommt ganz bleich und verstört zum Thor hereingesprungen, er wird gleich hier sein.

Pedro (tritt mit großen Schritten ein). Alle Kugeln sind verschossen.

Diego (für sich). Narrenpossen!

Clara (zu Brigida.) Dem Geliebten nicht zu schaden,
Ließ man alles ungeladen.

Brigida. Ungeladen.

Clara. Und der Bär, der ist getroffen?

Eusebio. Will es hoffen.

Pedro. Ist in seinem Blut ersoffen.
Sicherlich
Zwei, zwölf Stich'
Gab ich ihm allein verwegen.

Diego (zu Clara). Mit stumpfen, rost'gen Degen.

Pedro. Als er schon den armen Jungen,
Den Don Manuel, verschlungen.

Eusebio. Verschlungen?

Clara. Verschlungen?

Pedro. Verschlungen.

Alle. Weh! o weh des armen Jungen!

Pedro (auf Clara zugehend). Und nun, edles Fräulein, seid Ihr die Meinige.

Clara. Herr, vorerst die Bärenhaut!

Eusebio. Ja ja! die Bärenhaut!

Pedro. Die Bärenhaut? (Besinnt sich.) Hum! die sollt ihr alsbald haben. (Für sich.) Der Teufel! hätt' ich doch nur geschwind eine Bärenhaut oder eine Katzenhaut! aber so hab' ich nur eine Gänsehaut. (Mit gefaßter Stimme.) Esau hatte eine Haut, oder daß wir bald zur Sache kommen ...

Eusebio. Nun? sprecht doch! faßt Euch!

Pedro. Edelster Herr, Thaten, welche Männern geziemen, sind Euren wie meinen Ohren ein Wohllaut.

Eusebio. So laßt denn hören!

Pedro. Wohl ausgerüstet, wie Ihr uns sahet, auf dem Schlachtfeld angekommen, forderten wir ... (Für sich.) Der Teufel wüchse! mir nur indessen eine Bärenhaut!

Eusebio. Nun?

Pedro. Forderten wir unseren Feind durch mutvolles Zurufen und durch Geklirr der Waffen, auch Losschießen sämtlicher Feuergewehre zum Kampfe auf, ... worauf ... eine lange Weile ...

Clara. Eure Erzählung ist sehr langweilig.

Eusebio. Ich sehe, daß, wenn Ihr so zu erzählen fortfahret, Ihr vor Nacht nicht an die Bärenhaut kommt. Also schnell zur Sache!

Pedro. Wie nun also nach einer langen Weile der Bär, der Land- oder Seebär, der Eis- oder Waschbär ... (Für sich.) Der Teufel, es kommt keine Bärenhaut! (Laut.) Wie nun also bemeldeter Bär mit seinen elfenbeinernen Elefantenzähnen voll vergifteter Widerhaken ...

Eusebio. Und auf der Stelle sag' ich Euch, ja befehl' ich Euch: fangt die Erzählung mit der Haut des Bären an und weder mit seinen Klauen noch seinen Zähnen! Eure ganze Affaire wird mir verdächtig. Schnell! schnell! Ich vergreife mich an Euch ...

Pedro (zittert und stammelt). Die Bärenhaut? Ja so; ja ja! Wartet nur! (Langt in eine Tasche nach der andern.) Hum hum!

Eusebio und Diego. Hum hum!

Clara und Brigida. Ha ha ha!

Pedro (faßt sich). Seht! ich habe dem Bären sein Fell so zerfetzt, daß kein Stück mehr übrig blieb, das ich euch hätte bringen können. Oder ja, es that mir die Wahl weh, welche von den Häuten die tauglichste wäre. Denn ihr müßt wissen, es erschien eine ganze Herde von Bären, von welchen der eine immer größer und zottiger war, als der andere.

Eusebio. Wie? eine Herde von Bären? Lügner!

Pedro. Ja! so war es mir vor den Augen, ein ganz brauner Rauch von Bären ...

Brigida. Desto besser. Da hättet Ihr dem Fräulein die schönste, zottigste Haut zum Muffe wählen können.

Pedro. Ich war schon im Begriffe, als der älteste den Don Manuel lebendig verschlang. Donna, hätt' ich so grausam sein sollen, den armen Jungen noch des Fells zu berauben, da es doch in einem Eisbären erstaunlich kalt sein muß? Die andern waren indes davongelaufen.

Diego. Aber wo habt Ihr denn Eure Waffen gelassen?

Pedro. Hum! die Waffen? seht! ich habe noch beide Scheiden. Die übrigen Gewehre sind abgebrochen, zersplittert im wütenden Kampfe, so tief in den Leib des Bären gestoßen, daß ich sie nimmer herausziehen konnte.

Eusebio. Nichts! all nichts! Rückt nur mit der Wahrheit heraus! (Es entsteht ein Tumult hinter der Scene, man hört rufen: Der Bär, der Bär!)

Pedro und **Eusebio.** Der Bär! Der Bär!

Ein Bedienter (tritt ein). Gnädiger Herr! das Schloß ist überrumpelt. Der Bär steht vor dem Thor, und in seinem Bauche schreit eine Stimme um Hilfe und bittet unterthänigst um gnädigsten Einlaß.

Eusebio. Nichts gereicht! (Bedienter ab.)

Pedro. Hab' ich's nicht gesagt, daß der Bär den Don Manuel verschlungen?

Diego (am Fenster). Ein Verräter scheint das Thor geöffnet zu haben, der Bär läuft auf den Hinterbeinen über den Hof.

Eusebio. Hilf, Himmel! Schnell alle Tische, Bänke, Stühle her! Die Thüre verrammelt! Die Schwerter an die Seite! (Springt zum Gewehrkasten und schlägt den Vorhang zurück, Pedro steht dahinter.) Schöne Waffe! Feige Memme du! und die guten Waffen hast du mir alle verschleudert. Hinaus, Verräter! und bekomplimentiere den Bären auf der Treppe! Hinaus! du bist an all unserm Unheil schuld. (Zieht ihn hervor.)

Pedro. Um aller Himmel willen, habt Erbarmen mit einem unschädlichen Menschen!

Clara und **Brigida.** Erbarmen! (Eusebio läßt von ihm ab, Pedro stellt sich sogleich wieder hinter den Vorhang.)

Eusebio. Allmächtiger Himmel! Ich sehe und höre nichts mehr (Sinkt in einen Stuhl.)

Clara. Bald werd' ich selbst irre.

Pedro (zum Vorhang heraus). Weil es allen Zeichen nach ein Eisbär ist, so rat' ich euch, das Zimmer so heiß als möglich zu machen, daß der Bär alsbald zerschmilzt, zumal es uns doch alle friert.

Eusebio (fährt auf). Tische, Stühle, Bänke her!

Pedro (hinter dem Vorhang). Immer mehr! immer mehr!

Eusebio. Weh! o weh! er frißt uns alle.

Pedro. Honig an die Stubenschnalle!

Alle. Weh! o weh! er frißt uns alle.

Pedro. Hört ihr's auch? es sauft entsetzlich.
Ja, bei Gott! wir sind verloren

Eusebio. Still! (Lauscht an der Thüre.)

Diego (zu Pedro). Es sausen Eure Ohren.

Eusebio. Nein, er kommt.

Pedro. Weh! gar zu plötzlich.
(Man hört jemand kommen.)

Alle. Entsetzlich! entsetzlich! entsetzlich!

Der Bediente (tritt ein). Der Himmel hat sich erbarmt. Kaum war der Bär zum Thor herein, das Don Pedro offen gelassen, so erschien ein schöner, rüstiger Jüngling; wenn er Flügel hätte, würd' ich ihn für einen Engel halten, der uns zu Hilfe gesandt worden.

Der Bär demütigte sich vor ihm und geht gebeugt neben ihm her. Sie kommen.

(Don Luis tritt ein, unbewaffnet, mit unbedecktem Haupt, die linke Hand auf den Bären gelegt, der ruhig an seiner Seite geht.)

Eusebio (der entfliehen will) **und Pedro** (der hinter dem Vorhang lauscht). Der Bär! Der Bär!

Clara (zu Brigida). Himmel! was ist das?

Luis. Bleibt, Don Eusebio! Der Bär kann Euch nicht verletzen, er ist in meiner Gewalt. (Er streckt die Hand in den Rachen des Bären.) Seht! Ich habe ihn unschädlich gemacht.

Pedro. Das ist ein Schauer.

Eusebio. Welches Wunder!

Pedro. So kann man es doch wagen, hervorzukommen. (Er tritt hinter dem Vorhang hervor und stellt sich hinter das Fräulein.)

Luis (pathetisch). Hoch im Gebirge hat sich die Not des schönsten Fräuleins der Erde vor die Augen meines Geistes gestellt. Ich bin herabgestiegen, um dieses Tier, das euch alle in solchen Schrecken gebracht, in die Bergschluchten zurückzuweisen.

Eusebio. Was hör' ich? Giebt es wirklich noch Wunder auf Erden?

Luis (deklamiert mit Musik).

Als die Welt nun war bereitet,
Sprach der Herr zu seinem Bild:
Mach' dir unterthan die Erde!
Sei ein König stark und mild
Dessen, was in Lüften fleuget,
Was da schwimmet in den Meeren,
Was da wandelt im Gefild!

Ach! wie ist sie hingeschwunden,
Jene Paradiesekraft!
Und der Geist, der herrschen sollte,
Ist er nicht zum Knecht erschlafft?
Ja! Nur hoch in den Gebirgen
Blieb bei wenigen Erwählten
Königliche Meisterschaft.

Dort, wo klein erscheint die Erde,
An des Sternenreiches Schwell',
Dort, wo alles Starke wohnet,
Sturmwind, Feur- und Wasserquell,
Dort hat auch der Geist bewahret
Seine Krone, seinen Scepter,
Seine Urkraft frisch und hell.

Eusebio. Ihr seid also, wenn ich recht verstehe, was man so einen Zauberer nennt?

Luis. So nennt uns jetzt die Menschheit, die uns nimmer begreift. Aber seht einmal, Don Eusebio, diesen Ring an!

Eusebio. Himmel! Es ist der Ring, den meine Nichte vor einem Monat bei einer Fahrt an der Küste ins Meer fallen ließ.

Clara (zu Brigida). Ach! ins Meer der Liebe ließ ich ihn fallen.

Luis. Tief im Meeresgrunde hat ihn ein Fisch verschlungen. Da rief ich dem Adler, der hoch in den Klippen horstet: Fleug hinab und bringe den Fisch herauf! Es geschah, und der Fisch gab willig den Ring zurück.

Eusebio. Erstaunlich! Tritt doch herzu, Clara, und sieh den Ring! Du darfst den fremden Herren nicht scheuen.

Luis. Ich bin diesem holden Kinde nicht fremd, als Schutzgeist umschweb' ich sie schon lange.

Clara. Ist mir doch, als wäret Ihr mir erst heute Nacht im Traum erschienen.

Eusebio. Wenn Ihr denn so mächtig seid, verehrtester Herr, und besonders über diesen Bären solche Gewalt ausübt, sollt' es Euch nicht möglich sein, einen seligen Freund von mir, den dieses Tier oder Untier verschlungen, wieder ans Land zu bringen?

Luis. Warum nicht? Wie hieß Euer Freund?

Eusebio. Don Manuel.

Luis. Nun denn! (Ruft.) Manuel! Don Manuel!

Der Bär (der indessen in einem Stuhle gelegen, stellt sich auf alle viere). Wer ruft mir? Darf ich wieder sprechen?

Luis. Don Manuel, Ihr seid erlöst. (Er zieht die Bärenhaut ab und hält sie in die Höhe. Don Manuel kommt zum Vorschein, auf allen vieren dastehend. Pedro und Eusebio sind voll Verwunderung. Die übrigen lachen.)

Manuel (erhebt sich). Mein Gott! Alles noch vorhanden! meine silbernen Sporen, meine Beine, meine Arme! lieber Gott! mein Kopf! Ist mir doch das Gesicht nicht verlöscht worden?

Diego. O nein, es ist ganz so ausdrucksvoll wie zuvor.

Manuel (zu Don Luis). Ach, edler Ritter, wie sehr bin ich Euer Schuldner! Wenn nur erst meine früheren Schulden der Ordnung nach bezahlt sind, so werd' ich, so viel möglich, meinen reellen Dank Euch entrichten.

Luis. Ich werde mich selbst bezahlt machen. Nun, Don Eusebio, hier ist das Bärenfell. (Er hält es gegen Eusebio, der einige Schritte zurückfährt.) Ich werd' Euch nicht zu sagen brauchen, welchen Preis Ihr darauf gesetzt; es steht am Burgthor mit deutlichen Buchstaben. Hier ist das Bärenfell.

Eusebio (verlegen). Die Bärenhaut, wollt Ihr sagen. Ganz recht! Dürft' ich mir doch Euren geschätzten Namen ausbitten!

Luis. Luis.

Eusebio. Ein sehr schöner Name! ich meine nur so, nicht etwa vorn oder hinten?

Luis. Don Fernando Luis de Miranda.

Pedro. Miranda! Gute Familie!

Manuel. Sehr reich.

Eusebio. Es ist mir doch, als hätt' ich Euch schon einmal gesehen. Aber seid Ihr denn wirklich ein sogenannter Zauberer?

Luis. Wie man's nimmt.

Eusebio. Es kommt mir nach und nach etwas fast wie ein Gedanke. Diego! hilf mir doch darauf!

Diego. Seht, gnädiger Herr! eigentlich war diese Bärenhaut der Bär, daher Ihr auch wohlweislich nicht auf den Bären, sondern bloß auf die Bärenhaut den Preis gesetzt.

Eusebio. O ja, wohlweislich.

Diego. Auch war der Bär heute nacht im Schlosse; er hat sich aber, um Euch nicht zu erschrecken, sogleich auf den andern Flügel begeben.

Eusebio. Ei, ei! Und mit dem Ringe? Doch wir wollen die übrigen Gedanken auf morgen ersparen; mein Kopf ist schon zu sehr angestrengt.

Luis. Ich aber werde doch heute noch Bescheid erhalten?

Eusebio. Also, Don Luis de Miranda! Nun, ich würd' es doch in die Länge nicht hindern können. Es möchte wieder ein Bär oder gar ein Löwe oder Walfisch kommen. Aber was sagst du dazu, Clara?

Clara. Ich ergebe mich ganz in Euren Willen.

Eusebio. So mögt Ihr sie denn haben, Don Luis de Miranda! Aber sollte je wieder einmal ein Bär vom Gebirge kommen, so zähl' ich auf Euren Beistand.

Luis. Rechnet sicher darauf!

Manuel (für sich). Eigentlich gehörte doch mir der Preis. Ich habe doch die Bärenhaut zuerst zu Eusebio gebracht.

Pedro. Es ist eigentlich wunderbar, was ich für einen unvertilgbaren Mut habe; kaum ist eine Gefahr vorüber, so regt er sich mit neuer Kraft.

Clara (zu Luis). Nimm mich teurer Zaubrer hin,
Der mit tausend tiefen Künsten,
Liebestränken, Wunderliedern
Mir befangen Herz und Sinn!

Luis. Schönste! willt du Zaubrer nennen
Den, der selbst bezaubert ist?

Sind wir beide doch umwunden
Von der Liebe Zauberlist!
Liebe, mit den goldnen Netzen
Mich und dich umspann' sie gleich
Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feeenreich.

Beide. Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feeenreich.

Clara. Liebe zaubert selbst den König
Von dem stolzen Thron herab,
Giebt ihm in die Hand die Harfe
Oder nur den Hirtenstab.

Pedro. Treten selbst gekrönte Häupter
In der Liebe Zauberreich,
Will auch ich nicht ferne bleiben,
Gerne schlag' ich mich zu euch.

Clara. Liebe herrscht mit Zaubereien.

Luis. Liebe u. s. w.

Pedro. Liebe u. s. w.

Alle drei. Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feeenreich.

Luis. Liebe zieht den Herrn der Götter
Von des Sternenhimmels Rand,
Daß als Schwan er niederschwebet
In ihr holdes Zauberland.

Manuel. Strömen goldne Regen nieder
In der Liebe Zauberreich,
Will auch ich nicht ferne bleiben,
Gern gesell' ich mich zu euch.

Luis. Liebe herrscht mit Zaubereien.

Clara. Liebe u. s. w.

Manuel. Liebe u. s. w.

Luis, Clara, Manuel. Liebe herrscht mit Zaubereien
Königin vom Feeenreich.

Clara. Liebe wandelt ihre Kinder
Oft in zarte Tön' und Bilder,
Ja, die goldne Sonnenblume
Und so manche Silberquelle
Und die zarte Philomele
Und das Echo in dem Thal,
Nymphen waren sie, so Liebe
Umgewandelt allzumal.

Luis. Oft auch hat mit Schreckgestalten

Sie gespuket und geneckt.
Heut erst hat durch Bärenhülle
Sie dies edle Haus geschreckt.

Clara. Doch die Liebe giebt die Formel,
Die den Zauber leicht bespricht.
Ja, es sank die wilde Hülle,
Und der Schöne sprang ans Licht.

Luis. Liebe herrscht mit Zaubereien.

Clara. Liebe u. s. w.

Beide. Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feeenreich.

Brigida. Wenig wußt' ich noch bis heute
Von der Liebe Zauberei,
Aber hier in eurer Nähe
Fühl' auch ich mich nimmer frei.

Ist mir doch, als hört' ich ferne
Rufen ein Beschwörungswort,
Zög' es mich mit sanften Banden
In das Reich der Liebe fort.

Liebe herrscht mit Zaubereien.

Clara. Liebe u. s. w.

Luis. Liebe u. s. w.

Brigida, Clara, Luis. Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feeenreich.

Diego. Lange schon ist mir entschwunden
Liebesschmerz und Liebeslust,
Aber hier in eurer Nähe
Wallt von neuem meine Brust.

Mich auch locket was hinüber
In der Liebe Zauberreich,
Wären's auch nur teure Schatten,
Die im Mondlicht wandeln bleich.

Liebe herrscht mit Zaubereien.

Clara. Liebe u. s. w.

Luis. Liebe u. s. w.

Diego, Clara, Luis. Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feeenreich.

Eusebio. Vieles ist mir heut geschehen,
Was ich nicht zu deuten weiß.
Sollt' ich ernstlich drüber denken,
Macht es mir doch allzuheiß.

Drum will ich's nur gelten lassen
Für der Liebe Zauberei.
Weil ich sehr das Denken meide,
So gesell' ich euch mich bei.

Und so will ich, wie die andern
Singen, rufen froh mit euch:
Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feeenreich.

Clara. Liebe herrscht mit Zaubereien.

Luis. Liebe u. s. w.

Eusebio, Clara, Luis. Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feeenreich.

Luis (zu Clara). Trag' ich deinen Ring am Finger,
Nimm auch du den meinen an!

Clara. Gern nehm' ich von dir, Geliebter,
Diesen neuen Zauberbann.

Beide. Diese Zauberringe müssen
Ewig eins ans andre schließen!

Die andern alle. Diese Zauberringe müssen
Euch ans Reich der Liebe schließen!

Luis und Clara. Und so sind wir denn gebannet
In der Liebe Zauberreich,
Wo ein ew'ger Frühling blühet,
Wo man keinen Wechsel kennet,
Als daß Blum' und Blume wechselt,
Sonnenlicht mit Mond und Sternen,
Süße Blick' und Küsse weich.

Clara. Liebe herrscht mit Zaubereien.

Luis. Liebe u. s. w.

Beide. Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feeenreich.

Alle. Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feeenreich.

(Der Vorhang fällt.)

Bernardo del Carpio.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Alfonso, König von Leon.
Elvira, Thronerbin.
Diego, Graf von Saldagna.
Don Bernardo.
Don Vasco.
Ritter und Frauen. Kriegsvolk. Hofgesinde.

Erster Aufzug.

Säulengang im Palaste zu Leon.

König Alfonso, Elvira, Vasco, Ritter und Frauen.

Der König spricht, wie er nach der siegreichen Schlacht gegen die Mauren gesamte Ritterschaft auf St. Georgentag hieher, nach Leon, zum Feste geladen. Zahlreich haben die Helden sich eingestellt. Nichts sei zum Glanze des Festes versäumt. Ein Kreis der schönsten Frauen schaue den Kampfspielen zu. Seine Nichte, die Thronerbin, sei unter den Verteilerinnen der Preise. Er selbst, der König, habe mit den Rittern den Speer geworfen und die Lanze gebrochen. Auch des Stiergefechts kühne Lust sei noch zur Letze bereitet. Aber wenige zeigen sich dazu gerüstet. Mißmut scheine in der Versammlung zu herrschen.[1])

Vasco erbittet sich das Wort.

Wenn Mißmut sprechen wolle, bemerkt der **König**, so werde Don Vasco stets der Sprecher sein. Doch er soll sprechen.[2])

Vasco erkennt den Grund der allgemeinen Verstimmung darin, daß derjenge beim Feste vermißt werde, der zum Siege das meiste gethan, Don Bernardo.

Der König erwidert, Bernardo sei mit den andern geladen worden; woll' er nicht erscheinen, so sei es seine Sache. Übrigens

---

Randbemerkungen: [1]) Anfang:
Der König. Wie, wenn der Sturm vorüber ist und doch die Wellen noch hohl gehen und hoch aufbrausen, vom heitern Sonnenlichte aus blauem Himmel schon beschienen, so siehst du hier die Helden der Schlacht beim Feste versammelt, auch hier stürmisch und trotzig. Erfreue dich der Gewaltigen, die, wenn ich von hinnen bin, dir, teure Nichte, den Thron schirmen werden!
Vasco. Sind wir im Sonnenschein ein grollend Meer, so ist der Grund, daß alle geehrt, belohnt sind, nur der beste nicht.
König, Vasco sei stets Sprecher des Unmuts.
Elvira vermißt doch den, der des Königs teures Leben gerettet.
[2]) Aus jeder siegreichen Schlacht kommt ihr mir stolzer, trotziger.

sei er unter den Zuschauern gesehen worden. Irgend eine trotzige Laune möge ihn abhalten, am Feste teilzunehmen.

Vasco äußert die Besorgnis, daß Bernardo Kränkungen erfahren habe. Er entschuldigt die Wärme, womit er für diesen spricht. Mit demselben erzogen, war er von Anfang an Zeuge seiner Verdienste.

Elvira äußert, auch die Frauen haben Bernardo vermißt. Sie selbst sei längst begierig gewesen, den Helden kennen zu lernen, der so ruhmvoll gekämpft, aber stets den Hof vermeide. Auf einmal habe man unter der Menge der Zuschauer einen jungen Mann von ausgezeichneter Gestalt bemerkt. In Trauerkleidern, schmucklos, habe er an einen der ehernen Löwen des Portals nachdenklich sich gelehnt. Bernardo sei es gewesen. Sie, die Infantin, habe ihn herbeschieden, daß er sich rechtfertige über seine Nichtteilnahme am Feste. Dort eben steige er die Stufen heran.

Bernardo tritt auf.

Der König rügt sein Benehmen.

Die Infantin bemerkt die Trauerkleidung.

Bernardo. O, ich bin keiner, der zu Festen taugt.

Der König. Warum?

Bernardo. Der Adel Leons, der alten, gotischen Geschlechter Sprößlinge, sind hier versammelt zu ritterlichem Spiel. Stolz prangen ihre Wappenschilder an den Säulen, glänzend wehen ihre Paniere. Ich, der Elternlose, der seinen Stamm nicht kennt, bin nur deren einer, die bestimmt sind, für das Land zu kämpfen, dessen Korn sie essen und dessen Wein sie trinken.

Vasco. Deine Thaten adeln dich; du bist bestimmt, selbst der Gründer eines erlauchten Geschlechtes zu sein.

Bernardo. Und wenn ich dennoch hier erschienen bin und nicht in der Einsamkeit meines Waldschlosses geblieben, so war es nur, um durch meine stumme, traurige Gegenwart den König an das zu mahnen, was meine Worte ihn so oft vergeblich gebeten.

Der König. Die alte Klage!

Elvira, was es sei, das ihn in diese Trauer hülle.

Bernardo. O Fürstin, die du Teilnahme für meine Leiden zeigst, du weißt: wem seiner Eltern eines gestorben, der pflegt Trauer anzulegen. Wie viel mehr ich, der niemals Eltern[1]) gekannt hat! Denn wer die Eltern verlor, kann sich ihres Andenkens freuen, an ihrem Grab sich in Erinnerung senken. Doch was brauch' ich dir, o Fürstin, das zu sagen? Dir ist, ich weiß, die Mutter unlängst

---

Randbemerkung: [1]) Bernardo hat weniger aus Ehrgeiz oder Vaterlandsliebe große Thaten vollbracht, als weil er sich vorgesetzt, ein solcher zu werden, den jeder, der ihm als Vater erscheinen würde, mit Stolz und Freude als Sohn begrüßen müßte.

gestorben. Aber an was soll mein Herz sich halten, der ich auf der Welt stehe, als hätte mich der starre Fels geboren? Drum laß mich trauern, Glückliche![1])

Elvira. Hätt' ich's gedacht, daß ich noch um meinen Schmerz würde beneidet werden?

Bernardo. Ja, Neidenswerte! Doch der ersten Jugend rosige Tage hast du nicht mutterlos verbracht. Wenn ich von meinen ersten Kämpfen zurückkam in das Haus meines Pflegevaters, da langt' er freudig zitternd nach diesem hier (Vasco), seinem Sohne, ihn überschüttet' er mit Freudenthränen und mit Segen. Ich stand beiseite, wie ein Bettler, froh, wenn etlich Brosamen seiner Freundlichkeit auf mich fielen So bracht' ich meine Jugend hin, wie ein Gewächs, das keine Sonne trifft.

Elvira. Und hast du nirgends eine Spur entdeckt?

Bernardo. O tief in allen Falten meines Gedächtnisses hab' ich gesucht, ob nirgends ein verwischtes Bild aus früher Zeit mir geblieben. In jedes alten Mannes Antlitz hab' ich gesehn, ob nicht ein Blick wie Vaterblick[2]) mir begegne. Selbst nächtlich in der Grüfte dunkles Reich hab' ich gerufen, ob nicht eine Stimme mir Antwort gebe; umsonst, das Grab blieb stumm.

Vasco. Doch ganz vergeblich war dein Forschen nicht.

Bernardo. Was ich der Zeichen prüfend sammelte, sie wiesen alle, staunen mußt' ich selbst, zu dir, erhabner Herrscher! Ja, in des Herzens Ungeduld ergriff mich einstens der vermeßne Wahn, als wärst du selbst es, den ich suche.

König. Unsinniger!

Bernardo. Vergieb! schon längst ist mir der Irrtum klar. Denn wenn du gleich für meine Erziehung gesorgt und so manchen Beweis deiner Huld mir gegeben, doch fühl' ich nicht an dir das Vaterherz. Wie hättest du es auch ertragen können, mich so lange fern von dir zu halten und zu sehn, wie ich im Grame mich verzehre? Nein, mein Vater bist du nicht, aber das ist mir zur Gewißheit worden durch den Instinkt, der hier sicher führt, daß du allein es seist, von dem mir Aufschluß werden kann. Oft und dringend, aber stets umsonst, hab' ich dich angefleht, mir Licht zu schaffen.

Vasco. Erhabner Herr! als du bei Benevente unter deinem getöteten Pferde lagst und Bernardo dir das seine gab, damals hießest du ihn eine Gunst von dir erbitten. Und als Bernardo in Zamora dich entsetzte, da hießest du ihn verlangen, was er wünschte. Und

---

Randbemerkungen: [1]) Bernardo zum König:
Das schöne Mitleid steht an deiner Seite.

[2]) Über den Sternen suchen wir den ewigen Vater, ich suche zunächst den irdischen.

als zuletzt noch in der Schlacht am Hermesstrom Bernardos Tapferkeit den Sieg entschied, hast dein Erbieten du erneut. Zweimal hat er nichts andres dich gebeten, als daß du ihm lösest das Rätsel seiner Geburt, und zweimal hast du ihm's versagt. Er bittet jetzt zum drittenmal dasselbe; kannst du's zum drittenmal versagen? Du bietest Gaben ihm, die er verschmäht; die eine, die er wünscht, versagst du ihm.

Bernardo. Thörichter Freund! was mahnst du den König an diese Dinge? Nicht auf das, was ich gethan, noch auf das, was der König versprochen, gründ' ich meinen Anspruch. Hätt' ich nicht das mindeste für den König gethan, hätt' er mir niemals einen Lohn verheißen, mein Anspruch wäre derselbe; auf das heilige Recht der Natur gründ' ich das Verlangen, daß er die Eltern nicht mir vorenthalte.

Elvira. Deine gewölkte Stirne, mein Oheim, läßt ein strenges Wort befürchten. Könnt' ich es abwenden! Die Erinnerung an meine teuren Eltern, das Dankgefühl für die väterliche Sorge, die du selbst mir, der Waise, gewidmet, läßt mich ermessen, wie es dem Manne zu Mut ist, der so einsam dasteht.

Der König. Bernardo! viel zu lange mißbrauchst du meine Geduld. Bist du nur darum hergekommen, um die Freude meines Festes zu stören? Machst du der Weiber Herzen weich, damit ich als Tyrann erscheine? Was ich versagt, hab' ich mit Grund versagt. Was ich dem Bescheidenen abgeschlagen, werd' ich dem Ungestümen nicht gewähren.[1]) (Trompetenstoß.) Die Trompete verkündet den Beginn des Stiergefechts. Hoch oben im asturischen Gebirg haben meine Jäger einen Stier gefangen, groß und wild, wie keiner noch in die Bahn gerannt. Jetzt mögen meine Ritter zeigen, wer gewandt das Roß zu tummeln weiß und sicher den Speer zu werfen! Willst du, Bernardo, teil am Kampfe nehmen, so nimm dir hier der Lanzen eine! Drunten steht dir ein behendes Roß bereit. Kommt! treten wir ans Fenster!

Bernardo. Leb' wohl, mein König! Freude deinem Fest! Mich rufe, wenn es Schlachten wieder giebt!

Elvira. Bernardo! schon hatt' ich dich ausersehn, daß du mein Kämpfer seist an diesem Tag. Ich reiche dir den Speer; verschmähst du ihn?

Randbemerkung: [1]) Der König geht zürnend ab; Elvira und die übrigen vom Hofe folgen ihm. Vasco bleibt mit einem Teile der Ritterschaft, seinen Anhängern, zurück. Diesen stellt er vor, von des Königs Unwillen, durch Eifersucht eingegeben, drohe Gewalt für Bernardo. Denn dieser, wo könn' er anders herstammen, als von Königen; soll er, der unerreichte Held, von Niedrigen geboren sein? Ihn zu unterstützen sei Pflicht. Er äußert seinen Ingrimm über die Unterdrückung dieses Edeln und schwört, für ihn das Äußerste zu thun. Die andern stimmen bei.

Bernardo. Ich bleibe, dir zu dienen. Doch die Lanze gieb mir nicht! Ich brauche nichts, als hier mein kurzes Schwert. Die Ritter mögen mit des Rosselenkens Kunst den Stier speerwerfend reizen und vermeiden! Mir ziemt das nicht, mir ziemt der Kampf zu Fuß Ich sah ihn drunten stehn, den Würger, der den Stier erlegen soll, dem Anlaufe stehend. Er ist ein junger Kriegsmann, blassen Angesichts; sein Untersangen schien ihn zu gereun, und warnend stand sein Vater neben ihm. Er ziehe hin! ich will der Würger sein. Hört! hört! der Stier ist los. Hinab, hinab!

Elvira. Bernardo, halt, Bernardo! O er hört nicht mehr. O ich Unsel'ge send' ihn in den Tod.

König. Er ist schon drunten.

Vasco. Beut den jungen Leib dem Ungeheuer des Gebirges hin.

König. Mich fasset Grausen, kaum verberg' ich es.[1])

Vasco (mit andern Verschworenen). Ihr Heil'gen alle, mit verbißnem Laut gelobt' ich's: sinkt Bernardo in sein Blut, so fährt der Dolch hier in des Königs Brust.

König. Jetzt rennt der Stier auf ihn.

Elvira. Hilf, Mutter Gottes!

König. Elvira! Haltet sie!

(Elvira sinkt den umstehenden Frauen in die Arme. Unten lauter Trommetenklang und Jubelruf.)

König. Ha! Siegesruf.

Vasco. Da liegt das Ungetüm. Bernardo, Heil! Heil dir, du kühner Held, du Einziger!

König. Elvira, fasse dich! steh auf, mein Kind! Hörst du sie jauchzen?

Elvira. Lebt Bernardo?

König. Ja, er lebt, er hat gesiegt.

Elvira. O Wort des Lebens!

König. Geleitet sie in ihre Zimmer, edle Fraun! Erhole dich, Elvira! ich indes will ihn begrüßen, wie's dem Sieger ziemt.

(Der König mit Gefolge ab.)

Elvira. So kann's nicht bleiben, nein, so darf's nicht bleiben. Nicht darf der Edle so zu Grunde gehn. Don Vasco, laßt nicht Euren Freund von hinnen, bevor er meinen Dank empfing! Noch diesen Abend erwart' ich ihn. (Alle ab.)

Elviras Zimmer.

Elvira faßt beim ersten Anblick Bernardos den Entschluß,

Randbemerkung: [1]) (Der König will Bernardo zurückrufen; zu spät. Elvira will das Stiergefecht nicht mit ansehen; angstvoll kehrt sie zurück, indes der König nach dem Hintergrund abgeht. Vasco, zurückbleibend, thut den Schwur.)

diesen, eben weil er so niedergedrückt ist, zur Krone zu erheben. Sie sinnt auf Mittel, da meint die Duegna, jetzt sei es Zeit, ihr das Vermächtnis der Mutter zu übergeben, wozu sie heute noch keinen ruhigen Augenblick gefunden. Elvira hält mit zitternden Händen Bernardos Schicksal. Sie eröffnet das Siegel, und der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Elviras Zimmer.

Elvira kämpft mit sich.[1]) Sie läßt sich schmücken, damit sie nicht zu schwach erscheine.

Bernardo tritt auf.

Elvira dankt ihm mit Vorwürfen. Sie fragt ihn über seine weiteren Vorsätze.

Bernardo beschreibt sein Leben auf dem einsamen Waldschloß, das ihm der König geschenkt. Hier will er seine Tage hinbringen, bis wieder der Ruf zur Schlacht ertönt, die seinem Leben ein Ende macht. Er will sich verabschieden.

Elvira kann ihn so nicht entlassen. Sie muß ihm die Überzeugung geben, daß auch unter dem Purpur menschliche Herzen schlagen. Ein Trost[2]) muß ihm von ihr werden. Sie entdeckt ihm, daß sein Vater lebe.

Bernardos Entzücken und Dank. Gleich beim ersten Anblick Elvirens war es ihm, als ob durch sie ein Lichtstrahl in sein dunkles Leben fallen müßte.

Der König kommt hinzu. Er macht Elviren Vorwürfe, daß sie das Geheimnis nicht bewahrt.

Elvira verteidigt sich. Das menschliche Gefühl habe siegen müssen. Sie hat einen Glücklichen gemacht; dem König übergiebt sie ihn, ob er ihn in den Abgrund zurückwerfen wolle. Sie geht ab.

Bernardo dringt in den König, ihm weiteres zu entdecken. Nachdem er einmal so viel weiß, kann er nicht dabei stehen bleiben.[3])

Der König verweigert weitere Aufklärung, um Bernardos selbst willen.

Bernardo besteht. Er klagt des Königs Grausamkeit an. Er macht sich selbst Vorwürfe, daß er nicht eher schon unermüdlicher eingedrungen.

Randbemerkungen: [1]) Sie wirft sich vor, daß Bernardo (als näherer Verwandter) durch sie seines Erbes verlustig werden solle.

[2]) Der ausgesetzte Dank ist zu gering, sie muß ihm Größeres geben.

[3]) Er schreitet auf einem Wege, den der König ihm nicht vertreten soll.

Der König warnt abermals.

Bernardo läßt nicht ab. Er will wissen, wer sein Vater sei und wo.

Der König erzählt. Er hatte eine Schwester, Chimena, sie ging ihm über alles. Sie war von seinen Geschwistern allein ihm übrig geblieben, zur Thronerbin bestimmt, die schönste Blüte seines königlichen Stammes. Unter seiner Pflege war sie herangewachsen. Mächtige Fürsten warben um sie, keiner war ihm würdig genug. Auch einen Freund hatt' er, den Grafen Diego von Saldagna. Ihm vertraut' er, wie keinem auf der Welt. Als er nun in den Kampf gegen die Mauren zog, übergab er die Schwester in die Obhut des Freundes, teils weil er sie so am besten gesichert glaubte, teils aus zärtlicher Sorgfalt für den Freund, den er so vor den Gefahren des Kriegs bewahren wollte. Kein Vertrauen ward je so schmählich getäuscht. Als er aus dem Felde, mit Wunden bedeckt, zurückkam, ward ihm die schwerste noch geschlagen. Die er Königen versagt, war Beute des Vasallen geworden. Blaß, eine welke Blume, sank Chimena zu seinen Füßen und gestand die Schuld. Im Kloster schloß die Entehrte reuevoll ihr Leben. Sag' nun! was hat der Verräter verdient?

Bernardo. Sag' erst! war er mein Vater?

König. Er ist's.

Bernardo. O nicht Verrat, der Liebe Zaubermacht, unwiderstehlich riß sie ihn dahin. Kann ein Verräter sein, der den gezeugt, den man als deinen treusten Diener rühmt?

König. Mein Gesicht muß ich von dir abwenden, du gleichest dem Verhaßten.

Bernardo. Du mußt mir Rede stehn. Was thatst du meinem unglückselgen Vater?

König. In engem Kerker büßt er seine Schuld.

Bernardo. Mein Vater im Kerker, und ich kämpfe deine Schlachten.

König. Den Tod, den grausamsten, hatt' er verdient. Das Gesetz hätt' ihn dazu verurteilt. Seines Königs Haus hat er entweiht, den Freund verraten, das reinste Herz verführt.

Bernardo.[1]) Ich weiß genug; mein Vater liegt gefangen; ihn zu befreien ist meine Sohnespflicht.

König. Hoff' es nicht! Einen hohen Eid hab' ich geschworen, daß er niemals wieder das Licht der Freiheit schauen soll.

Bernardo. Das schwurst du? Sag' mir, warst du je ihm Freund?

Randbemerkung: [1]) (Bernardo. Wenn ich mit keinem Recht geboren ward, so ward ich doch mit dem, den Vater zu lieben.)

Der König erzählt, wie er selbst dem Glanze seines Hauses eine Jugendliebe, sein ganzes Lebensglück, zum Opfer gebracht.

Bernardo findet das Benehmen seines Vaters, der für seine Liebe gewagt, der sein Glück ergriffen, kühner und wackerer. Er fordert ungestümer.

Der König droht, auch ihn ins Gefängnis zu werfen.

Bernardo zieht das Schwert.

Der König. Die rechte Stunde hast du gewählt, als Empörer gegen mich aufzutreten. Soeben ist mir die Nachricht gekommen, daß die geschlagenen Mauren mit großer Verstärkung aus Afrika gegen meine Grenzen anziehn.[1]) Man riet mir einst, dich zu vertilgen, weil ich in dir mir einen gefährlichen Feind erziehe. Ich that es nicht. Ich pflegte dich, erhob dich, und jetzt in der Stunde der Gefahr erhebst du, Schlange, gegen mich dein giftig Haupt.[2])

Bernardo. Zu deinen Füßen lieg' ich schon; vergieb! Vergiß, was ich gethan! so ist es ungeschehn; noch sah es niemand ja, als du und ich. Nicht gegen dich ist dieses Schwert gezückt, nein, wie immer gegen deine Feinde. Jetzt[3]) will ich kämpfen wie noch nie. Nicht durch Empörung, nein, durch ungemeßnen Dienst will ich meinen Vater von dir erringen. Wenn man dir meine Leiche bringt, mit Wunden bedeckt, dann wirst du dich erbarmen, dann gedenken, was mein letzter Wunsch, mein einziger war, du wirst meinen Vater frei lassen.

Der König winkt Bernardo, aufzustehn, und geht ab.

Dritter Aufzug.

Schloß Luna. Gefängnis.

Graf Diego allein. Er klagt um den Tod eines Vögeleins, das sonst vor seinem Gitter gesungen. Daran ist seines Unglücks Tiefe zu ermessen, daß er um so geringen Gegenstand muß trauern, wie einer, dem sein Letztes, Liebstes starb.

Die Thüre wird geöffnet. **Elvira** tritt ein.

Diego ist froh erstaunt, ob der lichten Erscheinung, die seinen Kerker erhellt. Er kennt sie und kennt sie nicht. Verjüngt erscheint ihm die, die sonst jedes Jahr tröstend in sein Gefängnis getreten.

Elvira. Du sprichst von meiner hingegangnen Mutter.

Diego. So lange lieg' ich im Kerker, daß neue Geschlechter seitdem heraufgewachsen sind. Die, die ich einst geliebt und ewig

---

Randbemerkungen: [1]) Indes wir hier eitle Siegesfeste feiern.
[2]) Du hast die Treue deines Vaters.
[3]) O freudige Botschaft! Bernardo hat ein Vaterland.

leben werde, bat sterbend ihren Bruder, den hartherzigen König, daß er ihrer liebsten Freundin Leonora gestatten möchte, mir ihr letztes Lebewohl zu bringen und einmal jedes Jahr mich zu besuchen. Er hat es gewährt. Das jährliche Erscheinen deiner Mutter war mein Frühling.[1]) Sie sprach mit mir von hingeschwundner schöner Zeit[2]), von der Geliebten. Also auch sie ist jetzt dahingegangen!

Elvira erzählt vom Tode ihrer Mutter, und wie diese, mit Genehmigung des Königs, das teure Recht, den Gefangenen jährlich zu besuchen, auf sie vererbt. Darum soll er ihr sagen, wie er lebe und leide, damit auch sie versuche, ob es möglich sei, mit Trost ihn zu erquicken.

Diego erzählt, wie er einzig in der Erinnerung an die versunkne Liebeszeit lebe. Ja, er kann nicht einmal bereuen, was geschehen ist; er würde mit keinem tauschen; was er in kurzen Augenblicken genossen hat, war ein langes Leben wert. Ebenso habe Chimena noch sterbend gesprochen. Er sollte durch sein und Chimenas Beispiel Elvirens blühende Jugend warnen, daß sie, stolz im königlichen Glanze, niemals den verderblichen Lockungen einer ungleichen Liebe sich hingebe; doch er kann es nicht.

Elvira (beiseite). Auch wär' es wohl zu spät.[3])

Diego. Drum laß von dem Vergangenen uns schweigen! Auch weißt du ja mir nicht von Tagen zu sprechen, die vor dir gewesen. Aber noch ein andres war's, wodurch deine Mutter mich erfreut, durch die Erzählung von meinem Sohne Bernardo, wie er schön und kräftig heranwachse. Er ist von deiner Zeit, von ihm kannst du mir sprechen.

Elvira erzählt begeistert von Bernardo und seinen Thaten, und wie er seitdem Spaniens erster Held geworden.

Diego, ob er denn nichts für seinen gefangenen Vater gethan.

Elvira entschuldigt ihn mit seiner bisherigen Unwissenheit und erzählt sein Leiden. Sie malt ihn, wie sie ihn gesehen an der Spitze seines Heeres, das Bild des Gefangenen in der Fahne, glühend vor Begierde, durch neue Heldenthaten des Vaters Befreiung zu erwirken.

Ja, freue dich deines Sohnes! und wenn du glaubst, ein liebendes Herz hab' ihn dir mit allzu glänzenden Farben gemalt, du sollst dich mit eignen Augen überzeugen.[4]) Eben jetzt wird der Teil des Heeres, den er anführt, unter den Felsen dieses Schlosses hinziehn. Sieh hinab! Dort treten sie aus dem Wald hervor, dein Sohn an

---

Randbemerkungen: [1]) Der stumme Kerker durch menschliche Rede belebt. Die Speise wird ihm nur zugeschoben.

[2]) Immer mehr schwebt alles, was dieser schönen Zeit angehört, in das Unsichtbare auf.

[3]) Der Weisen Warnung kommt uns oft zu spät.

[4]) Sie will ihn nicht bloß beschreiben, sie will ihn zeigen.

der Spitze. Weide dich an seinem Anblick![1]) Das ist der Trost, den ich dir wollte bringen.

Diego in Entzücken. Was er selbst nicht werden konnte, sieht jetzt in seinem Sohne vor ihm. Dennoch eine herrliche Frucht jener Liebeszeit, die ihn selbst zum Heldentum hätte erwecken sollen. (Diese beiden Gegenstände des Gesprächs müssen verbunden werden, die Liebeszeit und die Freude auf den Sohn.) Stolz des einfachen Vaters auf den berühmten Sohn. Er vergißt all sein Leiden. Er knüpft diese Gegenwart an die selige Vergangenheit. Es ist ihm, als wär' er schon der Erde enthoben; er segnet, wie aus den Wolken, seinen Sohn.

Diego und **Elvira** treten in den Erker, um besser zu sehen. Die Scene wechselt schnell. Wilde Gegend. In der Höhe, auf den Felsen, Schloß Luna.

Bernardo (an der Spitze seiner Schar. Er tritt rasch vor.) Das also ist Luna? Dort lebt mein Vater? Ich fühle seine Nähe. Vater, ja, du breitest jetzt segnend deine Arme über mich. Vatersegen taut auf mich herab. Der seligste Augenblick meines Lebens.[2]) (Er beugt sich nieder. Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Feld.

Vasco und zwei andere Ritter, gelagert.

Vasco. Es hat nicht Eile; laßt uns immer rasten!
Er bemerkt mit Wohlgefallen das Verrinnen der Zeit.

Erster Ritter bemerkt, daß sich eine Kriegsschar nähere.

Zweiter Ritter. Das ist Bernardo.

Vasco. Kann er nicht warten, bis man ihn beruft? Doch jetzt mag er kommen.

Bernardo, mit Kriegsleuten, tritt auf. Er ist verwundert, Vasco ruhend hier anzutreffen.

Vasco äußert sein Befremden, daß Bernardo seine Stellung verlassen.

Bernardo, er habe längst des Boten geharrt, der ihn nach der Verabredung auf das Schlachtfeld berufen sollte. Von böser Ahnung beunruhigt, sei er vorgerückt. Auch habe man längst Schlachtgetöse vernommen.

Vasco. Ich bin der Bote.

Bernardo. Und zögerst hier?

Randbemerkungen: [1]) Gutmachen dessen, daß sie nicht eher den Gefangenen besucht.

[2]) Blühe, du dürrer Sand, von diesen Thränen des Entzückens!

Vasco. Es hat nicht Eile.

Bernardo. Wo ist der König?

Vasco (sich vor ihm niederwerfend). Hier ist er. Heil dem Könige!

Bernardo. Was soll das? Wo ist König Alfonso?

Vasco. Tot.

Bernardo. Tot?

Vasco. Oder doch in Todesnöten.

Bernardo. Sprich!

Vasco. Er hat sich unbedachtsam vorgewagt. Umringt ist er, rettungslos verloren. Uns hat er noch ausgesandt nach dir.

Bernardo. Wie? und ihr säumtet?

Vasco. Ja, er soll verderben. Er hat's an dir verschuldet. Dich verlangt die Ritterschaft. Heil dem Könige Bernardo!

Bernardos Entrüstung.

Mein Leben wollt' ich rein bewahren, du befleckst es mir mit scheußlichem Verrat. Hinweg, daß nicht mein Schwert an dir sich entweihe! Krümm' dich im Staub! vergeh' in deiner Schande! Auf, Männer, in die Schlacht! Ich schwör' es hier: Wenn der König verloren ist, so kehr' auch ich nicht lebend aus der Schlacht. (Alle ab.)

Waldgegend.

In der Ferne Schlachtgetümmel. König **Alfonso** kommt mit einigen Rittern mit gezogenen Schwertern hereingestürzt.

Ein Ritter. Ergieb dich, Herr! es ist keine Rettung mehr.

Alfonso. Bernardo, läßt du mich zu Grunde gehn?

Ritter. Hoff' nicht auf den! du bist verraten. Wirf, Herr, dein Schwert[1]) von dir! Brich einen Friedenszweig von diesem Ölbaum, daß dich nicht der wütende Feind vertilge! Schon sausen Speere, schwirren Pfeile durch die Luft.

Alfonso.[2]) Ich mich gefangen geben? Nein. Der Maurenkönig hat geschworen, mich, wenn er meiner sich bemächtigte, geschornen Haupts und Barts, auf einem Maultier sitzend, durch alle Städte zum Gespött der Menge führen zu lassen. Soll euer König so entwürdigt werden? Seht ihr den Felsenabgrund dort? Wenn keine Rettung ist, dort stürz' ich mich hinab.

(Das Gefecht kommt näher.)

Ritter. Sie kommen. Jetzt sind wir verloren.

Alfonso bereitet sich zum Tode. Verlassen, verraten, will er doch als König untergehen. Er will sich hinabstürzen.[3])

Randbemerkungen: [1]) Alfonso wünscht ein Schwert, das seinige ist zerbrochen. Begehre kein Schwert! brich den Zweig des Ölbaums!

[2]) Auch Elvira wird verloren sein, obschon sie in der Mitte des Heeres am sichersten schien.

[3]) Sonst kamen Engel, den Glaubenshelden zu helfen; er sei aber nicht fromm

Bernardo (hinter der Scene). Alfonso! König!

Alfonso. Bernardos Stimme.

Bernardo, mit Kriegsvolk hereinstürzend. Seine Freude, den König gerettet zu haben. Statt auf Dank Anspruch zu machen, ist sein Erstes, sich vom Verdacht des Verrats zu reinigen, sich zu entschuldigen, gleich als hätte Vascos Verräterei ihn schon befleckt. Die Feinde sind vertilgt.

Alfonso, erfreut, sich in Bernardo nicht getäuscht zu haben.

Elvira tritt auf, mit Gefolge. Der König hatte sie im Schutze der Hinterhut gelassen. Beängstigt sucht sie ihn auf.

Alfonso erkennt in ihrem Erscheinen einen Wink des Himmels, wie er Bernardo, seinen Retter, belohnen[1]) solle. All sein Groll gegen diesen ist besiegt durch Bernardos Treue. Er hat die Spuren gegenseitiger Zuneigung zwischen Bernardo und Elvira bemerkt. Er will erstern in die Rechte der Geburt herstellen. Elviras Hand und damit die Nachfolge im Reiche bietet er ihm zum Lohne.[2])

Bernardo. Das schönste Lebensglück steht vor mir, ich darf es nicht ergreifen. Ich darf nicht glücklich sein, solange mein Vater gefangen ist. Die alte Bitte.

Alfonso. Ich sah sie längst auf deinen Lippen drohn, die Bitte, die mich schreckt.

Elvira. Bernardo, dein Verschmähen kränkt mich nicht. Gerührt verehr' ich deinen frommen Sinn.

Alfonso. Verlange nicht, daß ich, besiegt von der Gewalt des Augenblicks, mich erkläre! Laß jetzt des Sieges Vorteil uns verfolgen! Ich werde dir den Tag bestimmen, an dem ich auf dem Schlosse Luna, wo dein Vater gefangen ist, dich erwarte.

Bernardo. Dein Herz hat Gott gelenkt, und ich darf hoffen.

(Alle ab.)

Fünfter Aufzug.

Halle auf Burg Luna.

Alfonso, schweigend an eine Säule gelehnt.

Elvira tritt auf. Sie hat ihn gesucht, um ihn am Morgen

---

sondern stolz und kriegerisch gewesen, ihm komme kein Engel. Seine Seele ist nicht ruhig gefaßt, zu dulden. Er kann die Schmach nicht ertragen. Trotzige Beichte seines kriegerisch weltlichen Sinns. Die Demütigen taugen nicht in diese Zeit des Kampfes; Demut ist für den Frieden schön. Aus Stolz ist er keusch geblieben. Stimme vom Himmel. Der Engel kommt doch.

[1]) Hier, auf der Stelle, wo er gerettet wurde, will er Bernardo belohnen.

[2]) Der h. Vater wird gerne das Hindernis der Verwandtschaft heben, um eine Verbündung zu knüpfen, die dem Schutze eines christlichen Landes so günstig ist.

des schönen Tages zu begrüßen. Sie ist verwundert, ihn in dieser düstern Halle so trübsinnig zu finden. Mögen alle die finstern Zweifel, die auf seiner Seele lasten, dahinschwinden, wie die Schatten der Nacht, die der aufsteigenden Sonne weichen!

Der König schweigt.

Elvira hört rasche Fußtritte sich der Halle nähern. Das ist der Schritt von einem Glücklichen. Gewiß! Bernardo kommt.

Der König fährt zusammen.

Bernardo tritt auf. Er entschuldigt sein frühes Kommen. Mit banger Sehnsucht hat er den Tag erharrt, der so lange schon seines Strebens Ziel war. Er hat die ganze Nacht außerhalb des Schlosses zugebracht. Jede Stunde ist ihm teuer.

Alfonso schweigt noch immer.

Bernardo. Was soll dies dumpfe Schweigen? Gieb mir Gewißheit! Hast du mich hierher beschieden, um den Vater mir zu geben?

Alfonso. So ist's.

Bernardo. So eile denn! Ungestüm schlägt mein Herz dem sel'gen Augenblick entgegen. Bring' mich zu ihm!

Alfonso. Verlang' es nicht!

Bernardo. Treibst du ein Spiel mit meinem heiligsten Gefühl?

Alfonso. Bestehe nicht!

Bernardo. Welcher Wankelmut! Schreckt wieder dich dein Eid? O scheu' ihn nicht! Nicht Gott, noch Heiliger hat ihn gehört, den Eid, der Sohn und Vater scheiden soll.

Alfonso. Ich habe des Gewissens Zweifel[1]) niedergekämpft, noch in dieser bangen Nacht. Zerrissen ist des Eides Band.

Bernardo. So ist in dir der alte Haß erwacht?

Alfonso. Ich habe niemals dich geliebt, wie jetzt. Dich zu beglücken, ist mein liebster Wunsch.

Bernardo. Beglücke mich! Führ' mich zum Vater!

Alfonso. Du hast mich viel gebeten, jetzt muß ich zu dir mich bittend wenden. Flehentlich beschwör' ich dich, wenn unser aller Glück dir wert ist, steh von deiner Forderung ab!

Bernardo. Ich weiß nur eins: gieb mir den Vater!

Alfonso. Dein König fleht.

Bernardo.[2]) Ich weiche nicht von dieser Stelle, bis ich den Vater habe.

Alfonso (schmerzlich erbittert). Du willst es, hab' ihn denn!

(Er zieht einen Vorhang weg. Diegos Leiche, im offenen Sarg, mit Kerzen umstellt.)

Bernardos Erstarren. Er wirft sich vor dem Sarge nieder.

Randbemerkungen: [1]) Indem du mich dem Leben wiedergegeben, hast du den Eid gelöst.

[2]) Endlich bin ich angelangt am Ziele meiner Wünsche.

Sein Jammer. Dann springt er auf, klagt den König als Mörder an und fordert Rechenschaft von ihm.

Alfonso. Nicht mich verklage! Diese hier (auf Elviren deutend) ist deines Vaters Mörderin.

Elvira. Weh mir! welch ein Vorwurf!

Alfonso. Ja, nicht ich habe seinen Tod herbeigeführt. Lange noch hätt' er im Kerker seine Tage hingesponnen. Diese hier verriet zuerst das Geheimnis und rüttelte das alte Unheil auf.[1]) Sie hat, als du vor Lunas Burg vorüberzogst, deinem Vater dich gezeigt. Nicht ertrug er das Entzücken. Seit jenem Tage sank er hin, und diese Nacht, eben da ich ihn dir geben will, ist er verschieden.[2]) Der Kummer nicht, die Freude tötet' ihn.

Bernardo. O unglückselʼger Vater, dem die Liebe verderblich, dem die Freude tödlich war!

Alfonso. Bernardo, eine finstere Vergangenheit liegt hinter uns; laß sie begraben sein in ihrer Nacht! Einer hellern Zukunft wenden wir uns zu! Ich selbst habe nicht minder gelitten, als jener, der jetzt vom Leiden befreit ist. Mein Herz hat sich dir längst versöhnt. Du bist jetzt meine Liebe, bist mein Stolz. Sei auch du nicht unversöhnlich, und zum Pfande der Versöhnung nimm meine Kron' aus dieser Jungfrau Hand!

Bernardo. Ich bin von dir geschieden und von ihr. Nicht will ich rächend meine Hand erheben gegen den, der einst mein König war. Doch Wohlthat kann ich nicht von dir empfangen, ich kann nicht fürder deinem Dienste leben, kein Band kann zwischen uns sich knüpfen; der Tote dort tritt trennend zwischen uns. Was du mir gabst, ich muß es von mir werfen, die Lehen deiner Gnade schlag' ich heim. Von allen deinen Gaben will ich nichts behalten als diese Leiche.[3]) Sie will ich tragen in ein fremdes Land. Einem Boden, über dem nicht dein Scepter waltet, will ich sie vertrauen. Dem Lande fern, um das ich Besseres verdient, von Menschen abgeschieden, will ich an meines Vaters Grabe trauern! Laßt mich allein mit meinem Toten! Heilig sei euch mein Schmerz! (Er wirft sich wieder am Sarge nieder.)

Elvira entsagt der Hoffnung auf die Krone, die ihr keinen Reiz mehr hat.[4]) Sie wählt den Schleier.

Randbemerkungen: [1]) Der Not war er gewohnt, die Freude war ihm stets verderblich.

[2]) Dem die Liebe Gift war und die Freude Tod.

[3]) Er will selbst nicht des Königs Roß behalten; seine Schultern sind stark genug, die Leiche von hinnen zu tragen.

[4]) Sie hat ein Herz gewonnen und wieder verloren, ein königliches, das kein andres aufwiegt.

Der König steht einsam in seinem Alter; abgelöst hat sich von ihm alles, was ihm teuer war. Noch kaum hat ihm neue Hoffnung so schön geblüht.[1]) Sein königlicher Stamm, für den er so viel gethan und geopfert, muß nun verdorren. Zum Grabe senkt er sein müdes Haupt.

Alfonso. Als wir die Maurenschlacht am Hormesstrom
Geschlagen und, an Beut' und Wunden reich,
Das Heer entlassen ward, da lud ich selbst
Gesamte Ritterschaft an meinen Hof
Zu Fest und Spiel auf Sankt-Georgentag.
Ihr habt in schöner Zahl euch eingestellt,
Auch ward von meiner Seite nichts versäumt,
Euch zu bewirten, wie es Helden ziemt.
Ein reicher Himmel schöner Frauen blickt
Auf euren Kampf herab, ich selber warf
Mit euch die Lanze, brach mit euch den Speer.
Und weil mir kund ist, daß das kühnste Spiel
Euch das ergötzlichste, bereitet' ich
Zur Letze noch die Lust des Stiergefechts.
Hoch oben im asturischen Gebirg
Umstrickten meine Jäger einen Stier,
Wie keiner noch in offne Bahn gerannt.
Sein Hauch ist Flamme, Donner sein Gebrüll,
Sein Horn wirft Felsenstücke wolkenan.
Doch da ich eben auf den Söller trat,
Den Wink zu geben zu des Spiels Beginn,
Erblick' ich mit Befremden wenige
Zum Kampf gerüstet. Manche, die ich sonst
Die Rüstigsten und die Gewandteften
Sich tummeln sah, wie kommt es, daß sie heute
Zuschauer wollen sein? Hält blöde Furcht
(Ich denk' es nimmer), hält gekränkter Stolz
Sie jetzt zurück? hat Zwietracht sich entflammt?

Vasco. Der Mißmut, mein Gebieter, welchen du
Auf manchen Ritters Stirne lesen kannst,
Hat solchen Ursprung, den du selber nicht
Verdammen wirst, wenn du uns angehört.

Alfonso. Wenn Mißmut sprechen will, so[2]) hör ich stets
Don Vascos Stimme.

Randbemerkungen: [1]) Es giebt eine Grenze, wo die Rechte eines Königs, die Ansprüche eines Vaterlandes aufhören, wo die Rechte des einzelnen Menschen in seinen natürlichen Beziehungen hervortreten.

[2]) So wird Don Vasco stets der Sprecher sein.

Vasco. Legt dies strenge Wort
Mir Schweigen auf?
Alfonso. Nein. Sprich nur, Vasco! sprich!
Vasco. So viel der Tapfern hier versammelt sind
Zu deinem Fest, es fehlt der Tapferste,
Es fehlet, der ein eignes Fest verdient,
Der Streiter, dem wir andern ohne Neid
Den Preis des Ruhmes längst schon zuerkannt,
Der in der Schlacht am Hormes so gekämpft,
Daß man ihn wohl vermissen muß beim Fest.
Alfonso. Sollt' es Bernardo sein, von dem du sprichst?
Vasco. Bernardo.
Alfonso. Mit den andern lud ich ihn,
Und wenn sein trotzig Wesen ihn den Hof
Vermeiden heißt, so ist's nicht meine Schuld.
Vasco. Vergieb, erhabner König, wenn der Freund
Des Freunds sich annimmt! Mit Bernardo ward
Ich auferzogen, seines Heldenlaufs
Sind wir Genossen all und Zeugen, Vorbild
Ist er uns allen, und uns alle trifft
Die Kränkung, die Bernardo leiden muß.
Alfonso. Er ward geladen, selbst habt ihr's gehört.
Elvira. Nicht bloß mein hoher Vater lud ihn ein,
Noch diesen Morgen ward ihm auch von mir
Ein Bote zugesandt. Denn wie die Ritter
Nach ihm sich umsahn, also hört' ich auch
Die Frauen flüstern, wo Bernardo sei.
Und zum Beweise, daß ich wahr gesagt,
Steigt eben jetzt die Stufen er heran.
Alfonso. Beim Himmel, dieser Mann wird hoch geehrt.
Bernardo. Erlauchter König! hohe Fürstin!
Alfonso. Spät
Erscheinest du, Bernardo!
Elvira. Nicht im Schmucke
Des Festes kehrst du ein in dieses Haus.[1])
Bernardo. O! ich bin keiner, der zu Festen taugt.
Alfonso. Im Kriege warst du freudig; sei es jetzt
Im Spiele, das ein Bild des Krieges ist!
Bernardo. — —
— —
mög' uns keiner fehlen

Randbemerkung: [1]) Und machst der Weiber Herzen weich.

Der Tapfern!

— —

Wohl fehlt uns einer: o! es fehlt uns der

— —

Bernardo fehlt —

— —

— —

. . . . . wenn Unmut . .
Wenn eines Festes Lust zu stören ist

— —

— —

— —

Das Geheimnis, ich weiß, liegt in des Königs finstern Augen; doch liegt es auch in deinen klaren, und eine Thräne gab mir des Kunde.

Alfonso.[1]) Stahlgepanzert, blutbespritzt
Sah ich euch zum letzten Male;
Heut in festlichen Gewanden
Seid gegrüßt in meinem Saale!
Blut'ge Ostern waren's, Ritter,
Da wir mit Almansor stritten;
Drum zu einer frohern Feier
Ließ ich euch auf Pfingsten bitten.
Wenn wir erst dem Herrn gedankt,
Der uns Ruhm und Sieg gegeben,
Und den heil'gen Himmelsstreitern,
Die um unsre Banner schweben,
Dann soll euch ein Fest ergehen,
Wie es Männerherzen letzt.
Hoch im Bergwald von Asturien
Ward ein grimmer Stier gehetzt;
Nimmer in hispan'schen Reichen
Ward ein solcher je erjagt,
Nie von einem seinesgleichen
Ward gesungen, noch gesagt.
Feuer ist sein Hauch, sein Brüllen
Donnerhall in Bergeskluft,
Mit der Kraft der furchtbarn Hörner
Wirft er Felsen in die Luft.
Wer sich morgen in der Bahn

Randbemerkung: [1]) Angef. d. 14. Februar 1822.

Mit dem Ungetüm will messen,
Möge flink den Renner tummeln,
Noch des roten Tuchs vergessen.

Elvira. Wenn ihr dann von kühner Freude
Kehret in des Königs Hallen,
Wird durch die geschmückten Räume
Saitenspiel und Flöte schallen.
Edler Dienst und sittig Werben
Wird sich dann wetteifernd zeigen,
Wenn ihr an der Frauen Hand
Tretet den kastil'schen Reigen.

Alfonso. Bin ich selbst ein ernster Wirt,
Von der Jahre Last gebeugt,
Abgestumpft in den Beschwerden,
Die ein ew'ger Krieg erzeugt,
Auch das innre Mark des Lebens
Aufgezehrt von altem Schmerz,
Taug' ich so zum Feste wenig,
Sagt mir das mein ahnend Herz,
Daß ich in dem nächsten Kampf
Für die heil'ge Christenerde
Wie ein vielgebrauchtes Schwert
Brechen und zerfallen werde,
Dennoch soll die Freude walten,
Denn Elvira herrschet hier;
Sie ist Königin des Festes,
Und mein Haus gehorchet ihr.
Ja, vor euch, getreue Ritter,
Steht die Erbin von Leon
(Denn ich selbst, ihr wißt es, steige
Kinderlos von meinem Thron),
Sie, des Stammes einz'ge Blüte,
Der dem tapfern Volk der Goten,
Für den edelsten erkannt,
Seit Jahrhunderten geboten,
Sie, der letzte Zweig Pelayos,
Königs frommer Heldenschar,
Dessen Reich das Waldgebirge,
Dessen Burg die Höhle war,
Der an eurer Ahnen Spitze
In die Ebne niederstieg,
Wo er Leon und Oviedo
Kühn errang in blut'gem Sieg,

Sie, Bermudos Enkelin,
Der ich bald den Scepter reiche,
Der ich, wie der graue Winter
Dem bekränzten Frühling, weiche.

Elvira. Deines Alters frische Kraft
Setzt das Ziel der Jahre fern.
Dich, den Hort der Christenlande,
Hält die starke Hand des Herrn;
Sichtbar oft den Streich des Todes
Hat sie dir vom Haupt gelenkt,
Stets mit neuer, frischer Jugend
Bist du wunderbar getränkt.
Was ist Jugend, was ist Alter,
Was ist frühe, was ist spät,
Wo das Schwert des Greisen schonet
Und den Jüngling niedermäht?
Junge Helden, die sich stellten,
Als die Schlachttrommet' erdröhnt',
Nicht mehr sehn wir sie erscheinen,
Nun der Ruf der Freude tönt.
Als du mir die Tapfern nanntest,
Die zu unsrem Fest gekommen,
Da verschwiegst du manchen Namen,
Den ich sonst noch stets vernommen,
Wenn man von den Tapfern sprach.

Vasco. Hohe Herrin, laß uns wissen,
Wen bei dieser Siegesfeier
Ungern deine Augen missen!
Fiel er kämpfend, dein Gedächtnis
Schafft ihm Ruhm; liegt er an Wunden
Und vernimmt, du denkest sein,
Wird er schleuniger gesunden.
Ist er nicht zu Hof geritten.
Weil man sonst ihn leicht entbehrt,
Wenn du einmal nach ihm frageſt,
Ist vor allen er geehrt.

Elvira.

O schäm' dich, alter Mann, so großes Leid
Zu tragen um so kleinen Gegenstand!
Ein Vögelein, ein winzig Vögelein,
Das über meinem Gitter nistete,
Der Falke schoß herab und würgt' es hin;

Wie kann das Grund sein für so tiefes Leid?

— —

Nein! ich will klagen, klagen ohne Maß!
Allein ja bin ich, niemand, der mich hörte,
Der mich verspottet; all mein Klageruf
Verhallt an dieser öden Kerkerwand.

— —

— —

O wenn ein Mensch mich hörte, könnt' er mich
Fühllos verhöhnen? müßt' er nicht daran
Ermessen meines Elends ganze Tiefe,
Daß ich muß jammern um ein Vögelein,
Wie einer, dem sein Letztes, Liebstes starb?

— —

Was ist dir, Freund? Es dehnt sich deine Brust.
Du blickest, wie in weite Fernen hin,
Und wie in weite Fernen greift dein Blick.

— —

Laß mir ihn aufgehn, deinen Schicksalstag!

— —

Bernardo! du verlässest mich?

— —

Du willst's.

Verläßt mich jetzt?

Wann anders?

Eben jetzt.

— —

Benno.

Trauerspiel in drei Akten.

Personen.

Siegbert, Graf von Wartenburg.
Bertram, } seine Söhne.
Ottmar, }
Benno, ein Greis.
Berthilde, seine Tochter.
Gräfin Silma.
Hugo, ein Ritter.
Kurd, Ottmars Knappe.
Waldbruder.
Mönche, Jäger, Knappe.

Scene:

Waldgegend. Im Vordergrunde eine hohe Eiche und darunter eine Steinbank. Im Hintergrunde ein altes, steinernes Haus. In der Ferne ein Bergschloß.

Erster Akt.

Benno, auf der steinernen Bank sitzend. Berthilde, neben ihm stehend.

Berthilde. Der schöne Herbstmorgen hat dich erheitert, bester Vater! Der ganze Tag ist jetzt ein goldner Abend mit den roten, glühenden Bäumen und Bächen.

Benno. Jawohl, ein Abend, mein Kind! Traue nicht diesem letzten Aufglühen! Über Nacht fällt ein Reif, und die Natur ist erblaßt. O liebstes Kind! nicht lange mehr werd' ich bei dir sein.

Berthilde. Nicht diese traurigen Worte! Du bleibst noch lange bei mir; wie kann ich mir ein Leben denken ohne dich? unser beider Leben ist eines, dein Alter wird von meiner Jugend genährt.

Benno. Wir sind zusammen wie ein Apriltag, Regen und Sonnenschein; Winter und Sommer scheiden sich; ich bin im Welken, du im Aufblühen.

Berthilde. Ich würde blühen, wie eine Blüte am abgeschlagenen Aste; sie blüht eine Weile, aber bald fehlt ihr die Lebenskraft, die sie aus dem Stamme sog.

Benno. Nicht also! Dir ziemt es, ins Leben hinauszuschauen, mir nach dem Grabe. Wohl mir, daß ich ruhig werde sterben können. Nur eine Last drückt noch meine Seele.

Berthilde. Kann ich sie dir abnehmen?

Benno. Ehe wir scheiden, mein Kind, sollst du erfahren, wer ich bin und wer du bist. Wenn der Mensch über sich selbst im Irrtum ist, fällt er leicht in mannigfaltige Verwirrung. In dem alten, einsamen Hause dort wohnten unsere Voreltern; aber bald genügte ihnen

nimmer der einsame Wald, sie traten ins Leben hinaus, und nach einer Reihe von Jahren erhuben sie auf dem Berge, den du dort in der Ferne siehst, ein festes Schloß und hießen die Herren von Wildenstein. Als nach Jahrhunderten die Erbfolge mich traf, beherrschte jene Burg ein ausgebreitetes Gebiet von Schlössern, Dörfern, Höfen. Mein Leben war ein friedliches, im Kreise der Meinigen. Graf Siegberg von Wartenburg war mein Nachbar und lange mein trautester Freund. Der Durst nach Ehre und Macht führte ihn von mir weg, führte ihn bald zurück als meinen Feind. Er befehdete mich aus weit hergeholtem Vorwand, in Wahrheit, um mein nachbarliches Gebiete zu verschlingen. Es gelang ihm. Seine Übermacht und meine Ungeübtheit im Kriegsspiele verschafften ihm den Sieg. Schreckliche Nacht, da meine Burg in Flammen aufging, ich gefangen ward, als der Wüterich in der Trunkenheit des Sieges meinen einzigen Sohn, einen blühenden Knaben, von der Mauer herab in die Flammen schleuderte. Sei vertilgt, verhaßtes Geschlecht! rief er. Damit faßte ungewohnte Wut mein friedliches Gemüt. Fluch dir, schrie ich auf; der Himmel sei mein Rächer! Dies gebeugte Haupt wird nicht in kühler Erde ruhen, ehe die Rache von oben dich getroffen. Mit Hohn ward ich in die Welt hinausgestoßen, aber nicht ganz elend. Ein treuer Diener hatte meine besten Kleinodien und dich, mehr als Kleinod, noch einziges Erbe der seligen Mutter, gerettet. Mit dir irrt' ich eine Zeitlang umher, bis mich die Sehnsucht zur Heimat zurücktrieb. Von wo unser Geschlecht ausgegangen, dahin ist es zurückgekehrt, in jenes alte Haus. Der alte Einsiedler, der mich so treulich besucht, dem ich in meinem Glücke manche Wohlthat erwiesen, er verwahrt meine Habe. Sie ist zureichend, dein Los für die Zukunft zu sichern. Die Brüder im Kloster des heil. Rochus wissen, wer ich bin; sie werden mich nach meinem Hinscheiden abholen und in ihre Kirche zu meinen Vätern begraben.

Berthilde. Vater! mein Vater! immer mehr seh' ich es ein, wie ich nur bestimmt bin, für dich zu leben und einst als ein Denkmal auf deinem Grabe zu stehen.

Benno. Ich danke dem Ewigen, mein Leben war in dieser Abgeschiedenheit glücklich. Tausendmal hab' ich durch inniges Gebet den Fluch zu entkräften gesucht, den ich in der Verzweiflung gegen den Zerstörer ausgestoßen. Der Himmel hat mich erhört. Meine brechenden Augen sahen nichts, als das glänzende Glück meines ehemaligen Freundes. Auf dem Berge dort hat er das herrliche Jagdschloß erbaut, die Steine der alten Burg sind ins Thal herabgerollt. Seine Jagd brauset heute durch den Wald. Aber noch eines, mein Kind (damit ich alles ausrede, was mein Herz drückt): liebst du den Jäger Bertram? wirst du einst mit ihm ziehen?

Berthilde. Du weißt es: ich liebe ihn. Aber mit ihm ziehen? Ach, er gehört zu uns, in dieses stille Waldthal, wo wir dann zusammen leben und sterben werden. (Man hört Waldhörner.)

Benno. Liebe Träumerin! Komm! die Jagd nähert sich unserer Gegend. O! wie ist mir wohl! meine Seele ist nun frei, sie kann aufsteigen zu dem Ewigen. (Er geht nach dem Hause, von Berthilden geführt.)

Ottmar, Silma in Jagdkleidern treten auf.

Silma. Wilder Jäger!

Ottmar. Es ist meine Art so. Alles heftig.

Silma. Ich glaube: du wolltest heute noch austoben, ehe dich der Hochzeittag in meine Arme fesselt.

Ottmar. Süße Braut, auch meine Liebe ist heftig. Schwinge dich zu mir auf mein Roß und laß uns so in seliger Umarmung durch die Welt hinstürmen!

Silma. Liebster, laß uns ausruhn! Setze dich zu mir! Ottmar! ich liebe dich so und kenne dich kaum. Auch du kennst mich nicht; drum laß uns traulich zusammen reden! Ich habe dir so viel zu sagen. Wie ist mir wohl, daß ich nun den gefunden, dem ich alles vertrauen darf, was sich, in goldner Abendstunde, in einsamen Nächten empfunden, in meinem Herzen geheim aufbewahrt, ich wußte nicht für wen! Ach! was mir damals nur selten einsame Stunden verschönte, es hat sich jetzt herrlich über meine ganze Gegenwart und Zukunft ausgebreitet. Ich begreife nimmer, wie ich an den Festen meines Bruders, den Tänzen, Turnieren, Jagden Freude finden konnte. Meine Freude bist nun einzig du und der goldene Liebeshimmel, der uns umgiebt.

Ottmar. Ich kann dich nicht täuschen, du treue Seele! Du bist nicht die erste, die ich liebe. Wie ich bisher selbst ein Wanderer war, so war meine Liebe eine wandernde. Aber all die früheren Küsse waren nur bestimmt, mein Herz zu erweitern, daß es die Fülle von Liebe fassen möchte, die ich für dich hege. (Waldhorn.)

Silma. Schon wieder ruft die wilde Jagd.

Ottmar. Du scheinst müde und erhitzt zu sein. Vielleicht giebt es hier etwas zur Kühlung. (Er geht nach dem Hause und klopft an die Thüre. Berthilde erscheint am Fenster. Ottmar fährt erstaunt zurück.) Verzeihe, schöne Einsiedlerin! ich wollte dich um eine kleine Erfrischung für die müde Jägerin dort ansprechen.

Berthilde. Sogleich. (Ottmar geht zu Silma zurück. Kurd und mehrere Jäger treten auf, zuletzt kommt Berthilde mit einem Becher und einem Obstkörbchen aus dem Hause.)

Kurd. Gnädiger Herr, die Jagd hat sich links gegen den Fluß hinabgezogen.

Ottmar. Wir kommen gleich.

Berthilde (reicht den Becher der Gräfin). Nehmt vorlieb, edle Dame!

Silma. Dank, schönes Kind! Welche Lieblichkeit in der Wildnis! welch jugendliches Leben in dem alten Hause! Nicht wahr, Ottmar?

Ottmar. Ganz wahr, Silma! (Berthilde reicht ihr den Korb hin.)

Silma. Apfel. Apfel sind eine schlimme Frucht, sie stiften Zwietracht. Doch von dir, liebes Kind, bringen sie Segen. Komm, Ottmar! teilen wir diesen! Wie heißt du denn, freundliche Wirtin?

Berthilde. Berthilde. Ich wohne hier mit meinem alten Vater.

Silma. Willst du nicht morgen zu uns aufs Schloß? Du bist eingeladen zu unserm Hochzeitfest. Wir werden dich so freundlich aufnehmen, als du uns.

Berthilde. Die Altersschwäche meines Vaters leidet keine Entfernung. Auch bin ich zu sehr an die Einsamkeit gewöhnt, ich würde vom Geräusche des Festes betäubt werden und vielleicht ein unruhiges Gemüte in die Einsamkeit zurückbringen. (Waldhorn.) Darf ich nicht auch diesem wackern Jäger einen frischen Trunk bringen?

Kurd. Das Jagdhorn mahnt schon wieder, wir werden drunten erwartet.

Silma. Läßt man uns denn keine Ruhe? So lebe wohl, liebe Freundin! laß mich dich so nennen! ich besuche dich bald wieder mit meinem Ottmar.

Ottmar. Gewiß. Lebt wohl, schöne Wirtin!

(Ottmar, Silma und die Jäger gehen ab. Berthilde nimmt ihre Geräte zusammen; währenddessen kehrt Ottmar schnell zurück.)

Ottmar. Ich habe meinen Handschuh zurückgelassen; ach! mehr als meinen Handschuh. Leb' wohl, du Schöne! Leb' wohl auf Wiedersehen! (Er drückt heftig ihre Hand und eilt ab. Berthilde geht nach dem Hause zurück.)

Zweiter Akt.

Siegbert und Hugo treten auf.

Siegbert. Ich bin zwar selbst kein Jäger; doch freut mich das Getümmel um mich her, es belebt die finstern Wälder.

Hugo. Das ist das Vergnügen der Mächtigen, selbst ruhig auf die freudige Bewegung vieler herabzusehen.

Siegbert. Der heutige Tag ist ein schöner Vorabend zu dem morgigen.

Hugo. Ja; der morgige Tag, edler Graf, krönt Eure rastlosen Bemühungen für den Glanz Eures Hauses. Ich denke gerne zurück, wie Eure Macht sich von Stufe zu Stufe gehoben. Der Sturz der Wildensteiner machte den Anfang.

Siegbert. Laß das! Das ist lange her.

Hugo. Eroberungen, Käufe und Belohnungen folgten von Jahr zu Jahr. Und nun habt Ihr Eure Söhne trefflich angewiesen, Euer Werk fortzusetzen. Die Aufnahme Eures wackern Bertrams in den geistlichen Ritterorden reicht Eurem Geschlecht eine Hand, die es zu den ehrenvollsten Stellen aufführen kann.

Siegbert. Wenn ich nur meinen Bertram zu regerem Anteil an den Welthändeln erwecken könnte! Die abgelegenen Wälder sind ihm lieber, als der Hof und das Lager Doch ich hoffe: es soll sich geben. Ist doch auch mein jüngerer Sohn, Ottmar, von seinem wilden Treiben, von seinem abenteuerlichen Umherschweifen zurückgekommen! Er hat sich zu der Heirat verstanden.

Hugo. Die zügellose Jugendkraft findet in sich selbst ihren Zerstörer. Doch selten haben die Wünsche des Sohnes so mit den Plänen des Vaters übereingestimmt. Ottmar liebt die schöne Silma, die reiche Erbin, deren Besitzungen mit den Eurigen vereint ein Fürstentum bilden.

Siegbert. Du thust wohl daran, daß du mir diese einsame Gegend mit solchen hellen Gestalten füllst. Ich kann die Einsamkeit schon lange her nimmer vertragen; das Vorwärtstreiben, nicht das rückschauende Stillestehn ist meine Sache. Wie mag doch in diesem einsamen Hause jemand wohnen!

Hugo. Die Bewohner sind mir unbekannt.

Siegbert. Diese Gegend ist doch allzu öd und unheimlich. Auch ist es jetzt gerade Mittag, der Mittag dünkt mir auf dem Felde fast wie die Mitternacht. Das Licht füllt die Gegenstände in seine blendenden, einförmigen Massen; überall Stille; kein Vogel singt mehr: der Mensch selbst neigt sich zum Schlummer und ist seiner verwirrten Gedanken nicht Meister. (Die Glocke auf dem Hause wird geläutet. Siegbert erschrickt.) Was war das?

Hugo. Es dünkt mir wie das Zeichen, wenn jemand stirbt.

Siegbert. Es ist so. Diese Gegend will noch mehr aussterben. Komm! Laß uns dieser seltsamen Stimmung entfliehen! (Sie gehen ab.)

Bertram (tritt auf). Endlich ist die Gegend frei, die fremden Gestalten sind vorüber, und der Liebende darf sich nahen. Dünkte mir doch vorhin, als wäre die Glocke gezogen worden! Täuschung. Immer tret' ich mit bangen Zweifeln, unter abmahnenden Stimmen hier auf; aber sobald die Liebliche erscheint, ist die Sünde von mir genommen. Soll ich denn nimmer in dieses Haus treten? soll einmal das letzte Mal sein? Doch nicht dieses Mal? ich ertrag es nicht. Und doch, soll ich ewig dieses treue Kind täuschen, das nie die Meinige werden kann, die ein unauflösliches Gelübde von mir trennt? Ach! um dem Eide treu zu bleiben, nicht mein reizbares Herz der

Verführung bloß zu geben, ging ich in die tiefsten Wälder, und eben hier mußte mir die Liebe begegnen, einsam, unbefangen mich selbst zum Begleiter wählend. Ich bin auf ewig in diesen Wäldern verirrt, und jeder Pfad führt mich nur nach diesem Hause.

Berthilde (kommt aus dem Hause mit den Zeichen des heftigsten Schmerzes). Bist du da, Bertram? O laß mich an deinem Herzen vergehen, und vergehe du mit mir!

Bertram. Süßes Kind! ich fasse dich nicht.

Berthilde. O, ich faß' es ja selbst nicht. Meines Vaters Augen auf ewig geschlossen, sein Mund auf ewig verstummt. Keine Antwort mehr auf seines Kindes Fragen. Bertram! du erbleichst. Bertram! willst auch du sterben? O bleibe, bleibe! Du bist mir nun das Einzige auf dieser Welt.

Bertram. Wehe uns! ärmstes Kind!

Berthilde. Komm herein, Bertram! verliere keine Zeit! Bald werden sie ihn wegtragen. Komm! vielleicht ist er wieder erwacht, wenn wir hineintreten, er sieht uns an, reicht uns die Hand! Ach! nein. Tot ist er, tot. Aber wir begleiten ihn; nicht wahr? auch du folgst ihm zum Grabe? (Sie gehen nach dem Hause zu.)

Dritter Akt.

Nacht. Ottmar und Kurd treten auf.

Ottmar. Wir sind an der Stelle.

Kurd. Gnädiger Herr, Ihr wißt: ich mein' es treulich. Wollt Ihr denn gewaltsam Euer Glück zerstören? Morgen sollte Eure Hochzeit gefeiert werden mit der schönen, reichen Gräfin; Ihr reitet in der Nacht davon, um ein Mädchen zu entführen, das Ihr einmal gesehn.

Ottmar. Meine Leidenschaft ist unaufhaltbar wie der Schritt der Zeit. Das ist wieder neue, frische Liebe. Diese Flamme hat mich noch nie durchglüht. Dieses Bild hat[1]) noch nie in meiner Seele gelebt. Sie hat mich kaum angesehen, hat mich wohl schon vergessen, und dennoch muß ich sie so feurig lieben. Ha! wenn sie erst erglühte, liebevoll mich anblickte! Sie mag mich lieben oder nicht, sie muß mein sein. Auf mein Roß will ich sie schwingen und in seliger Umarmung mit ihr durch die Welt hinstürmen. (Er will dem Hause zugehen.)

Kurd. Nicht so eilig! Laßt mich erst sehen, wie's droben steht. Die Thür ist offen. (Er geht ins Haus, nach einer Weile kommt er zurück).

Randbemerkung: [1]) Fehlte meinem Leben bis jetzt. Sie hat mir gefehlt.

Herr! es ist mehr als Kirchenraub, wenn Ihr diese entführt. Drinnen liegt ein toter Greis, an seinem Haupte betet ein frommer Waldbruder, und zu seinen Füßen kniet die Jungfrau.

Ottmar. Es muß sein. (Er klopft an die Thüre.)

Waldbruder (am Fenster). Seid Ihr's, frommer Bruder?

Ottmar. Wir sind's.

Berthilde (tritt an die Thür). Kommt ihr schon, die teure Leiche meines Vaters abzuholen?

Ottmar. Die Leiche werden die schwarzen Träger abholen; wir kommen, dich hinzuführen, du süßes Leben! Ja, du sollst nimmer jenem kalten, toten Greis angehören; mein bist du, des liebeglühenden Jünglings. Komm, Liebchen! zu Pferde! (Er umschlingt sie.)

Berthilde. Weh' mir! wer rettet mich?

Bertram (tritt auf, in einen schwarzen Mantel gehüllt). Welche Stimme! Hinweg, Verruchter! (Er geht mit gezogenem Schwert auf Ottmar los, sie fechten. Bertram fällt.)

Waldbruder (tritt mit einer Fackel aus dem Hause). Was ist's? Welch Getümmel?

Ottmar (gegen Bertram). Siehst du? sie gehört mir. Nun, wer bist du denn, unglücklicher Nebenbuhler? (Nimmt dem Waldbruder die Fackel aus der Hand und beleuchtet Bertram.) Ich sollte dich kennen.

Kurd. Der Todeskrampf entstellt seine Züge.

Ottmar. Es giebt sich. Mein Bruder! Bertram!

Berthilde. Bertram! Auch dieser! (Sie sinkt zurück.)

Waldbruder (sie haltend). Wie wird dir? Armes Kind! Komm! (Er führt sie wankend in das Haus.)

Kurd. Mein Herr, Ihr blutet.

Ottmar. Man mordet einen Bruder nicht ungestraft. Heb' ihn auf und setz' ihn auf diese Bank! (Kurd thut es. Ottmar setzt sich neben den Leichnam auf die Bank.)

Kurd. Ihr seid verwundet. Wie helf' ich Euch, bester Herr?

Ottmar. Mir hilft nichts mehr; ich bin getroffen, tief, innig, brüderlich.

Kurd. Habt Ihr mir nichts mehr aufzutragen? Ich möchte Euch noch dienen, auch nach Eurem Tode.

Ottmar. Nimm diesen Ring von meinem Finger! er gehört der Gräfin Silma. Auch als ich ihr untreu ward, blieb er an mir haften, wie eine strenge Pflicht. Sag' ihr, ich habe sie geliebt, noch diesen Morgen! Ich möchte sie wieder lieben, aber mein Blut hat ausgerollt, mein Herz hat ausgeschlagen. Geh! Eile!

Kurd. Ach! bester Herr! soll ich Euch so einsam sterben lassen?

Ottmar. Ich bin nicht allein; mein Bruder ist bei mir.[1]) Geh! Lebe wohl!

Kurd. Gott erbarme sich Euer! (Er geht ab.)

Ottmar. Mein Bruder! Wir sind versöhnt. Und du da droben, Berthilde! Ich kann nimmer zu dir hinauf.[2]) Meine Glieder sind ermattet. So fleug du hinauf, mein Geist! Berthilde! (Er stirbt.)

Siegbert, Hugo, eine Laterne tragend, treten auf.

Siegbert. Nach dieser Gegend soll Ottmar geritten sein.

Hugo. Der Pförtner machte mir gleich nach seinem Ausritt die Anzeige. Ich sah sie noch den Berg hinabreiten; weiterhin, als sie die Nacht einhüllte, hörte ich ihren Hufschlag deutlich dem Walde zu.

Siegbert. Es ist kein Zweifel: seine alte Wildheit hat ihn ergriffen. Er hat seine Kostbarkeiten mitgenommen. Müssen so meine schönsten Hoffnungen zerstört werden?

Hugo. Aber seht! was sitzen dort für zwei Männer im Dunkeln? Ein sonderbares Gelüst, so in der stürmischen Nacht dazusitzen.

Siegbert. Es war mir doch vorhin, als hört' ich jemand seufzen!

Hugo. Sie sind stumm! schlafen sie wohl?

Siegbert. Es regte sich einer.

Hugo. Nur der Nachtwind in seinem Mantel.

Siegbert. Sie sind dicht in ihre Mäntel und Hüte gehüllt.

Hugo. Sie sind mit dürrem Laub von dieser Eiche überstreut. Ich will sehen, wer's ist. (Er nimmt die Laterne und leuchtet dem Bertram unters Gesicht und fährt zurück.)

Siegbert. Wer ist's? Sprich!

Hugo. Weh! ich darf's nicht sagen.

Siegbert. Laß mich sehen!

Hugo. Erblinde, Vater!

Siegbert. Bertram! mein Sohn! bleich, blutig, tot! Wach auf, mein Sohn! Vergebens. Ha! die starren Augen, kein Feuer drin, als der Schein unsrer Laterne. Und der andere hier, ist das der Mörder? Kann er so ruhig daneben schlafen, wie nach wohl vollbrachtem Werk? Wach auf! Oder bist du auch tot? Wach dennoch auf! Du bist berufen zum Weltgericht. Ha, auch du, mein Sohn! Ottmar! hab' ich keinen Sohn mehr, der sterben kann! Ottmar! morgen ist dein Hochzeittag; aber wer wird dich heiraten, du bleicher, stummer Bräutigam? (Mönche kommen mit einem Sarge und gehen in das Haus.) Was machen sie hier? Tötet man, begräbt man

---

Randbemerkungen: [1]) Er war immer so still.
[2]) Meine Füße tragen mich nimmer zu dir hinauf.

meine Söhne und sagt[1]) dem Vater nichts davon? (Silma, Kurd treten auf.)

Kurd. So mußt' ich unterwegs Euch treffen, daß die Schreckensbotschaft Euch früher erreichte?

Silma. Aus den schönsten Träumen weckte mich der Lärm im Schlosse. Nicht Vater, nicht Sohn mehr da! Alles dem Walde zu! ich folgte nach. Wo ist er? ist er tot?

Siegbert. Hier, schöne Braut! Sieh, wie tief ihn die Liebe verwundet![2])

Silma. Ottmar! mein Ottmar! wie anders faßest du da diesen Morgen! (Berthilde, Waldbruder, Mönche, die Bahre tragend, mit Fackeln treten aus dem Hause.)

Berthilde. Liegt er nimmer da? wo ist er? war es ein Trug der Nacht?

Waldbruder. Macht, daß wir vorüberkommen, gute Berthilde!

Berthilde. Ha! dort sitzt er im schwarzen Mantel. Er wollte dir zu Grabe folgen, guter Vater! er folgt dir übers Grab.

Siegbert. Haltet an! steht Rede! (Die Mönche setzen den Sarg nieder.) Wer sind die Mörder dieser Jünglinge?

Kurd. Sie selbst, einer des andern, im Kampf um diese Jungfrau.

Siegbert. Wer bist du, Vertilgerin meines Geschlechts?

Berthilde. Dieses Toten Tochter und jenes Toten Geliebte.

Siegbert. Laßt mich eure Leiche sehen! Ich bin den Anblick der Toten gewohnt. (Die Leiche wird aufgedeckt.) Benno?

Berthilde. Benno von Wildenstein.

Siegbert. Gerichte Gottes! (Er neigt sich schweigend.)

Silma. Find' ich so dich wieder, Berthilde, meine Freundin? Die Lust des Lebens ist mir dahin. Ich lernte das Edlere kennen, und als ich es kannte, verschwand es. Diese Einsamkeit hier möge von nun an meine Wohnung sein! Man wird mir vergönnen, ein Kloster hier zu gründen, wo wir unsere lieben Toten begraben, wo ich mit dir weine, Berthilde[3]), und mit andern leidenden Herzen.

Berthilde. Ich nehme den Schleier auch. Ist doch schon über meine Seele ein Schleier gefallen, durch den mir alles trüb erscheint!

Randbemerkungen: [1]) Und um den Vater kümmert sich niemand.

[2]) Tritt herein in den Lichtkreis dieser Lampe! Er reicht nicht weit, aber er faßt unendlichen Jammer, zwei gemordete Brüder, eine trauernde Braut, einen verzweifelnden Vater. Willt du erlöschen, Lampe?

[3]) Vielleicht auch mit dir, Berthilde.

Alfer und Auruna.

I.

Saal. Trinkgelage.

Flambert. Hug. Uther. Mehrere junge Ritter.

Uther (singt zur Harfe).

Das Haus benedei' ich und preis' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen.

Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn';
Wie Nachtigall'n singet die Flöte;
Die Tische wuchern wie Beete,
Und es springet des Weines goldener Bronn.

Die Frauen erglühen
Zu Lilien und Rosen;
Wie die Lüfte, die losen,
Die durch Blumen ziehen,
Rauschet das Küssen und Kosen.[1])

Hug. O herrlich Leben! Ja gewiß, ich will
Um diese Blumen unermüdlich gaukeln.
(Zu Flambert.) Nur eines, trauter Bruder, fehlt uns noch:
Dein Bräutchen sollte freundlicher sich zeigen.
Flambert.

II.

In den Ruinen eines alten Palastes.

Durch die gesprengte Kuppel fällt Mondlicht herein.

Alfer (tritt ein). Wer rief mich her in diese wüsten Hallen?
Wes Stimme scholl mir wie aus tiefer Gruft?
Und wieder alles stille. Täuschte mich
Des Windes Zug durchs hallende Gewölb?
Ich bin ja nicht das erste Mal getäuscht;
Schon öfters meint' ich, durch des Eichwalds Sausen
Und durch des Rheines Brandung einen Ruf
Zu hören, wie aus ferner Geisterwelt!
O wahrlich, nötig wäre mir die Stimme,
Die mich aus dieser dumpfen, schnöden Ruh'
Hinwiese, wo die Kraft des Kampfes tobt.

---

[1]) Auch in die Gedichte aufgenommen als „Brautgesang" (14).

Ist mir umsonst gespannt des Armes Sehne?
Soll sie erschlaffen, ungebraucht?

Stimme aus der Tiefe. Alfer!

Alfer. Horch! wieder. Ja, es wohnt noch Leben hier.
Wer ruft so tief herauf? Verstumme nicht!
Ha! sinkt hier unter eine große Welt?
Will über mir die hohe Trümmer voll
Zusammenstürzen? Ist's ein Ruf um Rettung,
Wie aus den Wogen ein Schiffbrüch'ger schreit?
Wie? oder führt ein Weg durch diese Tiefe
Zur Heldenwelt hinüber? Stimme, sprich!

Isulf (steigt im Hintergrunde aus der Tiefe herauf).
Weil du zu mir herabzusteigen zögerst,
Muß ich zu dir mich heben.

Alfer. Wen erblick' ich?

Isulf. Erkennst du mich?

Alfer. O meines Vaters Geist!
Wie? oder leben die Begrabnen auf?

Isulf. Ob ich ein Schatten, ob lebendig bin,
Von dieser Welt, das sag' ich, bin ich nicht.
Dir aber bring' ich Mahnung von den Geistern.

Alfer. Den Denkstein hab' ich auf dein Grab gewälzt
Dort im Gebirg; nun brichst du hier hervor?
Erkläre, daß der Schauer von mir weicht!
Darf ich den Vater drücken an die Brust?
Empfindest du lebend'ger Herzen Schlag?

Isulf. Ich bin dein Vater nicht.

Alfer. So willst du wechselnd
Aufleben mir und sterben stets?

Isulf. Ich will
Dir deinen Vater nennen. Merke wohl!
Du siehst der Säulen Riesenstämme hier,
Die hohen Thor' und mächtigen Gewölbe,
Hindeutend auf ein stärkeres Geschlecht.
Hier wohnten einst die Könige vom Rhein,
Der eingeborne Stamm, der fromm und treu
Den heim'schen Göttern diente; darum ward
Mit hohem Wuchs, mit frischer Kraft ihr Leib,
Mit tiefem Sinn und Heldenmut ihr Geist
Gesegnet von des Vaterlands Schutzgöttern.
Du bist der letzte Zweig desselben Stamms,
Des edeln Berters königlicher Sohn.
Hier ist dein Vaterhaus, in diesen Hallen

Hat dich der Eltern frommer Blick begrüßt;
Jetzt schaun die Sterne durchs gesprengte Dach.

Alfer. O Wundernacht! wie anders wird die Welt
Im nächsten Morgenlichte mir erscheinen!
Es drängen tausend Fragen sich in mir;
Ich weiß nicht, wo beginnen, noch wo enden.
Drum fahre fort, damit ich heimisch ganz
In diesem Hause werde, drein du mich,
Den Heimatlosen, nun zurückgeführt!

Isulf. O gern verweil' ich bei der alten Zeit;
Es war die Zeit des Ernstes und der Kraft.
Der Königsstamm, der von den Göttern sproßt',
Er wahrt' in sich ein göttlich Wesen stets,
Erschien dem Volk in stiller Majestät.
Da war kein Leben, wie in jener Burg,
Wo sie mit eitelm Glanz und Schalle prunken.
Sie fühlen, wie sie arm an Kräften sind,
Wie innen fehlt der heilige Beruf.
Drum wühlen sie das Gold aus tiefer Schacht
Und suchen Perl' und Purpur unterm Meer,
Daß sie in eitel blendend Erdengut,
Gleich den Zwergkönigen der Zauberkluft,
Verhüllen innere Erbärmlichkeit.
So sind der eignen Krone Sklaven sie;
Vom Himmel aber fällt kein Weihestrahl
Auf ihre Stirne, die sich erdwärts neigt.
Wie anders war es hier im Herrscherhaus!
Die Frauen gingen um den Webstuhl ernst,
Gleich Schicksalsgöttinnen; die Väter saßen
Gedankenvoll umher in Tempelstille,
Bis sie, vom innerlichen Gott bewegt,
Aufsprangen zum glorreichen Heldenkampf.
Die Jugend trieb sich nicht mit losem Spiel,
Sie ward geübt in strenger Waffenzucht
Und vorbereitet zu der ernsten That.
Sie streckte nicht gleich wucherndem Gesträuch
Die schwachen Äste früh am Boden aus,
Nein, festgedrängt zum derben Stamme, stieg
Sie hoch empor und schwang mannkräftig dann
Die Riesenarme zu den Sternen auf.
Und wie die Könige, so war das Volk
Tiefsinnig, stark, den alten Göttern treu.

Alfer. Doch sprich! wie ward es, daß so mächt'ger Stamm

Erliegen mußte schwächerem Geschlecht?
Isulf. O wallte Jugendfeuer noch in mir,
Daß ich mit zorn'ger Flammenrede Blitzen
Die finsterste der Nächt' erleuchten könnte,
Die Nacht, da unterging der Helden Haus!
Ich aber bin in jener Nacht versteint,
Und nur in meinem starren Angesicht
Bewahrt' ich des Entsetzens alte Spur.
Darum bericht' ich dich mit wenigem.

Die Weiber von Weinsberg.

Burgemeister. Streitbare Bürger dieser Stadt,
Die hier mein Ruf versammelt hat,
Vernehmt aufmerksam, ehrfurchtsvoll,
Was eure Kraft vollführen soll!
Es lagert nun seit dreien Tagen
Vor unsrem Wall mit Roß und Wagen
Der Kaiser Kunrad und bedroht
Die Stadt mit Sturm und Feuersnot.
Doch ward uns Botschaft zugebracht,
Daß Herzog Welf mit starker Macht
Uns zu entsetzen sich beeilt.
Drum ist mir der Befehl erteilt
Vom Hauptmann, der die Burg muß wahren,
Euch auf dem Marktplatz hier zu scharen.
Sowie er von der Höh' erspäht,
Daß unsres Herzogs Fahne weht,
Führt er die Mannschaft aus dem Schloß,
Und der Trompete heller Stoß
Ermahnt auch uns, hervorzubrechen
Und zu des Hauptmanns Volk zu stechen.
Dann werfen wir uns treuvereint
Flugs in dem Rücken unsrem Feind,
Indes der Herzog Welf von vorn
Die schlimmen Gäste nimmt aufs Korn.
Weil er uns Rettung bringt, so sei
„Welf! Herzog Welf!" das Feldgeschrei.
Die Bürger. Welf! Herzog Welf! Wir sind bereit!
Burgemeister. Noch eins, bevor wir ziehn zum Streit!
Schon seit geraumer Frist erwuchs

Bei uns ein Geist des Widerspruchs,
Des Strebens gegen alle Zucht,
Des Eigensinns, der Tadelsucht.
Am Feiertag beim Glase Wein
Glaubt jeder ein Regent zu sein;
Man murrt vom Rate so und so.
Erscheint der Burgemeister wo,
Vor dem man sonst sich tief gebückt,
So wird jetzt kaum der Hut gerückt.
Das ist der unglückselge Geist,
Der Staaten ins Verderben reißt
Und der am schnellsten sie verschlingt,
Wenn er im Krieg die Flügel schwingt.
Ein Heer, das seines Feldherrn Schwert
Nicht wie den Finger Gottes ehrt,
Es ist ein Meerschiff ohne Steuer.
Drum, wenn euch eigne Wohlfahrt teuer,
Erweist euch heute meinem Wink
Gehorsam, willig, achtsam, flink!

Der ich in unsrem Weinsberg drin
Erwählter Burgemeister bin.
Frau Tochter, laß Sie mich aussprechen!
Sie braucht mich nicht zu unterbrechen.

. . . . . kurz mich fassen
Und gleich zur Sache schreiten werde.
Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Die Frau ist doch so übel nicht,
Wie ihre Schwieger von ihr spricht.

Frau Mutter, könnt Ihr jetzt dran denken,
Ein treu unschuldig Herz zu kränken?

Will ich die Weiber um mich sammeln,
Daß sie euch Weg und Steg verrammeln.

Du bist der Held, von dem man sagt,
Daß er an seines Rosses Schweife
Stets . . . . . schleife.

Die Frau ist doch so übel nicht,
Als sonst die Schwieger von ihr spricht.
Ihr habt nicht unrecht, wie es scheint;
Auch war's so böse nicht gemeint.

Hat die Trompete nicht geklungen?
Vor dieses Weibes lauter Zungen
Vernähme man, Gott weiß es, nicht
Die Posaune vom jüngsten Gericht.

Wohlauf! zum Kampfe!

Daß Gott helf'!

Auf, auf, zum Kampfe, Herzog Welf!

Jetzt röten sich die Traubenbeere.

. . . sich freventlich vergeht
An kaiserlicher Majestät.

. . . . ich tauf' es neu:
Es heiße ferner Weibertreu.

Wär' nicht ein Größrer noch, denn ich,
Auf einer Eselin geritten,
Bei Gott, man dürfte lang mich bitten.

Als Weinsberg noch nicht Weinsberg hieß.

. . . . läßt mich nicht daran denken,
Ein treu unschuldig Herz zu kränken.

. . . . . innern Krieg,
. . . . daß, wie in die Kirch' wir treten,
Für unsrer Männer Heil zu beten.

Burgemeisterin. Find' ich ihn hier, den Herrn Gemahl?
Was soll das sein? in Erz und Stahl?
Doch nicht ins Feld? ich will nicht hoffen.
Halb hat mich schon der Schlag getroffen.
Mit der Frau Tochter war ich oben,
Wo meine Leinwand aufgehoben.
Ja, sagt' ich dort, daß Gott erbarm',
Bricht in die Stadt der Feinde Schwarm,
Wie geht es dann den schönen Linnen?
Mußt' ich dazu so emsig spinnen,
So eifrig an dem Webstuhl stehn,
So sorglich nach der Bleiche sehn,
Um nächst dem eignen Sohn, dem teuern,
Die fremden Söhne auszusteuern?
Noch manches andre wollt' ich sagen;
Ich bitt' es jetzt nicht nachzutragen.
Da hör' ich plötzlich dumpfen Lärmen,
Getöse, wie wenn Bienen schwärmen.

Aus jedem nachbarlichen Haus
Gehn kampfbereit die Männer aus;
Mit Schwertern, Spießen, Kolben, Beilen
Sehn wir sie rasch von dannen eilen.
Frau Klare wird wie eine Leiche,
Ich selbst wie Leinwand von der Bleiche;
Wir rennen fort in größter Hast.
Der Himmel weiß: wir ließen fast
Die Schlüssel stecken an den Schränken.
Wie meine Linnen werd' ich blaß,
Und die Frau Tochter auch etwas.
Ich eile fort in solcher Hast,
Daß ich am Leinwandschranke fast
Den Schlüssel hätte lassen stecken.
Noch eben recht mußt' ich's entdecken,
Frau Klaren darf man's nicht verdenken
Bei ihr zu Hause, wie wir wissen,
Gab's wenig Schränke zu verschließen.

Sehr wenig Schränke!

Mutter!

Weib!

Erzitternd dann an Seel' und Leib,
Renn' ich hinab ins Wohngeschoß.
Ich ruf' und ruf' mich atemlos,
Ich ruf' im Gange, ruf' im Saal,
Fort ist der Sohn, fort der Gemahl.
Auch ich zum Haus hinaus; ich dränge
Mit Klaren mich durch all die Menge,
So bin ich mit hieher geschwommen.
Noch kann ich nicht zu Atem kommen.
Noch lähmt der Schreck mir alle Glieder,
Die Zunge regt sich mählich wieder.
Noch halt' ich hier im Unverstand
Den Bund mit Schlüsseln in der Hand.
Nicht Schlüssel, Zangen sollt' ich haben,
Um diesem Mann und diesem Knaben
Die stummen Lippen aufzubrechen.
Was soll hier werden? wollt ihr sprechen?
Warum vor euren Weibern hehlen,
Gleich Dieben euch von Hause stehlen
Ohn' Urlaub, Abschied und Valet!

Burgemeister. Was man mit Weibern erst beredt,

Daraus wird nie was Großes werden.
Mit Bitten, Thränen, Klaggebärden
Erweichen sie der Männer Kraft.
Drum gab ich dir nicht Wissenschaft
Von dem, was ich im Sinne trug.
Wenn es geschehn, ist's Zeit genug.
Auch solltest du dich wohl enthalten,
Auf offnem Markt vor Jung und Alten
Mich anzufahren also trutzig.
Das eben macht die Bürger stutzig,
Das untergräbt des Amtes Würde,
Wenn unter solcher Ehstandsbürde,
Solch ew'gem Hader und Verdruß
Der Bürgermeister seufzen muß.

Burgemeisterin. Was Bürgermeister! Ich will zeigen,
Nichts dürfe mir der Mann verschweigen.
Und können Worte dich nicht kirren,
So will ich mit den Schlüsseln klirren.
Je größer Lärm, je lieber!

Burgemeister (halblaut, aber heftig). Halt!
Halt ein! ich weiche der Gewalt.
Steht einst vor unserm Halsgericht
Ein ganz verstockter Bösewicht,
Den man umsonst zu zwingen glaubt,
Wenn man ihm beide Daumen schraubt,
Die Bein' in span'sche Stiefel schnürt,
Den keiner zum Geständnis rührt
Von allen Graden der Tortur,
Dann wink' ich diesem Weibe nur.
Jetzt komm, mein Herz! ich bin erbötig,
Dir zu vertraun, so viel dir nötig.

Der Burgemeister. Auch ist's ja nicht das erste Mal,
Daß ich in einer Schlacht befahl.
Bei Nürnberg führt' ich unsre Rotte,
Und nicht gereicht' es mir zum Spotte.

Vom Herzog seliger Gedächtnis
Trag' ich dies köstliche Vermächtnis,
Die Kette, die mit eigner Hand
Er dankend um den Hals mir wand.

Hab' ich vor Nürnberg gut geführt,
Habt ihr euch wacker dort gerührt,

So soll uns jetzt kein Opfer dauern,
Allhier vor unsern eignen Mauern.

Volk. Der Burgemeister lebe hoch!

Der Burgemeister. Jetzt dir, mein Sohn, ein Wörtchen noch!
Dir ist das Banner anvertraut,
Nach dem der Streiter Auge schaut.

Doch ziehst du heut zum ersten Strauß.
Du hast ein junges Weib zu Haus,
Dir anvermählt vor wenig Wochen.
Drum möchte wohl das Herz dir pochen,
Wenn du zuweilen denkst zurück
An das verlaßne neue Glück.
In solchen Herzensnöten mahne
Ein Aufblick dich zu deiner Fahne,
Was es besagt und auf sich hat,
Zu sein ein Fähndrich unsrer Stadt!

Der Sohn. Ja, dieser Fahne dank' ich eben
Mein schönes goldnes Eheleben.
Das Mägdlein, das mein Herz bestrickt,
Hat dieses Fahnenbild gestickt.
Und weil ihr Werk so schön gelungen,
Hat sie auch dir das Herz bezwungen,
Daß, ihrer Armut ganz vergessend,
Nur ihren eignen Wert ermessend,
Trotz deiner Hausfrau Widerrede,
Trotz ew'gen Zanks und ew'ger Fehde
Du selbst mit väterlicher Hand
Geschlungen unsrer Ehe Band.
Ward so die Fahne mir zum Heile,
So will nun ich an meinem Teile
Im Kampf für Weinsberg und die Welfen
Durch Männlichkeit begründen helfen
Des neuen Banners Ruhm und Preis.

Burgemeister. So recht! Fährst du in diesem Gleis,
Dann wird die Nachwelt von dir sagen,
Daß du nicht aus der Art geschlagen.

Die junge Frau. Ist jetzt die Reih' an mir, zu schmälen,
So kann ich's, Liebster, nicht verhehlen:
Die Mutter hat ein wenig recht.
Du ziehst ins blutige Gefecht;

Du weißt, wie ohne deine Liebe
Kein Trost für mich auf Erden bliebe;
Und ist nun milde der Entschluß,
Zu scheiden ohne Gruß und Kuß?

Sohn. Es war des Vaters ernster Wille.

Die junge Frau. Wenn er gebot, so bin ich stille.

Sohn. Und traun, nicht unrecht hat auch er.
Wem würde denn das Herz nicht schwer,
Der, wenn er in die Feldschlacht zieht,
So süße Liebe vor sich sieht,
Das Auge, das in Thränen bebet,
Die Brust, die sich von Seufzern hebet,
Da gilt's, zu schauen nach der Fahne,
Daß sie den Mann erweck' und mahne.

Die junge Frau. Mit diesem Banner, junger Held
Folgt meine Liebe dir zu Feld,
Als es in meinem Rahmen hing
Und seinen Bilderschmuck empfing,
Begann sich all mein Thun und Dichten
So einzig nur auf dich zu richten,
Daß sich, ich sag' es keck, in jeden
Von all den tausend Seidenfäden
Ein liebender Gedanke wob.
Drum liegt nun diesem Banner ob,
Daß es, aus Liebe nur gemacht,
Im feindlichen Gewühl der Schlacht
Bedeckend, schützend dich umflügle.

Die Burgemeisterin. Ich leid' es nicht und sag' dir: Zügle
Dein loses Maul! Laß ab zu lästern!
Bleibt ihr daheim in euren Nestern!
Seid froh, wenn man die Mauern nicht
Euch mit den Mauerbrechern bricht!
Was? ihr zu Felde? Thoren ihr!
Seht! ich ergreife dies Panier.

(Sie greift nach der Fahne.)

Die Weiber will ich um mich sammeln,
Daß sie euch Weg und Steg verrammeln.

(Die Weiber drängen sich um sie her.)

Die Weiber. Ja, ja, wir thun's, wir sind entschieden.

(Trompetenstoß.)

Burgemeisterin. Blast ihr nur Krieg! ich blase Frieden.

(Das Banner an sich reißend.)

Die Bürger. Auf! Die Trompete hat geklungen.
Vor dem Gekreische dieser Zungen
Vernähme man (Gott weiß es) nicht
Die Posaunen vom jüngsten Gericht.
(Wieder Trompetenstoß.)
Auf, auf, ihr Bürger!
Die Weiber (verschüchtert). Daß Gott helf'!
Welf! Herzog Welf!
Die Bürger. Welf! Herzog Welf!
Burgemeisterin. Wie ist euch nun, ihr armen Frauen?
Erholt ihr euch von Schreck und Grauen?
Ich weiß noch selbst nicht, wo ich bin,
Es ist mir aller Mut dahin.
O stellt euch um mich her im Kreise!
Versuchen wir, ob sich's erweise,
Daß es die Macht der Leiden bricht,
Wenn man davon gehörig spricht!
Ja, keine weiß, wie ich, zu sagen
Vom Quell und Ursprung unsrer Plagen.
Wenn ich euch alles melden sollte,
Wie sich's vor meinem Blick entrollte,
Es würde traun kein Ende nehmen,
Bis unsre Männer wiederkämen,
Weshalb ich kurz mich fassen werde.
Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.
Und als die Erd' im Trocknen saß,
Da ließ er aufgehn Kraut und Gras.
Da hing er auf am grünen Baum
Die Birn', den Apfel und die Pflaum',
Und alles war von mildem Saft,
War heilsam und von guter Kraft.
Hätt' Adam nicht sein Weib gezwungen,
Daß sie den Apfelschnitt verschlungen,
So wär' auch alles gut geblieben.
Nun aber wurden sie vertrieben
Aus dem glückselig'gen Paradies.
Da kam der böse Feind und blies
Auf alle Felder gift'gen Samen.
Kaum murmelt er sein höllisch Amen,
So wächst ihm unterm Ziegenfuß
Im allerschönsten Überfluß
Hier Wolfsmilch, Schierling, Bilsenkraut,
Daraus man schlimme Tränklein braut,

Und dort mit wucherndem Gewebe
Das giftigste Gewächs, die Rebe.

Karl der Große in Jerusalem.

Herold. Ich bin der Herold Karls des Großen.
Mit mächtigem Trompetenstoßen
Verkünd' ich allen, klein und großen,
Es werde sich auf dieser Straßen
Carolus Magnus sehen lassen,
Auch seine treuen zwölf Begleiter,
Roland, Olivier und so weiter.
Sie kommen von der heil'gen Stadt,
Wo man den Herrn gekreuzigt hat,
Und eilen ohne Rast und Ruh'
Dem röm'schen Reiche wieder zu.
Was sie verübt auf solchen Reisen,
Man darf es mit Trompeten preisen.
Es waren kaum die dreizehn Frommen
In Jerusalem angekommen,
Als sie zum Tempel sich verfügt,
Allwo der Herr begraben liegt.
Die eherne Thüre war verschlossen,
Und starke Riegel vorgestoßen.
Da kniete Karl an der Pforte
Und betet' etlich leise Worte.
So plötzlich sprangen alle Riegel,
Und flogen auf die hohen Flügel.
Im Chor der Kirche war'n zu schauen
Zwölf Stühle, schön aus Holz gehauen.
Noch einer mitten am Altar,
Als welcher der dreizehnte war,
Darauf beim heil'gen Mahle weiland
Gesessen unser aller Heiland.
Es thäten auf den werten Plätzen
Die dreizehn gleich sich niedersetzen.
Der Kaiser, wie man leichtlich denkt,
Hat in den mitteln sich gesenkt.
Nun kam gerade zu der Zeit
Der Patriarch mit großem Geleit

Von seiner Priesterschaft gesamt,
Zu halten das hochheilig Amt.
Erschrocken war die ganze Schar,
Als sie der dreizehn wurden gewahr,
Die schweigend auf den Stühlen saßen,
Die Hände faltend gleichermaßen,
Und jeder hat ums Haupt ein Kranz
Als wie von lichtem Sonnenglanz.
Der Kaiser sich verneigend sagt:
Herr Patriarch, seid unverzagt!
Ich heiß' mich Kaiser Karl den Großen,
Und dies sind meine zwölf Genossen.
Wir kommen übers ferne Meer,
Am Grab des Herrn zu beten, her.
Auch bitt' ich Euch beim ew'gen Heil,
Ihr wollet mir ein billig Teil
Der heiligen Reliquien schenken,
Die ich gesehn in diesen Schränken,
Als da sind Jesu Dornenkron',
Der Arm des heil'gen Simeon,
Die Nägel von dem Kreuzesstamm,
Die Schüssel von dem Osterlamm.
Der Patriarch antwortet gleich:
Von Herzen gern geb' ich sie Euch.
Zwar ließ' ich sie niemand auf Erden,
Und sollt' ich drum vervierteilt werden.
Doch weiß es ja die ganze Welt:
Ihr seid ein so gewalt'ger Held,
Wollt' ich nicht gütlich mich bequemen,
Ihr möchtet mit Gewalt sie nehmen.

Karl. Was mag dies für ein Zelt wohl sein
Mit einem Knopf von Edelstein,
Der uns schon aus der weiten Fern'
Geleuchtet wie der Morgenstern?
Rayms. Ich halt': ein Herr von großer Macht
Hält Lager hier mit solcher Pracht.
Olivier. Ich halte, daß viel schöne Damen,
Allhier sich zu erlustigen, kamen.
Roland. Läßt sich erfragen. He, heraus!
Sagt an, wer hält hier innen Haus?

(Er stößt in sein Horn.)

Nayms. Nur sacht! Der Fürst wird ungehalten.
Olivier. Die Dam' wird uns für Bauern halten.
Schweinhirt. Willkommen, meine schönsten Herrn!
Welch segenvoller Glücksstern!
Nayms. Verzeiht, mein Herzog oder Graf,
Wenn wir Euch störten aus dem Schlaf!
Roland. Es ist so unser Landesbrauch.
Schweinhirt. Nur wie ein zarter Frühlingshauch,
Nur wie der Silberquelle Fall
Erklang mir ein melod'scher Hall.
Olivier. Wollt Ihr gefällig uns belehren,
Wen wir in Eurer Person verehren?
Schweinhirt. Der Kaiser Hug ist mein Gebieter,
Und ich sein erster Schweinehüter.
Zehntausend Schweinchen, alle gleich[1])
Wie Turteltäubchen weiß und weich
(Sie ziehen dort die Flur hinab),
Lenk' ich mit diesem goldnen Stab
Hier auf den Fluren auf und ab.
Mit dieser zarten Silberflöte
Erweck' ich sie zur Morgenröte.
Dies Zelt, von Seide aufgespannt,
Bewahrt mich vor der Sonne Brand.[2])
Nayms. Bei uns in Bayern giebt's auch Schwein',
Man hält sie aber ganz gemein.
Schweinhirt. Ein Zelt, viel kostbarer als meines,
Erblickt ihr dort am Rand des Haines;
Dort lagert unser Ochsenhirt.
Doch bin ich euch ein schlechter Wirt
Und lass' euch hier so trocken stehen.
Zwar bin ich eben schlecht versehen;
Ein paar Kapäunchen, Auerhähnchen,
Samt etlich Pfauen, Goldfasänchen,
Ich rechne mir's zur großen Schande.
Doch geht's nicht besser auf dem Lande,

Randbemerkungen: [1]) Soll ich an solchem Hofe bleiben,
So muß ich eben Schwänke treiben.

[2]) Sie sprachen: Sag' uns, Ritter, wert!
Wer solche Streiche dich gelehrt,
So starke, wundergleiche?
Herr Gerold sprach: was fragt ihr lang?
Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Man heißt sie Schwabenstreiche.

Auch sind die Herren auf der Reise,
Da schmeckt oft auch geringe Speise.
Ein Gläschen edeln Cyperwein;
O seht ihr nicht den Purpurschein
Durch den krystallnen Becher glänzen?
Darf ich's Euch, edler Herr, kredenzen?

Karl. Ein Magentrost: Gott lohn' es Euch!

Roland. Was würde man im deutschen Reich,
Was in den Frankenlanden denken,
Daß unser Kaiser Karl zum Schenken
Den Schweinhirt sich hat angenommen?

Turpin. Das muß in meine Chronik kommen.

Roland. Gott hat ein Wunder heut vollbracht.
Noch nie hab' ich's zu Dank gemacht,
Wenn ich dem Oheim Dienst gethan.
Nun steht ihm gleich der Schweinhirt an.

Karl.

Die Serenade.[1])

Lustspiel in einem Akt.

Personen.

Rosa. Silvia. Claros. Alonso.

1. Scene.

Am Ausgang eines Waldes. Im Hintergrunde sieht man ein Landhaus. Es ist Abend. Claros tritt auf mit einer Laute, setzt sich unter einen Baum und singt ein Liebeslied. Er sagt, daß er im Walde verirrt und so wieder in diese Gegend gekommen sei, die er vor kurzem verlassen.

2. Scene.

Alonso erscheint mit der Jagdflinte. Er erkennt den Claros als einen lustigen Studenten, mit dem er noch vor einem Jahre auf der Universität zu Salamanka gewesen. Sie erinnern einander an ihr dortiges Leben, wie der Jäger Alonso die Stadt habe zum Walde machen wollen, wie er nach dem zahmen Geflügel, statt dem wilden,

---

[1]) Vergl. hierzu die Gedichte: „Liebesklagen" (2, 62—65).

ja sogar nach den gemalten Hirschen an den Häusern geschossen habe. Sie teilen sich ihre Schicksale mit. Claros berichtet, wie er sich in Salamanka in ein Mädchen verliebt, das einige Zeit mit einer Verwandten unbekannt dort gelebt, daß aber die letztere, die diese Liebe nicht gerne gesehen, schnell mit dem Mädchen abgereist sei, und daß er seitdem umherstreife, dieses aufzusuchen. Alonso erzählt dagegen, daß er gleichfalls verliebt sei, und zwar in die Besitzerin der vor ihnen liegenden Villa, an deren Waldungen die seinigen grenzen. Diese habe ihn so sehr bezaubert, daß er einmal, als er sie im Walde lustwandeln gesehen, beinahe vor Liebe nach ihr geschossen hätte. Bisher habe er vergebens gesucht, sie für sich zu gewinnen. Er habe nun gehört, daß sie eine große Freundin von Poesie und Musik sei, zum Unglück verstehe er aber von beiden nicht das geringste, indem er sich stets nur auf die Jagd gelegt. Er bittet sich nun von Claros, der sich mit diesen Künsten in Salamanka viel beschäftigt, einigen Unterricht in denselben aus, um Rosa dadurch einzunehmen. Claros beginnt sogleich seine Vorlesungen über die Poesie. Er fängt ernsthaft an, geht jedoch sogleich in das Burleske über. Es sei nichts leichter, als die Poesie, besonders die galante. Sie bestehe eigentlich darin, daß man nichts bei seinem rechten Namen nenne. Eine Jungfrau sei eine Blume, und wieder, eine Blume sei eine Jungfrau. Eine Wange sei eine Rose, eine Hand eine Lilie, ein Zahn eine Perle. Er empfiehlt dem Alonso besonders die Blumen, weil die Vorstellung derselben schon an sich schön sei, wenn auch nichts weiter hinzukomme u. dgl. m. Alonso ist sehr erfreut und glaubt, nun in der Poesie stark genug zu sein. Sie kommen an die Musik. Claros nennt sie diejenige Kunst, die am meisten den ganzen Menschen nach Leib und Seele erschüttere und durchdringe. „Ja, ich glaube, wenn wir verklärt werden, so geschieht es durch die Melodie der himmlischen Chöre, und nicht umsonst sagt man, daß die dem Tode Nahen öfters selige Musik hören, denn das ist ihr Übergang in das Geisterreich.“ Nun geht er zur Posse über und versichert zuletzt den Alonso, daß er noch diesen Abend imstande sein solle, seiner Schönen ein Ständchen zu bringen. Sie beschließen, sich zu diesem Zwecke in den Garten an der Villa zu schleichen, und gehen ab.

3. Scene.

Rosa, die Besitzerin des Landguts, kommt mit ihrer Zofe Silvia vom Spaziergang aus dem Walde zurück. Sie sagt, welch wunderbares Abenteuer ihr begegnet. Sie höre den ganzen Abend die Melodie eines von ihrem fernen Geliebten gedichteten und komponierten Liedes, das er in Salamanka oft unter ihrem Fenster gesungen, im Walde umherirren. Sie würd' es für ein Spiel ihrer Phantasie halten,

wenn es nicht auch Silvia gehört hätte. Dies führt sie auf Klagen über ihre unglückliche Liebe, wie sie ihren Geliebten ohne Abschied habe verlassen müssen, wie sie nun, da sie durch den Tod ihrer Verwandten frei geworden, denselben nimmer erfragen könne, da er sich in die weite Welt verloren. Hierauf gehen beide nach der Villa.

4. Scene.

Garten an der Villa, wovon ein Flügel auf der linken Seite der Bühne steht. Claros und Alonso kommen von der rechten. Alonso äußert seine Verlegenheit, daß er noch nicht imstande sei, eine Serenade zu bringen. Claros hängt ihm das Futteral seiner Laute um, welches in der Nacht leicht für die Laute selbst gehalten werden kann. Er selbst tritt hinter einen Busch, spielt und singt das Lied, das er im Anfang des Stückes gesungen. Alonso thut bald, als ob er spielte, bald vergißt er sich und gestikuliert mit den Händen, auch öffnet er den Mund nach dem Takte. Rosa, von den wohlbekannten Tönen angezogen, tritt an das Fenster und wirft eine Rose herab, welche Alonso entzückt aufhebt. Nicht genug!

5. Scene.

Sie kommt selbst mit Silvia herab und beschwört Alonso, zu sagen, von wem er das Lied wisse. Alonso versichert sie, daß ihm das Gefühl die Sprache erstricke. Er hält eine groteske, poetisch sein sollende Rede an sie, worin er sie eine Herbstrose, eine Sonnenblume, eine Blumenzwiebel nennt u. s. w. Sie dringt in ihn, wenigstens das Lied noch einmal zu spielen. Alonso ist in der größten Verlegenheit. Indes stimmt Claros, der, im Busche versteckt, alles mit angehört, der seine Geliebte zu hören meint und es doch nicht glauben kann, das Lied noch einmal an. Rosa antwortet in der nämlichen Melodie und mit den Worten, worin sie sonst ihrem Geliebten geantwortet. So werden sie durch die Töne zusammengeführt. Freudiges Erkennen. Alonso sieht ein, daß hier ältere Ansprüche sind; er ist überhaupt froh, daß er sich aus den Labyrinthen der Poesie und Musik gerettet, und beschließt, von nun an nur seiner Jagdflinte treu zu bleiben. Auch tröstet ihn Claros, indem er ihm erklärt, daß nach den Ansichten der Poesie derjenige, welchem die Jungfrau zu teil geworden, nur die Rose, und der, welcher die Rose gewonnen, die Jungfrau erlangt habe. Der Vorhang fällt.

Das in diesem Stück vorkommende Lied des Claros wäre ungefähr folgendes:

Ach, erscheine,
Einzig Eine!
Süßes Licht, erscheine mir!

Auch von fernen
Traumessternen
Komm auf meiner Stimme Schall!

Rosas Antwort wäre:

Ich erscheine,
Stets die Deine.
Wachend, träumend folg' ich dir,
Ohn' Ermatten
Nur dein Schatten,
Nur dein treuer Widerhall.

Inhalt.

Dramen.

Seite

Ernst, Herzog von Schwaben 3
Ludwig der Bayer 56

Dramatische Entwürfe.

König Eginhard 112
Konradin 138
Normännischer Brauch 145
Tamlan und Jannet 151
Otto von Wittelsbach 161
Die Nibelungen 170
Franceska da Rimino 180
Die Bärenritter 195
Bernardo del Carpio 223
Benno 243
Alfer und Auruna 252
Die Weiber von Weinsberg 255
Karl der Große in Jerusalem 263
Die Serenade 266

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Uhlands Werke

in vier Bänden.

Mit Bildnis, einer Biographie und Charakteristik Uhlands

von

Rudolf von Gottschall.

Vierter Band.

Inhalt:

Aus den Vorlesungen über Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter. (1830.)

Leipzig.

Max Hesses Verlag.

Aus den Vorlesungen über Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter.

(1830.)

Einleitung.

Die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter vorzutragen, ist die Aufgabe, die ich in diesem Semester zu lösen übernommen habe.

Es erscheint angemessen, mittelst einer kurzen Einleitung die Aufgabe selbst näher zu bestimmen und den Weg, der zu ihrer Lösung eingeschlagen werden soll, zu bezeichnen.

Das Mittelalter ist der weltgeschichtliche Zeitraum, aus welchem die Erscheinungen hervorgegangen sind, die den Gegenstand unserer Betrachtung und Darstellung ausmachen. Aus der allgemeinen Geschichte ist bekannt, daß man unter dem Mittelalter die Zeit von der großen Völkerwanderung oder vom Untergange des weströmischen Reichs bis zum Beginn der Reformation, also vom fünften bis in das fünfzehnte Jahrhundert zu verstehen pflegt. Die Grenze wird bald enger, bald weiter gezogen, je nachdem man mehr nur die volle Erscheinung dessen, was man für das Charakteristische des Mittelalters annimmt, oder zugleich auch das Werden und den Zerfall, die Übergänge von einer Zeit in die andere, im Auge hat, vorzüglich aber je nachdem man den Charakter dieses Zeitalters selbst so oder anders bestimmt. Das innere Wesen eines tausendjährigen, vielgestaltigen Völkerlebens läßt sich nicht in einigen Worten definieren. Eine ausführlichere Charakteristik aber würde vorgreifend Ergebnisse darlegen, die erst aus der historischen Entwickelung auch unseres Gegenstandes zu Tage treten sollen. Wir beschränken uns deshalb hier darauf, die Faktoren anzugeben, aus denen der Erfund gezogen werden muß, die Elemente dieser Zeitschöpfung und die Grundkräfte, welche schaffend in ihnen gewirkt haben. Das europäische Mittelalter bildet sich in dem Zusammenstoß und der Verschmelzung des germanisch-heidnischen Lebens mit dem romanisch-christlichen. Der jugendlich-kräftige Germanenstamm zerbricht das morsche Römerreich und gründet auf den Trümmern desselben neue, eigentümliche Staatenbildungen. Aber die Kultur der Besiegten, noch nicht die litterarische, sondern die bürgerlich-gesellige, übt rückwirkend ihre Macht auf die Sieger aus. Und eben im Zerfall der alten Welt ist ein neues geistiges Licht angezündet worden, das Christentum, vor dessen auf-

glänzendem Strahl die heidnischen Eroberer sich niederwerfen. Die Geisteskräfte nun, welche aus dem Kampf und der Vermittelung jenes weitgreifenden Gegensatzes ein neues Weltalter erschaffen, sind diejenigen, deren vorherrschende Wirksamkeit überall der wissenschaftlichen Bildung, dem Reiche des Gedankens vorangeht, dieselben, welche vorzugsweise das dichterische Vermögen ausmachen, die Kräfte der Phantasie und des Gemüts. Alle größeren Erscheinungen des Mittelalters zeigen uns diesen Charakter des Phantastisch-Gemütlichen. Nehmen wir die Kreuzzüge, welche jahrhundertelang die Völker aufgeregt, so werden uns die politischen Triebfedern, welche dabei mitunterliefen, doch nimmer ausreichend bedünken, diese große Bewegung hervorzubringen; selbst die religiösen Antriebe dieser kriegerischen Wallfahrten setzen einen auf das Phantastische gerichteten Glauben voraus. Aber auch die ruhigeren Zustände, die bestehenden politisch-kirchlichen Systeme tragen den bezeichneten Charakter. Die Poesie im germanischen Rechte, das sinnliche Element desselben, das Anschauliche und Gemütliche seiner Formen und Symbole, wie solches von den ältesten Zeiten des Mittelalters hindurch noch bis in unsere Zeit seine Spur zieht, ist neuerlich in J. Grimms Deutschen Rechtsaltertümern (Göttingen 1828) trefflich dargelegt worden. Wir sehen hier über dem steinernen Richterstuhl die blühende Linde. Das deutsch-römische Kaisertum des Mittelalters war häufig mehr ein glänzendes Bild in der Vorstellung, als eine Gewalt in der Wirklichkeit. Die Hierarchie der römischen Kirche, welche von allem am meisten das Gepräge der Berechnung an sich trägt, hätte doch ohne eine gläubige Begeisterung ihrer Begründer und der Völker, die ihr huldigten, niemals so feste Wurzeln schlagen und so mächtig heranwachsen können. Endlich der religiöse Glaube selbst, der diese Herrschaft möglich machte, das Christentum des Mittelalters, war wesentlich in der Phantasie gestaltet; das Hervortreten des Gedankens in Beziehung auf die Gegenstände des Glaubens war ein Hauptmerkmal des Anbruchs der neuen Zeit, das zunächst und hauptsächlich im Protestantismus sich geäußert; aber auch den Katholizismus unserer Zeit sehen wir mehr vor, als in das Mittelalter sich stellen.

Indem wir jedoch Phantasie und Empfindung, die wir als dauernde, konstante Seelenstimmung Gemüt nennen, für die auszeichnenden Bestandteile des Dichtervermögens erklärt haben, für diejenigen, wodurch es sich von andern Fähigkeiten und Richtungen des Geistes eigens unterscheidet, so war es keineswegs die Absicht, dem Dichter die Denkkraft abzusprechen oder zu erlassen. Ebensowenig sind wir gemeint, zu behaupten, daß im Mittelalter, das wir mit denselben Eigenschaften charakterisiert, darum der Gedanke brach gelegen, so wie auch umgekehrt unsere philosophische Zeit niemals

auf ihr Anrecht an die Poesie verzichten wird. Man hat in der Lehre von den Sinnen die Ansicht geltend gemacht, daß es eine allgemeine Sinnenkraft sei, welche in den verschiedenen Sinnwerkzeugen nach außen wirke; es ist auch eine bekannte Erfahrung, daß bei der Mangelhaftigkeit des einen Sinnes die Wahrnehmungen des andern um so feiner und schärfer sich erweisen. Auf ähnliche Weise sind die verschiedenen geistigen Vermögen Ausstrahlungen des einen Geistes, und noch weit mehr, als bei den Sinnen, ist es hier der Fall, daß die geistige Gesamtkraft sich dem einzelnen Organe zuwendet und mittelst dieses auch die übrigen Vermögen in Wirkung treten. Wenn wir bei dem einzelnen Menschen fast immer irgend eine bestimmte Geistesrichtung vorwaltend finden, die philosophische, künstlerische, praktisch-verständige u. s. f., so hört er darum nicht auf, ein ganzer Mensch zu sein. Ebenso kann bei den Völkern zu verschiedenen Zeiten diese oder jene geistige Regsamkeit die vorwiegende sein, die poetische, wissenschaftliche, politische u. s. w., ohne daß darum in ihnen jemals die volle Menschheit verloren wäre. Das vollständige Gepräge des Menschlichen kommt allerdings bei den Einzelnen und bei den Völkern am einleuchtendsten da zur Erscheinung, wo die verschiedenen Vermögen und Richtungen gleichzeitig und harmonisch zusammenwirken. Gleichwohl würde die schaffende Kraft in ihrer ganzen Stärke niemals sichtbar werden, wenn sie nicht auch jene ausschließlicheren Richtungen nähme, in welchen alle Geistesvermögen sich unter die Fahne der einzelnen sammeln. Im allgemeinen pflegt die innere Geschichte der Völker einen natürlichen Stufengang zu befolgen, in welchem sich die eine Bildungsform aus der andern entwickelt, in der Art, daß eine poetische Blütenzeit dem gereiften Alter der Reflexion vorangeht. Der Zusammenhang und Fortschritt der Zeiten aber wird uns nicht zu der liebloſen und einbildischen Ansicht der Weltgeschichte verleiten, als wäre je die frühere Periode nur vorhanden gewesen, um die spätere zur Reife zu bringen, so daß gerade nur um unsertwillen, die wir jetzt über dem Boden stehen, alle die gelebt hätten, die darunter liegen. Wir müssen in jedem Einzelnen und in jedem Geschlechte der Menschen den Selbstzweck anerkennen; ihre Bahn geht nicht bloß im Zuge der Zeiten über die Erdfläche hin, diese wagerechte Bahn ist stets von einer andern geschnitten, die nach oben führt. Wenn wir aber auch gänzlich bei den Erfahrungen der Geschichte, so wie sie vor uns offen liegt, stehen bleiben und den geistigen Ertrag der Zeiten vergleichend prüfen, so zeigt sich uns, daß doch jede ihren besonderen Gehalt entfaltet hat, daß jeder irgend etwas von der andern zu eigen ward, daß die vielseitigste, harmonische Bildung doch niemals den Kreis des geistigen Lebens abgeschlossen hat und daß der göttliche Keim, der in der

Menschheit liegt, unerschöpflich ist in der Mannigfaltigkeit seiner Entwickelungen. Eine solche war denn auch die Periode des Mittelalters. Man hat dasselbe sonst wohl eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine sternhelle. Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheitelrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet.

So viel vom Mittelalter überhaupt. Wir kommen zu der Poesie desselben. Es ist zum voraus anzunehmen, daß eine Zeit, in deren ganzer Gestaltung die poetischen Kräfte die Oberhand hatten, auch in der dichterischen Produktion im eigentlichen Sinn fruchtbar werde gewesen sein. Dieses ist wirklich in hohem Maße der Fall. Alles geistige Erzeugnis in den europäischen Landessprachen, mit geringen Ausnahmen, ist Gedicht; selbst auf Gegenstände, welche nicht unmittelbar der Poesie angehören, auf erbauliche, lehrhafte, historische Arbeiten, wird die poetische Form und Behandlung angewendet. Daß ein Zeitalter, in welchem die Poesie eine so bedeutende Stelle einnimmt, ohne die Bekanntschaft mit ihr nicht gehörig erkannt und beurteilt werden könne, ist von selbst klar. Schöpfen wir unsere Kenntnis des Mittelalters nur aus den lateinischen Chroniken, so sehen wir den Dornstrauch ohne die Rose. Dieselben Kräfte, die in der Poesie das Staunenswerte zu leisten vermögen, müssen, wenn sie sich ungebändigt auf das Leben werfen, das Verderblichste wirken. Dann bricht die jugendliche Naturkraft der Völker in rohe Gewaltthat aus, die Gemütskraft wird zur wilden Leidenschaft, die Phantasie zum Fanatismus. Von dieser Seite, die auch ich nicht verhüllen will, ist die Geschichte des Mittelalters längst zur Genüge erörtert. Aber man hat doch mehr und mehr auch die historische Pflicht anerkannt, eben in der wildest bewegten Zeit den unerloschenen Himmelsfunken nachzuweisen. Wir müssen dem tobenden Strom auch dahin folgen, wo er sanfter fließt und eine blühende Gegend um sich erschafft. Auch unsere Zeit wird von der historischen Gerechtigkeit verlangen, daß einst nicht bloß ihre Kriegs- und Revolutionsgeschichte beachtet werde. Das Höchste, was eine Zeit in sich trägt und was sie niemals ganz verwirklicht, ist ihre Ideenwelt; das Mittelalter hat die seinige in der Poesie niedergelegt, nur diese also kann uns seinen inneren Gehalt erschließen.

Was nun die deutsche Poesie insbesondere betrifft, so unternehmen wir die Charakteristik derselben nicht in der Einleitung, denn sie macht eben unsere Hauptaufgabe aus. Wir bezeichnen dieselbe hier bloß in ihrer äußeren Stellung zu dem gesamten poetischen Betriebe des Zeitraums. Sie ist, in Vergleichung mit dem poetischen Vorrat der übrigen europäischen Völker, dem Umfange nach unstreitig die reichste. Denn sie hat zu den eigenen Erzeugnissen sich auch

einen großen Teil dessen angeeignet, was die andern Völker hervorgebracht. Die beiden Elemente des Lebens im Mittelalter, das germanisch-heidnische und das romanisch-christliche, scheiden und verbinden sich auch in der Poesie. Das erstere war den Deutschen das heimische, angestammte. Aus ihm ist vorzüglich eine große Heldensage, die wieder mehrere besondere Sagenkreise in sich schließt, heraufgewachsen. Auf dieser Seite hängt Deutschland mit dem skandinavischen Norden zusammen, mit dem es nach Stamm, Glauben und Sitte verwandt ist und mit dem es einen großen Teil der Heldensage gemein hat. Manches, was in den deutschen Liedern, unter dem Einfluß des andern Elements, mangelhaft oder verdunkelt ist, kann aus der Poesie des Nordens, der dem Heidenglauben und der ältesten Sitte länger getreu blieb, ergänzt und erklärt werden. So wie nun die deutsche Poesie in diesem ersten Bestandteile ursprünglich und selbstschaffend sich darstellt, so hat sie dagegen den andern, den romanisch-christlichen, zunächst von der Seite des aufgelösten Römerreichs her empfangen. Von dieser Seite kam den Deutschen das Christentum selbst und in der lateinischen Kirchensprache die Muster des geistlichen Gesangs und der Legendendichtung. Aus dem nördlichen Frankreich teilte sich ihnen ein neues, christliches Heldentum und dessen Sagenkreise, die Rittergedichte, mit; aus dem südlichen Frankreich unmittelbar oder durch Vermittelung des nördlichen, erhielten sie den Minnesang in derjenigen konventionellen Gestalt, welche er dort unter den Einflüssen einer früheren, geselligen Bildung angenommen hatte. Die alten Sagen des keltischen Stammes waren, nach dem Untergange der römischen Geistesherrschaft in Gallien und Britannien, wieder hervorgedrungen und wurden in jenen französischen Gedichten, ritterlich-christlich verarbeitet, den Deutschen bekannt. Auch manches von den Märchen und Apologen des Morgenlandes fand bei ihnen meist durch Vermittelung der romanischen Völker Eingang. Die älteren, tieferen Spuren der Urverwandtschaft unseres Stammes mit denen des Orients müssen dagegen in der einheimischen Sage gesucht werden. Ein bloßes Empfangen jedoch war jene Aufnahme romanischer Poesie in der deutschen keineswegs; die Aneignung war mehr und mehr eine freie, wie sie dem Gefühl des eigenen poetischen Vermögens zukam, die dichterische Individualität trat sogar in der Bearbeitung dieser fremden Stoffe stärker hervor, als es die altüberlieferte Heldensage zuzulassen schien. Und zum voraus schon war ja die romanische Poesie unter germanischem Einfluß entstanden. Die Eroberung der römischen Provinzen durch die deutschen Volksstämme hatte überall, wo die Eroberer nicht ihre eigene Sprache geltend zu machen wußten, doch die Folge, daß das Latein zum Roman wurde, d. h. daß aus der allgemeinen Herrschaft

der alten römischen Sprache sich mehr und mehr die besonderen Landessprachen ablösten, welche wir jetzt die romanischen nennen. Der Einfluß dieser deutschen Eroberer, sowie nachher in Frankreich und England, insbesondere der normannischen, auf Sitte und Poesie der neugebildeten Reiche kann leicht nachgewiesen werden. So haben die Deutschen in den fremden Erzeugnissen zum Teil nur zurückempfangen, was sie selbst ausgesät hatten.

Eine gewisse Universalität der poetischen Thätigkeit war nach dem Obigen den Deutschen schon in jener Zeit eigen und hat den mannigfaltigsten Vorrat dichterischer Erzeugnisse angehäuft. Einheimische und fremde Sagenkreise, Legenden, geistliche und weltliche Liederdichtung, lehrhafte, polemische, scherzhafte Gedichte, Erzählungen aus dem täglichen Leben, Reimchroniken u. s. w. bilden die große und vielgestaltige Masse der deutschen Poesie im Mittelalter.

Eine geschichtliche Darstellung dieser Poesie zu geben, ist unser Vorhaben. Die Geschichte der Poesie hat wesentlich die poetischen Ideen, Gebilde und Formen selbst, die sich in der Zeit und bei dem Volke, wovon sie handelt, entwickelt haben und den Gang dieser Entwickelung zur Anschauung zu bringen. Es genügt ihr also weder die bloß litterarische Aufzählung der Dichterwerke nach ihren Klassen, noch die Darlegung der allgemeinen und besonderen Zustände und Einwirkungen, unter welchen diese Werke hervorgegangen sind, noch endlich die kritisierende Übersicht derselben. All dieses ist teils Mittel, teils Ergebnis der eigentlichen Geschichte. Die Hauptaufgabe der letzteren ist stets die Veranschaulichung des dichterischen Schaffens und Gestaltens in den größeren, gemeinsamen Kreisen sowohl, als in den einzelnen bedeutenderen Erzeugnissen.

Können aber Werke der Dichtung anders, als durch sich selbst, zu einer klaren Anschauung gebracht werden? Allerdings nur annähernd; aber dieses hat die Geschichte der Poesie mit jeder andern historischen Darstellung gemein; keine wird jemals ihren Gegenstand vollständig wiedergeben. Dagegen aber ist es auch der Geschichte möglich, manche Verdunkelung zu heben, die in der Gegenwart selbst vorhanden war; die geschichtliche Auffassung kennt das Werden und das Gewordene, sie unterscheidet das Wesentliche von dem Zufälligen, sie verbindet, was in der Wirklichkeit durch Zeit und Raum getrennt war. Diese Vorteile kommen auch der Geschichte der Poesie, namentlich derjenigen eines entfernteren Zeitalters, zu statten; hier ist sogar das unmittelbare Verständnis der Dichterwerke oft nur dann ein richtiges und vollständiges, wenn erst jenes historische Sondern, Zusammenstellen und Konzentrieren vorangegangen ist. In vorzüglichem Grade muß dieses von unserer älteren poetischen Litteratur behauptet werden; hier erscheint so häufig die Dichtung, wie sie gerade

in der Schrift vorliegt, nur in einer zufälligen oder willkürlichen Gestalt, hier muß dann das Ursprüngliche von der entstellenden Einkleidung abgelöst, das Gediegene aus der weitschweifigen Umhüllung ausgeschieden werden. Überhaupt aber kann der Wert und die Wirkung eines Dichterwerkes doch nicht lediglich auf die gegenwärtige Erscheinung, auf den unmittelbaren Genuß desselben beschränkt sein. Es war, bevor es in die Erscheinung trat, in der poetischen Konzeption vorhanden und es wird nachwirken in der Erinnerung des Lesers oder Hörers. Dieser, wenn er irgend lebendig aufgefaßt hat, wird sich auch imstande finden, andern vom Wesen und selbst von der Form des Werkes eine Vorstellung zu geben. Und das ist es auch, was wir vom Geschichtschreiber der Poesie für einen größeren Zusammenhang dichterischer Erzeugnisse verlangen. In der persischen Glaubenslehre hat jedes erschaffene Ding seinen Ferwer*), den Grundkeim und die innere Einheit seines Wesens, der jedoch für sich zur Erscheinung gelangen kann. Die Ferwer der dichterischen Schöpfungen sind es, was die Geschichte der Poesie aufzufassen und auf ihre Weise zur Erscheinung zu bringen hat.

Indem ich so die Aufgabe stelle, will ich nur das Ziel bezeichnen, nach welchem zu streben ist, keineswegs die Erreichung desselben erwarten lassen. Die Schwierigkeiten, die für jetzt noch in der Sache liegen und die ich nachher bemerklich machen werde, sind wohl auch die Ursache, warum noch keine geschichtliche Darstellung unserer älteren Poesie in dem angegebenen Sinne, noch überhaupt eine umfassendere Geschichte derselben, in welchem Sinn es sei, unternommen worden ist.

Bis hierher von der Aufgabe. Wir fragen nun um den Weg ihrer Lösung, um die Methode.

Ist es unsere Aufgabe, die Gestaltungen der Poesie soviel möglich zur Anschauung zu bringen, so finden wir uns einfach darauf hingewiesen, dem Vortrag diejenige Anordnung zu geben, nach welcher der poetische Bildungstrieb selbst seine Formationen aufgestellt und abgeteilt hat. Auf ähnliche Weise, wie die gesellschaftliche Verfassung des Mittelalters sich in mannigfache Genossenschaften verzweigt und gruppiert hat, scheidet und ordnet sich auch die Poesie dieses Zeitraumes in mehrere, nach Inhalt und Form in sich abgeschlossene Gliederungen, welche durch langen Zeitverlauf und unter allen Wechseln ihr selbständiges Leben behauptet haben. Diesen Gliederungen, wie sie schon gebildet vor uns stehen, folgend, teilen wir unsere Darstellung in vier Hauptabschnitte:

1. Die Heldensage,
2. Heiligensagen und Rittergedichte,

*) Görres, Mythengesch. der asiat. Welt. Heidelberg 1810. B. I, S. 242; Vgl. 241 oben.

3. Minnesang,
4. Lehr- und Zeitgedichte.

In jedem dieser Hauptteile ist eines der beiden Elemente des mehrgedachten großen Gegensatzes oder irgend eine besondere Weise ihrer Verschmelzung vorherrschend, so daß wir mittelst der hiernach gesonderten Betrachtung die vollständigste Rechenschaft über das Ganze zu gewinnen hoffen. Ich finde, daß der Verfasser des neuesten Lehrbuches der Geschichte des Mittelalters, Professor H. Leo (2 Tle. Halle 1830), sich veranlaßt gesehen hat, auch für die allgemeine, politisch-kirchliche Geschichte dieser Zeit nicht die ethnographische oder synchronistische Methode, sondern, nach Gibbons Vorgang, eine Anordnung nach geistigen Richtungen zu befolgen. Für die Geschichte der Poesie, wo jede bedeutendere Geistesrichtung sich in bestimmten Bildungen so augenfällig ausgeprägt hat, ist mir die Anordnung nach diesen immer unerläßlich erschienen.

Die vorgezeichnete Abteilung muß zwar in der Darstellung selbst ihre Rechtfertigung finden. Eine vorläufige Verständigung darüber scheint mir am zweckmäßigsten dadurch erzielt zu werden, daß ich die Beziehungen andeute, in welchen sie zu den übrigen Methoden steht, welche sonst in der Geschichte der Litteratur und einzelner Zweige derselben beobachtet werden. Diese sind: die synchronistische oder die chronologische mit der Abteilung in Perioden; die ethnographische, hauptsächlich auf umfassendere litterarhistorische Werke anwendbar; die systematische, für die Geschichte der Poesie die Einteilung nach den Dichtarten. Letztere pflegt man in der Art mit der synchronistischen zu verbinden, daß in jeder Periode die beachtungswerten Werke nach dem Schema der Dichtarten abgehandelt werden. Die Methode, welche wir einzuhalten gedenken, möchte ich die organische nennen.

Wenn wir aber gleich keine jener andern Methoden als solche auf den Gegenstand unserer Darstellung anwendbar finden, so kommen sie uns doch als Gesichtspunkte, als schematische Anhalte in Betracht, welche für jede historische Arbeit ihre Geltung haben.

Der chronologisch-synchronistische Gesichtspunkt, die Rücksicht auf Zeitfolge und Gleichzeitigkeit der vorzutragenden Thatsachen, liegt allzusehr in der Natur geschichtlicher Entwickelung, als daß sie nicht auch bei unserer Einteilung im allgemeinen und in den größeren Zügen sollte beachtet sein. Der erste Abschnitt behandelt das älteste Erbteil der deutschen Poesie, die Heldensage, das Epos, tief im heidnischen Glauben und in der angestammten germanischen Sitte wurzelnd. Der zweite giebt uns in den Heiligensagen und Rittergedichten Erzeugnisse des eingeführten Christenglaubens und seiner Verbindung mit den Begriffen und Angewöhnungen der bekehrten

Völker. Der dritte zeigt uns im Minnesang eine Verschmelzung des Naturgefühls und Naturdienstes mit den geistigen Einflüssen des Christentums und den geselligen der romanischen Bildung. Im vierten endlich, unter dem Namen der Lehr- und Zeitgedichte, fassen wir alles das zusammen, was eine unmittelbare praktische Richtung auf das Leben hat: Spruchgedichte, Lehrfabeln, politisch-kirchliche Streitgedichte, Satiren und Schwänke, Sittenschilderungen nach den verschiedenen Ständen und hieran angereiht auch die Lebensverhältnisse der Dichter selbst. Hier werden wir erkennen, wie der Gedanke, die Betrachtung, der gesunde Haus- und Weltverstand mitten unter den phantastischen Stimmungen des Mittelalters sein Recht behauptet, wie er mehr und mehr über diese das Übergewicht erlangt hat, und so wird uns dieser letzte Abschnitt den natürlichen Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit ausmachen. Aber eben mit dieser Anlage im Größeren ist die chronologische Anreihung der einzelnen vorhandenen Werke nicht verträglich. Eine solche litterarische Chronologie hat zwar auch ihr besonderes Interesse. Sie kann uns zeigen, wie zuerst die Geistlichkeit, der christliche Priesterstand, sich im ausschließlichen Besitze der Schrift befand, so daß alle Schriftwerke von der frühesten Zeit bis in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts, mit ganz seltener Ausnahme, von Geistlichen verfaßt, daher auch meist geistlichen Inhalts sind oder, sofern ihr Inhalt ein weltlicher ist, die Spur der geistlichen Hand an sich tragen, wie dann um die bemerkte Zeit die Handhabung der Schrift, wenigstens mittelst des Diktierens, allmählich auch auf die Laien, den Ritterstand, überging und zuletzt, bei zerfallender Bildung des Adels, der Bürgerstand sich der Litteratur bemächtigte. Diesen Gang der litterarischen Ausbildung werden wir zwar stets im Auge haben, aber er kann die Anordnung eines Vortrages nicht bestimmen, dem es hauptsächlich um den inneren Bestand der Dichtungskreise zu thun ist. In Beziehung auf diesen ist es nun einleuchtend, daß der heidnisch-germanische Cyklus, dem wir den ersten Abschnitt angewiesen, vor die christlichen Dichtungen des darauffolgenden gehört, wenngleich der letztere die ältesten Schriftdenkmäler darbietet. Das Heldenlied wurde durch den ganzen Zeitraum vom Volke gesungen; die schriftlichen Auffassungen desselben erstrecken sich über wenigstens sieben Jahrhunderte, sie sind von Geistlichen, Rittern, bürgerlichen Meistersängern bearbeitet und in den spätesten bemerken wir doch oft die ursprüngliche Gestalt der Sage richtiger und vollständiger, als in den vorhergegangenen. Beweises genug, daß uns die Zeitfolge der schriftlichen Aufzeichnung nicht zur Norm der Darstellung dienen kann.

Wir werden ferner zwar im Ganzen und in den einzelnen Abteilungen ein Werden und Wachsen, eine Blüte und einen Verfall

darzulegen haben; das ist ja überhaupt die Geschichte. Der Zweck der Veranschaulichung aber wird uns darauf führen, daß wir bedeutendere Kreise der Dichtung zuerst in ihrer vollen Erscheinung geben und erst von dieser aus einerseits auf ihren Ursprung und ihre allmähliche Entwickelung zurückgehen, andererseits zu ihren Auswüchsen und ihrem Zerfalle herabsteigen.

Dieses Auffassen der Erscheinungen in ihrer Mitte setzt auch den Anhaltepunkt unserer Betrachtung in die Mitte des Zeitraumes selbst, in den inneren Kreis desselben, in welchem wir alle Richtungen zusammenlaufend, alle Eigentümlichkeiten des deutschen Mittelalters und so auch seiner Poesie am vollständigsten vereinigt und am glänzendsten entfaltet finden. Es ist dieses die Periode von der Mitte des zwölften bis nach der des dreizehnten Jahrhunderts, welche, nicht bloß zufällig, mit der hundertjährigen Herrschaft des schwäbischen Kaiserhauses zusammenfällt. In dieser Periode hat jeder der Dichtungskreise, nach denen wir unsere Darstellung abteilen, seine letzte und vollste Ausbildung erlangt, hat jede Hauptrichtung sich in ihren bedeutendsten Werken gesammelt und festgestellt. Hier ist der Vollschein, in welchem Zunahme und Abnahme verschwimmen. Blicken wir in die vorhergegangene Zeit, so zeigen sich allerdings in ihr die Spuren einer ursprünglicheren Sage, eines volksmäßigeren Gesanges, aber es fehlt dafür an größeren Schriftdenkmälern, und erst aus der Zeit, die uns solche darbietet, können wir auf die früheren Zustände zurückgreifen; blicken wir vorwärts, so bemerken wir, daß schon das vierzehnte Jahrhundert, bloß nachbildend und ausspinnend, von dem früheren Reichtume zehrt.

Der ethnographische Gesichtspunkt, die Abgrenzung nach Völkern, ist uns in zweifacher Beziehung wichtig, für die Sagenbildung und für die Sprache. In der ersteren Beziehung wird uns vorzüglich die Ausmittelung des Anteils beschäftigen, welcher den verschiedenen germanischen Volksstämmen an der zum epischen Cyklus ausgebildeten Heldensage zukommt. Wir werden dabei solche wirksam finden, welche längst im Sturm der Zeiten zerstreut sind oder sich unter andern verloren haben, z. B. die Ostgoten, Burgunden. Die Geschichte der deutschen Sprache, ihre historische Grammatik, kann nur ethnographisch, nach den Volksstämmen und ihren Mundarten zweckmäßig behandelt werden, wie es neuerlich in dem großen, noch unvollendeten Sprachwerke von Jakob Grimm (Deutsche Grammatik) geschehen ist. Die germanische Sprachfamilie teilt sich in vier Hauptstämme, den gotischen, den hochdeutschen (welchen die Bayern, Burgunden, Alemannen und Franken bilden), den niederdeutschen (Sachsen, Westfalen, Friesen und Angeln) und den nordischen oder skandinavischen, der auch für sich den andern, deutschen, entgegengestellt werden kann. (D. Gramm.

T. I. Ausg. 1. Göttingen 1819. Einleit. in die gebrauchten Quellen und Hilfsmittel, S. Lf.) Für die meisten dieser Hauptsprachstämme ergeben sich dann weitere Abteilungen nach den besonderen Mundarten und nach den Perioden ihrer Entwickelung. Da es nicht unsere Aufgabe ist, eine Geschichte der gesamten germanischen Poesie zu geben, sondern wir uns auf Deutschland beschränken, so berührt uns, für den gewählten Zeitraum, unmittelbar nur das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche, das Alt- und Mittelniederdeutsche. Die ältere Periode geht in den Denkmälern beider Sprachstämme vom achten bis ins elfte, die mittlere von da an bis in das vierzehnte Jahrhundert. Nach dieser Zeit entwickelt sich mehr und mehr die jetzt lebende Sprache mit ihren Mundarten. Geographisch gehören dem Hochdeutschen diejenigen Sprachquellen an, welche in Schwaben, Bayern, Österreich, der Schweiz und dem Elsaß, Franken, Thüringen, Hessen und am Oberrhein entsprungen sind; dem Niederdeutschen, was von Sachsen, Engern, West- und Ostfalen und dem Niederrhein ausgegangen ist. (Grimm a. a. O. LII. LXV. LXIX. LXXI.) Die übrigen Stämme und Verzweigungen der germanischen Gesamtsprache dienen uns in ihren Denkmälern nur mittelbar zur Erläuterung des eigentlichen Gegenstandes unserer Darstellung. Fragt es sich nun aber um den Vorrat dieser verschiedenen Sprachbildungen an dichterischen Erzeugnissen, welche für unseren Zweck hauptsächlich oder erläuternd in Betracht kommen, so erscheint zuvörderst die nordische Poesie sehr reichhaltig und sachverwandt; ihr folgt, doch in beträchtlichem Abstand, die angelsächsische, die in der Reihe ihrer meist geistlichen Produkte nach neueren Auffindungen auch einige bedeutendere, den Heldenkreisen angehörende Dichtungen aufzuweisen hat. In gotischer Sprache ist nichts Poetisches auf uns gekommen. Die althochdeutschen Denkmäler in poetischer Form sind fast durchaus streng geistlichen Inhalts; ebenso die selteneren altniederdeutschen. Während daher diese älteren Perioden für die deutsche Sprachgeschichte von größter Wichtigkeit sind, erscheinen sie in der Geschichte der Poesie ziemlich unergiebig und schon hiernach muß die Methode für die beiden Fächer eine verschiedene sein. Mittelniederdeutsche Gedichte sind nicht in bedeutender Zahl vorhanden und manche derselben sind nur der Wiederschein hochdeutscher Poesie. Neuerlich hat zwar Scheller in seiner Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache (Braunschweig 1826) einen großen Reichtum dieser Sprache an Schriftdenkmälern darzuthun sich bemüht; er zählt nicht weniger als 1851 Nummern auf. Allein da er für die ältere Periode viel Fremdartiges, namentlich entschieden hochdeutsche Werke, z. B. Notker, die Nibelungen u. s. w. herbeizieht und für die neuere Zeit kleine Flugschriften, Gelegenheitsgedichte u. dergl. aufführt, so kann sein Unter-

nehmen nicht für gelungen angesehen werden. Wir werden die erheblicheren niederdeutschen oder doch an diese Mundart streifenden Gedichte an ihrer Stelle bemerken und es wird sich uns insbesondere zeigen, daß von dieser Seite her zum Teil die Bekanntschaft der Deutschen mit der nordfranzösischen Ritterdichtung vermittelt worden ist. Im ganzen aber kann das Niederdeutsche mit jener reichen Blüte der Poesie in den mittelhochdeutschen Werken der schwäbischen, bayrischen, österreichischen und schweizerischen Dichter, hauptsächlich aus der vorderen Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, durchaus nicht gleichgestellt werden. Nach all diesem finden wir uns auch von dem ethnographisch-linguistischen Gesichtspunkt aus wieder auf die Zeit und das Gebiet der hohenstaufischen Herrschaft hingewiesen.

Was endlich die Einteilung nach den Dichtarten betrifft, die wir auch die systematische Methode genannt, so ist dieselbe insofern berücksichtigt, als in den zwei ersten Abschnitten die epische, im dritten die lyrische und im vierten die didaktische Weise vorherrschen wird. Eine speciellere Klassifikation würde in den Organismus der poetischen Bildungen nur störend eingreifen und selbst jene allgemeinere durfte nicht streng die Anordnung bestimmen. So lassen sich zwar, wie schon erwähnt, der erste und zweite Hauptabschnitt beide unter die epische Grundform einreihen, aber die Heldensage und das christliche Rittergedicht sind nach Geist und Inhalt so wesentlich verschieden, und selbst in formeller Beziehung ist das volksmäßige Epos so sehr ein anderes, als die absichtliche Bearbeitung welscher Ritterpoesien, daß bei diesen Verschiedenheiten die allerdings mögliche Unterordnung unter eine gemeinschaftliche Grundform eine leere Abstraktion sein würde. Dramatische Dichtung, zum Schauspiel ausgebildet, war im deutschen Mittelalter nicht vorhanden. Lateinische Dramen, von geistlichen Personen verfaßt, können nur als gelehrte Übungsstücke, geistliche Aufzüge mit Gesängen u. dergl. höchstens als rohe Anfänge der Bühne, deren Gestaltung einer späteren Zeit angehört, betrachtet werden. Nehmen wir aber das Dramatische allgemeiner, als eine von den Grundformen des poetischen Wirkens überhaupt, so wird es keiner dichterisch bewegten Zeit gänzlich mangeln und mitten in der Lyrik oder im Epos erscheinen. So auch in unserer älteren Poesie. Lyrische Gedichte sind durch Wechselrede und Wettgesang in Handlung gesetzt; in epischen, namentlich dem Nibelungenliede, wird oft die Handlung durch den in Rede tretenden Kampf der Gesinnungen und Gemütskräfte vergeistigt.

Dieses ist, was wir von der Methode zu sagen hatten, soweit sie in der Anordnung des gegebenen Stoffes besteht. Wir ordnen diesen, wie er sich selbst geordnet hat. Das weitere Verfahren, wodurch wir in den angegebenen Abschnitten die Kreise der Dichtung

und die Beschaffenheit der einzelnen Werke zu veranschaulichen suchen werden, läßt sich nicht wohl im allgemeinen bezeichnen, sondern muß sich je nach der Natur des Gegenstandes richten. Diese muß entscheiden, ob durch Auszüge, Stellen der Gedichte, allgemeinere Charakteristiken, ob mehr im Wege der Darstellung oder in dem der Untersuchung ein Bild der Sache gegeben werden soll. Zu dieser Verschiedenheit, die in den Gegenständen selbst liegt, wird sich aber eine andere Ungleichheit gesellen, die in dem gegenwärtigen Stande der altdeutschen Studien ihren Grund hat. Viele und bedeutende Quellen dieser Litteratur sind gar nicht oder sehr ungenau in den Druck gegeben, die Handschriften liegen in den verschiedensten deutschen und auswärtigen Bibliotheken zerstreut, die Benutzung derselben ist bald mehr, bald weniger erleichtert, und so ist es schon aus äußeren Gründen dem Einzelnen nicht wohl möglich, eine vollständige und gleichmäßige Geschichte der älteren deutschen Poesie zu bearbeiten. Eine solche haben Sie daher auch von mir nicht zu erwarten, und ich werde manche bedeutende Lücke selbst zu bemerken haben. Dennoch ist auch jetzt schon des allgemeiner Zugänglichen so viel, daß die Hauptpartien entweder hell hervortreten oder, wo sie noch verdunkelt stehen, doch in den Umrissen erkennbar sind. Gerade bei diesem Stand der Sache scheint es an der Zeit, die Rechnung über das Ganze zu ziehen, das Ermittelte darzulegen und, was weiter zu erforschen ist, zu bezeichnen.

Was die Litteratur, die Handschriften- und Bücherkunde anbelangt, so werde ich mich darin auf das Nötige und Wichtigere beschränken. Ich werde jedesmal die Hauptausgabe der Gedichte oder die Sammlung, wo solche gedruckt sind, anzeigen. Ebenso die bedeutenderen Erläuterungsschriften. Bei ungedruckten Werken werde ich mich auf die Handschriften beziehen und insbesondere bemerken, wenn sich auf den Stuttgarter Bibliotheken ein Gedicht handschriftlich befindet (in Tübingen ist bloß die vom Renner), um dadurch zu eigener Ansicht der alten Handschriften Gelegenheit zu geben. Denjenigen, welche über irgend einen Gegenstand dieses Faches speciellere Litterarnotizen zu erhalten wünschen, werde ich solche mit Vergnügen mitteilen.

Das ausführlichste Verzeichnis der Handschriften, Ausgaben, Bearbeitungen, Erläuterungsschriften u. s. w. ist:

Litterarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert durch Fr. v. d. Hagen und Joh. Gust. Büsching. Berlin 1812.

Seit dem Jahre 1812, in welchem dieses Werk erschienen, ist jedoch so vieles neu entdeckt und herausgegeben, so manches berichtigt und durch spätere Bemühungen überflüssig geworden, daß eine neue

Bearbeitung des Buches oder ein Supplement, wovon auch schon lang die Rede ist, großes Bedürfnis wäre.

Als geschichtliches Handbuch sehr empfehlenswert ist:

Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen entworfen von Aug. Koberstein, Professor an der königl. Landesschule zu Pforta. Leipzig 1827.

Es ist allerdings schon seinem Umfange nach nur Grundriß, giebt aber eine sehr brauchbare, gedrängte Übersicht der Zeitverhältnisse, unter welchen sich die schöne Litteratur der Deutschen in ihren verschiedenen Perioden bis auf die neueste Zeit entwickelt hat, sowie der wichtigeren Denkmäler selbst aus dem Fache der Poesie und Beredsamkeit nach den Hauptdichtarten mit gesundem Urteil und zweckmäßiger Auswahl der Litterarnotizen. Der Zeitraum, welcher uns angeht, ist in den drei ersten Perioden abgehandelt, und der Verfasser zeigt hier die eigene Bekanntschaft mit der Poesie des Mittelalters, aus deren Gebiet er auch einige verdienstliche monographische Arbeiten herausgegeben hat. Auch für die folgenden Perioden wird das Buch mit Nutzen gebraucht werden.

Nicht zu verwechseln ist die angezeigte Schrift mit dem von demselben Verfasser etwas später herausgegebenen

Leitfaden beim Vortrage der Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Leipzig 1828.

Dies ist, was ich über die Aufgabe und das Verfahren zu sagen hatte. Es war sonst gebräuchlich, in den Einleitungen historischer Lehrbücher und Lehrvorträge auch einiges über den Nutzen der abzuhandelnden Geschichte zu bemerken. In jetziger Zeit scheint mehr die Ansicht zu gelten, daß das rechte Wissen für sich ein Gewinn sei und die mittelbar daraus sich ergebenden mannigfaltigen Vorteile nicht an den Fingern abgezählt zu werden brauchen. Gewiß muß es in der Geschichte vor allem um die richtige Auffassung der gegebenen Zustände zu thun sein; aber eine solche Auffassung ist doch nur eine anschaulich lebendige, also nur dann möglich, wenn der Historiker von seinem Gegenstande geistig ergriffen ist; nur so wird er die Mühen der Forschung, die Schwierigkeiten der Verarbeitung und der Darstellung für andere siegreich bestehen. In diesen muß dieselbe Teilnahme geweckt werden, die in ihm wirksam war, wenn irgend eine fruchtbare Mitteilung, eine wahre Verständigung zwischen Geschichtschreiber und Leser, zwischen Lehrer und Hörer stattfinden soll. Beiden also tritt die objektive Wahrheit in subjektive Beziehungen und die vergangenen Zustände erlangen eine Bedeutung für die Gegenwart.

Wenden wir dieses auf unseren Gegenstand, die deutsche Poesie

im Mittelalter, an, so ist uns die Bedeutung derselben eine dreifache: die historische, die poetische und die vaterländische.

Schon die historische Erkenntnis an sich steigt an Wichtigkeit, wenn sie eine größere Periode im Leben der Völker umfaßt, sie regt den Geist tiefer an, wenn sie über geistige Zustände sich erstreckt. Welch bedeutende Stellung die Poesie in dem Zeitraum einnehme, von dem wir handeln, ist bereits erörtert worden. Die Geschichte des Mittelalters und des deutschen Volkes in diesem ist nicht geschrieben, solange nicht seine Poesie erschlossen ist. Ich achte sehr den gewissenhaften Ernst der Historiker, welche nichts in ihre Werke aufnehmen, was nicht mit den zuverlässigsten Zeugnissen und Urkunden belegt werden kann. Nur glaube man nicht, daß mit den Annalen und Diplomen des Mittelalters die Quellen der urkundlichen Geschichte erschöpft seien! Sind denn die Erzeugnisse des schaffenden Geistes, die Eröffnungen des bewegten Gemütes, das nicht lügen kann, minder verlässige Urkunden vom Leben jener Zeit?

Das rechte geschichtliche Wissen aber ist auch die notwendige Bedingung des Urteils. Hier tritt es in genaue Beziehung mit der Gegenwart. Das Mittelalter und der Stand seiner Bildung gehören zu den vielbestrittenen Gegenständen einer bedeutenden Meinungsverschiedenheit. Man hat in dieser Sache seit etwa fünfundzwanzig Jahren in Deutschland die entgegengesetztesten Erfahrungen gemacht. Erst die begeisterte Anpreisung, dann die herabsehende Gleichgültigkeit oder der feindselige Tadel. Selbst wissenschaftliche Bestrebungen, dem Mittelalter zugewendet, werden von manchen entweder bloß geduldet, oder sogar als gefährlich für politische und religiöse Freiheit und für den richtigen Kunstgeschmack verdächtigt. An der ruhigen Pflegestätte wissenschaftlich-universeller Bildung kann nicht davon die Rede sein, irgend einen Zweig des Wissens gegen den Vorwurf der Schädlichkeit zu verteidigen. Hier darf als anerkannt vorausgesetzt werden, daß das Erkennen dem Urteile vorangehen müsse. Was man für schädlich hält, muß man am schärfsten ins Auge fassen; was dem ersten Anblick schmeichelt, muß man am strengsten prüfen. Die historische Einsicht zeigt am überzeugendsten, daß die Formen einer vergangenen Zeit nicht auf eine nachfolgende anwendbar seien; sie zeigt aber auch, daß in den mannigfachsten und fremdartigsten Formen ein Gehalt wohnen könne, der für alle Zeiten gültig ist. Die vorgefaßte Meinung, das Vorurteil, spiegelt nur immer sich in der Oberfläche der Geschichte, die Parteiung streift nur wie ein Sturmvogel den Rand der Wellen; die Forschung senkt sich in die Tiefe und durchspäht ihren innersten Grund. So haben mitten durch den Widerspruch der Zeitansichten unverdrossene Männer, an deren Spitze die Brüder Grimm zu nennen sind, mit stiller Treue

und geistreichem Fleiße der deutschen Altertumskunde die umfassendsten Forschungen gewidmet, deren Früchte jetzt in gediegenen Werken überraschend zu Tage treten; für Erkenntnis, Darstellung und Urteil ist eine haltbare Grundlage gewonnen und diejenigen werden leicht durchschaut, welche den Mangel an Sachkenntnis durch allgemeines Raisonnement ersetzen oder bemänteln wollen.

Die poetische Bedeutung beruht in dem freien Genusse, den unsere alten Dichtungen als solche und unabhängig von ihrem geschichtlichen Interesse gewähren können. Hierüber wird, auch die Bekanntschaft mit der Sache und die Erläuterung vorausgesetzt, deren jedes Kunstwerk aus einem vergangenen Zeitalter in gewissem Maße bedarf, das Urteil doch immer der Verschiedenheit in den Grundsätzen und in der subjektiven Genußfähigkeit unterliegen, die im Gebiete des Schönen überhaupt noch niemals ausgeglichen worden ist. Ich versuche auch nicht, Ihr Urteil über den Wert dieser Poesie zum voraus zu bestimmen, sondern wünsche vielmehr, daß solches ohne theoretische Ausführungen überall soviel möglich aus der Darstellung selbst sich ergeben möge. Das jedoch glaube ich vorerst nur als individuelle Ansicht aussprechen zu dürfen, daß, was auch die Poesie anderer Völker und Zeiten in sich Vollendetes darbieten mag, doch diese einheimische Poesie auch ihrerseits Saiten anschlage, welche vorher nicht geklungen haben, Bedürfnisse, Ahnungen der Phantasie und des innigeren Gemüts befriedige, welche anderwärts nicht oder nicht in gleichem Maße befriedigt werden. Eine Vergleichung nach außen gehört übrigens nicht zu unserer Aufgabe. Soll die altdeutsche Poesie nach ihrer Eigentümlichkeit richtig gewürdigt werden, so dürfen wir auch nicht überall den Maßstab anlegen, den wir von dem klassischen Altertum auf die nach diesem gebildete neuere Litteratur zu übertragen pflegen, ich meine das Ebenmaß jedes einzelnen Dichterwerks, die harmonische Verbindung seiner Teile zu einem Ganzen, die Übereinstimmung von Inhalt und Form. Prüfen wir nach diesem Maßstab, der, richtig angewendet, allerdings ein gültiger ist, unsere ältere poetische Litteratur als solche, d. h. als eine Sammlung von Schriftwerken, so wird das Urteil im ganzen sehr ungünstig ausfallen. Wir werden zwar einer Anzahl von Dichterwerken begegnen, denen die ebenmäßige Ausbildung zu einem wohlgeordneten Ganzen, sowie eine der Natur des Gegenstandes vollkommen angemessene Darstellung nicht abzusprechen ist. Aber eine nicht minder große Masse poetischer Produkte wird uns durch Mangel an Einheit und künstlerischer Abrundung, durch ermüdende Weitschweifigkeit in der Ausführung unangenehm auffallen. Finden wir nun gleichwohl, daß diese geringeren Werke oft mit den besten in einem genauen inneren Zusammenhange stehen, daß in den ersteren unter der ab-

stoßenden Schale oft ein ebenso poetischer Kern verhüllt liege, als in den letzteren, so wird uns gerade dieses Mißverhältnis des gediegenen Inhaltes und der zerfließenden Darstellung, der Trefflichkeit einzelner Bestandteile und der Gehaltlosigkeit anderer darauf hinführen, daß nicht beides aus derselben bildenden Kraft gleichzeitig hervorgegangen sein könne, daß also der wahre Wert dieser Poesie nicht nach der zufälligen Auffassung in den vorhandenen einzelnen Schriftwerken, nicht nach der künstlerischen Vollendung dieser letzteren bemessen werden dürfe. Diese und ihre Verfasser fallen allerdings jener speciellen Kritik anheim. Aber was im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in die Schrift niedergelegt und für sie bearbeitet wurde, war großenteils nicht ein Stoff, der jetzt zuerst seine poetische Behandlung erhielt; es war reife Poesie, die sich zuvor schon in größeren Gestaltungen entfaltet, in andern, ursprünglicheren Formen ausgeprägt hatte. Wo nun diese Poesie durch die späteren und letzten Bearbeitungen gefesselt, zerstückelt und verschwemmt ist, da muß unser Bestreben sein, ihre Geister zu entbinden, ihre Zusammenhänge herzustellen, ihre Gestalten und Formen klarer und echter herauszuführen. Dann erst fragt es sich, ob in dieser geläuterten Poesie das große Gesetz des Schönen bemerkbar sei, das naturkräftig aus dem Keime die riesenhafte Eiche in freien und doch geregelten Umrissen erwachsen läßt.

Dieses Verfahren, das besonders auf die größeren Sagenkreise Anwendung findet, wird auch für das klassische Altertum nicht ganz zu umgehen sein. Soll die griechische Heldensage vollständig dargelegt werden, so wird man sich nicht auf die beiden homerischen Epopöen beschränken dürfen, der epische Cyklus in allen seinen Überresten muß sich aufschließen, die Heldengedichte der Alexandriner müssen gesichtet, die Tragiker, die Lyriker, die Mythologen zu Rate gezogen werden und so aus den verschiedenen Formen die gesamte Heroenwelt aufsteigen.

Kehren wir zum deutschen Altertum zurück, so ergiebt sich aus dem Bisherigen von selbst, daß wir in jenem keine Musterbilder für die Poesie unserer Zeit zu suchen haben. Um die Nachahmung der Werke vergangener Zeiten ist es überall eine bedenkliche Sache. Aber die Macht geistiger Anregung wird auch der Poesie des Mittelalters nicht zu bestreiten sein. Die Erscheinung einer reichen Phantasie, mächtiger Gestalten, großer Sagenzüge erweitert den Blick und kräftigt die Gesinnung in Sachen der Poesie. Sie wirkt dem Tändeln und Prunken mit den Nebenwerken der Dichtkunst wohlthätig entgegen. Sie macht den Anspruch fühlbar, bedeutenden Hervorbringungen einer früheren Zeit auch nur Bedeutendes und Würdiges im Geiste der eigenen gegenüberzustellen. Das Auge hat ein verstärktes Höhenmaß, wenn wir vom Anblick der Alpen zurückkommen.

Endlich die vaterländische Bedeutung. Im Reiche des Geistes giebt es keine Landesgrenzen. Wo wir das Vortreffliche finden, in der Ferne der Völker und Zeiten, machen wir unser Bürgerrecht geltend. Vor jedem andern Volke üben wir Deutsche diese universelle Gesinnung. Wir kennen die Eigentümlichkeiten und Vorzüge jeder fremden Litteratur; es ist nur folgerecht, wenn wir die eigene kennen lernen. Den Wert der Vaterlandsliebe zu beweisen, ist nicht meine Absicht. Das aber lehrt uns die Kenntnis jener mannigfachen Entwickelungen, daß das Vortreffliche nirgends bodenlos erwachsen, daß es überall aus nationalen Elementen am kräftigsten hervorgegangen ist. Die Poesie vor allem wurzelt in den eigentümlichsten Zuständen des Volkslebens. Wenn selbst die Philosophie, die doch nach der Einheit und Allgemeinheit gerichtet ist, bei den verschiedenen Völkern ein nationales Gepräge zeigt, um wie viel mehr die Poesie, in der sich der Geist nach dem Mannigfaltigen und Besonderen entfaltet. Der Weltbürgersinn soll uns daher nicht abhalten, in unser Eigenstes zu gehen, dieses zu erkennen und zu entwickeln. Von ihm aus bringen wir am besten dem geistigen Gemeinleben unseren Beitrag.

Was es sei um das Gefühl des Vaterländischen, ist schmerzlich und tröstend zugleich in jener Zeit empfunden worden, als eine ausgleichende Weltherrschaft alles Nationale zu ersticken drohte. Damals suchten wir in den tiefsten Fasern unseres Daseins die Gewährschaft eines eigentümlichen Lebens und Bestandes. Dieses Nationalgefühl, diese innere Sammlung ist in Thaten lebendig geworden.

Auch im vaterländischen Altertum suchte man damals Trost und Anhalt. Es entzündete sich eine Begeisterung für dasselbe, welche bei vielen mit den Stimmungen der Zeit vorübergehend war, bei andern, von denen wir schon gesprochen, nachhaltig wirkte. Daß eine Gemeinschaft unserer Vorzeit mit der Gegenwart bestehe, wurde damals lebhaft empfunden. Heimatklänge, hoffe ich, sollen uns noch jetzt dort ansprechen.

Der Beruf, der mir als Lehrer der deutschen Litteratur angewiesen ist, fordert mich auf, dem geistigen Leben unserer Nation in den verschiedenen Perioden seiner Entwickelung nachzugehen. Wenn ich mit der frühesten Periode beginne, so geschieht es nicht bloß, weil sie der Zeit nach vorangeht; sie ist auch die am wenigsten allgemein bekannte. Die neuere Litteratur bietet sich unmittelbar zugänglich dem Genusse und somit auch der Beurteilung dar. Nur allzu leicht nehmen es manche, dieses Urteil stets fertig zu verkünden und im Garten der Poesie, wie Tarquinius, die höchsten Mohnhäupter abzuschlagen. Die Kenntnis jener älteren Periode aber bedarf der wissenschaftlichen Forschung und der Lehre.

Wenn ich dieser Kenntnis Wert beilege, wenn ich in der Poesie

des Mittelalters eine sehr merkwürdige Entwickelung des deutschen Geistes nachzuweisen versuchen werde, so ist es doch nicht meine Absicht, diesen Studien Anhänger zu werben. Mein Vortrag soll allerdings darauf berechnet sein, denjenigen, welche sich zu der Erforschung unserer älteren Poesie hingezogen finden, eine Übersicht zu geben, mittelst welcher sie das Einzelne, mit dem sie sich zunächst beschäftigen, in seine größeren Zusammenhänge einreihen können. Häufig bemerkt man bei sonst verdienstlichen Bestrebungen in diesem Fache eine Vereinzelung, einen Mangel an Übersicht des Ganzen, wodurch das Studium an dem minder Bedeutenden festgehalten wird, welches bei einem weiteren Umblick sogleich als solches erkannt werden würde. Aufzumuntern zu einem umfassenderen Betrieb dieser Studien, muß ich aber billig Anstand nehmen. Sie sind von keinem eigentlich praktischen Vorteil, sind im allgemeinen wenig anerkannt, dabei aber mühsam und schwierig und können auch bei der bemerkten Beschaffenheit eines großen Teils der einzelnen Dichtwerke nur in der Durchdringung des Ganzen den rechten Genuß gewähren. Um so mehr jedoch scheint es angemessen, daß die Resultate der bisherigen Forschungen in einer für sich verständlichen Darstellung zusammengefaßt werden, daß auch denjenigen, die sich nicht selbstthätig in das vaterländische Altertum versenken wollen, die Gelegenheit gegeben sei, das Bedeutendste kennen zu lernen, was Jahrhunderte hindurch den Geist und das Gemüt unserer Vorfahren beschäftigt und bewegt hat.

Wir stehen hier mitten im schwäbischen Lande, das einst ein Saal des Gesanges war. Sollen wir über alles Bescheid wissen, nur nicht über das, was auf dem eigenen Boden geistig geblüht hat?

Am östlichen Ende unserer Alb springt der Rosenstein hervor, ein sagenreicher Berg, frisch bewaldet und mit wilden Rosen blühend bekränzt. Auf seinem Rücken zieht sich eine blumige Waldwiese hin, wo die Jugend der Umgegend ihre Maienfeste feiert. Am Rande des Berges ragen die Trümmer einer Burg, durch deren Fensterhöhlen die Vögel streichen. Gegenüber schwingt sich der schlanke Berg empor, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der Hohenstaufen sich erhoben; weithin, bis zum fernen Horizont, überschaut man das gesegnete Schwaben. In der schroffen Felswand aber, die, aus der buschigen Bergseite aufschießend, die Burgreste des Rosensteins trägt, öffnet sich nach der Gegend hin eine hochgewölbte Grotte. In ihrer Mitte grünt ein Strauch und blühen wilde Blumen, von den Tropfen des Gesteins sich nährend. An den Seiten liegen breite Felsstufen, von der Natur zu Sitzen aufgeschichtet. Hier, dacht' ich mir wohl sonst, möcht' ich, mit einigen Freunden gelagert, während die Maienluft nur fern ertönte und der Blick in die weite Gegend hinausschweifte, hier möcht' ich den Freunden die Dichtergebilde der ver-

gangenen Zeit farbenhell, wie sie mir vor der Seele schwebten, vorüberführen. Aber was, einmal aufgefaßt, dem inneren Schauen in raschem Fluge vorüberzieht, soll es andern mitgeteilt werden, so muß die langsame Bahn der Untersuchung, der Entwickelung, der allmählich fortschreitenden Darstellung betreten werden. Diese betreten wir auch jetzt; möchten auf ihr jene dichterischen Gestaltungen Ihnen so anschaulich und vertraut werden können, daß es in Ihrer Macht stände, dieselben auch künftig auf jeder schönen Stelle des deutschen Landes vor das geistige Auge zurückzurufen!

Die Heldensage.

Um der Betrachtung dieses ältesten und ursprünglichsten einheimischen Kreises deutscher Dichtung freie Bahn zu öffnen und zum voraus jede Beschränkung wegzuräumen, welche aus der herkömmlichen Lehre von der Epopöe als einer Kunstform hervorgehen könnte, sprechen wir zuerst vom Wesen der Volkspoesie im allgemeinen.

Wie über einer großen Bergkette, aus dem Schoße derselben und ihrem Zuge folgend, nur mit kühneren Zacken und Zinnen, ein leuchtendes Wolkengebirg emporsteigt, so über und aus dem Leben der Völker ihre Poesie. Der Drang, der dem einzelnen Menschen inwohnt, ein geistiges Bild seines Wesens zu erzeugen, ist auch in ganzen Völkern als solchen schöpferisch wirksam, und es ist nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Darin eben, in dem gemeinsamen Hervorbringen, nicht in dem nur äußerlichen Merkmale der Verbreitung, haftet der Begriff der Volkspoesie und aus ihrem Ursprung ergeben sich ihre Eigenschaften.

Wohl kann auch sie nur mittelst einzelner sich äußern, aber die Persönlichkeit der Einzelnen ist nicht wie in der Dichtkunst litterarisch gebildeter Zeiten vorwiegend, sondern verschwindet im allgemeinen Volkscharakter. Auch aus den Zeiten der Volksdichtung haben sich berühmte Sängernamen erhalten, und wo dieselbe noch jetzt blüht, werden beliebte Sänger namhaft gemacht.

Meist jedoch sind die Urheber der Volksgesänge unbekannt oder bestritten*), und die Genannten selbst, auch wo die Namen nicht ins Mythische sich verlieren, erscheinen überall nur als Vertreter der Gattung, die Einzelnen stören nicht die Gleichartigkeit der poetischen Masse, sie pflanzen das Überlieferte fort und reihen ihm das Ihrige nach Geist und Form übereinstimmend an, sie führen nicht abgesonderte Werke auf, sondern schaffen am gemeinsamen Bau, der

*) Vgl. Müllner, De cyclo epico poetisque cyclicis. Monaster. 1825. S. 45.

niemals beschlossen ist. Dichter von gänzlich hervorstechender Eigentümlichkeit können hier schon darum nicht als dauernde Erscheinung gedacht werden, weil die mündliche Fortpflanzung der Poesie das Eigentümliche nach der allgemeinen Sinnesart zuschleift und nur ein allmähliches Wachstum gestattet.

Vornehmlich aber läßt ein innerer Grund die Überlegenheit der Einzelnen nicht aufkommen. Die allgemeinste Teilnahme eines Volkes an der Poesie, wie sie zur Erzeugung eines blühenden Volksgesanges erforderlich ist, findet notwendig dann statt, wenn die Poesie noch ausschließlich Bewahrerin und Ausspenderin des gesamten geistigen Besitztums ist. Eine bedeutende Abstufung und Ungleichheit der Geistesbildung ist aber in diesem Jugendalter eines Volkes nicht gedenkbar; sie kann erst mit der vorgerückten künstlerischen und wissenschaftlichen Entwickelung eintreten. Denn wenn auch zu allen Zeiten die einzelnen Naturen mehr oder weniger begünstigt erscheinen, die einen gebend, die andern empfangend, die geistigen Anregungen aber das Geschäft der Edleren sind, so muß doch in jenem einfacheren Zustande die poetische Anschauung bei allen lebendiger, bei den Einzelnen mehr im allgemeinen befangen gedacht werden. Die Harfe geht noch von Hand zu Hand wie bei den Gastmahlen der Angelsachsen; die ganze Masse ist noch wie ein Zug von Wandervögeln in der poetischen Schwebung begriffen und die Einzelnen fliegen abwechselnd an der Spitze. Die geistigen Richtungen sind noch ungeschieden und darum der Eigentümlichkeit keine besonderen Bahnen eröffnet; das künstlerische Bewußtsein steht noch nicht dem Stoffe gegenüber, darum auch keine absichtliche Mannigfaltigkeit der Gestaltung; der Stoff selbst, im Gesamtleben des Volkes festbegründet, durch lange Überlieferung geheiligt, giebt keiner freieren Willkür Raum. Und so bleibt zwar die Thätigkeit der Begabteren unverloren, aber sie mehrt und fördert nur unvermerkt; die reichste Quelle, die den Strom des Gesanges schwellt, ist doch in ihm nicht auszuscheiden.

Auf keiner Stufe der poetischen Litteratur, selbst nicht bei dem schärfsten Gepräge dichterischer Eigentümlichkeiten, kann der Zusammenhang des Einzelnen mit der Gesamtbildung seines Volkes völlig verleugnet werden. Erscheinungen, die in Nähe und Gegenwart schroff auseinanderstehen, treten in der Ferne der Zeit und des Raumes in größeren Gruppen zusammen, und diese Gruppen selbst zeigen unter sich einen gemeinsamen Charakter. Stellt man sich so dem gesamten poetischen Erzeugnis eines Volkes gegenüber und vergleicht man es nach außen mit den Gesamtleistungen anderer Völker, so betrachtet man dasselbe als Nationalpoesie; für unseren Zweck war es um den inneren Gegensatz zu thun, um die Volkspoesie in ihrem Verhältnisse zur dichterischen Persönlichkeit.

Daß die Volkspoesie nur in mündlichem Vortrag lebe, ist bereits angedeutet worden. Man könnte sagen: aus dem einfachen Grunde, weil solche Völker die Schrift noch gar nicht kennen oder nicht allgemeiner zu gebrauchen wissen. Aber wessen der menschliche Geist bedarf, das erfindet oder erlernt er; reicht ihm Sang und Sage nicht mehr aus, so erfindet er die Schreibkunst; bei gesteigertem Bedürfnis erfand er den Bücherdruck. Auf derjenigen Bildungsstufe nun, auf welcher der Volksgesang gedeiht, wird der Buchstabe gar nicht vermißt. Hier gilt einzig die große Bilderschrift mächtiger Gestalten der Natur und des Menschenlebens. Die Betrachtung der Welt geschieht nicht mit dem Meßnetze des Gedankens, sondern mit dem Spiegel der Phantasie; was vor dieser in klarem Bilde steht, wird im tönenden Worte weiter und weiter mitgeteilt. Wie sollte das volle, farbige Lebensbild in den toten Schriftzug zusammenschrumpfen? Die Rune, wenn sie auch bekannt ist, wird mit Scheu betrachtet, als ein bannender Zauber. Noch grünt die Asche, die im Runenalphabet zum A erstarrt.

Das nun, daß die Gebilde der Volkspoesie lediglich mittelst der Phantasie und des angeregten Gemütes durch Jahrhunderte getragen werden, bewährt dieselben als probehaltig. Was nicht klar mit dem inneren Auge geschaut, was nicht mit regem Herzen empfunden werden kann, woran sollte das sein Dasein und seine Dauer knüpfen? Die Schrift, die auch das Entseelte in Balsam aufbewahrt, die Kunstform, die auch dem Leblosen den Schein des Lebens leiht, sind nicht vorhanden. Auch nicht Wort und Tonweise, im Gedächtnis festgehalten, können das Nichtige retten; denn das schlichte Wort ist in jenen Zeiten keine Schönheit für sich, es lebt und stirbt mit seinem Gegenstande: die einfache Tonweise, wenn sie selbst Dauer haben soll, muß ursprünglich einem Lebendigen gedient haben. Je fester und lebensvoller jene echten Gebilde dastehen, je weniger kann das Scheinleben in ihrem Kreise aufkommen und geduldet werden.

Worin liegt aber der Gehalt und die Kraft, vermöge deren sie durch viele Geschlechter unvertilgbar fortbestehen? Ohne Zweifel darin, daß sie die Grundzüge des Volkscharakters, ja die Urformen naturkräftiger Menschheit wahr und ausdrucksvoll vorzeichnen. Naturanschauungen, Charaktere, Leidenschaften, menschliche Verhältnisse treten hier gleichsam in urweltlicher Größe und Nacktheit hervor; unverwitterte Bildwerke, gleich der erhabenen Arbeit des Urgebirgs. Darum kann gerade den Zeiten, welche durch gesellige, künstlerische und wissenschaftliche Verfeinerung solchen ursprünglicheren Zuständen am fernsten und fremdesten stehen, der Rückblick auf diese lehrreich und erquicklich sein; so ungefähr, wie der größte der römischen Geschichtschreiber aus seinem welken Römerreich in die frischen germa-

nischen Wälder, auf die riesenhaften Gestalten, einfachen Sitten und gesunden Charakterzüge ihrer Bewohner vorhaltend und weissagend hinüberzeigte.

Wenn wir uns im Bisherigen die Volkspoesie nach ihrem vollsten Begriffe gedacht haben, so ist doch leicht zu erachten, daß sie in ihrer geschichtlichen Erscheinung bei verschiedenen Völkern, nach Gehalt und Umfang, in sehr mannigfachen Abstufungen und Übergängen sich darstelle. Wie das Leben jedes Volkes wird auch das Bild dieses Lebens, die Poesie, beschaffen sein. Ein Hirtenvolk, in dessen einsame Gebirgthäler der Kampf der Welt nur fernher in dumpfen Wiederhallen eindringt, wird in seinen Liedern die beschränkten Verhältnisse ländlichen Lebens, die Mahnungen der Naturgeister, die einfachsten Empfindungen und Gemütszustände niederlegen; sein Gesang wird idyllisch-lyrisch austönen.

Ein Volk dagegen, das seit unvordenklicher Zeit in weltgeschichtlichen Schwingungen sich bewegt, mit gewaltigen Schicksalen kämpft und große Erinnerungen bewahrt, wird auch eine reiche und großartige Heldensage, voll mächtiger Charaktere, Thaten und Leidenschaften, aus sich erschaffen, und wie sein Leben weitere Kreise zieht und größere Zusammenhänge bildet, wird auch seine Sage sich zum Epos, zum epischen Cyklus, verknüpfen und ausdehnen. Diese Entfaltung zu einem umfassenden Epos, das Bedeutendste, was die Volkspoesie erzeugen kann, ist uns nun auch in den Heldenliedern des deutschen Mittelalters aufbewahrt.

Ich gedenke später einmal, in einem besonderen Kursus, eine geschichtliche Übersicht der gesamten Volkspoesie der neueuropäischen Völker zu geben. Es werden sich bei diesen alle Spielarten und Abstufungen des Volksgesanges, teils untergegangen, teils noch bestehend, nachweisen lassen. Es wird sich dann auch zeigen, wie überall die Volkspoesie in dem Maße zurückgewichen, in welchem die litterarische Bildung und die mit ihr verbundene Herrschaft dichterischer Persönlichkeit vorgeschritten, und daß dieselbe nur da noch lebe und blühe, wo eine Litteratur noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Bedeutende Aufschlüsse geben in letzterer Beziehung die neueren Mitteilungen aus dem Volksgesange zweier Völker, welche eben erst im Begriffe sind, nach harten Kämpfen, ihre Stelle unter den kultivierten Nationen des heutigen Europas einzunehmen; ich meine die Neugriechen und die Serben. Bei den ersteren ist der Fall von Suli (Dez. 1803), der Tod des Markos Bozaris (1823) kaum erlebt und schon auch in herkömmlicher, volksmäßiger Weise gesungen. Im serbischen Gesange werden, neben den vielen Liedern aus dem häuslichen Leben, fortwährend die heimischen Thaten gefeiert, von den halb fabelhaften der alten Helden Duschau und

Marko bis zu den neuesten des letzten Aufstandskrieges. Bei beiden Völkern ist auch gewiß dieser fortlebende vaterländische Gesang nicht ohne merklichen Einfluß auf die Erhaltung und den neuen Aufschwung des Nationalgefühls geblieben. Von Heldenliedern und Märchen, wie sie in Schweden, Nordbritannien, auf den Faröen noch heute zum Tanze gesungen werden, sind in Deutschland nur noch verlorene Klänge hörbar. Hier hat zwar die Volkspoesie einst einen der großartigsten epischen Kreise gebildet, aber dieser ist längst abgeschlossen. Gedeihen und Absterben der Volkspoesie hängen überall davon ab, ob die Grundbedingung derselben, Teilnahme des gesamten Volkes, feststehe oder versage; ziehen die edleren Kräfte sich von ihr zurück, dem Schriftentum zugewendet, so versinkt sie notwendig in Armut und Gemeinheit.

Wenn nun auch eine vergleichende Zusammenstellung des deutschen Epos mit der epischen Volksdichtung anderer Völker der alten und neuen Welt nicht in unserer dermaligen Aufgabe liegt und wenn nicht zu bestreiten ist, daß die Geschichte der poetischen Entwickelung jedes Volkes zunächst aus dessen eigensten Zuständen entnommen werden solle, so ist doch nicht minder gewiß, daß die von allen Seiten neuerschlossenen Quellen des Volksgesangs auch für die richtige Ansicht des längst Vorhandenen und Bekannten von größter Wichtigkeit sind, daß die entsprechenden Erscheinungen bei so vielen Völkern auf ähnlicher Stufe des geselligen Zustandes sich gegenseitig erklären und auf gemeinsame Bildungsgesetze hinweisen und daß daher der Blick auf diesen größeren Zusammenhang geöffnet sein muß, wenn die historische Behandlung der Poesie eines einzelnen Volkes vor Willkür und Vorurteil gesichert sein soll. Die bekannte Frage über die Abfassung der homerischen Gedichte wird ohne solchen Ausblick auf die Universalgeschichte der Volkspoesie niemals zu einer einleuchtenden Entscheidung gelangen können. Bei der nachfolgenden Erörterung des einheimischen Epos wird uns derselbe, auch ohne ausdrückliche Bezugnahme im einzelnen, stets zur Leitung dienen. Umgekehrt aber wird die deutsche Heldensage, die in reicher, durch viele Jahrhunderte verfolgbarer Entwickelung vor uns liegt, auch von ihrer Seite als eine der bedeutendsten Quellen zur rechten Einsicht in das Wesen und den Bildungsgang der epischen Volkspoesie anzuerkennen sein. W. Grimm sagt in seiner Schrift über die deutsche Heldensage (S. 336):

„Wir genießen den Vorteil, die Veränderungen der Sage in Denkmälern beobachten zu können, welche von den ersten Spuren bis zu dem völligen Verschwinden den Raum von etwa tausend Jahren einnehmen. Es giebt kein anderes Volk, das sich dieses Vorteils in solcher Ausdehnung erfreue."

In der Betrachtung dieses deutschen Epos werde ich nun den Gang nehmen, daß ich zuvörderst den Inhalt der Heldenlieder, da ich solchen nicht als bekannt voraussetzen darf, im Umriß darlege; sodann denselben nach seinen Hauptelementen, dem geschichtlichen, dem mythischen und dem ethischen, erläutere; endlich die Formen entwickele, in welchen dieser poetische Stoff dargestellt, ausgebildet und zuletzt mittelst schriftlicher Auffassung festgehalten worden ist.

Ich werde dann aber auch im gegenwärtigen ersten Hauptabschnitte der Betrachtung des umfassenderen, in sich abgeschlossenen epischen Cyklus in besonderer Aufzählung diejenigen heroischen Dichtungen anreihen, welche, gleichfalls auf einheimischer Sage beruhend, doch für sich vereinzelt stehen geblieben sind oder einen größeren Kreis zu bilden nur versucht haben. Hier begegnen wir einer Reihenfolge geschichtlicher Helden bis in das Geschlecht der Hohenstaufen selbst, und diese sichtbar erst aus der späteren Geschichte sich entwickelnde Sagendichtung bahnt uns den Übergang zu den noch halb fabelhaften Reimchroniken, in welchen umgekehrt die Historie aus der Sagenpoesie sich abzulösen beginnt.

Der Hauptinhalt unserer Heldensage war nicht bloß in Deutschland, sondern auch über den skandinavischen Norden verbreitet. Damit ergiebt sich eine doppelte Gestaltung derselben, die deutsche und die nordische. Beide sind, wenn auch in der Wurzel zusammenhängend, doch in der Entfaltung bedeutend verschieden; die nordische, noch ganz dem heidnischen Altertum angehörend, erläutert uns den früheren Zustand der deutschen; aus der Zusammenstellung beider geht uns erst der volle Gehalt des Ganzen hervor.

A. Deutsche Gestaltung der Sage.

Es sind achtzehn deutsche Gedichte, größeren oder geringeren Umfangs, welche aus diesem Sagenkreise auf uns gekommen sind. Wir zählen aber zu ihnen noch ein lateinisches, von einem Deutschen offenbar nach heimischer Quelle abgefaßtes. Mehrere derselben sind in doppelter oder mehrfacher Behandlung desselben Stoffes vorhanden.

Diese Gedichte sind folgende: 1. Rother (Ruther), 12. Jhd.; 2. Otnit, 13. Jhd.; 3. Hugdietrich und Wolfdietrich, in zwei verschiedenen Gestaltungen, 13. Jhd.; 4. Etzels Hofhaltung, 15. Jhd.; 5. Dietrichs Drachenkämpfe, 13.—14. Jhd.; 6. Sigenot, 13. Jhd.; 7. Ecken Ausfahrt, 13. Jhd.; 8. Biterolf und Dietleib, 13. Jhd.; 9. Laurin, 13. Jhd.; 10. Der Rosengarten zu Worms, in mehrfachen Darstellungen, 13. Jhd.; 11. Alphart, 13. Jhd.; 12. Dietrichs Flucht. 13.—14. Jhd.; 13. Schlacht vor Raben, ebenso; 14. Hilde-

brand und sein Sohn, Bruchstück aus dem 8. Jhd. und späteres Volkslied; 15. Walther, lateinisch, 10. Jhd.; 16. Hörnen Siegfried, 13.—14. Jhd.; samt dem Volksbuche gleichen Inhalts. 17. Nibelungenlied, Schluß des 12. Jhd.; 18. Klage, 13. Jhd.; 19. Gudrun, 13. Jhd.

Wir besitzen in verschiedenen mehr oder weniger kritischen Sammlungen und besonderen Ausgaben zwar im ganzen das Korpus dieses Gedichtkreises, aber manches doch nur in späteren Überarbeitungen oder in einzelnen Darstellungen, während die älteren Texte und andere nicht weniger merkwürdige Versionen noch in der Handschrift liegen.

Mit den aufgezählten Gedichten ist übrigens der einstige Umfang des Sagenkreises keineswegs erschöpft. Jene selbst weisen auf manches Fehlende hin. Auch anderwärts ist der Inhalt vermißter Stücke angedeutet. Die reichste Quelle der Ergänzung aber bietet der Norden. Denn außer der eigentümlich nordischen Gestaltung der Sage haben wir die große, in isländischer, d. h. der dem älteren Skandinavien gemeinschaftlichen Sprache abgefaßte Vilkinen- oder Dietrichssage vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts (Grimm, Heldens. S. 175), welche, laut der Erklärungen, die in ihr selbst enthalten sind, nach deutschen Gedichten und mündlichen Überlieferungen zusammengesetzt ist, auch im ganzen mit der deutschen Sagenbildung übereinstimmt und bedeutende Lücken derselben ausfüllt.

Demselben deutsch-nordischen Zweige gehört auch eine Reihe altdänischer Heldenlieder oder Balladen (Kjämpeviser) an. Sie sind neu herausgegeben in:

Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen udgivne paa ny af Abrahamson, Nyerup og Rahbek. 1. Del. Kjöbenh. 1812. Deutsch: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von W. C. Grimm. Heidelberg 1811.

Ich werde mich aber in den folgenden Auszügen auf den Bestand der deutschen Geschichte beschränken. Es ist mir darum zu thun, daß vorerst geschieden bleibe, was erklärt werden soll und was zur Erklärung dient, die Frage und die Antwort. Deshalb werde ich die verwischten Verbindungen der Lieder unter sich hier noch nicht herzustellen, das Lückenhafte nicht zu ergänzen suchen; eine Ahnung des Zusammenhanges wird sich von selbst ergeben. Auf der andern Seite ist der Hauptzweck dieser Auszüge, daß der Gegenstand, von dem es sich handelt, vor das Auge trete, daß die Bilder, welche zu deuten sind, sich hervorstellen und dem Gedächtnis einprägen, damit, wenn künftig Namen genannt werden, zuvor schon die Gestalten dazu gegeben seien. Zu diesem Zweck ist es nötig, das verwirrende Nebenwerk abzustreifen, was allzusehr verdunkelt ist, vorderhand beruhen zu lassen, nur das eigentlich Sagenhafte in seiner jetzigen Gestaltung und das für sich Anschauliche auszuheben. Ich werde daher nirgends erweitern oder hinzusetzen, sondern überall (wie es

schon die Masse dieser Gedichte mit sich bringt) zusammendrängen und abkürzen. Wer ausführlichere Analysen zu lesen wünscht, findet solche in dem Buche:

Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls des Großen, Arthurs, der Tafelrunde und des Grals, Attilas, der Amelungen und Nibelungen. Herausg. von F. H. v. d. Hagen. 2 Tle. Breslau 1823 (mit 60, etwas buntscheckigen Bildern).

Hier sind die deutschen Heldengedichte (mit Ausnahme von Rother und Gudrun) ihrem ganzen Inhalte nach und mit umständlichen Ergänzungen aus der Wilkina-Saga auf 792 Oktavseiten ausgezogen.

In diesen deutschen Liedern sind hauptsächlich dreierlei Heldengeschlechter verherrlicht: die Amelunge (gotische Sage), die Nibelunge (rheinisch-burgundische Sage) und die Hegelinge (niedersächsische Sage).

Von den neunzehn zuvor aufgezählten Liedern sind dem Ruhme der Amelungen, Dietrichs von Bern und seiner Stammgenossen zumeist die vierzehn erstgenannten gewidmet, die vier weiteren beziehen sich vorzugsweise auf die Nibelunge; das letzte handelt von den Hegelingen. Wie im Nibelungenliede selbst übrigens, so treffen auch in solchen Liedern, die wir zunächst dem Amelungenstamme zugeschrieben haben, vorzüglich den Rosengartenliedern und Dietleib, Nibelunge und Amelunge kämpfend zusammen.

Wir ordnen hiernach auch die folgenden Umrisse.

1. Die Amelunge.

Rother.

Über dem Westmeere sitzt König Rother in der Stadt zu Bare (Bari in Apulien). Er sendet Boten, die um die Tochter des Königs Konstantin zu Konstantinopel für ihn werben sollen. Als sie hinschiffen wollen, heißt er seine Harfe bringen. Drei Leiche (Spielweisen) schlägt er an; wo sie diese in der Not vernehmen, sollen sie seiner Hilfe sicher sein. Jahr und Tag ist um, die Boten sind nicht zurück. Konstantin, jede Werbung verschmähend, hat sie in einen Kerker geworfen, wo sie nicht Sonne noch Mond sehen, Frost, Nässe und Hunger leiden sie; mit dem Wasser, das unter ihnen schwebt, laben sie sich. Auf einem Steine sitzt Rother drei Tage und drei Nächte, ohne mit jemand zu sprechen, traurigen Herzens seiner Boten gedenkend. Auf den Rat Berthers von Meran, Vaters von sieben der Boten, beschließt er Heerfahrt, sie zu retten oder zu rächen. Das Heer sammelt sich; da sieht man auch den König Asprian, den kein Roß trägt, mit zwölf riesenhaften Mannen daherschreiten; der grimmigste unter ihnen, Widolt mit der Stange, wird, wie ein Löwe, an der Kette geführt und nur zum Kampfe losgelassen. Bei den Griechen angekommen, läßt Rother sich Dietrich nennen. Er läßt sich vor Konstantin auf die Kniee nieder; vom übermächtigen König Rother

geächtet, such' er Schutz und biete dafür seinen Dienst an. Konstantin fürchtet sich, die Bitte zu versagen. Durch Pracht und Übermut erregen die Schützlinge Staunen und Furcht. Den zahmen Löwen, der von des Königs Tischen das Brot wegnimmt, wirft Asprian an des Saales Wand, daß er in Stücken fährt. Wie leid es dem König ist, er rührt sich nicht. Rother verschafft sich, nach Berthers Rat, durch reiche Spenden großen Anhang. Da klagt die Königin, daß ihre Tochter dem versagt worden, der solche Männer vertrieben. Die Tochter selbst möchte den Mann sehen, von dem so viel gesprochen wird. Am Pfingstfeste, wo sie mit ihren Jungfrauen zu Hofe kommt, gelingt ihr dieses nicht, vor dem Gedränge der Gaffer um die glänzenden Fremdlinge. Als es still in der Kammer, geht ihre Dienerin Herlind, ihn zu ihr zu bescheiden. Er stellt sich scheu, läßt aber seine Goldschmiede eilend zween silberne Schuhe gießen und zween von Golde. Von jedem Paar einen, beide für denselben Fuß, schickt er der Königstochter. Bald kehrt Herlind zurück, den rechten Schuh zu holen und den Helden nochmals zu laden. Jetzt geht er hin mit zween Rittern, setzt sich der Jungfrau zu Füßen und zieht ihr die Goldschuhe an. Währenddessen fragt er sie, welcher von ihren vielen Freiern ihr am besten gefalle. Sie will immer Jungfrau bleiben, wenn ihr nicht Rother werde. Da spricht er: „Deine Füße stehen in Rothers Schoß." Erschrocken zieht sie den Fuß zurück, den sie in eines Königs Schoß gesetzt. Gleichwohl zweifelt sie noch. Sie zu überzeugen, beruft er sich auf die gefangenen Boten. Darauf erbittet sie von ihrem Vater, als zum Heil ihrer Seele, die Gefangenen baden und kleiden zu dürfen. Des Lichtes ungewohnt, zerschunden und zerschwollen, entsteigen sie dem Kerker. Der graue Berther sieht, wie seine schönen Kinder zugerichtet sind; doch wagt er nicht zu weinen. Als sie darauf an sicherem Orte, wohlgekleidet, am Tische sitzen, ihres Leides ein Teil vergessend, schleicht Rother mit der Harfe hinter den Umhang. Ein Leich erklingt. Welcher trinken wollte, der gießt es auf den Tisch; welcher Brot schnitt, dem entfällt das Messer. Vor Freuden sinnlos sitzen sie und horchen, woher das Spiel komme. Laut erklingt der andere Leich; da springen ihrer zween über den Tisch, grüßen und küssen den mächtigen Harfner. Die Jungfrau sieht, daß es König Rother ist. Fortan werden die Gefangenen besser gepflegt; sie werden ledig gelassen, als der falsche Dietrich sie verlangt, um Ymelot von Babylon zu bekämpfen, der mit großem Heere gegen Konstantinopel heranzieht. Nach gewonnener Schlacht wird Dietrich mit den Seinigen zur Stadt vorangesandt, um den Frauen den Sieg zu verkündigen. Er meldet aber, Konstantin sei geschlagen und Ymelot komme, die Stadt zu zerstören. Die Frauen bitten ihn, sie zu retten, und er führt sie zu seinen Schiffen.

Als nun die Königstochter eingestiegen, entdeckt er den Trug und führt die Braut von dannen. Durch List eines Spielmanns wird sie später nach Konstantinopel zurück entführt; durch List und Gewalt, unter großen Gefahren, gewinnt König Rother sie wieder.

Otnit.

Otnit, der junge König in Lamparten (Lombardei), auf der Burg zu Garten (Garda), findet keine kronwürdige Braut, weil alle Könige diesseits des Meeres ihm dienen. Darum will er nach der Tochter des Heidenkönigs Nachaol zu Muntabur fahren, obgleich schon viele Häupter der Werber um sie auf den Zinnen jener Burg stecken. Zuvor reitet er in die Wildnis am Gartensee (Gardasee), von dem wunderkräftigen Stein eines Ringes geleitet, den ihm die Mutter gegeben. Vor einer Felswand, daraus ein Brunnen fließt, sieht er auf blumigem Anger eine Linde stehen, die fünfhundert Rittern Schatten gäbe. Unter der Linde liegt ein schönes Kind im Grase, köstlich gekleidet, mit Gold und Gesteine reich geschmückt. Es ist der Zwergkönig Elberich, dem Berg' und Thale dienen. Lange neckt und prüft der starke Zwerg den Jüngling; zuletzt entdeckt er sich als dessen Vater. Unsichtbar hat er einst die Königin, Otnits Mutter, überwältigt. Jetzt hebt er sich in den Berg und holt für Otnit eine leuchtende Rüstung, samt dem herrlichen Schwert Rose. Zum Abschied verspricht er, dem Sohne stets gewärtig zu sein, solang dieser den Ring habe. Vier Tage reitet Otnit vergeblich umher, die Waffen zu versuchen. Soll er nicht andern Streit finden, so muß es vor seiner eigenen Burg geschehen. Schon wird er dort als tot betrauert, da ruft plötzlich, vor Tages Anbruch, der Wächter: „Draußen hält ein Mann, vom Haupt zum Fuße brennend." Es ist Otnit im Glanze der Rüstung. Der Morgenstern glänzt aus den Wolken, ihm gleich leuchten Otnits Schild und Helm. Die Königin öffnet ihr Fenster. „Er brennt wie eine Kerze," spricht sie; „meines Sohnes Ringe waren nicht so hell." Otnit verkehrt die Stimme, die gewaltig unterm Helme tost; er nennt sich einen Heiden, der den jungen König erschlagen. Die Burgmannen fordert er auf, diese Schmach zu rächen. Sie wappnen sich; der Burggraf kämpft mit ihm auf der Brücke und wird verwundet; ebenso des Burggrafen Bruder. Das Schwert Rose schneidet die Stahlringe, wie morschen Bast; Otnits Rüstung bleibt unversehrt. Jetzt giebt er sich als ihren Herrn zu erkennen, der nur ihre Treue prüfen wollte.

Die Zeit der Meerfahrt ist herangekommen. Zu Messina eingeschifft, fahren sie erst gen Sunders (Suders), der Heiden Hauptstadt, wo vor allen Elias, König von Reußen, Otnits Oheim, als Heidenvertilger wütet. Von da ziehen sie vor die Königsburg Mun-

tabur, auf des Gebirges Höhe. Elberich hat seines Wortes nicht vergessen; er saß die ganze Fahrt über auf dem Mastbaume, keinem sichtbar, als wer den Ring am Finger hatte. Überall schafft er Rat und Hilfe. Die kleinen Schiffe, die vor Sunders lagen, führt er zur Nachtzeit, wie mit Windeswehen, hinweg und auf ihnen fuhr das Heer zum Lande. Jetzt weist er die Straße nach Muntabur, dem Heere mit dem Banner vorreitend; aber nur Roß und Fahne sind sichtbar, der Träger nicht. Er neckt den Heidenkönig, wenn dieser nachts, sich zu erkühlen, an die Zinne tritt, rauft ihm den Bart, wirft das Wurfgeschütz und die Särge der Heidengötter in den Graben. Er zeigt der Königstochter von der Zinne den Helden Otnit, wie er herrlich im Streite geht, sein Harnisch leuchtend, blutig das Schwert. Da spricht sie: „Er ist eines hohen Weibes wert." Elberich führt sie heimlich zur Burg hinaus, wo Otnit sie vor sich zu Rosse hebt und mit ihr davonrennt. Mit den verfolgenden Heiden besteht der Held siegreichen Kampf; des Heidenkönigs schont er um der Tochter willen. Auf dem Meere wird diese getauft und Sidrat geheißen. Nach der Heimkunft aber wird ihre Krönung zu Garten gefeiert. Bei dem Feste läßt Elberich sich schauen, die Goldkrone auf dem Haupt, mit einem Edelsteine, der wie die Sonne leuchtet. Eine Harfe in der Hand, rührt er die Saiten, daß der Saal erklingt.

Der alte Heidenkönig, Versöhnung heuchelnd, sendet reiche Geschenke. Zugleich aber bringt sein Jäger zween junge Lindwürmer mit, die er im Gebirg oberhalb Trient in einer Felshöhle groß zieht. Nach Jahresfrist kommen sie heraus und schweifen gierig umher. Ihr Pfleger selbst ist ihnen kaum entronnen. Niemand wagt mehr die Straße zu ziehen; die Äcker werden nicht eingesät, die Wiesen nicht gemäht. Bis vor die Burg von Garten wird das Land verwüstet. Tod droht dem Helden, der sie zu bestehen wagt.

Hugdietrich.

Hugdietrich, der junge Sohn des Attenus, ist König zu Konstantinopel. Rosenfarb sein Antlitz, gelbes Haar schwingt sich ihm über die Hüften. Als er zwölf Jahre alt, berät er sich mit seinen Dienstmannen um eine Frau. Berchtung, Herzog von Meran, sein Erzieher, rühmt die schöne Hiltburg, Tochter des Königs Walgund zu Salneck (Salonichi). Aber ihr Vater hat geschworen, sie keinem Manne zu geben, und hält sie in festem Turme verschlossen. Noch dünkt sich Hugdietrich zum Kampfe zu jung, mit List will er sie gewinnen. Er lernt an der Rahme wirken, schönes Bildwerk, Hirsch und Hinde, was da lebt. Im Kleid einer Jungfrau, mit langwallenden Haaren geht er zur Kirche. Jedermann fragt: „Wer ist die Minnigliche?" So zieht er mit großem Geleite gen Salneck, wo

er sich Hiltgund, des Griechenkönigs Schwester, nennt, die von ihrem Bruder vertrieben sei, weil sie nicht einen Heiden zum Manne gewollt. König Walgund und seine Gemahlin, Liebgart, gewähren freundliche Aufnahme. Berchtung führt das Gefolge zurück. Hiltgund aber arbeitet künstlich in Gold und Seide und lehrt es auch die Mägde der Königin. Dem König wirkt sie eine herrliche Haube (Mütze), darin er am Pfingstfest bei Tische prangt. Sie selbst wird der schönen Hiltburg gegenübergesetzt und schneidet ihr zierlich das Brot vor. Die Königstochter erbittet sich die fremde Jungfrau zur Gespielin. Hiltgund wird zu ihr in den Turm verschlossen und lehrt sie Gold und Seide weben. Zwölf Wochen dauert die Verstellung, länger nicht. Nach Jahresfrist wird Hiltgund, wie verabredet war, durch Berchtung wieder abgeholt; des Bruders Zorn sei vergangen. Trauernd bleibt Hiltburg zurück, die sich schwanger fühlt. Sie geneset eines schönen Sohnes, den sie ihrer Mutter selbst verbirgt. Als diese auf den Turm kommt, wird das Kind, in seidene Tücher gehüllt, in das Gebüsch des Burggrabens niedergelassen. Als aber die Königin abends weggegangen, ist es nirgends mehr zu finden. Ein Wolf, der manchmal dort im Hage Hühner fängt, hat es in seine Höhle getragen, den Jungen zur Speise. Doch weil diese noch klein und blind sind, bleibt es unverletzt. Morgens, auf der Jagd, kommt König Walgund zu der Höhle, wo das Kind gefunden wird. Er schlägt sein Gewand um dasselbe, nimmt es auf sein Pferd und bringt es zur Burg. Hugdietrich aber macht sich, nun unverkleidet, wieder nach Salneck auf, küßt sein Kind und spricht, indem er den goldreichen Mantel*) fallen läßt, vor aller Welt: „Mein Sohn, Konstantinopel, das Königreich, ist dein!“ Hiltburg wird ihm zur Frau gegeben, mit großen Ehren führt er sie heim nach Konstantinopel. Wolfdietrich ist das Kind getauft worden, weil man es bei den Wölfen gefunden.

Wolfdietrich.

Wolfdietrich mit zween jüngeren Brüdern, Bogen und Wachsmut, wird durch Herzog Berchtung in Ritterkünsten unterwiesen. Er wächst kräftig vor den andern heran; den Stein wirft er sechs Klafter weiter, als sie. Von dem mächtigen Kaiser Otnit in Lamparten kommen Boten, welche Zins heischen. Hugdietrich, die Drohung fürchtend, läßt einen Säumer mit Gold laden. Zürnend spricht Wolfdietrich zu dem Boten, sobald er Mann geworden, werd' er den Kaiser um sein eigen Land bestehen.

Auf dem Sterbelager verteilt Hugdietrich den Söhnen sein

*) Legitimation des Mantelkindes, legitimatio per pallium.

Reich. Wolfdietrich erhält Konstantinopel, aber die Brüder maßen sich sein Erbteil an, weil er ein Kebskind sei. Berchtung von Meran, dessen Pflege er empfohlen ist, schwört mit sechzehn Söhnen, ihm das Erbe wiedergewinnen zu helfen, Sie ziehen mit Heeresmacht aus der Stadt Meran und fahren gen Konstantinopel über. Indes das Heer in einem Walde hält, reiten Wolfdietrich und Berchtung in die Feste, um die Brüder zur Güte zu bewegen. Vergeblich bietet jener sein halbes Erbe. Die Brüder waffnen gegen ihn, Berchtung aber springt zur Zinne und bläst sein Hörnlein. Da kommen seine Söhne mit dem Heer und dringen in das offene Thor. Vom Kampf erschallt die Feste; sie treiben einander ein und aus. Drei Tage wird gestritten. Berchtungs Volk ist all erschlagen, nur seine Söhne leben noch. Sie streiten wieder drei Tage; sechs von Berchtungs Söhnen werden erschlagen. Sieht er einen fallen, so lacht er seinen Herrn an, damit der es nicht merke. Wolfdietrich stürzt von einem Steinwurf; Berchtung hält das Schwert über ihn und die Söhne kämpfen mit zusammengekehrten Rücken, bis jener sich erholt. Jetzt erst entweichen sie zum Walde, wo der junge Fürst, als er sechs von Berchtungs Söhnen vermißt, sich in sein Schwert stürzen will.

Fortan ist sein Schicksal ein Gewebe von Verzauberungen, Irrfahrten, Riesenkämpfen und andern seltsamen Abenteuern, durch die wir hier nur den Hauptfaden der Geschichte verfolgen. Durch Zauber wird er von seinen Dienstmannen getrennt. Nach langem, vergeblichem Suchen bieten diese ihren Dienst den Brüdern an, doch nur mit dem Beding, des Eides ledig zu sein, wenn Wolfdietrich wiederkehre. Die Könige, hierüber erzürnt, lassen Berchtung und seine Söhne, je zween zusammengeschmiedet, auf der Burgmauer Wache gehen.

Wolfdietrich hat ihrer nicht vergessen. Vom Zauber entbunden, will er den Kampf bestehen, den er als Knabe dem Kaiser Otnit entboten. So hofft er mächtigen Beistand zur Befreiung seiner Dienstmannen zu gewinnen. Vor der Burg zu Garten steht eine Linde, darunter niemand weilen darf, es sei denn um Streites willen. Unter ihr legt Wolfdietrich sich nieder und entschläft vom süßen Vogelsang. Otnit und Sidrat gewahren ihn von der Zinne. Der Kaiser geht hinaus, weckt ihn zum Kampfe und wird besiegt. Er hat selbst dem Gegner den Helm festgebunden; jetzt holt Wolfdietrich im Helme Wasser, womit Sidrat den leblosen Gemahl erfrischt. Die Helden schwören sich Genossenschaft und gehen Arm in Arm zur Burg.

Noch ist den elf Dienstmannen die Rettung ferne. Wolfdietrich wird auf neuen Fahrten umgetrieben. Otnit aber reitet zu Walde, sein Land von den Lindwürmern zu erlösen, die ihm sein

Schwäher gesandt. Er empfiehlt der Kaiserin, wenn er umkomme, seinem Rächer sich zu vermählen. Unter einer bezauberten Linde fällt er in tiefen Schlaf. Vergeblich bellt der Hund und scharrt das Roß, als der Lindwurm naht. Das Ungetüm trägt den Schlafenden im Rachen fort. Als er aufwacht und sein Schwert ziehen will, zerschmettert ihn der Lindwurm an einer Felswand und trägt den Leichnam in den Berg, wo die jungen Würmer ihn aus dem Harnisch saugen. Das Roß läuft mit dem Hunde vor das Thor zu Garten. Trauernd lebt die Witwe Sidrat bis in das dritte Jahr. Da kommt Wolfdietrich in der Nacht wieder vor die Burg. Er hört den Wächter an der Zinne um seinen Herrn klagen, der ihn wohl gehalten und den niemand rächen wolle. Die Kaiserin tritt zum Wächter und klagt mit ihm. Ihre Schenken und Truchsesse seien jetzt ihre Herren, sie sei vom Reiche verstoßen, weil sie keinen zum Gemahl wolle, als der die Würm' erschlage. Wolfdietrich wirft einen ungeheuren Stein an die Zinne, daß es laut erhallt. Erschrocken ruft Sidrat hinab, was sie verschuldet, daß man sie zu Tode werfen wolle. Der Held erwidert, er habe bewähren wollen, ob er Kraft habe, die Würmer zu bekämpfen. Eher will er sich nicht zeigen, noch nennen; aber ein Wahrzeichen verlangt er, daß ihm alsdann die Krone samt der Kaiserin zum Danke werde. An seidenem Faden läßt sie ihren Ring nieder, mit dem er davonjagt. Im Walde trifft er einen Löwen im Kampfe mit dem Lindwurm. Er steht jenem bei, weil er selbst einen goldenen Löwen im Schilde führt. Held und Löwe lösen sich im Kampf ab, bis dem Helden das Schwert bricht. Der Wurm trägt ihn im Schweife, den Löwen im Rachen zur Höhle. Die jungen Lindwürmer fressen den Löwen auf; Wolfdietrich aber findet Otnits Schwert, womit er sämtliche Würmer erschlägt, bis auf einen, den später Dietrich von Bern bekämpft. Zum Lohn empfängt er die Krone und die Hand der Kaiserin.

Einmal schon auf seinen Fahrten ist Wolfdietrich zur Nachtzeit vor die Burg seiner Brüder gekommen. Dort vernahm er die Klage seiner Dienstmannen auf der Mauer. Sie hörten nur, als er wegritt, den Hufschlag seines Rosses und wie er, die Hände zusammenschlagend, ausrief: „Ich bin nicht tot!" Darüber wurden sie froh in ihren Banden. Jetzt, zur Krone gelangt, führt er ein großes Heer gen Konstantinopel. In der Nacht geht er selbzwölfte, in Pilgertracht, an den Graben, wo er die Dienstmannen ihr zehnjährig Leid klagen hört. Herbrand, einer von Berchtungs Söhnen, erzählt einen Traum: ein Adler sei gekommen, die Könige zu verderben, und habe die Gefangenen von dannen geführt. Wolfdietrich bittet für sich und die andern um Brot und Wein, um der liebsten Seele willen, die jenen der Tod hingenommen. Um zween Tote trauern die Wächter,

ihren Vater Berchtung und ihren Herrn Wolfdietrich; jenes wollen sie vergessen; um dieses willen bieten sie ihren Harnisch an, ihre einzige Habe, daß er um Brot und Wein versetzt werde. Der Pilger fragt um Berchtungs Tod. Zu Pfingsten, erzählen jene, hielt der König einen Hof; reich Gewand trugen alle Fürsten, nur sie, die Herzogskinder, trugen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da rief ihr Vater: „O weh, Wolfdietrich, lebtest du noch, du ließest uns nicht in solcher Armut.“ Danach sprach er nichts mehr, er starb vor Herzeleid. Mit großer Klage um seinen Meister giebt Wolfdietrich sich zu erkennen. Die Wächter knieen auf der Mauer nieder und bitten Gott, wenn es wirklich ihr Herr sei, ihre Bande zu lösen, zum Zeichen, daß sie ihm Treue gehalten. Da zerspringen ihre Ringe, sie eilen von der Mauer und öffnen das Thor. Die Stadt wird eingenommen, die Brüder unterliegen in großer Feldschlacht. Als darauf um Mitternacht Messe gelesen wird, bemerkt Wolfdietrich einen Sarg neben dem seines Vaters. Er hört, daß Berchtung hier bestattet sei. Da reißt er die Steine vom Sarg, umarmt und küßt den Toten, dessen Leichnam noch unversehrt ist. Wolfdietrich bestellt nun das Reich, führt seine Brüder gefangen nach Garten und begnadigt sie nur auf Fürbitte der Kaiserin. Berchtungs Söhne werden reich belehnt; sie empfangen zum Schilde drei goldene Wölfe im grünen Feld mit blauem Ringe; davon nennt man dieses Geschlecht die Wölfinge.

In späteren Jahren überläßt Wolfdietrich das Reich seinem Sohne, der nach dem Ahn Hugdietrich heißt. Er selbst begiebt sich in das Kloster Tustkal, am Ende der Christenheit. Die Brüderschaft hält er in strenger Zucht und als die Heiden das Kloster bedrängen, führt er siegreich wieder das Schwert. Keine Buße ist ihm stark genug, er bittet die Klosterbrüder um eine solche, wodurch er in einer Nacht seiner Sünden ledig werde. Im Münster richteten sie ihm eine Bahre. Darauf sitzt er allein die Nacht hindurch. Die Geister aller, die er je erschlagen, kommen heran und bekämpfen ihn; die härtesten Stürme, die er sonst gefochten, sind nichts gegen diesen. Morgens wird er für tot hinweggetragen, seine Haare sind schneeweiß geworden. Noch weilt er aber manches Jahr in der Brüderschaft, bis die Engel seine Seele hinführen.

Dietrich von Bern.

Dieser sagenberühmteste der deutschen Helden ist (nach dem Anhang des Heldenbuchs Bl. 210) von einem Geiste gezeugt. Darum schießt ihm Feuer aus seinem Munde, wenn er zornig wird. Frühe schon kämpft er in der Wildnis mit Riesen und Drachen.

Sigenot.

Einst findet Dietrich den Riesen Sigenot, im Walde schlafend, erweckt ihn und muß mit ihm streiten. Der Riese will seinen Oheim Grim rächen, den und dessen Weib Hilde Dietrich früher erschlagen und von ihnen den glänzenden Helm Hildegrim erbeutet hat. Sigenot schlägt mit seiner Stange den Berner zu Boden und wirft ihn in einen hohlen Stein, wohin kein Licht scheint. Dietrichs Meister, Hildebrand, ist seinem Herrn nachgeritten, findet dessen Roß allein an einen Baum angebunden und beweint seinen Tod. Auch er wird von Sigenot angerannt, der ihm mit der Stahlstange das Schwert aus den Händen schlägt und ihn am Barte nach dem hohlen Steine trägt. Hildebrand denkt jetzt nur darauf, wie er seinen Bart räche, in den nie zuvor eines Mannes Hand gekommen. Er findet in dem Berge Dietrichs Schwert, erlegt mit diesem den Riesen und befreit, mit Hilfe des Zwerges Eggerich, seinen Herrn aus der Wurmhöhle, nachdem er demselben erst verwiesen, daß er, gegen besseren Rat, allein von Bern weggeritten.

Ecke

In dem Lande, wo jetzt Köln liegt, wohnten drei königliche Jungfrauen. Sie haben Dietrichs Lob vernommen und wünschen sehnlich, ihn zu sehen. Drei riesenhafte Brüder, Ecke, Fasold und Ebenrot, werben um die Jungfrauen. Ecke, kaum achtzehn Jahre alt, hat schon manchen niedergeworfen; sein größter Kummer ist, daß er nicht zu fechten hat. Ihn verdrießt, daß der Berner vor allen Helden gerühmt wird und er gelobt, denselben, gütlich oder mit Gewalt, lebend oder tot herzubringen. Zum Lohne wird ihm die Minne einer von den dreien zugesagt. Seburg, die schönste, schenkt ihm eine herrliche Rüstung, darein sie selbst ihn wappnet. Auch ein treffliches Roß läßt sie ihm vorziehen, aber Ecken trägt kein Roß und er braucht auch keines, vierzehn Tage und Nächte kann er gehen ohne Müdigkeit und Hunger. Zu Fuß eilt er von dannen über das Gefild, in weiten Sprüngen, wie ein Leopard; fern aus dem Walde noch, wie eine Glocke, klingt sein Helm, wenn ihn die Äste rühren. Durch Gebirg und Wälder rennend, schreckt er das Wild auf; es flieht vor ihm oder sieht ihm staunend nach, und die Vögel verstummen. So läuft er bis nach Bern, und als er dort vernimmt, daß Dietrich ins Gebirg geritten, wieder an der Etsch hinauf in einem Tage bis Trient. Den Tag darauf findet er im Walde den Ritter Helfrich mit Wunden, die man mit Händen messen kann; kein Schwert, ein Donnerstrahl scheint sie geschlagen zu haben. Drei Genossen Helfrichs liegen tot. Der Wunde rät Ecken, den Berner zu scheuen, der all den Schaden gethan. Ecke läßt nicht ab,

Dietrichs Spur zu verfolgen. Kaum sieht er diesen im Walde reiten, als er ihn zum Kampfe fordert. Dietrich zeigt keine Lust, mit dem zu streiten, der über die Bäume ragt. Ecke rühmt seine köstlichen Waffen, von den besten Meistern geschmiedet. Stück für Stück, um durch Hoffnung dieser Beute den Helden zu reizen. Aber Dietrich meint, es wäre thöricht, sich an solchen Waffen zu versuchen. So ziehen sie lange hin, der Berner ruhig zu Roß, Ecke nebenher schreitend und inständig um Kampf flehend. Er droht, Dietrichs Zagheit überall zu verkünden, er mahnt ihn bei aller Frauen Ehre, er giebt dem Gegner alle Himmelsmächte vor. Endlich willigt der Berner ein, am Morgen zu streiten. Doch Ecke will nicht warten, er wird nur dringender. Schon ist die Sonne zu Rast, als Dietrich vom Rosse steigt. Sie kämpfen noch in der Nacht; das Feuer, das sie sich aus den Helmen schlagen, leuchtet ihnen. Das Gras wird vertilgt von ihren Tritten, der Wald versengt von ihren Schlägen. Sie schlagen sich tiefe Wunden, sie ringen und reißen sich die Wunden auf. Zuletzt unterliegt Ecke. Vergeblich bietet Dietrich Schonung und Genossenschaft, wenn jener das Schwert abgebe. Ecke trotzt und zeigt selbst die Fuge, wo sein Harnisch zu durchbohren ist. Dietrich beklagt den Tod des Jünglings, nimmt dessen Rüstung und Schwert Eckensachs, das er seitdem führt, und bedeckt den Toten mit grünem Laube. Dann reitet er hinweg, blutend und voll Sorge, man möchte glauben, er habe Ecken im Schlafe erstochen. Schwere Kämpfe besteht er noch mit dessen Bruder Fasold und dem übrigen riesenhaften Geschlechte. Das Haupt Eckes führt er am Sattelbogen mit sich und bringt es den drei Königinnen, die den Jüngling in den Tod gesandt.

Biterolf und Dietleib.

Biterolf, ein ruhmreicher König zu Tolet (Toledo), hört die Erzählung eines alten Pilgers von der Macht und Herrlichkeit des Hunnenkönigs Etzel, dem so viel Könige und Recken dienen. Er beschließt selbst zu sehen und zu vergleichen. Mit zwölf Mannen reitet er heimlich hinweg, seine Gemahlin, Dietlinde, und einen zweijährigen Sohn, Dietleib, zurücklassend. Ungekannt giebt er sich in Etzels Dienst und heerfahrtet für ihn gegen Preußen und Polen. Indes wächst der Knabe Dietleib heran; wenn andere Kinder „Vater" sagen, fragt er, was ein Vater sei. Er hört, daß der seinige seit zehn Jahren vermißt werde. Einst findet er Biterolfs Waffen, darunter dessen Schwert Welsung. Diese läßt er nachts durch ein Fenster die Mauer nieder, wo drei andere Knaben sie empfangen. Morgens bittet er die Mutter um Erlaubnis auf die Falkenjagd, stößt zu den drei Genossen, wappnet sich und reitet mit ihnen aus dem Lande, den Vater zu suchen. Durch mancherlei Abenteuer, in

denen seine Kraft geprüft wird, gelangt auch er an den Hof zu Etzelnburg. Seine jugendliche Schönheit wird angestaunt. Lange goldfarbe Haare, wie einer Jungfrau, hängen ihm über die Schwertfessel herab. Er kann sich damit vor Regen decken, wie ein Falke mit den Flügeln. Um jene Zeit rüstet König Etzel eine Heerfahrt gegen die Polen. Viterolf führt der Scharen eine. Dietleib bittet, mit in den Streit fahren zu dürfen. Es wird ihm, seiner Jugend wegen, versagt; aber, den Hütern entweichend, reitet er heimlich dem Heere nach und erreicht es eben zur Zeit der Schlacht. Mitten durch das Polenheer hat Viterolf sich eine Gasse geschlagen. Auch Dietleib verhaut sich in die Feinde. So begegnen sich im Gedränge Vater und Sohn; sie halten sich für Gegner und kämpfen miteinander. Der Junge führt auf den Alten einen Schlag, davon die Funken aufsprühen. Da erkennt Viterolf den Klang seines Schwertes Welsung, das er daheim gelassen. Ahnung und Sehnsucht ergreift ihn (3704: da was im ande genûg). So findet Dietleib den Vater, den er durch manche Lande gesucht. Siegreich kehren die beiden zum Hofe Etzels zurück, der nun auch ihre Namen erfährt und sie in hohen Ehren hält. Viterolf empfängt von ihm das gesegnete Steierland; dort baut er die Burg Steier und führt dahin seine Gemahlin mit all seinem Volk und Gesinde.

Laurin.

Similde, Dietleibs Schwester, lustwandelt vor der Burg zu Steier zu einer Linde auf grüner Aue. Plötzlich verschwindet sie vor ihrem Gefolge; der Zwergkönig Laurin, in eine Nebelkappe gehüllt, führt sie unsichtbar hinweg in das Gebirge, wo er herrscht, die Wildnis Tirol. Dietleib reitet, um Rat zu finden, nach Garten zum alten Hildebrand und mit ihm gen Bern zum König Dietrich. Diesem erzählt Hildebrand von dem Übermute des kleinen Laurin und von seinem Rosengarten mit vier goldenen Pforten und, statt der Mauer, mit einem Seidenfaden umgeben; wer den zerreiße, werd' um Hand und Fuß gepfändet. Sogleich macht Dietrich nach diesem Abenteuer sich auf, begleitet von Wittich, Wielands Sohn; Hildebrand, Dietleib und Wolfhart folgen nach. Als jene beiden des Waldes sieben Meilen geritten, kommen sie vor den Garten, aus dem die Rosen duften und glänzen. Dietrich hat seine Freude daran, Wittich aber will der Hochfahrt ein Ende machen, zerstört die goldenen Pforten und zertritt die Rosen. Da kommt Laurin mit Speer und Schwert geritten, Waffen, Gewand und Reitzeug von Gold und Edelsteinen leuchtend. Das Gestein giebt ihm Kraft, einen Gürtel trägt er, davon er zwölf Männer Stärke hat; auf dem Haupt eine lichte Goldkrone, darin Vögel singen, als lebten sie. Der Zwerg

schilt die Zerstörer seines Gartens und verlangt zur Buße von jedem den linken Fuß, die rechte Hand. Dietrich meint, es könne mit Gold gebüßt werden und der Mai bringe neue Rosen. Aber der Zwerg versichert, daß er Goldes mehr als genug habe, und Wittich spottet seines schüchternen Herrn. Da rennen Laurin und Wittich mit den Speeren zusammen: der Zwerg sticht den Gegner aus dem Sattel, bindet ihn und will sein Pfand nehmen. Jetzt ergreift auch Dietrich seinen Speer, als eben Hildebrand mit den zween andern nachkommt. Er rät seinem Herrn, zu Fuße zu streiten und den Zwerg, dessen Harnisch nicht zu verfehren ist, mit Schwertschlägen zu betäuben. Dietrich schlägt, daß dem Zwerg die Sonne vergeht; da macht Laurin sich sichtbar und schlägt dem Helden große Wunden. Jetzt versucht Dietrich es mit Ringen, wird aber bei den Beinen in den Klee geworfen. Zornflammen gehen aus seinem Munde; doch bezwingt er den Kleinen erst, als er ihm, auf Hildebrands Rat, den Gürtel abgerissen. Laurin fleht um Gnade, und als der zürnende Dietrich sie versagt, ruft er Dietleib als Schwager an. Dietleib hält sich zur Hilfe verpflichtet; es erhebt sich ein furchtbarer Kampf zwischen ihm und dem Berner. Hildebrand und die zween andern drängen sich dazwischen und stiften einen Frieden, darein Laurin mitbegriffen wird. Dietrich und Dietleib schwören sich Gesellschaft, und Laurin ladet die Helden in seinen hohlen Berg. Sie reiten mit einbrechender Nacht durch den Wald; bei einem Brunnen steigen sie ab. Laurin läutet eine goldene Schelle, die vor einem Berge hängt. Laut erhallt es im Berge, der sogleich sich aufschließt. Ein Schein, taghell, geht von dem edeln Gestein aus, das im Berge liegt, und leuchtet durch den Wald. Saitenklang und anderer Wohllaut ertönt. Ein Zwergkönig, Laurins Verwandter, haust in diesem Berge. Die Gäste werden im Saale des Königs köstlich bewirtet. In der Frühe reiten sie weiter zu Laurins Berge. Vor demselben ist ein lustiger Plan mit einer Linde und duftreichen Obstbäumen; darauf singen Vögel aller Art und umher spielt zahmes Wild. Dietrichs Herz ist freudenvoll, Hildebrand rät, den Tag nicht vor dem Abend zu loben; Wittich traut am wenigsten; als aber Wolfhart ihn der Furcht verdächtigt, geht er zuerst dem Berge zu und bläst ein goldenes Horn, das davor hängt. Der Berg wird geöffnet; durch eine stählerne Thür, dann durch eine goldene, werden sie eingeführt. Gesang, Tanz, Ritterspiel treiben hier die Zwerge. Auf die Helden wird ein Zauber geworfen, daß keiner den andern sieht. Zu Tisch aber erscheint Similde, herrlich gekrönt; kleine Sänger und Spielleute, Ritter einer Elle lang, reichgekleidete Mägdlein gehen mit ihr zu Hofe. Ein Stein ihrer Krone vertreibt den Zaubernebel. Sie halst und küßt den Bruder; was ihr Herz begehrt, wird ihr hier tausendfältig, aber sie

sehnt sich nach der christlichen Heimat. Laurin beredet die Helden, sich zu entwaffnen. Als nun Similde weggegangen, fällt der Zauber wieder auf die Augen der Gäste und ein betäubender Trank, in den Wein gemischt, senkt sie in festen Schlaf. So werden sie gebunden und in einen tiefen Kerker geworfen. Nur Dietleibs will Laurin schonen und ihn reichlich begaben, wenn er der Genossen sich nicht annimmt. „Was ihnen geschieht, geschehe mir!“ antwortet Dietleib. Da wird er besonders eingesperrt, aber die Schwester befreit ihn, giebt ihm einen Ring, davon er wieder sieht, und hilft ihm zu den Waffen. Er wirft den Genossen die ihrigen in den Kerker hinab. Als Laurin den Helden frei sieht, stößt er ins Horn und ein Heer von Zwergen sammelt sich. Dietleib kämpft gegen die Überzahl. Indes hat Dietrich mit der Glut seines Mundes seine Bande verbrannt; die Eisenringe zerschlägt er mit den Fäusten und löst so auch die Genossen. Der Gürtel, den er dem Zwerge genommen, giebt ihm das Gesicht wieder und er sieht jetzt an Dietleibs Seite. Einen Ring, den er von Laurins Finger zieht, wirft er seinem Meister zu; auch Hildebrand sieht nun und kämpft. Zwerge zu Tausenden erliegen; da läuft einer vor den Berg und ruft mit dem Horne fünf Riesen aus dem Walde herbei. Sie eilen mit ihren Stangen zum Streite. Wittich und Wolfhart, den Waffenschall vernehmend, wollen blindlings unter die Feinde springen; Similde hilft auch ihnen durch Ringe mit edlen Steinen zum Gesicht. Jeder der fünf Helden nimmt einen Riesen auf sich, jeder erschlägt den seinigen. Bis ans Knie waten sie im Blute. Laurin wird gefangen. Großen Schatz führen die Sieger von dannen. Similden wird ein Biedermann gegeben, Laurin aber muß zu Bern ein Gaukler sein.

Der Rosengarten zu Worms.

Zu Worms am Rheine wohnt König Gibich mit drei Söhnen und seiner Tochter Kriemhild. Um diese freit Siegfried aus Niederland, der so stark ist, daß er Leuen fängt und an den Schwänzen über die Mauern hängt. Kriemhild hat viel Wunders von dem Berner gehört und sinnt darauf, wie sie die zween kühnen Männer zusammenbringe, um zu sehen, welcher das Beste thue. Sie hat einen Rosengarten, eine Meile lang und eine halbe breit, mit einem seidenen Faden umspannt und von zwölf Recken gehütet. Einen Boten sendet sie gen Bern an Dietrich: mit zwölfen seiner Recken soll er zum Rheine kommen; welcher einen der Ihrigen besiege, dem soll ein Kranz von Rosen, ein Halsen und Küssen von ihr werden. Dietrich hat zu Bern Rosen genug, aber den Trotz will er nicht dulden. Er bricht auf mit seinen Recken, nur der zwölfte fehlt noch. Dazu holen sie aus dem Kloster Eisenburg den streitbaren Mönch Ilsan,

Hildebrands Bruder. Ilsan verspricht, sämtlichen Klosterbrüdern Kränze heimzubringen, sie sollen für sein Heil beten. Jene aber beten, daß er nicht wiederkehre. So fahren die Helden mit einem Heere von sechzig Tausenden zum Rheine. Dort finden sie den riesenhaften Fergen Norprecht, der zum Fährlohn Hand und Fuß begehrt. Ilsan ruft ihn herüber, als soll' er zwölf geistliche Brüder überführen. Als Norprecht den Mönch in Waffen findet, schlägt er nach ihm mit dem Ruder, wird aber von Ilsan mit Faustschlägen bezwungen und muß die Gäste überschiffen. Sie legen sich vor Worms auf das Feld, und im Rosengarten beginnen die Kämpfe. Zuerst springt Wolfhart in den Garten, besteht den Riesen Pusold und schlägt ihm das Haupt ab; Kriemhild lohnt mit Rosenkranz, Halsen und Küssen. Ortwin, Pusolds Bruder, will Rache nehmen; ihn fällt der Wölfing Sigestab und empfängt den Dank. Jetzt kommt der Riese Schrutan, seine Brudersöhne zu rächen; Heime soll ihn bestehen, zögert erst, aber von Hildebrand ermahnt, bekämpft er den Riesen, wird bekränzt und geküßt. Der riesenhafte Asprian, zwei Schwerter führend, watet durch die Rosen; gegen ihn will Wittich nicht eher sich wagen, bis ihm für sein Roß Falke Dietrichs Scheming verheißen wird; dann kämpft er und treibt den Riesen in die Flucht. Gegen Studenfuß vom Rheine tritt Bruder Ilsan vor; die Frauen lachen, wie er über dem Harnisch die Kutte trägt, aber er giebt dem Gegner kräftig den Segen, bis Kriemhild die Kämpfenden scheidet und dem Mönche Kranz und Kuß gewährt. Im sechsten Kampfe halten sich Walther von Wasgenstein und der junge Dietleib so mannlich die Wage, daß Kriemhild beide bekränzt. Volker von Alzei, der Spielmann, durch harte Helme blutig fiedelnd, entweicht doch vor Dietrichs Recken Ortwin, der den Kranz davonträgt. Ebenso Held Hagen vor dem getreuen Eckhard, der wohl die Rosen nimmt, aber nicht den Kuß von einer ungetreuen Maid. Gernot, Kriemhilds Bruder, weicht vor Helmschrot und sie setzt diesem den Kranz auf. Gunther, ihr ältester Bruder, geht zum Kampfe mit Amelolt von Garten, holt tiefe Wunden und wird nur gerettet, indem Amelolt den Kranz empfängt. Der alte König Gibich selbst wappnet sich, kämpft mit Hildebrand und wird von des Meisters Schirmschlage hingestreckt; Kriemhild bittet für des Vaters Leben, Hildebrand verlangt dafür ein Kränzlein für seinen grauen Kopf, den Kuß will er seiner lieben Hausfrau behalten. Der zwölfte springt Siegfried von Niederland auf den Plan und sucht trotzig seinen Gegner. Aber Dietrich von Bern scheut den Recken, der den Drachen schlug und dessen Haut hörnen ist. Hildebrand, der alte Zuchtmeister, straft seinen Zögling lange mit Worten, zuletzt mit einem Faustschlag. Dietrich, ergrimmt, schlägt auf ihn mit dem Schwerte, dann rennt er zum Streite mit

Siegfried. Laut schallen ihre Schwerter, Dietrich wird durch den Helm getroffen und strömt von Blut, während kein Streich auf Siegfried haftet. Da hört Hildebrand, sein Herr fechte übel. Dietrich sei noch nicht im Zorne, meint der Meister und sinnt auf Rat. Wolfhart muß in den Garten rufen, Hildebrand sei gestorben von Dietrichs Schlägen. Darüber fährt dem Berner die Flamme vom Mund, wie einem Drachen. Siegfried trieft vor Hitze; durch Harnisch und Horn schlägt ihn Dietrich und treibt ihn um, bis er Kriemhilden in den Schoß fällt. Einen Schleier wirft sie über ihn, dennoch will Dietrich ihn und alle, die im Garten sind, erschlagen. Hildebrand aber springt herzu: „Du hast gesiegt, nun bin ich wieder geboren!“ Da läßt Dietrich von seinem Zorn und nimmt Rosenkranz und Kuß. Die zwölf vom Rheine sind nun besiegt, der Mönch Ilsan aber hat all seinen zweiundfünfzig Brüdern Kränze gelobt. Ebensoviel Recken fordert er noch auf den Plan und sticht sie nacheinander vom Rosse. Gleiche Zahl von Küssen muß ihm Kriemhild geben; er reibt sie mit seinem rauhen Barte, daß ihr rosenfarbenes Blut fließt. König Gibich muß sein Land von Dietrich zu Lehen nehmen; er verflucht den Garten, der die Rosen trug, und den Übermut der Tochter. Fröhlich reiten die Sieger nach Bern zurück; der Mönch kehrt in sein Kloster, zum Schrecken der Brüder. Die Rosenkränze drückt er in ihre Platten, bis das Blut von der Stirne rinnt, damit auch sie ihr billig Teil darum leiden.

Dietrichs Flucht.

König Ermenrich hat einen Ratgeber mit Namen Sibich. Einst versendet er diesen und entehrt dessen schöne Frau. Als Sibich heimkommt, sagt ihm die Frau, was geschehen. Bis daher hieß er der getreue Sibich, nun will er der ungetreue sein. Fortan rät er dem König nur zum Schlimmen. Nach Sibichs Rate sendet Ermenrich seinen Sohn Friedrich in der Wilzen Land, wo der Jüngling umkommt. Dann läßt er die drei Harlunge, seine Brudersöhne, verräterisch aufhängen, um ihr Land für sich zu nehmen. Endlich reizt ihn Sibich, seinen Neffen, Dietrich von Bern, zu verraten und dessen Erbe auch an sich zu ziehen. Randolt von Ancona wird, unter Verheißung reichen Lohnes, als Bote nach Bern abgefertigt; der König woll' über Meer fahren, der Harlunge Tod zu büßen, Dietrich möge kommen und so lang des Reiches Pfleger sein. Als Randolt seine Straße reitet, trocknen ihm die Augen nicht, wenn er des Mordes denkt, den er werben soll. Zu Bern richtet er die Botschaft aus, wie er geheißen ist, warnt aber den jungen Fürsten, die Reise zu lassen und seine Festen zu besetzen. Dann reitet er zurück und meldet, daß Dietrich nicht komme. Fürder will Randolt nicht

mehr zu dem Könige stehen, sondern alles für Dietrich wagen. Ermenrich rüstet nun große Heerfahrt und wütet mit Mord und Brand, bis Dietrich in nächtlichem Überfall das übermächtige Heer vertilgt. Ehrlos entflieht Ermenrich und läßt seinen Sohn (Friedrich) mit achtzehnhundert Helden in Dietrichs Hände fallen. Dietrich hätte nun gerne den Recken gelohnt, die ihm Land und Ehre gerettet. Aber leer sind die Kammern, die sein Vater Dietmar voll Schatzes hatte. Hildebrand trägt ihm sein und der Seinigen Gut an, und Vertram von Pola bietet so viel, als fünfhundert Säumer tragen können. Sieben Recken werden mit Vertram nach dem Golde gen Pola gesendet: Hildebrand, Sigeband, Wolfhart, Helmschart, Amelolt, Sindolt und Dietleib von Steier. Da legt Ermenrich an die Straße fünfhundert Mann, welche Dietrichs Recken auf der Heimkehr überfallen und samt dem Schatze gefangen nach Mantua führen. Dietleib allein entrinnt und sagt die Märe zu Bern. Dietrich, nur seine Recken, nicht das Gold, klagend, erbietet sich, für die Lösung der sieben den Sohn Ermenrichs und die achtzehnhundert, die mit ihm gefangen wurden, freizulassen. Ermenrich aber droht, die Recken Dietrichs aufzuhängen, wenn dieser nicht all seine Städt' und Lande für sie hingebe. Man rät dem Berner, um die sieben nicht alles zu verlieren, aber er ließe lieber alle Reiche der Welt, als seine getreuen Mannen; so willigt er in Ermenrichs Begehren. Dieser zieht nun mit Heereskraft vor Bern, Dietrich aber reitet aus der Stadt zu des Königs Zelte, steigt ab und beugt mit nassen Augen das Haupt ihm zu Füßen. „Gedenke," spricht er, „daß ich bin deines Bruders Kind, daß meine Einsicht noch schwach ist! Nimmer will ich deine Huld verwirken; laß ab von deinem Zorne!" Lange schweigt Ermenrich, dann heißt er drohend den Jüngling aus seinen Augen gehen. Um die eine Stadt Bern fleht Dietrich, nur bis er zum Manne gewachsen. Umsonst; Ermenrich droht nur grimmiger. Da bittet Dietrich nur noch um seine sieben Mannen und will mit ihnen von hinnen reiten. Auch diese Ehre nicht wird ihm gelassen, zu Fuße soll er seine Straße ziehen. Mehr denn tausend Frauen kommen aus dem Thore, für ihren Herrn zu bitten. Zuvorderst geht Frau Ute mit vierzig Jungfrauen; sie fallen vor Ermenrich nieder und mahnen ihn bei aller Frauen Ehre, an seinem Neffen königlich zu thun. Er stößt sie von sich und gestattet auch ihnen nicht, in der Stadt zu bleiben. Da scheiden Männer und Frauen zu Fuße von Hab' und Gut, Hildebrand hat Frau Uten an der Hand, der andern Recken jeder die seinige. Jammervoll ob all der Schmach, geht Dietrich von seinem Erbe, nimmer soll man ihn lachen sehen, bis zum Tage, da er sein Leid rächen mag. Die Frauen werden nach Garten geführt, das der treue Amelolt besetzt

hält. Ein Stein hätte weinen mögen, wie jetzt Frau und Mann, Mutter und Kind sich zum Abschied küssen. Fünfzig Getreue gehen mit Dietrich ins Elend, durch Österreich in das Land der Hunnen. Sie nehmen Herberge in der Stadt Gran. Dahin kommt zur selben Zeit von Etzelnburg die Königin Helke, des mächtigen Etzels Gemahlin, mit dem Markgrafen Rüdiger. Sie, aller Elenden Trost, nimmt sich auch Dietrichs und seiner Gefährten freigebig und hilfreich an. Ihrem Gemahl, der später anlangt, empfiehlt sie die Helden. Dietrich wird ehrenvoll gehalten, und Helke verlobt ihm ihr Schwesterkind Herrad, die mit Siebenbürgen ausgesteuert wird. König Etzel aber giebt ihm zur Rückkehr ein stattliches Heer. Mit solcher Hilfe macht Dietrich zween Züge gegen Ermenrich und besiegt diesen in zwo furchtbaren Schlachten, vor Mailand und bei Bologna. Bern ist gleich anfangs durch eine Kriegslist Amelolts wieder gewonnen worden. Dennoch kann Dietrich gegen Ermenrichs Übermacht nicht aufkommen, er kehrt zu den Hunnen zurück und beklagt den Verlust von acht seiner teuersten Helden.

Alphart.

Einst tritt Dietrich zu Bern in den Saal, wo seine Mannen sitzen, die kühnen Wölfinge. Sie springen auf und empfangen ihn. Er klagt ihnen, daß Ermenrich mit großem Heere herangezogen, ihn von Land und Leuten zu vertreiben. Die Recken geloben alle, Leib und Leben für ihn zu wagen, und er will mit ihnen all sein Erbe teilen. Der junge Alphart, Hildebrands Neffe, schlägt vor, einen Wartmann (Kundschafter) gegen die Feinde auszusenden; er selbst will allein auf die Warte reiten. Die andern widerraten es, seiner Jugend wegen. Alphart aber zürnt, daß ihm nicht Ehre gegönnt werde; sterben will er, oder zu den Recken gezählt sein. Frau Ute, die ihn erzogen, beklagt umsonst sein Vorhaben; sie muß selbst ihn wappnen, giebt ihm einen schönen Waffenrock und weint, als sie ihm zuletzt den Speer in die Hand gegeben. Die junge Amelgart, kaum erst ihm angetraut, läßt umsonst sich auf die Kniee nieder, daß er nur nicht ganz allein ausreite. Er küßt sie und jagt von dannen. Von den Mauern sehen sie heilwünschend ihm nach, wie er über die Etschbrücke sprengt. Da rüstet sich Meister Hildebrand, ihm nachzureiten; nimmer könnt' er den Jüngling verschmerzen. Streites will er ihn satt machen, daß er bald zur Stadt wiederkehre. Schon ist Alphart auf der Heide, als sein Oheim angeritten kommt, den er für einen Dienstmann Ermenrichs hält. Sie brechen die Speere, dann kämpfen sie zu Fuß. Alphart giebt dem Alten einen Schlag, der ihn zu Boden streckt. Hildebrand, um sein Leben bittend, giebt sich zu erkennen; ohne den Neffen muß er nach Bern zurückkehren,

wo er den Spott zum Schaden hat. Dietrich freut sich des jungen Helden. Alphart reitet inzwischen fürder, ihm begegnen achtzig Feinde, die Herzog Wolfing auf die Warte führt. Der Jüngling durchsticht den Herzog im Speerkampf; die andern umringen ihn, und er besteht sie Mann für Mann, denn ein alter Ritter wehrt, daß mehrere zugleich gegen einen streiten. Er streckt sie nieder, bis auf acht, die blutend entfliehen und Schrecken im Lager verbreiten. Ermenrich läßt Gold und Silber hervortragen; seinen Schild soll damit füllen, wer noch auf die Warte zu ziehen wagt. Alle schweigen. Da ruft er aus dem ganzen Heere den Helden Wittich auf, der früher dem Berner gedient. Wittich reitet hinaus; ihm folgt von ferne sein Gesell Heime, auch er durch Sibichs bösen Rat von Dietrich abgefallen. Im Schatten einer Linde hält indes Alphart und lüftet den Helm; wer mit Ehren die Warte versehen will, muß bleiben, bis der Tag sich endet; Alphart sieht den Rauch von Ermenrichs Heer und brennt von Kampflust. Als Wittich herankommt, verweist der Jüngling ihm mit scharfen Worten den Eidbruch an dem Berner. Wittich will nicht Beichte stehn; sie rennen zusammen, und er wird abgestochen. Auch im Schwertkampf wird er niedergestreckt und liegt wie tot unter dem Schild. Heime, der bisher im Schatten gehalten, eilt jetzt herzu. Er will den Streit scheiden: Alphart soll nach Bern zurückkehren, sie beide wollen dann aussagen, daß sie ihn nicht mehr getroffen. Der junge Held verschmäht den Vorschlag, er will Wittichen zum Pfande haben. Dieser mahnt Heimen geschworener Treue und wie er denselben einst vom Tod errettet. Jetzt dringen beide auf Alphart ein; er könnte sich retten, wenn er Namen und Geschlecht sagte, doch er schämt sich solcher Zagheit. Er bedingt sich nur Frieden für seinen Rücken und daß sie nicht, als Mörder, ihn selbander bestehn; dann will er ihnen seinen frühen Tod verzeihen. Nun ficht Heime allein, als aber auch er schwer getroffen ist, brechen sie den Frieden. Wittich schlägt hinten, Heime von vorn. Sie fliehen, als Wittich ihn durch das Bein geschlagen. Auf einem Beine noch erreicht und bekämpft sie Alphart, bis er durch den Helm gehauen wird. Das Blut rinnt ihm über die Augen, jämmerlich blickt er hindurch. Er fällt, und Wittich bohrt ihm das Schwert durch den Schlitz des Harnischs. Sterbend verwünschte der Jüngling die ehrlosen Mordrecken.

In blutiger Schlacht vor Bern nimmt Dietrich mit den Wölfingen Rache um Alpharts Tod. Wolfhart, dessen Bruder, hat den Vorstreit. Ermenrich und Sibich entfliehen mit ungeheurem Verlust. Wittich und Heime entrinnen Dietrichs Schwerte nur, indem sie, um nicht erkannt zu werden, die Zeichen vom Helme brechen und die Schilde hinter sich schwingen.

Schlacht vor Raben.

Zu Etzelnburg sammelt sich ein neues Heer, zahlreich wie keines zuvor, dem vertriebenen Dietrich zur Hilfe. König Etzel hatte zween herrliche junge Söhne, Scharpf und Ort. Diese wünschen sehnlichst mit Dietrich zu reiten und seine gute Stadt Bern zu sehen. Sie wenden sich erst an die Mutter. Frau Helke sieht ihre Kinder traurig an, ihr hat geträumt, ein Drache sei durch ihrer Kammer Dach geflogen, habe vor ihren Augen die beiden Söhne hingeführt und sie auf weiter Heide zerrissen. Als aber die Jünglinge nicht ablassen, legt die Mutter selbst Fürbitte bei Etzeln ein. Ungerne gewährt er. Dietrich verheißt, sie treulich zu behüten und nicht über Bern hinausreiten zu lassen. Mit viel Thränen werden sie entlassen. Das Heer zieht durch Österreich gen Bern. Hier sollen Etzels Söhne zugleich mit Diethern, des Berners einzigem Bruder, der wenig älter als sie ist, zurückbleiben. Dietrich befiehlt sie auf Leben und Ehre dem alten Helden Elsan. Niemals sollen sie auch nur vor das Thor kommen; mit eigener Hand droht er den Pfleger zu töten, wenn ihnen irgend Leides geschehe. Er bricht nun mit dem Heere gegen Raben auf, wo Ermenrichs Kriegsmacht liegt. Den Jünglingen aber ist herzlich leid, daß man sie nicht mitgenommen. Sie knieen vor ihrem Meister Elsan nieder und küssen ihm die Hände, daß er sie nur wenig vor die Stadt reiten lasse, all den herrlichen Bau zu sehen. Er widersteht nicht ihren Bitten und eh' er noch sich gerichtet, sie zu begleiten, sind sie schon zur Stadt hinaus. Es nahet schon dem Herbste, wo die Nebel stark sind; so kommen die drei Jünglinge auf einen unrechten Weg, der sie über die weite Heide gegen Raben führt. Elsan eilt ihnen nach und findet sie nirgends um die Stadt; laut ruft und jammert er, ihm antwortet niemand. Vor dichtem Nebel kann er sie auch auf der Heide nicht erschauen. Den ganzen Tag streichen sie hin und übernachten in einem Thal im Freien. Am Morgen reiten sie weiter, gegen dem Meere nieder. Diether fängt an, diese Irrfahrt zu bereuen. Als aber der Nebel weicht und heiter die Sonne scheint, da bewundern Etzels Söhne die Herrlichkeit des Landes, darin der Berner immer mit Freuden wohnen sollte. Jetzt erblicken sie den Recken Wittich, der mannlich unter seinem Schilde hält. Sie wollen diesen Verräter an Diethern und seinem Bruder sogleich angreifen, obschon sie, statt Harnischs, nur Sommerkleider anhaben. Umsonst warnt Wittich mehrmals. Scharpf reitet zuerst ihn an und schlägt ihm starke Wunden; da zuckt Wittich mit Grimm das Schwert Miming, mit gespaltenem Haupte schießt der Jüngling vom Rosse. Wär' er zum Mann erwachsen, ihm hätten alle Reiche dienen müssen. Ort will den Bruder rächen und erleidet gleichen Tod, obschon Diether ihm beigestanden. Dieser

kämpft noch bis zum Abend zu Fuße; seine Schnellheit, darin ihm niemand gleich ist, fristet ihn so lange; zuletzt fällt auch er, durch das Achselbein bis auf den Gürtel gehauen. Ihn betrauert Wittich, Dietrichs Zorn fürchtend; er will zu Rosse steigen, aber die Kraft versagt ihm und er muß sich auf der Heide niederlegen. All dieses geschieht um die Zeit zwölftägiger Schlacht, worin Ermenrich bei Raben von dem Berner besiegt wird. Er entflieht zur Stadt; den Verräter Sibich fängt der treue Eckhard und führt ihn, quer auf das Roß gebunden, durch das Heer. Dietrich freut sich auf der Walstatt des Sieges, da kommt Elsan und meldet, daß er die jungen Könige verloren. Mit eigenen Händen, wie gedroht war, schlägt Dietrich ihm das Haupt ab. Die drei Erschlagenen werden auf der Heide gefunden. Dietrich küßt sie in die Wunden, verflucht den Tag seiner Geburt, weint Blut und beißt sich vor Jammer ein Glied aus der Hand. „Armes Herz," spricht er, „daß du bist so fest!" An der Größe der Wunden erkennt er, daß sie mit dem Schwerte Miming geschlagen sind. Da sieht man Wittichen rasch über die Heide reiten. Grimmig springt der Berner auf und spornt so hastig nach, daß keiner der Seinigen ihm folgen kann; Feuer sprüht von den Hufschlägen. Speer, Helm und Schild hat er auf der Walstatt gelassen, nur das Schwert führt er mit sich. Er ruft Wittichen an, mahnt, fleht ihn bei Heldenruhm und Frauenehre, zum Kampfe zu halten, verheißt Bern und Mailand, verheißt sein ganzes Reich, wenn Wittich obsiege. Aber Wittich jagt nur stärker voran. Rienold, sein Neffe, der mit ihm reitet, schämt sich der Flucht und will auch ihn zum Kampfe bewegen: zu zween würden sie den Berner bezwingen. Wittich will nicht hören, befiehlt den Neffen in Gottes Schutz und rennt weiter. Rienold sticht seinen Speer auf den Berner, dieser haut ihn vom Rosse, reitet Wittichen nach und reizt ihn, Rienolds Tod zu rächen. Je länger je mehr eilt Wittich, mahnt unablässig seinen Scheming, verspricht ihm Oemd und lindes Heu die Fülle. Scheming macht weite Sprünge. Dietrich klagt, daß Scheming, einst ihm gehörig, seinen Feind von hinnen trage; er treibt sein jetziges Roß, Falke, daß es von Blute trieft; vor Zorne glüht er, daß sein Harnisch weich wird. Kaum eines Roßlaufs Weite ist noch zwischen beiden, Wittich ist bis an das Meer getrieben, er giebt sich verloren. Da kommt die Meerminne (Meerfrau) Waghild, seine Ahnmutter, und nimmt ihn samt dem Roß in den Grund des Meeres. Der Berner reitet bis zum Sattelbogen in das Meer nach; er muß umkehren und wartet vergeblich, ob Wittich wieder erscheine.

Noch erstürmt Dietrich die Stadt Raben, daraus Ermenrich, die Seinen verlassend, um Mitternacht entweicht. Dann sendet er den Markgrafen Rüdiger mit dem Hilfsvolke nach Hunnenland zurück.

Rüdiger soll ihn bei Etzeln und Helken entschuldigen, er selbst wagt noch nicht, ihnen vor die Augen zu treten. Als der Markgraf mit seinen Helden zu Gran ankommt, laufen die herrenlosen Rosse der zween jungen Könige, mit blutigen Sätteln, auf den Hof. Die Königin will eben mit ihren Frauen in einen Garten gehen, an den Blumen ihr Auge zu weiden, da sieht sie die blutigen Rosse ihrer Kinder stehen. Im ersten Schmerze verwünscht sie den Berner; doch sie wird versöhnt, als Rüdiger meldet, daß Dietrich mit ihnen den eigenen Bruder verloren. Sie ist selbst Dietrichs Fürsprecherin bei Etzeln. Der Berner kommt nach Etzelnburg, geht auf den Saal, neigt sein Haupt auf Etzels Fuß und beut sein Leben zur Sühne. Die Königin weint und Etzel richtet mit neuer Huld ihn auf.

Hildebrand und Alebrand.

Der alte Hildebrand reitet mit Dietrich von den Hunnen zurück, zweiunddreißig Jahre hat er Frau Ute nicht gesehen. Er wird gewarnt vor dem jungen Alebrand, der ihn auf der Mark anrennen werde, und ritte er selbzwölfte. Hildebrand will ihm einen Schirmschlag geben, daß er ein Jahr lang der Mutter zu klagen habe. Auf der Mark rennt der junge Held den Alten an: „Was suchst du in meines Vaters Lande? Du solltest daheim bleiben, beim warmen Herde.“ Der Alte lacht: „Zu reisen und zu fechten bis an meine Hinfahrt, ist mir gesetzt; darauf grauet mir der Bart.“ Er weigert sich, Harnisch und Schild hinzugeben, wie der Junge verlangt. Von den Worten kommen sie zu den Schwertern. Hildebrand empfängt einen Schlag, davon er sieben Klafter hinter sich springt. „Den Streich,“ ruft er, „lehrte dich ein Weib!“ Da faßt er den Jungen, wo er am schmälsten ist, und schwingt ihn rückwärts ins Gras. Alebrand muß sich nennen. Der Alte schließt den goldenen Helm auf und küßt den Sohn. Dreimal lieber am eigenen Haupte trüge Alebrand die Wunde, die er dem Vater geschlafen. Er reitet zu Bern ein, den Vater an der Seite, führt ihn in der Mutter Haus und setzt ihn oben an den Tisch. Frau Ute meint, der Ehre sei zu viel, einen gefangenen Mann obenan zu setzen. „Kein Gefangener,“ spricht Alebrand, „es ist Hildebrand, mein Vater.“ Da schenkt sie selber dem Alten den Wein und er läßt aus dem Mund ein goldenes Ringlein in den Becher fallen.

2. Die Nibelunge.

Walther.

Etzel, mit Heeresmacht die Westreiche durchziehend, empfängt von den Königen Zins und Geisel. Gibich, der Franken König zu Worms, dessen eigener Sohn Gunther noch zu klein ist, giebt den Jüngling

Hagen, aus edlem Trojerstamme, samt großer Schatzung. Der Burgundenkönig Herrich, zu Cavillon*), giebt sein einzig Töchterlein Hiltgund, Alphar, König in Aquitanien, seinen jungen Sohn Walther, durch Gelöbnis der Väter für Hiltgund bestimmt. Hagen und Walther werden bei Etzeln wohl erzogen; sie thun es allen Hunnen in den Künsten des Kriegs zuvor und führen des Königs Heere. Hiltgund, der Frauenarbeit kundig, gewinnt die Huld der Königin und wird der Schatzkammer vorgesetzt. Indes stirbt Gibich; sein Nachfolger Gunther kündigt Bündnis und Zins den Hunnen auf. Als Hagen dies erfahren, entflieht er bei Nacht. Damit nicht auch Walther, des Reiches Trost, entfliehe, will Etzel, nach dem Rate der Königin, ihn mit einer hunnischen Fürstentochter vermählen. Walther lehnt die Heirat ab, als würde sie ihn im Dienste des Königs säumig machen. Als er nun einst von einer Heerfahrt sieghaft zurückkehrt, trifft er Hiltgunden allein. Er küßt sie, läßt sich von ihr den Becher reichen und drückt ihre Hand, zur Erinnerung des Verlöbnisses; dann beredet er mit ihr die Flucht aus der langen Verbannung. Längst wäre er entflohen, wenn er die Jungfrau hätte zurücklassen wollen. Der Abrede gemäß giebt Walther dem König ein großes Mahl, wobei sämtliche Gäste in Trunkenheit und tiefen Schlaf versenkt werden. Hiltgrund ladet zween Schreine mit goldenen Armringen aus der Schatzkammer. Die Schreine werden Walthers Roß Leo an die Seiten gehängt, das die Jungfrau am Zügel führt. Der Held schreitet in voller Rüstung, mit Schild und Speer, Hiltgund trägt eine Angelrute. So ziehen sie in der Nacht davon und streichen, das bebaute Land meidend, durch unwegsame Wälder und Gebirge, mit Vogelstellen und Fischfang sich nährend. Der Jungfrau schlägt das Herz, wenn der Wind die Zweige rührt oder ein Vogel hindurchrauscht. Vergeblich aber hat Etzel sein Gold ausgeboten, wer ihm den Flüchtling zurückbringe; kein Hunne wagt es, den Helden zu verfolgen. Am vierzigsten Abend gelangen Walther und Hiltgund zum Ufer des Rheines bei Worms. Für die Überfahrt giebt Walther Fische, die er früher gefangen. Diese bringt der Ferge morgens zur Stadt und sie kommen auf den Tisch des Königs Gunther, der sich wundert, in Frankenland solche Fische zu sehen. Der Fährmann, befragt, woher die Fische seien, erzählt von dem wandernden Recken und der schönen Jungfrau, auch daß beim Tritte des Rosses die Schreine wie von Gold und Edelsteinen erklungen. Hagen, der mit am Tische sitzt, errät, daß sein Geselle Walther von den Hunnen kehre. Da jubelt König Gunther, daß der Schatz, den sein Vater gezinst, in sein Reich zurückgekommen. Sogleich wählt er zwölf Recken, den Wandernden nachzujagen; Hagen selbst, obgleich er abrät, ist von

*) Cavillonis, Châlon sur Saône.

der Zahl. Derweil ist Walther in den Wasgenwald gekommen, ein wildreiches Waldgebirge, das oft von Hörnern und Hunden wiederhallt. Dort bilden zween überhangende Berggipfel eine Kluft mit frischbegrüntem Boden. An dieser sicheren Stelle will Walther ruhen, er hat bisher nie anders geschlafen, als auf den Schild gestützt; jetzt entledigt er sich der Waffen und legt sein Haupt in den Schoß der Jungfrau, die, über ihm wachend, von hier aus weit die Gegend überschaut. Ferne den Staub von Rossen gewahrend, weckt sie Walthern. Er wappnet sich, faßt Schild und Speer und stellt sich an den Eingang der Höhle. Hiltgund, die Hunnen fürchtend, bittet ihn, ihr das Haupt abzuschlagen, damit sie keines andern werde. Der Held aber erkennt die Nibelunge und am Helme seinen Gesellen Hagen, der allein ihm Sorge macht. König Gunther hat die Spur im Sande verfolgt; mit seinen Recken herangesprengt, sendet er den Kamelo von Metz, um Walthern das Pferd mit den Schreinen, zusamt der Jungfrau, abzufordern. Der Held bietet, wenn man ihm den Kampf erlasse, hundert Goldringe. Hagen rät dem Könige, solches anzunehmen; als aber all seine Warnung vergeblich ist, reitet er hinweg und setzt sich auf einen nahen Hügel. Kamelo wird nochmals abgeschickt, von Walthern den ganzen Schatz zu verlangen und, wenn er zögere, ihn zu bestehen. Vergebens bietet Walther zweihundert Goldringe. Kamelo wirft den Speer, dem Walther ausweicht; den seinigen werfend, lähmt er Kamelos Rechte und durchsticht ihn mit dem Schwerte. Der Reihe nach kämpfen Skaramund, Kamelos Neffe, Werhard, der Sachse Eckevrid, Hadwart, Patavrid, Hagens Schwestersohn, vom Oheim und von Walthern selbst vergeblich abgemahnt, Gerwit, Randolf, Helmnod, Trogunt von Straßburg, Tanast von Speier. Der enge Pfad gestattet je nur einem den Angriff und so werden sie nacheinander von Walthern in mannigfachem Kampf erlegt. König Gunther, allein noch übrig, flieht zu Hagen und fleht ihn, sich zum Streit zu erheben; nach langer Weigerung rät Hagen, zuvörderst Walthern aus der Feste zu locken. Sie reiten weg und legen sich auf die Lauer. Indes ist die Sonne zur Rast gegangen, Walther will nicht wie ein Dieb in der Nacht entweichen, er verhegt den Weg zur Höhle mit Dornen und bindet die erbeuteten Rosse fest. Auf den Schild gelagert schläft er die erste Hälfte der Nacht, indes die Jungfrau, zu seinem Haupte sitzend, mit Gesange sich wach erhält. Dann legt Hiltgund sich zum Schlummer und Walther, auf den Speer gelehnt, hält Wache. Am Morgen beladet er vier jener Rosse mit den Waffen der Erschlagenen, auf das fünfte setzt er die Braut und das sechste besteigt er selbst. Nicht weit sind sie im Thale gezogen, als hinter ihnen Gunther mit Hagen daherjagt. Sogleich heißt Walther die Braut mit dem Rosse Leo, das den Schatz trägt,

in das nahe Gehölz reiten; er selbst stellt sich dem Angriff. Hagen, um seinen Neffen Rache suchend, wird umsonst von Walthern der alten Freundschaft gemahnt, umsonst ihm ein Schild voll Goldes geboten. Von der zweiten bis zur neunten Stunde wehrt Walther sich im Fußkampfe gegen die beiden. Jetzt wirft er auf Hagen gewaltig den Speer und, zugleich Gunthern mit dem Schwert anlaufend, haut er diesem ein Stück vom Schenkel, daß der König auf seinen Schild niederstürzt. Walther will ihm den Todesstreich geben, aber Hagen streckt sein Haupt dazwischen, an seinem Helme zerspringt das Schwert und als Walther zürnend das Heft wegwirft, schlägt ihm Hagen die rechte Hand ab. Mit dem wunden Arme faßt Walther den Schild, mit der gesunden Hand sein hunnisches Halbschwert und schneidet Hagens rechtes Auge samt dem Kiefer hinweg. Als so jeder sein Zeichen hat, ruhen sie beisammen im Grase. Hiltgund, herbeigerufen, verbindet die Wunden und schenkt den Wein. Der König, weil er streitträge, bekommt zuletzt. Umher liegen Gunthers Bein, Walthers Hand, Hagens zuckendes Auge. Die zween Helden aber scherzen beim Becher: Walther soll Hirsche jagen, zu Lederhandschuhen, wovon der rechte wohl auszustopfen sei; das Schwert werde er rechts angürten und sein Weib einst links umfangen; Hagen werde statt Eberfleisch gelinden Brei essen und scheel blickend die Helden begrüßen. So erneuen sie blutig die Genossenschaft. Den ächzenden König heben sie zu Pferde. Die Franken kehren gen Worms, Walther in sein Heimatland.

Hörnen Siegfried.

(Siegfrieds Drachenkampf.)

Siegmund, König in Niederland, hat einen Sohn mit Namen Siegfried. Groß, stark und unbändig ist der Knabe. Man rät dem König, ihn hinziehen zu lassen, so möge er ein kühner Held werden. Siegfried scheidet von dannen; er kommt vor dem Walde zu einem Schmied, dem er dienen will. Aber er schlägt das Eisen entzwei und den Amboß in die Erde. Will man ihn darum strafen, so schlägt er Meister und Knechte. Der Meister denkt, wie er des Lehrlings los werde. Im Walde, bei einer Linde, liegt ein großer Drache. Dorthin schickt der Schmied den jungen Siegfried nach Kohlen, in der Hoffnung, der Drache werde ihn verschlingen. Aber Siegfried erschlägt den Lindwurm, reißt Bäume aus und trägt sie in ein Thal zusammen, wo viel Gewürmes liegt. Bei dem Köhler holt er Feuer, zündet das Holz an und verbrennt die Würmer. Ihre Hornhaut schmilzt und ein Bächlein fließt davon. Siegfried taucht den Finger ein und als dieser erkaltet, ist er wie Horn. Jetzt bestreicht Siegfried sich den ganzen Leib, außer zwischen den Schultern, und wird davon hörnen. Hierauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu

Worms und will ihm die Tochter abdienen. Als nun die schöne Kriemhild eines Mittags am Fenster steht, kommt ein Drache geflogen und rafft sie hin. Die Burg ist erleuchtet, als ob sie brenne. Hoch gegen die Wolken schwingt er sich. Traurig stehen Vater und Mutter. Der Drache führt die Jungfrau ins Gebirg auf einen hohen Fels, der eine Viertelmeile weit Schatten wirft. Bis in das vierte Jahr hat er sie auf dem Steine, wo sie all die Zeit keinen Menschen sieht. Sie ist ihm gar lieb und er läßt ihr nicht an Speise noch Trank gebrechen. Oft legt er sein Haupt in ihren Schoß, aber von seinem Atmen erzittert der Stein. Im Winter legt er sich vor die Höhle, worin er sitzt, und hält die Kälte von ihr ab. Am Ostertag aber wird er ein Mann; denn er ist durch Fluch eines Weibes aus einem schönen Jüngling zum Drachen verwandelt. Nach fünf Jahren soll er wieder menschliche Gestalt gewinnen und bis dahin bewahrt er sich die Jungfrau. Sie aber weint täglich und bittet, daß er sie nur einmal Vater und Mutter wiedersehen lasse. Umsonst hat König Gibich in allen Landen nach seiner Tochter fragen lassen. Da reitet Siegfried eines Morgens mit Habicht und Hunden in den Wald. Seiner Bracken einer führt ihn auf des Drachen seltsame Spur. Rastlos, ohne Essen und Trinken, eilt Siegfried über das Gebirge, bis er am vierten Morgen vor den Drachenstein kommt. Der Zwerg Eugel sagt ihm, daß hier oben Kriemhild wohne, und giebt ihm Rat, wie er hinaufgelangen könne. Erst muß der Riese Kuperan, der den Schlüssel zum Steine hat, bezwungen werden. Der Riese, von Siegfried überwunden, fällt diesen hinterrücks an, aber Eugel rettet ihn mit der unsichtbar machenden Nebelkappe. Der Stein wird aufgeschlossen, müde wird der Held, bis er hinaufkommt zu der weinenden Jungfrau. Dort findet er auch das Schwert, mit dem allein der Drache besiegt werden kann. Da hören sie einen Schall, als fiele das Gebirg alles hernieder. Der Drache kommt dahergefahren, weit vor ihm her schießt das Feuer, das von ihm ausgeht, grimmig stoßt er gegen den schütternden Stein. Die Jungfrau birgt sich in der Höhle, Siegfried aber springt zum Streite. Mit den Krallen reißt ihm der Drache den Schild ab, speit Flammen, rot und blau, und umflicht den Helden mit dem Schweif, um ihn vom Steine herabzuwerfen. Der Stein glüht, wie Eisen in der Esse, und schwankt von dem ungestümen Kampfe. Des Wurmes Hornhaut wird erweicht von Schwertschlägen und Feuer. Da haut ihn Siegfried mitten entzwei; das eine Teil fällt vom Steine zu Stücken, das andere stößt Siegfried hintennach. So gewinnt er die Braut und führt sie von hinnen zusamt dem Schatze des Zwergkönigs Nibelung, welcher, von dessen Söhnen gehütet, unter dem Steine lag. Der Zwerg Eugel weissagt dem Helden frühen Tod.

Lied der Nibelunge.

(Siegfrieds Tod.)

In Burgunden erwuchs Jungfrau Kriemhild, die schönste in allen Landen. Drei königliche Brüder haben sie in Pflege, Gunther, Gernot und der junge Giselher. Zu Worms am Rheine wohnen sie in großer Macht; kühne Recken sind ihre Dienstmannen: Hagen von Tronje und sein Bruder Dankwart, der Marschalk; deren Neffe, Ortwin von Metz; Gere und Eckewart, zween Markgrafen; Volker von Alzei, der Spielmann; Sindolt, der Schenke; Hunolt, der Kämmerer, und Rumolt, der Küchenmeister. In diesen hohen Ehren träumt Kriemhilden, wie ein schöner Falke, den sie gezogen, von zween Aaren ergriffen wird. Ute, ihre Mutter, deutet dieses auf einen edlen Mann, den Kriemhild frühe verlieren möge. Aber Kriemhild will immer ohne Mannes Minne leben. Viele werben vergeblich um sie. Da hört auch Siegfried, Sohn des Königs Siegmund und der Siegelind zu Santen in Niederlanden, von ihrer großen Schönheit. In früher Jugend schon hat er Wunder mit seiner Hand gethan; den Hort der Nibelunge hat er gewonnen, samt dem Schwerte Balmung und der Tarnkappe, den Lindwurm erschlagen und in dem Blute seine Haut zu Horn gebadet. Selbzwölfte zieht er jetzt aus, Kriemhilden zu erwerben, umsonst gewarnt von den Eltern vor der burgundischen Recken Übermut. Köstlich ausgerüstet, reitet er zu Worms auf den Hof und fordert den König Gunther zum Kampf um Land und Leute. Doch im Gedanken an die Jungfrau läßt er sich begütigen und bleibt ein volles Jahr in Freundschaft und Ehre dort, ohne Kriemhilden zu sehen. Sie aber blickt heimlich durch das Fenster, wenn er auf dem Hofe den Stein oder den Schaft wirft. Siegfried heerfahrtet für Gunthern gegen die Könige Liudeger von Sachsenland und dessen Bruder, Liudegast von Dänemark; beide nimmt er gefangen. Als Kriemhilden ein Bote meldet, wie herrlich vor allen Siegfried gestritten, da erblüht rosenrot ihr schönes Antlitz; reiche Miete läßt sie dem Boten geben. Gunther aber bereitet seinen Helden ein großes Fest, bei dem Siegfried Kriemhilden sehen soll; denn die Könige wollen ihn festhalten. Wie aus den Wolken der rote Morgen, geht die Minnigliche hervor; wie der Mond vor den Sternen, leuchtet sie vor den Jungfrauen, die ihr folgen; Dienstmannen, Schwerter in Händen, treten voran. Sie grüßt den Helden, sie geht an seiner Hand; nie in Sommerzeit nach Maientagen gewann er solche Freude.

Fern über See, auf Island, wohnt die schöne Königin Brünhild. Wer ihrer Minne begehrt, muß in drei Spielen ihr obsiegen, in Speerschießen, Steinwurf und Sprung; fehlt er in einem, so hat

er das Haupt verloren. Auf sie stellt König Gunther den Sinn und gelobt seine Schwester dem kühnen Siegfried, wenn der ihm Brünhilden erwerben helfe. Mit Hagen und Dankwart besteigen die beiden ein Schifflein und führen selbst das Ruder. Sie fahren mit gutem Winde den Rhein hinab in die See. Am zwölften Morgen kommen sie zur Burg Isenstein, wo Brünhild mit ihren Jungfrauen im Fenster steht. Als die Helden an das Land getreten, hält Siegfried dem Könige das Roß, damit er für dessen Dienstmann gehalten werde. Sie reiten in die Burg, Siegfried und Gunther mit schneeweißen Rossen und Gewanden, Hagen und Dankwart rabenschwarz gekleidet. Brünhild grüßt Siegfrieden vor dem Könige. Die Kampfspiele heben an; unsichtbar durch die Tarnkappe, steht Siegfried bei Gunthern; er übernimmt die Werke, der König die Gebärde. Brünhild streift sich die Ärmel auf, einen Schild faßt sie, den vier Kämmerer kaum hergetragen, einen Speer, gleichmäßig schwer, schießt sie auf Gunthers Schild, daß die Schneide hindurchbricht und die beiden Männer strauchelu; aber kräftiger noch wirft Siegfried den umgekehrten Speer zurück. Einen Stein, den zwölf Männer mühlich trügen, wirft sie zwölf Klafter weit und über den Wurf hinaus noch springt sie in klingendem Waffenkleid; doch weiter wirft Siegfried den Stein, weiter trägt er den König im Sprunge. Zürnend erkennt Brünhild sich besiegt und heißt ihre Mannen Gunthern huldigen. Zum Rheine will sie ihm erst folgen, wenn sie zuvor all ihre Freunde besandt hat. Jeder Gefahr zu begegnen, schifft Siegfried heimlich von dannen, zum Lande der Nibelunge, wo er den großen Schatz hat; dort prüft er mit Kampfe den riesenhaften Burghüter und den Zwerg Alberich, der des Hortes pflegt; dann wählt er tausend der besten Recken von den Nibelungen, die ihm dienstbar sind, und kehrt mit ihnen gen Isenstein. Brünhild wird nun heimgeführt und zu Worms herrlich empfangen. Am gleichen Tage führt Gunther Brünhilden, Siegfried Kriemhilden in die Brautkammer. Doch Brünhild hat geweint, als sie Kriemhilden bei Siegfried am Mahle sitzen sah; vorgeblich, weil ihr leid sei, daß des Königs Schwester einem Dienstmann gegeben werde; und in der Hochzeitnacht will sie nicht Gunthers Weib werden, bevor sie genau wisse, wie es so gekommen. Sie erwehrt sich Gunthers, bindet ihm mit ihrem Gürtel Füße und Hände zusammen und läßt ihn so die Nacht über an einem Nagel hoch an der Wand hängen. Siegfried bemerkt am andern Tage des Königs Traurigkeit, errät den Grund und verspricht, ihm die Braut zu bändigen. In der Tarnkappe kommt er die nächste Nacht in Gunthers Kammer, ringt gewaltig mit Brünhilden und bezwingt sie dem Könige. Einen Ring, den er heimlich ihr vom Finger gezogen, und den Gürtel nimmt er mit sich hinweg. Bald

hernach führt er Kriemhilden in seine Heimat nach Santen, wo sein Vater ihm die Krone abtritt. Zehn Jahre vergehen und stets denkt Brünhild, warum Siegfried von seinem Lande keinen Lehendienst leiste. Sie beredet Gunthern, den Freund und die Schwester zu einem großen Fest auf nächste Sonnenwende zu laden. Der alte Siegmund reitet mit ihnen nach Worms. Beim Empfange blickt Brünhild unterweilen auf Kriemhilden, wie ihre Farbe gegen dem Golde glänzt. In festlicher Freude verbringen sie zehn Tage. Am elften, vor Vesperzeit, als Ritterspiel auf dem Hofe sich hebt, sitzen die zwo Königinnen zusammen. Da rühmt Kriemhild ihren Siegfried, wie er herrlich vor allen Recken gehe. Brünhild entgegnet, daß er doch nur Gunthers Eigenmann sei. So eifern sie in kränkenden Worten, und als man nun zur Vesper geht, kommen sie, die sonst immer beisammen gingen, jede mit besonderer Schar ihrer Jungfrauen zum Münster. Brünhild heißt Kriemhilden als Dienstweib zurückstehen; da wirft Kriemhild ihr vor, sie sei nur das Kebsweib Siegfrieds, der ihr das Magdtum abgewonnen, und geht in das Münster vor der weinenden Königin. Nach dem Gottesdienste wartet Brünhild vor dem Münster und verlangt von Kriemhilden Beweis jener Rede. Kriemhild zeigt Ring und Gürtel, die Siegfried ihr gegeben, und abermals weint die Königin. Umsonst schwört Siegfried im Ringe der Burgunden, daß er Brünhilden nicht gewinnet. Hagen gelobt, ihr Weinen an Siegfried zu rächen, und er zieht die Königin in den Mordrat. Falsche Boten werden bestellt und reiten zu Worms ein, als hätten sie von Liudeger und Liudegast, die man auf Treue und Glauben freigelassen, neuen Krieg anzusagen. Siegfried, der seinen Freunden stets gerne dient, erbietet sich alsbald, den Kampf für sie zu bestehen. Als das Heer bereit ist, nimmt Hagen von Kriemhilden Abschied. Sie bezeigt Reue über das, was sie Brünhilden gethan, und bittet ihn, über Siegfrieds Leben in der Schlacht zu wachen. Deshalb vertraut sie ihm, daß Siegfried an einer Stelle, zwischen den Schultern, verwundbar sei, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, als er sich im Blute des Drachen gebadet. Diese Stelle zu bezeichnen, näht sie, nach Hagens Rat, auf ihres Mannes Gewand ein kleines Kreuz. Hagen freut sich der gelungenen List und kaum ist Siegfried ausgezogen, so kommen andere Boten mit Friedenskunde. Ungerne kehrt Siegfried um; statt der Heerfahrt soll nun im Wasgenwald eine Jagd auf Schweine, Bären und Wisente (wilde Ochsen) gehalten werden. Weinend ohne Maß, entläßt Kriemhild den Gemahl. Ihr hat geträumt, wie ihn zwei wilde Schweine über die Heide gejagt und die Blumen von Blute rot geworden, wie zween Berge über ihm zusammengefallen und sie ihn nimmermehr gesehen. Mit Gunthern, Hagen und großem Jagd-

gefolge reitet Siegfried zu Walde. Gernot und Giselher bleiben daheim. Viel Rosse, mit Speise beladen, werden über den Rhein geführt auf einen Anger vor dem Walde. Die Jagdgesellen trennen sich, damit man sehe, wer der beste Weidmann sei. Siegfried nimmt sich einen alten Jäger mit einem Spürhund; kein Tier entrinnt ihm, Berg und Wald macht er leer, er gewinnt Lob vor allen. Schon wird zum Imbiß geblasen, als Siegfried einen Bären aufjagt. Er springt vom Rosse, läuft dem Tiere nach, fängt und bindet es auf seinen Sattel. So reitet er zur Feuerstätte; herrlich ist sein Jagdgewand, mächtig der Bogen, den nur er zu spannen vermag, reich der Köcher, von Golde das Horn. Als er abgestiegen, läßt er den Bären los, der unterm Gebell der Hunde durch die Küche rennt, Kessel und Brände zusammenwirft, zuletzt aber von Siegfried ereilt und mit dem Schwert erschlagen wird. Die Jäger setzen sich zum Mahle; Speise bringt man genug, aber die Schenken säumen. Hagen giebt vor, er habe gemeint, das Jagen soll heut im Spessart sein, dorthin habe er den Wein gesandt. Doch hier nahe sei ein kühler Brunnen. Zu diesem beredet er mit Siegfried einen Wettlauf. Sie ziehen die Kleider aus, Siegfried legt sich vor Hagens Füße; wie zween Panther laufen sie durch den Klee; Siegfried, all sein Waffengerät mit sich tragend, erreicht den Brunnen zuerst. Doch trinkt er nicht, bevor der König getrunken. Wie er sich zur Quelle neigt, faßt Hagen den Speer, den Siegfried an die Linde gelehnt, und schießt ihn dem Helden durch das Kreuzeszeichen, daß sein Blut an des Mörders Gewand spritzt. Hagen flieht, wie er noch vor keinem Manne gelaufen. Siegfried springt auf, die Speerstange ragt ihm aus der Wunde, den Schild rafft er auf, denn Schwert und Bogen trug Hagen weg; so ereilt er den Mörder und schlägt ihn mit dem Schilde zu Boden. Aber dem Helden weicht Kraft und Farbe, blutend fällt er in die Blumen; die Verräter scheltend, die seiner Treue so gelohnt, und doch Kriemhilden dem Bruder empfehlend, ringt er den Todeskampf. In der Nacht führen sie den Leichnam über den Rhein. Hagen heißt ihn vor Kriemhilds Kammerthür legen. Als man zur Mette läutet, bringt der Kämmerer Licht und sieht den blutigen Toten, ohne ihn zu erkennen. Er meldet es Kriemhilden, die mit ihren Frauen zum Münster gehen will. Sie weiß, daß es ihr Mann ist, noch ehe sie ihn gesehen; zur Erde sinkt sie und das Blut bricht ihr aus dem Munde. Der alte Siegmund wird herbeigerufen; Burg und Stadt erschallen von Wehklage. Am Morgen wird der Leichnam auf einer Bahre im Münster aufgestellt. Da kommen Gunther und der grimme Hagen; der König jammert. „Räuber," sagt er, „haben den Helden erschlagen." Kriemhild heißt sie zur Bahre treten, wenn sie sich unschuldig zeigen wollen; da blutet vor Hagen die

Wunde des Toten. Drei Tage und drei Nächte bleibt Kriemhild bei ihm; sie hofft, auch sie werde der Tod hinnehmen. Meßopfer und Gesang für seine Seele rasten nicht in dieser Zeit. Als darauf Siegfried zu Grabe getragen wird, heißt Kriemhild den Sarg wieder aufbrechen, erhebt noch einmal sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, küßt den Toten und ihre lichten Augen weinen Blut. Freudlos kehrt der König Siegmund heim. Kriemhild läßt sich am Münster eine Wohnung bauen, von wo sie täglich zum Grabe des Geliebten geht. Vierthalb Jahre spricht sie kein Wort mit Gunthern und ihren Feind Hagen sieht sie niemals. Hagen aber trachtet, daß der Nibelungenhort in das Land komme. Gernot und Giselher bringen die Schwester erst dahin, daß sie Gunthern, mit Thränen, wieder grüßt; dann wird sie beredet, den Hort, ihre Morgengabe von Siegfried, herführen zu lassen. Als sie aber das Gold freigebig austeilt, fürchtet Hagen den Anhang, den sie damit gewinne. Da werden ihr die Schlüssel abgenommen, und als sie darüber klagt, versenkt Hagen den ganzen Schatz im Rheine.

Der Nibelunge Not.

Dreizehn Jahre hatte Kriemhild im Witwentum gelebt. Da stirbt Frau Helke, des gewaltigen Hunnenkönigs Etzel Gemahlin. Ihm wird geraten, um die edle Kriemhild zu werben, und er sendet nach ihr den Markgrafen Rüdiger mit großem Geleite. Den Königen zu Worms ist diese Werbung willkommen; Hagen aber widerrät. Kriemhild selbst widerstrebt lange: Weinen gezieme ihr und anderes nicht. Erst als Rüdiger heimlich mit ihr spricht und ihr schwört, mit allen seinen Mannen jedes Leid, das ihr widerfahre, zu rächen, hofft sie noch Rache für Siegfrieds Tod und reicht ihre Hand dar. Sie fährt mit den Boten hin, im Geleit ihrer Jungfrauen und des Markgrafen Eckewart, der mit seinen Mannen ihr bis an sein Ende dienen will. Ihr Weg geht über Passau, wo der Bischof Pilgrim, ihrer Mutter Bruder, sie wohl empfängt, dann über Pechlarn, wo sie in Rüdigers gastlichem Hause einspricht. Bei Tuln reitet König Etzel ihr entgegen mit all den Fürsten, die ihm dienen, Heiden und Christen. Die Hochzeit wird zu Wien begangen; zu Mijenburg (jetzt Wiselburg) schiffen sie sich auf die Donau ein; von Schiffen, die man zusammengeschlossen, von Zelten, die man darüber gespannt, ist der Strom bedeckt, als wäre es Land und Feld. So kommen sie gen Etzelnburg, wo Kriemhild fortan gewaltig an Helkens Stelle sitzt. Sie genest eines Sohnes, der Ortlieb genannt wird. Aber in dreizehn Jahren solcher Ehre vergißt sie nicht ihres Leides; allezeit denkt sie, wie sie es räche. Sie klagt dem Gemahle, daß man sie für freundlos halte, weil ihre Verwandte noch niemals zu ihr gekommen. So bewegt sie ihn, ihre Brüder zu einem Fest auf nächste

Sonnenwende herzuladen. Werbel und Swemmel, des Königs Spielleute, werden als Boten gesandt und Kriemhild empfiehlt ihnen, daß Hagen nicht zurückbleibe, der allein der Wege kundig sei. König Gunther bespricht sich mit seinen Brüdern und Mannen über die Botschaft. Hagen, des Mordes eingedenk, rät ab von der Reise; als aber Gernot und Giselher ihn der Furcht zeihen, schließt er zürnend sich an, rät jedoch, mit Heereskraft auszufahren. Rumolts, des Küchenmeisters, Rat ist, daheim zu bleiben, bei guter Kost und schönen Frauen. Als sie zur Fahrt bereit sind, hat Frau Ute einen bangen Traum, wie alles Geflügel im Lande tot sei. Mit tausend und sechzig ihrer Mannen, dazu tausend Nibelungen, und mit neuntausend Knechten erheben sich die Könige; durch Ostfranken ziehen sie zur Donau, zuvorderst reitet Hagen. Der Strom ist angeschwollen und kein Schiff zu sehen. Hagen geht gewappnet umher, einen Fährmann suchend. Er hört Wasser rauschen und horcht; in einem schönen Brunnen baden Meerweiber. Er schleicht ihnen nach, aber ihn gewahrend, entrinnen sie und schweben, wie Vögel, auf der Flut. Ihr Gewand jedoch hat er genommen und die eine, Hadeburg, verspricht ihm, wenn er es wiedergebe, das Geschick der Reise vorherzusagen. Wirklich verkündet sie, daß die Fahrt in Etzels Land wohlergehen werde. Als er darauf die Kleider zurückgegeben, warnt die andere, Sieglind, jetzt noch umzukehren, sonst werden sie alle bei den Hunnen umkommen, nur des Königs Kaplan werde heimgelangen. Noch sagen sie ihm, wenn er die Fahrt nicht lassen wolle, wie er über das Wasser komme. Jenseits des Stromes wohnt der Ferge des bayrischen Markgrafen Else; laut ruft Hagen hinüber und nennt sich Amelrich, einen Mann des Markgrafen; hoch am Schwerte bietet er einen Goldring, als Fährgeld. Der Ferge rudert herüber, als er sich aber betrogen sieht und Hagen nicht vom Schiffe weichen will, schlägt er den Helden mit Ruder und Schalte. Hagen greift zum Schwerte, schlägt dem Fergen das Haupt ab und wirft es an den Grund. Dann bringt er das Schiff, das von Blute raucht, zu seinen Herren und fährt selbst, den ganzen Tag arbeitend, das Heer über; die Rosse werden schwimmend übergetrieben. Den Kaplan aber, wie er über dem Heiligtume lehnt, schwingt Hagen aus dem Schiffe und stößt ihn, als er zu schwimmen versucht, zürnend zu Grunde; dennoch kommt der Priester unversehrt an das Ufer zurück. Dort steht er und schüttelt sein Gewand. Hagen sieht, daß unvermeidlich sei, was die Meerweiber verkündet; da schlägt er das Schiff zu Stücken und wirft es in die Flut, damit, giebt er zuerst vor, kein Zager entrinnen könne. Bald aber sagt er den Recken ihr Schicksal, davor manches Helden Farbe wechselt. Sie ziehen fürder durch Bayerland, auch die Nacht hindurch. Volker reitet mit dem Heer-

zeichen vor. Hagen übernimmt weislich die Nachhut mit seinen Mannen und seinem Bruder Dankwart. Diese werden von Gelfrat und Else, die ihres Fergen Tod ahnden wollen, mit siebenhunderten angefallen. Im Scheine des Mondes wird grimmig gestritten. Gelfrat fällt von Dankwarts Schwert und Else entflieht. Der Bayer bleiben hundert, der Burgunden viere tot. Seine Herren, die indes weiter geritten, läßt Hagen nichts von dem Kampfe wissen, damit sie ohne Sorge bleiben. Erst als die Sonne über die Berge scheint, sieht Gunther die blutigen Waffen und erfährt, wie gut Hagen gehütet. Über Passau kommen sie auf Rüdigers Mark, wo sie den Hüter schlafend finden, dem Hagen das Schwert nimmt. Es ist Eckewart, der mit Kriemhilden hingezogen. Beschämt über seine üble Hut, empfängt er das Schwert zurück und warnt die Helden. Zu Pechlarn erfahren sie die Gastfreiheit des Markgrafen Rüdiger und seiner Hausfrau Gotelind. Die schöne Tochter des Hauses wird Giselhern verlobt; auch keiner der andern geht unbeschenkt hinweg; König Gunther empfängt ein Waffengewand, Gernot ein Schwert, Hagen den kostbaren Schild Nudungs, dessen Tod Gotelind beweint, Dankwart festliche Kleider, Volker, der zum Abschied fiedelt und singt, zwölf Goldringe, die er, der Markgräfin zu Dienst, an Etzels Hofe tragen soll. Rüdiger selbst mit fünfhundert Mannen begleitet die Helden zum Feste. Dietrich von Bern, der bei den Hunnen lebt, reitet mit seinen Amelungen den Gästen entgegen. Auch er warnt, daß die Königin noch jeden Morgen um Siegfried weine. Kriemhild steht im Fenster und blickt nach ihren Verwandten aus, der nahen Rache sich freuend. Als die Burgunden zu Hofe reiten, fragt jedermann nach Hagen, der den starken Siegfried schlug. Der Held ist wohl gewachsen, von breiter Brust und langen Beinen; die Haare grau gemischt, schrecklich der Blick, herrlich der Gang. Zuerst küßt Kriemhild Giselhern; als Hagen sieht, daß sie im Gruß unterscheide, bindet er sich den Helm fest. Ihn fragt sie nach dem Horte der Nibelunge; Hagen erwidert, er habe an Schild und Brünne, Helm und Schwert genug zu tragen gehabt. Als die Helden ihre Waffen nicht abgeben wollen, merkt Kriemhild, daß sie gewarnt sind; wer es gethan, dem droht sie den Tod. Zürnend sagt Dietrich, daß er gewarnt. Hagen nimmt sich Volkern zum Heergesellen. Sie zween allein gehen über den Hof und setzen sich Kriemhilds Saale gegenüber auf eine Bank. Die Königin, durchs Fenster blickend, weint und fleht Etzels Mannen um Rache an Hagen. Sechzig derselben wappnen sich; als ihr diese zu wenig dünken, rüsten sich vierhundert. Die Krone auf dem Haupte, kommt sie mit dieser Schar die Stiege herab. Der übermütige Hagen legt über seine Beine ein lichtes Schwert, aus dessen Knopf ein Jaspis scheint, grüner denn Gras;

wohl erkennt Kriemhild, daß es Siegfrieds war. Auch Volker zieht einen Fiedelbogen an sich, stark und lang, einem Schwerte gleich. Furchtlos sitzen sie da und keiner steht auf, als die Königin ihnen vor die Füße tritt. Sie wirft Hagen vor, daß er ihren Mann erschlagen; da spricht Hagen laut aus, daß er es gethan, räche es, wer da wolle! Die Hunnen sehen einander an und ziehen ab, den Tod fürchtend. König Etzel, von all dem nichts wissend, empfängt und bewirtet die Helden auf das beste. Zur Nachtruhe werden sie in einen weiten Saal geführt, wo kostbare Betten bereitet sind. Hagen und Volker halten vor dem Hause Schildwacht. Volker lehnt den Schild von der Hand, nimmt die Fiedel und setzt sich auf den Stein an der Thüre. Seine Saiten erklingen, daß all das Haus ertost; süßer und süßer läßt er sie ertönen, bis alle die Sorgenvollen entschlummert sind. Mitten in der Nacht glänzen Helme aus der Finsternis; es sind Gewaffnete, von Kriemhilden geschickt; doch als sie die Thür so wohl behütet sehen, kehren sie wieder um, von Volkern bitter gescholten. Morgens, da man zur Messe läutet, heißt Hagen seine Gefährten statt der Seidenhemde die Harnische nehmen, statt der Mäntel die Schilde, statt der Kränze die Helme, statt der Rosen die Schwerter. Etzel fragt, ob ihnen jemand Leides gethan. Hagen antwortet, es sei Sitte seiner Herren, bei allen Festen drei Tage gewappnet zu gehen. Aus Übermut sagen sie dem König ihren Argwohn nicht. Nach der Messe beginnen Ritterspiele. Dietrich verbeut seinen Recken, teilzunehmen; auch Rüdiger hält die seinigen ab, weil er die Burgunden unmutig sieht. Einem Hunnen, der bräutlich aufgeputzt, ein Traut der Frauen, daherreitet, sticht Volker den Speer durch den Leib. Die Verwandten des Hunnen rufen nach Waffen, Etzel selbst muß schlichten; er reißt einem das Schwert aus der Hand und schlägt die andern hinweg. Ehe sie zu Tische sitzen, sucht Kriemhild Dietrichs Hilfe; doch er verweist ihr den Verrat an ihren Blutsfreunden. Williger findet sie Blödeln, Etzels Bruder, dem sie die Mark des erschlagenen Nudung und dessen schöne Braut verheißt. Mit tausend Gewappneten zieht er feindlich zur Herberge, wo Dankwart, der Marschalk, mit den Knechten speist. Nach kurzem Wortwechsel springt Dankwart vom Tisch und schlägt ihm einen Schwertschlag, daß ihm das Haupt vor den Füßen liegt. Das ist die Morgengabe zu Nudungs Braut. Ein grimmer Kampf erhebt sich. Wer von den Knechten nicht Schwerter hat, greift zu den Stühlen. Die Hälfte der Hunnen wird erschlagen; aber andere zweitausend kommen und lassen nicht vom Streite, bis all die Knechte tot liegen. Dankwart allein haut sich zum Saale durch, wo die Herren sind. Eben wird Ortlieb, Etzels junger Sohn, seinen Oheimen zu Tische getragen. Da tritt Dankwart in die Thür, mit bloßem

Schwert, all sein Gewand mit Hunnenblut beronnen. Laut rufend verkündet er den Mord in der Herberge. Hagen heißt ihn der Thür hüten, daß kein Hunne herauskomme. Dann schlägt er das Kind Ortlieb, daß sein Haupt in der Königin Schoß springt. Dem Erzieher des Knaben schlägt er das Haupt ab und dem Spielmann Werbel, zum Botenlohne, die rechte Hand auf der Fiedel. So wütet er fort im Saale. Auch Volkern klingt sein Fiedelbogen laut an der Hand. Rot sind seine Züge, seine Leiche hallen durch Helm und Schild. Er sperrt innen die Thür, während Dankwart außen die Stiege wehrt. Die Könige vom Rheine wollen den Streit erst scheiden; da es nicht möglich ist, kämpfen sie selbst als Helden. Kriemhild ruft Dietrichs Hilfe an. Der Held, auf dem Tische stehend und mit der Hand winkend, läßt seine Stimme schallen, wie ein Wisendhorn. Gunther hört im Sturme den Ruf und gebietet Stillstand. Dietrich verlangt, daß man ihn und die Seinigen mit Frieden aus dem Hause lasse. Gunther gewährt es. Da nimmt der Berner die Königin unter den Arm, an der andern Seite führt er Etzeln, mit ihm gehen sechshundert Recken. Auch Rüdiger mit fünfhunderten räumt ungefährdet den Saal. Einem Hunnen aber, der mit Etzeln hinaus will, schlägt Volker das Haupt ab. Was von Hunnen im Saal ist, wird niedergehauen. Die Toten werden die Stiege hinabgeworfen. Vor dem Hause stehen viel tausend Hunnen. Hagen und Volker spotten ihrer Feigheit; umsonst beut die Königin einen Schild voll Goldes, samt Burgen und Land, dem, der ihr Hagens Haupt bringe. An Etzels Hofe lebt Hawart von Dänemark mit seinem Markgrafen Iring und dem Landgrafen Irnfried von Thüringen. Iring vermißt sich zuerst, Hagen zu bestehen. Da rüsten sich auch Hawart und Irnfried mit tausend Mannen. Aber Iring fleht, daß sie ihn allein kämpfen lassen, wie er gelobt. Mit dem Schilde sich deckend, rennt er zum Saal hinauf, läuft bald den, bald jenen an, wird von Giefelhern in das Blut niedergeschlagen, springt wieder empor und entweicht zu den Seinen, nachdem er vier Burgunden erschlagen und Hagen durch den Helm verwundet. Kriemhild selbst nimmt ihm, dankend, den Schild von der Hand. Hagen aber rühmt sich, daß die Wunde nur seinen Zorn auf Männertod gereizt. Abermals eilt Iring zum Streite, da schießt Hagen einen Speer auf ihn, daß ihm die Stange vom Haupte ragt; es ist sein Tod. Ihn zu rächen, führen Hawart und Irnfried ihre Schar hinan; auch sie fallen vom Schwerte, mit ihren tausend Mannen, die man, nach Volkers Rat, in den Saal dringen ließ. Stille wird es nun, das Blut fließt durch Löcher und Rinnsteine. Auf den Toten sitzend ruhen die Burgunden aus. Aber noch vor Abend werden zwanzigtausend Hunnen versammelt; bis zur Nacht währt der harte

Streit. Da versuchen die Könige noch, Sühne zu erlangen. Kriemhild begehrt vor allem, daß sie ihr Hagen herausgeben. Die Könige verschmähen solche Untreue. Darauf läßt Kriemhild die Helden alle in den Saal treiben und diesen an vier Enden anzünden. Vom Winde brennt bald das ganze Haus. Das Feuer fällt dicht auf sie nieder, mit den Schilden wehren sie es ab und treten die Brände in das Blut. Rauch und Hitze thut ihnen weh; von Durst gequält, trinken sie, auf Hagens Anweisung, das Blut aus den Wunden der Erschlagenen; besser schmeckt es jetzt, denn Wein. Am Morgen sind ihrer noch sechshundert übrig, zu Kriemhilds Erstaunen. Mit neuem Kampfe beut man ihnen den Morgengruß. Die Königin läßt das Gold mit Schilden herbeitragen, den Streitern zum Solde. Markgraf Rüdiger kommt und sieht die Not auf beiden Seiten. Ihm wird vorgeworfen, daß er für Land und Leute, die er vom König habe, noch keinen Schlag in diesem Streite geschlagen. Etzel und Kriemhild flehen ihn fußfällig um Hilfe. Jener will ihn zum Könige neben sich erheben; diese mahnt ihn des Eides, daß er all ihr Leid rächen wolle. Was Rüdiger läßt oder beginnt, so thut er übel. Er hat die Burgunden hergeleitet, sie in seinem Hause bewirtet, seine Tochter, seine Gabe ihnen gegeben. Land und Burgen, was er vom Könige hat, heißt er wiedernehmen und will zu Fuß ins Elend gehen. Wohl weiß er, daß heute noch alles durch seinen Tod ledig wird. Doch er muß leisten, was er gelobt, steht auch Seel' und Leib auf der Wage. Weib und Kind befiehlt er den Gebietern und heißt seine Mannen sich rüsten. Kriemhild ist freudenvoll und weint. Als Giselher den Schwäher mit seiner Schar daherkommen sieht, freut er sich der vermeinten Freundeshilfe. Rüdiger aber stellt den Schild vor die Füße und sagt den Burgunden die Freundschaft auf. Umsonst mahnen sie ihn aller Lieb' und Treue. Er wünscht, daß sie am Rheine wären und er mit Ehren tot; aber den Streit kann niemand scheiden. Schon heben sie die Schilde, da verlangt Hagen noch eines. Der Schild, den ihm Frau Gotelind gegeben, ist ihm vor der Hand zerhauen; er bittet Rüdigern um den seinigen. Rüdiger giebt den Schild hin, es ist die letzte Gabe, die der milde Markgraf geboten. Manches Auge wird von heißen Thränen rot, und wie grimmig Hagen ist, erbarmt ihn doch die Gabe. Er und sein Geselle Volker geloben, Rüdigern nicht im Streite zu berühren. Wohl zeigt der Spielmann die Goldringe, die ihm die Markgräfin, beim Feste sie zu tragen, gab. Hinan springt Rüdiger mit den Seinen; sie werden in den Saal gelassen, schrecklich klingen drin die Schwerter. Da sieht Gernot, wie viel seiner Helden der Markgraf erschlagen, und springt zum Kampfe mit diesem. Schon hat er selbst die Todeswunde empfangen, da führt er noch auf Rüdigern den Todesstreich

mit dem Schwerte, das der ihm gegeben. Tot fallen beide nieder, einer von des andern Hand. Die Burgunden üben grimmige Rache, nicht einer von Rüdigers Mannen bleibt am Leben. Als der Lärm im Saale verhallt ist, meint Kriemhild, Rüdiger wolle Sühne stiften, bis der Tote herausgetragen wird. Ungeheure Wehklage erhebt sich von Weib und Mann; wie eines Löwen Stimme erschallt Etzels Jammerruf. Ein Recke Dietrichs hört das laute Wehe und meldet es seinem Herrn: der König oder die Königin selbst müsse umgekommen sein. Dietrich erinnert seine Helden, daß er den Gästen seinen Frieden entboten. Wolfhart will hingehen, die Märe zu erfragen; Dietrich aber, Wolfharts Ungestüm fürchtend, sendet den Helfrich. Dieser bringt die Kunde, daß Rüdiger samt seinen Mannen erschlagen sei. Der Berner will von den Burgunden selbst erfahren was geschehen sei, und schickt den Meister Hildebrand. Als dieser gehen will, tadelt ihn Wolfhart, daß er ungewaffnet gehe und so dem Schelten sich aussetze. Da waffnet sich der Weise nach der Unbesonnenen Rat. Zugleich rüsten sich, ohne Dietrichs Wissen, all seine Recken und begleiten den Meister. Hildebrand befragt die Burgunden und Hagen bestätigt Rüdigers Tod; Thränen rinnen Dietrichs Recken über die Bärte. Der Meister bittet um den Leichnam, damit sie nach dem Tode noch des Mannes Treue vergelten. Wolfhart rät, nicht lange zu flehen. Sie sollen ihn nur aus dem Hause holen, erwidert Volker, dann sei es ein voller Dienst. Mit trotzigen Reden reizen sich die beiden. Wolfhart will hinanspringen, aber Hildebrand hält ihn fest, an Dietrichs Verbot mahnend. „Laß ab den Leuen!“ spottet Volker. Da rennt Wolfhart in weiten Sprüngen dem Saale zu; zornvoll alle Berner ihm nach. Der alte Meister selbst will ihn nicht zum Streite veranlassen und ereilt ihn noch vor der Stiege. Ein wütender Kampf beginnt. Volker erschlägt Dietrichs Neffen Sigestab, Hildebrand Volkern, Helfrich Dankwarten. Wolfhart und Giselher fallen einer von des andern Schwert. Niemand bleibt lebend als Gunther und Hagen und von den Bernern Hildebrand, der mit einer starken Wunde von Hagens Hand entrinnt. Blutberonnen kommt er zu seinem Herrn, der traurig im Fenster sitzt. Dietrich fragt, woher das Blut. Der Meister erzählt, wie sie Rüdigern wegtragen wollen, den Gernot erschlagen. Als Dietrich den Tod Rüdigers bestätigen hört, will er selbst hingehen und befiehlt dem Meister, die Recken sich waffnen zu heißen. „Wer soll zu Euch gehn?“ sagt Hildebrand; „was Ihr habt der Lebenden, die seht Ihr bei Euch stehn.“ Mit Schrecken hört der Berner den Tod seiner Mannen. Einst ein gewaltiger König, jetzt der arme Dietrich. Wer soll ihm wieder in sein Land helfen? O wehe, daß vor Leid niemand sterben kann! Das Haus erschallt von seiner Klage. Da sucht

er selbst sein Waffengewand, der Meister hilft ihn wappnen. Dietrich geht zu Gunthern und Hagen, hält ihnen vor, was sie ihm Leides gethan, und verlangt Sühne. Sie sollen sich ihm zu Geiseln ergeben, dann wolle er selbst sie heimgeleiten. Hagen nennt es schmählich, daß zween wehrhafte Männer sich dem einen ergeben sollen. Schon als er den Berner kommen sah, vermaß er sich, allein den Helden zu bestehen. Des mahnt ihn jetzt Dietrich. Sie springen zum Kampfe. Dietrich schlägt dem Gegner eine tiefe Wunde, aber töten will er nicht den Ermüdeten; den Schild läßt er fallen und umschlingt jenen mit den Armen. So bezwingt er ihn und führt ihn gebunden zu der Königin. Das ist ihr ein Trost nach herbem Leide. Dietrich verlangt, daß sie den Gefangenen leben lasse. Dann kehrt er zu Gunthern; nach heißem Kampfe bindet er auch diesen und übergiebt ihn Kriemhilden mit dem Beding der Schonung. Sie aber geht zuerst in Hagens Kerker und verspricht ihm das Leben, wenn er wiedergebe, was er ihr genommen. Hagen erklärt, er habe geschworen, den Hort nicht zu zeigen, solang seiner Herren einer lebe. Da läßt Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es am Haare vor Hagen. Dieser weiß nun allein den Schatz; nimmer, sagt er, soll sie ihn erfahren. Aber ihr bleibt doch Siegfrieds Schwert, das er getragen, als sie ihn zuletzt sah. Das hebt sie mit den Händen und schlägt Hagen das Haupt ab. Der alte Hildebrand erträgt es nicht, daß ein Weib den kühnsten Recken erschlagen durfte. Zornig springt er zu ihr, nichts hilft ihr Schreien, mit schwerem Schwertstreich haut er sie zu Stücken. So liegt all die Ehre danieder; mit Jammer hat das Fest geendet, wie alle Lust zujüngst zum Leide wird.

3. Die Hegelinge.

Hagen von Irland.

Sigeband, König in Irland und seine Gemahlin, Ute von Norwegen, feiern ein prächtiges Fest. Laut lachen die Gäste über dem Spiel eines Fahrenden. Da achtet man wenig auf des Königs jungen Sohn Hagen, der vor dem Hause steht. Plötzlich schattet es, wie eine Wolke, der Wald bricht zusammen. Ein ungeheurer Greif kommt geflogen, schließt in seine Klauen das schreiende Kind und führt es hoch in die Lüfte. Er trägt es weithin in die Wildnis seinen Jungen in das Nest. Der jungen Greife einer fliegt mit dem Kinde von Baum zu Baum; aber noch gebricht ihm die Kraft, er muß zur Erde, statt wieder zum Neste; da läßt er das Kind fallen und dieses birgt sich im Grase. Früher hat schon der Greif drei Königstöchter geraubt, die auch sich gerettet und unfern in einer Felshöhle wohnen. Sie gewahren den Knaben, nehmen ihn zu sich, nähren ihn mit Wurzeln und Kräutern. Kräftig wächst er heran und zu Waffen

kommt er, als ein Schiff an den Felsen scheitert und ein Toter gewappnet ans Gestade getrieben wird. Die Greife überfallen den Königssohn, doch er wehrt sich erst mit Pfeilen, dann mit dem Schwert, und erlegt sie, alte und junge. Hagen ist fortan ein kühner Jäger und schafft Speise genug herbei. Endlich entdecken sie wieder ein Schiff und Hagen ruft laut durch Wind und Wellengetös. Die Jungfrauen, in junges Moos gekleidet, erscheinen den Schiffern zuerst als Meerwunder. Der Schiffherr fährt in einer Barke herbei, befragt die Unbekannten und nimmt sie auf ihre Bitte in das Schiff. Die Schiffleute sind Feinde von Hagens Vater, doch des Jünglings Stärke fürchtend, müssen sie ihn nach Irland führen. Die Mutter erkennt ihn an einem goldenen Kreuz auf der Brust; mit Freudentränen wird er empfangen. Sein Vater überläßt ihm die Krone, und Hilde, die schönste der drei Jungfrauen, wird seine Gemahlin.

Horand und Hilde.

Hettel, König zu Hegelingen, will sich vermählen. Man rühmt ihm die schöne Tochter des Königs von Irland, Hilde nach der Mutter genannt. Aber ihr Vater, der wilde Hagen, duldet keine Werbung um sie und läßt die Boten hängen, die nach ihr gesandt werden. Fünf Helden, dem König Hettel verwandt und lehnpflichtig, Wate von Stormen, Horand und Frute von Dänemark, Morung von Nisland und Irolt von Ortland, bereiten sich, ihrem Herrn die Braut zu gewinnen. Das Hauptschiff wird herrlich ausgerüstet, von Cypressenholz ist es erbaut, die Wände mit Silber beschlagen, die Ruder mit Gold bewunden, Segel und Ankerseile von Seide, die Anker selbst von Silber. Frute führt einen Kram von kostbaren Waren aller Art. Im Schiffsraum ist eine Schar gewappneter Recken verborgen. In Irland angelandet, sagen sie aus, der gewaltige König Hettel habe sie von ihren Landen vertrieben und auf Kaufschiffen seien sie hergefahren. Reiche Geschenke darbringend, erbitten sie des Königs Schutz. Er nimmt sie willig auf und räumt ihnen Häuser in der Stadt ein. Frute schlägt seinen Kram auf, nie ward noch so wohlfeil verkauft, und wer ohne Kauf etwas begehrt, dem wird es gern gegeben. Die junge Hilde wünscht die Gäste zu sehen, von deren Freigebigkeit sie so vieles hört. Da läßt der König die Fremden zu Hofe vor die Frauen kommen. Ihre Gebärde, ihr glänzender Anzug erregen Verwunderung. Ellenbreit ist Wates Bart, seine greisen Locken sind in Gold gewunden. Die Frauen befragen ihn scherzend, was ihn besser bedünke, bei schönen Frauen zu sitzen oder in hartem Streite zu fechten. Der Streit, meint er, zieme sich besser für ihn. Auf dem Saal üben die Jünglinge sich in Kampfspielen. Wate stellt sich, als hätte er niemals solches Fechten gesehen und gäbe er viel

darum, es noch zu lernen. Aber der Schirmmeister, den Hagen herbeiruft, und dann der König selbst, erproben bald ihres Lehrknaben Meisterschaft. So, spricht Irolt, werde in ihres Herren Lande täglich gefochten. Horand von Dänemark ist ein Meister des Gesanges. Abends und morgens singt er vor dem Hause so herrlich, daß die Frauen und König Hagen selbst an die Zinne treten. Die Vögel in den Büschen vergessen ihre Töne, die Tiere des Waldes lassen ihre Weide stehen, das Gewürm im Grase kreucht nicht weiter, die Fische im Wasser schwimmen nicht fürder; die Glocken klingen nicht mehr so wohl wie sonst; niemand bleibt seiner Sinne mächtig, den Trauernden schwindet ihr Leid, Kranke müßten genesen. Die Königstochter bescheidet den Sänger heimlich zu sich, er singt ihr noch die schönste seiner Weisen und sagt ihr die Werbung seines Herrn. Hilde zeigt sich willig, wenn Horand ihr am Abend und am Morgen singen werde. Horand versichert, sein Herr habe täglich zwölf Sänger, die weit schöner singen, am schönsten aber der König selbst. Bald hernach nehmen die Gäste Abschied vom König Hagen; ihr Herr, sagen sie, habe nach ihnen gesandt und Sühne geboten. Der König, mit Frau und Tochter, geleitet sie zu den Schiffen. Hilde, wie sie mit Horand besprochen, geht mit ihren Jungfrauen auf das Schiff, wo Frutes Kram zu schauen ist. Plötzlich werden die Anker gelöst, die Segel aufgezogen und die Gewappneten, die verborgen lagen, springen hervor. Der zürnende König und seine Mannen werfen umsonst ihre Speere nach; sie wollen zu Schiffe nacheilen, aber die Kiele werden durchlöchert gefunden. Die Gäste fahren mit der Braut dahin und schicken ihrem Herrn Botschaft voran. Hettel macht sich mit seinen Helden auf und empfängt Hilden am Gestade. Auf Blumen, unter seidenen Gezelten, lagern sich die Jungfrauen. Aber Segel erscheinen auf dem Meere. König Hagen hat andere Schiffe ausgerüstet und fährt mit großem Heere der Tochter nach. Eine blutige Schlacht wird am Strande gekämpft. Hettel wird von Hagen verwundet, dieser von Wate. Hilde fleht für den Vater; da wird der Streit geschieden, der wilde Hagen versöhnt sich mit der Tochter und dem Eidam. Wate, der von einem wilden Weibe Heilkunst gelernt, heilt, auf Hildens Bitte, ihren Vater und die andern Verwundeten.

Gudrun.

Hettel und Hilde gewinnen zwei Kinder, einen Knaben, Ortwin, und eine Tochter, Gudrun. Als diese in das Alter kommt, in dem Jünglinge das Schwert empfangen, ist sie schöner, als je die Mutter war, und mächtige Fürsten werben um sie. Siegfried (Seifried) von Morland, vergeblichen Dienstes müde, zieht drohend ab. Hartmut, Sohn des Königs Ludwig von Normandie, sendet erst Boten nach

ihr, denen sie versagt wird; dann kommt er selbst unerkannt an Hettels Hof. Er entdeckt sich Gudrunen, aber seine Schönheit hilft ihm nur so viel, daß die Jungfrau ihn wegeilen heißt, wenn er vor ihrem Vater das Leben behalten wolle. Auch Herwig von Seeland wird nicht verschmäht, doch er sammelt seine Mannen, zieht vor Hettels Burg und dringt kämpfend ein. Gudrun sieht mit Lust und Leid, wie Herwig Feuer aus Helmen schlägt. Hettel selbst bedauert, daß ihm ein solcher Held nicht zum Freunde gegönnt war. Da wird Friede gestiftet und Gudrun dem Helden anverlobt; in einem Jahre soll er sie heimführen. Als Siegfried von Morland solches erfahren, fällt er in Herwigs Land ein; Hettel zieht dem künftigen Eidam zu Hilfe.

Während so das Land der Hegelinge von Helden entblößt ist, kommen Hartmut und Ludwig von Normandie mit Schiffmacht angefahren, brechen die Burg und führen Gudrunen mit ihren Jungfrauen hinweg. Die Königin Hilde schickt Boten an Hettel und Herwig; diese machen sogleich Frieden mit Siegfried und er selbst hilft ihnen die Räuber zur See verfolgen. Auf einem Werder, dem Wülpensande, halten Hartmut und Ludwig Rast mit ihrer Beute; dort werden sie von den Hegelingen erreicht. In furchtbarer Schlacht fällt Hettel von Ludwigs Schwerte. In der Nacht schiffen die Normannen mit den Jungfrauen weiter. Die Hegelinge kehren heim; durch großen Verlust geschwächt, müssen sie die Rache verschieben, bis einst die verwaisten Kinder schwertmäßig sind. In Normandie wird Gudrun freudig empfangen. Sie soll nun mit Hartmut Krone tragen. Aber sie hält fest an Herwig und wendet sich ab von dem, dessen Vater den ihrigen erschlagen. Gerlind, die Mutter Hartmuts, hat zu der Werbung um Gudrunen geraten; zürnend, daß ihr schöner Sohn verschmäht geworden, hat sie eifrig die Schiffreise gefördert; jetzt verspricht sie ihm, der Jungfrau Hoffart zu brechen, indes er auf neue Heerfahrten zieht. Gudruns edle Jungfrauen, die sonst Gold und Gestein in Seide wirkten, müssen Garn winden und spinnen; sie selbst, die Königstochter, muß den Ofen heizen, mit den Haaren den Staub abkehren, zuletzt in Wind und Schnee am Strande Kleider waschen. Hildeburg, auch eines Königs Tochter, mit Gudrunen gefangen, teilt freiwillig mit ihr die Arbeit. Dreizehn Jahre vergehen, da mahnt Frau Hilde die Helden, die ihr gelobt, den Gemahl noch zu rächen und die Tochter wiederzuholen. Sie rüsten ihre Scharen und Schiffe. Nach stürmischer Fahrt erreichen sie die Küste von Normandie und landen, unbemerkt, an einem Walde. Herwig und Ortwin, Gudruns Bruder, machen sich auf, nach ihr zu forschen, und das Land zu erkunden. Gudrun und Hildeburg waschen am Strande, da sehen sie einen schönen Vogel herschwimmen. Es ist ein Bote von Gott, der ihnen mit menschlicher Stimme die nahe

Ankunft der Freunde verkündet. Der Vogel verschwindet und die Jungfrauen, von der Botschaft sprechend, versäumen sich im Waschen. Darüber werden sie abends von Gerlinden gescholten. Am Morgen, als sie wieder zur Arbeit sollen, ist Schnee gefallen. Umsonst bitten sie die Königin um Schuhe; barfuß müssen sie durch den Schnee zum Strande waten. Unter dem Waschen blicken sie oft sehnlich über die Flut hin. Sie gewahren zween Männer in einer Barke. Ihrer Schmach sich schämend, entweichen sie. Aber die beiden Männer, Herwig und Ortwin, springen aus der Barke und rufen sie zurück. Vor Frost beben die schönen Wäscherinnen, kalte Märzwinde haben ihnen die Haare zerweht; weiß, wie der Schnee, glänzt ihre Farbe durch die nassen Hemden. Die Männer bieten ihre Mäntel dar, aber Gudrun weist es ab. Noch erkennen sie einander nicht, obgleich die Herzen sich ahnen. Ortwin fragt nach den Fürsten des Landes und nach der Königstochter, die vor Jahren herbeigeführt worden. Die sei im Jammer gestorben, antwortet Gudrun. Da brechen die Thränen aus der Männer Augen. Doch bald wird ihnen Trost und Wonne. Gudrun und Herwig erkennen, eines an des andern Hand, die goldenen Ringe, womit sie sich verlobt sind. Herwig schließt sie in seine Arme. Dann scheiden die Männer, Hilfe verkündend, ehe morgen die Sonne scheine. Gudrun wirft die Wäsche in die Flut; nicht mehr will sie Gerlinden dienen, seit zween Könige sie geküßt und umfangen. Als sie zur Burg zurückkommt, will Gerlind sie mit Dornen züchtigen. Gudrun aber erklärt, wenn ihr die Strafe erlassen werde, wolle sie morgen Hartmuts werden. Freudig eilt dieser herbei. Gudrun und ihre Jungfrauen werden herrlich gekleidet und bewirtet. Die alte Königin allein fürchtet Unheil, als sie Gudrunen nach dreizehn Jahren zum ersten Male lachen sieht. Reiche Miete verheißt Gudrun derjenigen ihrer Jungfrauen, die ihr den Morgen zuerst verkünden werde. Beim Aufgang des Morgensterns steht eine Jungfrau am Fenster; mit dem ersten Tagesschein und dem Glänzen des Wassers sieht sie das Gefild von Waffen leuchten und das Meer voll Segel; eilig weckt sie Gudrunen. Die Hegelinge sind in der Nacht dahergefahren, die Kleider mit Blut zu röten, die Gudrun weiß gewaschen. Wate bläst sein Horn, daß die Eckſteine fast aus der Mauer fallen. In der Schlacht, die jetzt vor der Burg beginnt, wird Ludwig von Herwig erschlagen, Hartmut gefangen, mit achtzig Rittern; die andern alle kommen um. Wate erstürmt die Burg und schont auch der Kinder in der Wiege nicht, damit sie nicht zum Schaden erwachsen. Gerlinden, die sich zu Gudrunen flüchtet, reißt er hinweg und schlägt ihr das Haupt ab. So auch der jungen Herzogin Hergart, einst von Gudruns Gefolge, die Hartmuts Schenken genommen und viel Hoffart getrieben.

Ortrun aber, Hartmuts Schwester, die Gudrunen stets freundlich sich erwiesen, wird durch deren Fürbitte gerettet. Das Land wird verheert, die Burgen gebrochen. Nach solcher Vergeltung schiffen die Hegelinge sich wieder ein, mit Gudrunen und mit großer Beute. Hartmut und Ortrun werden gefangen mitgeführt. Horand und Morung bleiben in dem eroberten Lande zurück. Frau Hilde empfängt in Freuden ihre Tochter: der lange Haß wird versöhnt durch Vermählung Ortwins mit Ortrunen, und Hartmuts, dem sein Land wieder gegeben wird, mit der treuen Hildeburg. Siegfried von Morland erhält Herwigs Schwester. Herwig aber führt Gudrunen nach Seeland heim.

B Nordische Gestaltung der Sage.

Quellen für diese sind:

1. Die Heldenlieder der älteren oder sämundischen Edda, welche in ihrer gegenwärtigen Gestalt großenteils dem achten Jahrhundert angehören (W. Grimm, Heldensage S. 4).

2. Die prosaische jüngere oder Snorros Edda, ein Lehr- und Handbuch der nordischen Poesie, welches, wenigstens teilweise, dem Isländer Snorro Sturleson, der von 1178 bis 1241 lebte, zugeschrieben wird. Dasselbe giebt in Auszügen der alten Lieder und Sagen eine Übersicht der nordischen Mythologie und auch der den deutschen verwandten Heldenkreise.

3. Die Wölsungen-Sage (Volsunga Saga), wahrscheinlich am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt.

Um die Quellenlitteratur der nordischen Darstellung, wie früher die der deutschen, hier auf einmal zu erledigen, führe ich noch weitere Sagen und Lieder an, die ich zwar für die folgenden Umrisse nicht besonders benützen, wohl aber in den nachherigen Ausführungen darauf Bezug nehmen werde:

4. Norna Gests Sage, wahrscheinlich vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts.

5. Ragnar Lodbroks Saga, aus dem dreizehnten Jahrhundert.

6. Hedins und Högnis Saga (im deutschen Gudrunliede Hettel und Hagen), aus der letzten Hälfte des dreizehnten oder dem vierzehnten Jahrhundert.

7. Die faröischen Volkslieder von Sigurd und seinem Geschlechte, welche noch jetzt auf diesen entlegenen Inseln des Nordmeeres zum Tanze gesungen werden.

Die nun folgenden Umrisse der nordischen Gestaltung unserer Heldensage entsprechen dem, was wir aus der deutschen unter dem Namen der Nibelungen aufgeführt haben, mit Ausnahme des letzten, welcher den Hegelingen gegenübersteht.

Der Hort.

Die Asen Odin, Höner und Loke kommen auf ihrer Wanderung durch die Welt zu einem Wasserfalle, worin der Zwerg Andvare, in Gestalt eines Hechts, sich Speise zu fangen pflegt. Otter, Reidmars Sohn, hat eben dort, als Fischotter verwandelt, einen Lachs gefangen und verzehrt ihn blinzelnd. Loke wirft Ottern mit einem Steine tot und sie ziehen ihm den Balg ab. Abends suchen sie Herberge bei Reidmarn und zeigen ihm den Fang. Reidmar und seine Söhne, Fasne und Reigen, greifen die Asen und legen ihnen auf, zur Buße für Otter und zur Lösung ihrer Häupter, den Otterbalg mit Gold zu füllen, auch außen mit Gold zu bedecken. Die Asen senden Loken aus, das Gold herzuschaffen. Loke fängt im Wasserfall mit dem erborgten Netze der Göttin Ran den Zwerg Andvare und dieser muß zur Lösung all sein Gold geben. Einen Ring noch hält er zurück (denn mit diesem konnte er sich sein Gold wieder mehren), aber auch den nimmt ihm Loke. Da spricht der Zwerg einen Fluch über den Schatz aus. Die Asen stopfen nun den Otterbalg mit Gold, stellen ihn auf die Füße und decken ihn auch außen mit Gold. Reidmar sieht noch ein Barthaar der Otter und heißt auch das bedecken. Da zieht Odin den Ring hervor und bedeckt es damit. Loke verkündet Reidmarn und seinem Sohne Verderben. Fasne und Reigen verlangen von dem Vater Teil an der Buße. Reidmar verweigert es. Dafür durchbohrt Fasne mit dem Schwerte den schlafenden Vater, nimmt alles Gold und versagt seinem Bruder Reigen den Anteil am Erbe. Auf Gnitaheide liegt er und hütet den Hort, in Gestalt eines Lindwurms, mit dem Agishelm (Schreckenshelm), vor dem alles Lebende zittert. Reigen aber sinnt auf Rache.

Sigurd.

Sigurd, Sohn des Königs Siegmund von Frankenland, aus dem Heldengeschlechte der Wölsunge, lebt als Kind bei dem König Halfrek (in Dänemark). Seine Mutter Hiordis ist mit Alf, Halfreks Sohne, vermählt. Der kunstreiche Schmied Reigen, Reidmars Sohn, ist Sigurds Erzieher. Er reizt den Jüngling auf den Tod Fasnes und schmiedet ihm dazu aus den Stücken von Siegmunds zerbrochener Klinge, derselben, die einst Odin in den Stamm gestoßen, das Schwert Gram. Dieses ist so scharf, daß es, in den Strom gesteckt, einen Flock Wolle entzwei schneidet, der dagegen treibt. Sigurd aber will zuerst seinen Vater rächen, der im Kampfe gegen König Hundings Söhne gefallen. Er darf sich unter den Rossen des Königs Halfrek eines auswählen; da begegnet ihm im Walde ein alter Mann mit langem Barte, nach dessen Rat er dasjenige wählt, welches allein den reißenden Strom zu durchschwimmen vermag, Grani, von

Odins Rosse Sleipnir stammend. König Halfrek giebt ihm auch Schiffsrüstung. Auf der Fahrt bricht ein Sturm herein; da steht ein Mann auf dem Berge, der sich mit Namen nennt, die nur Odin zukommen; er tritt in das Schiff, stillt das Ungewitter und giebt dem Jüngling Kampflehren, wobei er die keilförmige Schlachtordnung als siegbringend bezeichnet. Sigurd schlägt eine große Schlacht, worin Lyngwi, Hundings Sohn, und dessen drei Brüder umkommen. Danach zieht er mit Reigen auf die Gnitaheide, macht eine Grube in Fafnes Weg zum Wasser und stellt sich hinein. Der alte, langbärtige Mann aber kommt wieder zu ihm und rät ihm, gegen Reigens Hinterlist mehrere Gruben zu machen, damit das Blut ablaufen könne. Als nun der Lindwurm, giftsprühend, über die Grube kriecht, da stößt ihm Sigurd das Schwert ins Herz. Fafne schüttelt sich, schlägt um sich mit Haupt und Schweif und weissagt sterbend, das Gold werde Sigurds Tod sein. Reigen schneidet dem Wurme das Herz aus, Sigurd soll es ihm braten. Dieser kostet den träufelnden Saft und versteht alsbald die Sprache der Vögel auf den Ästen. Sie raten ihm, selbst das Herz zu essen, Reigen, der auf Verrat sinne, zu töten und das Gold zu nehmen. Sigurd thut alles, was sie ihm geraten, und füllt zwo Kisten von dem Golde. Dazu nimmt er den Agishelm, den Goldpanzer und das Schwert Rotte. Er beladet damit sein Roß Grane, das ihm Odin selbst aus Halfreks Herde kiesen half. Aber Grane will nicht von der Stelle, bis Sigurd ihm auf den Rücken steigt. Sigurd reitet aufwärts nach Hindarberg und lenkt dann südlich gen Frankenland. Auf einem Berge sieht er ein großes Licht, als lohte Feuer zum Himmel auf. Wie er hinzukommt, steht da eine Schildburg und darauf eine Fahne. Er geht hinein und findet einen Gepanzerten schlafend daliegen; doch als er diesem den Helm abnimmt, sieht er, daß es ein Weib ist. Mit dem Schwerte schneidet er den festliegenden Panzer los, da erwacht sie. Es ist die Walküre Brünhild, von Odin in Schlaf gesenkt, weil sie dem Feinde eines Helden beistand, dem Odin Sieg verheißen. Nimmer soll sie fortan Sieg erkämpfen, sondern einem Manne vermählt werden. Dagegen hat sie das Gelübde gethan, keinem sich zu vermählen, der Furcht kenne. Dem Sigurd reicht sie jetzt das Horn voll Mets zum Gedächtnistrank und sie schwören sich Eide der Treue. Sie lehrt ihn Runen und andere Weisheit, auch frühen Tod statt ruhmloser Vergessenheit wählen. Von da kommt Sigurd mit dem Horte zu Giuki, einem König am Rheine. Des Königs Söhne, Gunnar, Högni und Guttorm, schließen Freundschaft mit Sigurd und er zieht mit auf ihre Heerfahrten. Gudrun, Giukis Tochter, ist die herrlichste Jungfrau, aber Träume haben ihr Übles verkündet. Ihre Mutter, die zauberkundige Grim-

hild, sieht, wie sehr es ihrem Hause zu statten käme, den Helden festzuhalten. Eines Abends reicht sie ihm das Horn mit einem Zaubertranke. Davon vergißt er Brünhilden und nimmt Gudrunen zur Frau. Gunnar aber will um Brünhilden werben und Sigurd reitet mit ihm aus. Brünhilds Burg ist rings von Feuer umwallt und den allein will sie haben, der durch die Flamme reitet. Gunnar spornt sein Roß, aber es stutzt vor dem Feuer. Er bittet Sigurden, ihm den Grane zu leihen, aber auch dieser will nicht vorwärts. Da vertauscht Sigurd mit Gunnarn die Gestalt, Grane erkennt die Sporen seines Herrn; das Schwert in der Hand, sprengt Sigurd durch die Flamme. Die Erde bebt, das Feuer wallt brausend zum Himmel, dann erlischt es. In Gunnars Gestalt steht der Held, auf sein Schwert gestützt, vor Brünhilden, die gewappnet dasitzt. Zweifelmütig schwankt sie auf ihrem Sitze, wie ein Schwan auf den Wogen. Doch er mahnt sie, daß sie dem zu folgen gelobt, der das Feuer durchreiten würde. Drei Nächte bleibt er und teilt ihr Lager, aber sein Schwert liegt zwischen beiden. Sie wechseln die Ringe und bald wird Gunnars Hochzeit mit Brünhilden gefeiert. Jetzt erst erwacht in Sigurd die Erinnerung an die Eide, die er einst mit ihr geschworen; doch hält er sich schweigend. Einst gehen Brünhild und Gudrun zum Rhein, ihre Haare zu waschen. Brünhild tritt höher hinauf am Strome, sich rühmend, daß ihr Mann der bessere sei. Zank erhebt sich zwischen den Frauen über den Wert und die Thaten ihrer Männer. Da sagt Gudrun, daß Sigurd es war, der durch das Feuer ritt, bei Brünhilden verweilte und ihren Ring empfing. Sie zeigt das Kleinod, Brünhild aber wird todesblaß und geht schweigend heim. Sieben Tage liegt sie wie im Schlafe; doch sie schläft nicht, sie sinnt auf Unheil. Sigurds Tod verlangt sie von Gunnarn oder sie will nicht länger mit ihm leben. Högni widerrät; zuletzt wird Guttorm, der jüngste Bruder, der fern war, als die Eide mit Sigurd geschworen wurden, zum Morde gereizt. Schlange und Wolfsfleisch wird ihm zu essen gegeben, daß er grimmig werde. Er geht hinein zu Sigurd, morgens, als dieser im Bette ruht; doch als Sigurd mit seinen scharfen Augen ihn anblickt, entweicht er; so zum andernmal; das dritte Mal aber ist Sigurd eingeschlafen, da durchsticht ihn Guttorm mit dem Schwerte. Sigurd erwacht und wirft dem Mörder das Schwert nach, das den Fliehenden in der Thüre so entzwei schlägt, daß Haupt und Hände vorwärts, die Füße aber in die Kammer zurückfallen. Gudrun, die an Sigurds Seite schlief, erwacht, in seinem Blute schwimmend. Einen Seufzer stößt sie aus, Sigurd sein Leben. Angstvoll schlägt sie die Hände zusammen, daß die Rosse im Stalle sich regen und das Geflügel im Hofe kreischt. Da lacht Brünhild einmal von ganzem Herzen, als Gudruns Schreien bis zu ihrem Bette schallt.

Gudrun sitzt über Sigurds Leiche; sie weint nicht, wie andere Weiber, aber sie ist nahe daran, zu zerspringen vor Harm. Männer und Frauen kommen, sie zu trösten. Die Frauen erzählen jede ihr eigenes Leid, das bitterste, das sie erlebt; wie sie Männer, Kinder, Geschwister, auf der Walstatt, auf dem Meere, verloren, Gefangenschaft und Knechtschaft erduldet; doch nimmer kann Gudrun weinen, steinharten Sinnes sitzt sie bei der Leiche. Da schwingt Gullrönd, Giukes Tochter, das Tuch ab von Sigurd. Auf schaut Gudrun einmal, sieht des Helden Haare blutberonnen, die klaren Augen erloschen, die Brust vom Schwerte durchbohrt. Da sinkt sie nieder aufs Polster, ihr Hauptschmuck löst sich, die Wange rötet sich, ein Regentropfen rinnt nieder auf ihre Kniee.

Brünhild aber will nicht länger leben, umsonst legt Gunnar seine Hände um ihren Hals. Sie sticht sich das Schwert ins Herz und bittet noch sterbend, daß sie an Sigurds Seite verbrannt werde, das Schwert zwischen beiden, wie vormals.

Atlis Gastmahl.

Nach Sigurds Tode wird Gudrun mit Atli, dem mächtigen König in Hunaland, Brünhilds Bruder, vermählt. Diesen lüstet nach Sigurds Golde, das Gudruns Brüder behielten, und er ladet sie verräterisch zum Gastmahl. Vergeblich sucht Gudrun durch Runen und andere Zeichen, die sie den Boten mitgiebt, ihre Brüder zu warnen; vergeblich erzählen die Frauen unheilvolle Träume. Gunnar und Högni mit ihrem Gefolge steigen zu Schiffe, sie rudern so heftig, daß die Wirbel zerbrechen. Als sie ans Land kommen, befestigen sie das Schiff nicht und reiten nach Atlis Burg. König Atli schart sein Volk zum Streite und fordert den Hort, den Sigurd gehabt und der jetzt Gudrunen gehöre. Aber jene verweigern ihn und nun erhebt sich ein harter Kampf. Gudrun waffnet sich und ficht an ihrer Brüder Seite. Der Kampf endet so, daß alles Volk der Brüder fällt und zuletzt sie beide durch Übermacht gebunden werden. Atli verlangt, daß Gunnar das Gold ansage, wenn er das Leben behalten wolle. Gunnar will zuvor das blutige Herz seines Bruders sehen. Dem Knechte Hialli wird das Herz ausgeschnitten und vor Gunnarn gebracht, aber am Zittern dieses Herzens erkennt er, daß es nicht des kühnen Högnis sei. Nun läßt Atli dem Högni selbst das Herz ausschneiden; dieser lacht, während er die Qual erleidet. Das Herz wird Gunnarn gezeigt und er erkennt es, denn es bebt so wenig, als da es in Högnis Brust lag. Nun weiß Gunnar allein, wo das Gold ist, und nimmer sagt er's aus. Da wird er in einen Schlangenhof gesetzt, die Hände festgebunden. Gudrun sendet ihm eine Harfe, die er mit den Zehen so kunstreich schlägt,

daß alle Würmer einschlafen, außer einer Natter, die ihn tödlich ins Herz sticht. Atli will sich mit Gudrun versöhnen, eine Totenfeier wird für ihre Brüder und für des Königs Mannen bereitet. Am Abend aber tötet Gudrun ihre und Atlis beide Söhne, als sie auf der Bank spielen. Die Schädel der Knaben setzt sie dem König als Becher vor, läßt ihn daraus ihr Blut unter dem Weine trinken und giebt ihm ihre Herzen zu essen. In der Nacht aber ersticht sie ihn im Schlafe; an den Saal, wo Atlis Hofmänner liegen, läßt sie Feuer legen, und, mit Schrecken erwacht, erschlagen diese einander selbst.

Schwanhild.

Nach solcher That will Gudrun nicht länger leben, sie nimmt Steine in den Busen und springt in die See; aber starke Wogen heben sie empor und tragen sie zu der Burg des Königs Jonakur. Dieser nimmt sie zur Frau und ihre Kinder sind Hamdir, Sörli und Erp. Von Sigurd aber hat Gudrun eine Tochter, die Schwanhild heißt, an Schönheit vor andern Frauen ragend, wie die Sonne vor anderem Gestirn. Jörmunrek (Ermenrich), ein gewaltiger König, läßt durch seinen Sohn Randver und seinen Ratgeber Bicki (Sibich) um Schwanhild werben. Sie wird den Boten übergeben und zu Schiffe hingeführt. Der Königssohn sitzt bei ihr im Oberraume des Schiffes. Da spricht Bicki zu Randver, ziemlicher wäre für ihn die schöne Frau, als für den alten Mann. Als sie aber heimgekommen, sagt er dem König, Randver habe der Braut volle Gunst genossen. Der zürnende König läßt seinen Sohn zum Galgen führen. Randver nimmt einen Habicht, rupft ihm die Federn aus und schickt ihn so dem Vater. Dieser erkennt in dem Vogel ein Zeichen, wie er selbst aller Ehren entkleidet sei, und will den Sohn noch retten. Aber Bicki hat betrieben, daß Randver bereits tot ist. Jetzt reizt er den König gegen Schwanhilden. Sie wird im Burgthore gebunden, von Rossen soll sie zertreten werden. Als sie aber die Augen aufschlägt, wagen die Rosse nicht, auf sie zu treten. Da läßt Bicki ihr das Haupt verhüllen und so verliert sie das Leben.

Gudruns Söhne.

Gudrun mahnt ihre Söhne, die Schwester zu rächen. Hamdir und Sörli ziehen aus, wohl gewappnet, daß kein Eisen durchdringt; aber zumeist vor Steinen heißt die Mutter sie auf der Hut sein. Auf dem Wege finden sie ihren Bruder Erp und fragen: wie er ihnen helfen werde? Er antwortet: Wie die Hand der Hand oder der Fuß dem Fuße. Unzufrieden damit, erschlagen sie den Bruder. Bald aber strauchelt Hamdir und stützt die Hände unter, Sörli

gleitet mit dem einen Fuß und wäre gefallen, hätte er sich nicht auf beide gestützt; da gestehen sie, daß sie übel an ihrem Bruder gethan. Sie gehen vor König Jörmunrek und fallen ihn an. Hamdir haut ihm beide Hände ab, Sörli beide Füße. Ab müßte nun das Haupt, wenn Erp lebte. Nun dringen die Männer auf sie ein, sie aber wehren sich tapfer. Kein Eisen haftet auf ihnen, da rät ein alter, einäugiger Mann, sie mit Steinen zu werfen. So werden sie getötet.

Aslög.

Aslög, Sigurds Tochter von Brünhild, ist drei Winter alt, als ihre Eltern sterben. Heimer, ihr Pflegevater, fürchtet, daß man sie suchen werde, um das ganze Geschlecht zu vertilgen. Er verbirgt das Mägdlein, samt manchen Kleinoden, in einer Harfe und trägt es so von dannen. Wenn es weint, schlägt er die Harfe und schweigt es damit. In Norwegen kehrt er in einem kleinen Gehöft ein, wo ein alter Bauer mit seinem Weibe wohnt. Der Mann ist im Walde; das Weib zündet dem Wanderer ein Feuer an, und als er die Harfe neben sich niedersetzt, bemerkt sie den Zipfel eines kostbaren Kleides, der aus der Harfe hervorsteht; als Heimer sich am Feuer wärmt, sieht sie einen Goldring unter seinem schlechten Gewande vorscheinen. Sie führt ihn darauf in eine Scheune, wo er die Nacht schlafen soll. Als nun ihr Mann nach Hause kommt, reizt sie ihn auf den Tod des Fremdlings, um seinen Schatz zu gewinnen. Sie gehen in die Scheune, das Weib nimmt die Harfe weg und der Mann schlägt Heimern mit der Axt. Im Verscheiden erhebt dieser so lautes Geschrei, daß das Gebäude einstürzt, und die Erde bebt. Der Bauer und sein Weib wissen die Harfe nicht anders zu öffnen, als indem sie dieselbe zerbrechen. Da finden sie das Kind. Sie geben es für ihre Tochter aus und ziehen es als solche auf. Aslög hütet die Ziegen, als König Ragnar Lodbrok sie findet; von ihrer Schönheit ergriffen, erhebt er sie zu seiner Gemahlin und zur Stammmutter nordischer Könige.

Hilde.

Hedin, König Hiarandis Sohn entführt Hilden, des Königs Högni Tochter, während Högni nicht zu Hause ist. Als dieser es erfährt, will er Hedin mit Schiffsmacht aufsuchen und findet ihn mit einem zahlreichen Heer auf Haey (einer der Orkaden). Hilde geht zu ihrem Vater und bietet ihm in Hedins Namen Frieden an, setzt aber hinzu, daß Hedin zum Kampfe bereit sei und nichts weiter geben werde. Sie geht dann wieder zu Hedin und sagt, daß Högni den Frieden verwerfe, weshalb sie ihn ermahne, sich zur Schlacht zu rüsten. Beide steigen ans Land und ordnen ihre Heere. Hedin ruft seinen Schwäher an, bietet ihm Frieden und viel Goldes zur Buße.

„Zu spät!" sagt Högni; „schon hab' ich Dainsleif aus der Scheide gezogen, das Menschen töten muß, so oft es bloß ist, und keine Wunde, die es schlägt, ist heilbar." Sie beginnen den Streit und schlagen den ganzen Tag. Am Abend gehen die Könige zu Schiff, aber Hilde geht in der Nacht zur Walstatt und weckt durch Zauberkunst alle auf, die getötet waren. Den andern Tag gehen die Könige zum Schlachtfeld und es kämpfen auch alle, die den vorigen Tag fielen. So dauert der Kampf Tag für Tag, und alle Männer, die fallen, und alle Waffen, die auf dem Felde liegen, werden (nachts) zu Steinen; aber wenn es tagt, stehen alle Toten auf und die Waffen werden neu. Bis zum Weltuntergang soll dieses fortwähren.

Der Gral.

Der heilige Gral ist die Schüssel, daraus Christus bei der Stiftung des Abendmahls mit seinen Jüngern gespeist hat. Er besteht aus einem Jaspis, dem edlen Steine, von dessen Kraft der Phönix aus der Asche sich verjüngt. Ein Kranker, der den Gral ansieht, kann in der Woche hernach nicht sterben. Zweihundertjährige Jugend giebt der öftere Anblick dieses Steins. In demselben Gefäße hat Joseph von Arimathia das Blut aus den Wunden des Erlösers aufgefangen. Engel haben ihn vor alter Zeit zur Erde gebracht und in den Sternen ward gelesen, daß einst ein gesegnetes Geschlecht zu seiner Pflege werde berufen werden.

Dieses erwächst in dem Königsstamme Senabors aus Kappadokien. Drei seiner Söhne folgen dem Kaiser Vespasian nach der Eroberung Jerusalems in römische Lande. Dem einen, Berillus, vermählt der Kaiser seine Tochter und giebt ihm Frankreich, den andern verleiht er Anjou und Cornwallis. Alle sind eifrige Verbreiter des Christentums. Berillus bekämpft die Heiden von Galizien und Saragassa; kräftiger noch sein Nachfolger Titurison, mit Elizabel von Aragon vermählt. Einen Erben von Gott zu erflehen, wallfahrten diese zum heiligen Grab und opfern ein Bild von Gold. Ihr Gebet wird erhört; sie weihen in ihrer Freude das Kind dem Himmel. Da verkündet ein Engel, es werde in keuscher Jugend ein Streiter des Glaubens und einst selbst Genosse der Engel sein.

Titurel.

Wie dem Wächter nach langer, kalter Nacht der aufglänzende Morgenstern, wie allem Lebenden der wonnereiche Mai, wie nach kaltem Reif die Sonne, wie in Mittagsglut ein Brunnen und einer duftigen Linde breiter Schatten, wie dem Bedrängten der milde

Freund, wie dem Beraubten, der Gericht begehrt, des Königs Gruß, wie dem Blinden, wenn er es wiederfände, das Augenlicht, wie dem Durstigen der süße, klare Wein, dem müden Gaste die Herberge, wie dem Liebenden das Geliebte, über all dieses herzerfreuend ist der Anblick des schönen Jünglings Titurel. Vielfach wird ihm der Frauen holder Gruß geboten, ein Klausner hätte sich daran entzündet. Doch Titurel ist eingedenk der Verkündigung des Engels bei seiner Geburt. Im Kampfe für das Christentum will er von Gott verdienen, daß ihm einst ein Kuß von rotem Munde werde. Mit dem Vater zieht er auf Heerfahrt gegen die Sarazenen von Auvergne und Navarra. Zween Falken gleich, schweifen die beiden in rauschendem Flug umher, bis in allen Abendlanden der Heiden wenig sind. So wirbt er, in unverblühter Jugend, bis zum fünfzigsten Jahre; da bringt der Engel die Botschaft, daß Titurel um seiner Tugend willen zum Gral erwählt sei. Er scheidet von den Eltern, die in Thränen Gott loben. Vom Gesang der Engel geleitet, kommt er zu einem pfadlosen Walde, der nach allen Seiten sechzig Meilen sich erstreckt. Cypresse, Zeder, Ebenbaum, Gehölz aller Art ist hier wild verwachsen, fremde Vögel singen in den Zweigen. Mitten im Walde ragt ein Berg, den niemand finden kann, als wen die Engel führen, der bewahrte, behaltene Berg, Montsalvatsch. Mit vielen Gezelten liegt auf diesem Berge Titurels künftige Schar. Über ihr schwebt, in reichem Gehäuse, der Gral, von unsichtbaren Engeln gehalten; denn noch lange soll nicht geboren sein, wer ihn berühren darf. Was sie bedürfen, giebt der Gral, welch Gefäß man darunter hält, es ist der besten Labung voll. Reich an Gold und edlen Steinen ist das Land, Salvaterre, denen bekannt, die in Galizien fahren. Hier waltet Titurel, herrlich vor allen Königen. Er baut auf Montsalvatsch eine weite Burg, von ihr aus dient er Gott mit Speer und Schwert gegen die Heiden, die sich in der Wildnis ansiedeln wollen. Noch immer bleibt der Gral schwebend, da beschließt Titurel, ihm einen Tempel zu stiften, dessen Pracht niemand überbieten könne, ganz aus edlem Gestein, aus lauterem Gold und, wo man Holz zu dem Gestühle braucht, aus Aloe. Was man zum Werke bedarf, findet man von dem Grale bereit.

Der Fels des Berges ist ein Onyx; eine Schichte desselben, mehr denn hundert Klafter im Umfang, säubert Titurel von Gras und Kräutern; er läßt sie schleifen, daß sie wie der Mond erglänzt. Auf ihr findet er eines Morgens den Grundriß des Werkes eingezeichnet. Rund, mit zweiundsiebenzig Chören, jeder von acht Ecken, erhebt sich der Bau. Innerhalb und außen glänzt aus rotem Golde jeder Edelstein nach seiner Farbe. Je auf zwei Chören ruht ein hohes Glockenhaus, allum zu einem Kranze stehen die Türme, acht-

eckig, mit vielen Fenstern; inmitten hebt sich einer, zweimal so groß, als die andern. Die Turmknöpfe brennende Rubine, darauf krystallene Kreuze, auf jedem Kreuz ein Aar, von Gold funkelnd; von fern scheint er im Fluge zu schweben; das Kreuz, darauf er ruht, verschwindet dem Auge. Des mittlen Turmes Knopf ein Karfunkel, der den Rittern des Grals, wenn sie im Walde sich verspätet, durch die Nacht zur Heimat leuchtet. Zwo Glocken mit goldenen Klöpfeln rufen zum Tempel und zum Konvent, zum Tisch und zum Streite. An den Außenwänden des Tempels ist ergraben und ergossen, wie seine Diener täglich gewappnet zum Schutze des Grales kämpfen. Drei sind der Pforten, von Mittag, Abend und Mitternacht, jede mit reichen Vorlauben geziert. Nach Morgen sind die meisten Chöre gerichtet; gen Mittag führt ein Kreuzgang zu der Wohnung der Brüderschaft. Im Innern des Tempels ist das Gewölb ein blauer Himmel von Saphiren, mit Karfunkeln gestirnt, die selbst in dunkler Nacht erglänzen. Dazwischen ziehen, durch verborgene Kunst, die goldene Sonne und der silberne Mond, die sieben Tageszeiten zum Gesang anzeigend. Der Estrich ein krystallenes Meer; wie unter dünnem Eise, sieht man Fische und Meerwunder sich bekämpfen. Die Mauern von Smaragd, darauf goldene Bäume, mit Vögeln besetzt. Die Bogen mit Reben durchflochten, die über das Gestühl herabhängen. Dichtbelaubt, aus Gold, sind diese Reben, Rosen und Lilien dazwischen. Erhebt sich ein Wind, so erklingen die Blätter, als ob tausend Falken mit goldenen Glöcklein sich aufschwängen, Engelgestalten wiegen sich auf den Reben. An Wänden und Pfeilern Bilder der Evangelisten und Zwölfboten, der Propheten und der Heiligen. Nirgends spannenbreit im Tempel ungeschmückt. Die Fenster, statt Glases, Beryll; auf ihnen, daß nicht der Glanz das Auge verletze, Bilder aus farbigem Gestein, nach welchem die Sonnenstrahlen sich färben. Entbehrlich ist zwar der Fenster Helle, Überfluß an Licht geben die edlen Steine, deren Glanz das lichte Gold entzündet. Goldene Kronen mit leuchtenden Kerzen hängen herab, darob je speereshoch ein Engel, als wollte er die Krone in die Lüfte führen. Auch auf Kanzeln und Mauern tragen viel Engel Kerzen. Engel, mittelst verhohlener Bälge, geben zum Gesang der Priester süß Getöne. Welche Stimme im Tempel ertönt, durch die edle Art der Steine, die Weite und Höhe des Raums, wird der Wiederhall in hellem Tone verlängert, wie wenn im Walde Orgelklang ertönte. Der größeren Chöre einer ist dem heiligen Geiste geweiht, der Patron über all den Tempel ist; der nächste dabei der reinen Mutter Gottes, der dritte dem Johannes, die folgenden den übrigen Zwölfboten. Vor jedem Chor zwo goldene Gitterthüren, innen herrlich gezierte Altäre, darauf Balsamfeuer brennt. In der Mitte des Tempels aber steht ein

überreiches Werk, diesen im kleinen darstellend, jedoch nur mit einem Altar; hier soll der Gral bewahrt werden, wenn er sich niederlassen wird. In dreißig Jahren ist der Bau vollbracht. Ein Bischof weiht Tempel und Altäre; da führt der Engel den Gral in die köstliche Zelle, die ihm bereitet ist. An jedem Karfreitag schwingt sich fortan eine glänzend weiße Taube vom Himmel und legt auf den Gral eine kleine, weiße Oblate, davon der Stein seine Wunderkraft empfängt.

Als Titurel das Werk vollendet, hat er vierhundert Jahre Gott gedient und ist nach der Gestalt, als wäre er noch nicht gegen vierzig. Jetzt ist am Gral die Schrift zu lesen, Titureln sei ein Weib erlaubt, Richoude, die reine Königstochter aus Spanien. Aus großer Demut ist er bis daher nicht Ritter worden, jetzt, an seiner Hochzeit, läßt der Jüngling, der vierhundertjährig Haupt trägt, sich zum Schwerte segnen. Er wählt sich aus Richoudens Gefolge zweihundert Schildgefährten, mit denen er ferner dem Gral gegen Feinde dienen will. Ein engelgleiches Geschlecht entsprießt aus dieser Ehe. Die Söhne der Könige werben, einen Ast des edlen Stammes zu gewinnen. Am Gral findet man stets die Namen derjenigen geschrieben, die er aus allen Landen zu seinem Dienste wählt, Mägdlein und Knaben. Arme und Reiche freuen sich, wenn ihr Kind dorthin gefordert wird, wo reines, seliges Leben und himmlischer Lohn seiner wartet. Die Jünglinge erwachsen dort zu der ritterlichen Brüderschaft der Templeisen. Mit dem Wappen des Grals, der weißen Taube, bezeichnet, reiten sie aus und bekämpfen jeden, der die heilige Wildnis zu betreten wagt. Die Jungfrauen aber treten in das Gefolge der reinen Urepanse, Titurels Enkelin, die zuerst und allein gewürdigt ist, den Gral zu berühren. Die goldene Krone im gelockten Haar, leuchtend wie der aufgehende Tag, tritt sie im Geleit ihrer Jungfrauen daher und trägt den heiligen Stein zum Königssaale, wo er die Fülle irdischer Gaben spendet.

Amfortas.

Mitten in solcher Herrlichkeit kommt schwerer Jammer über die Genossenschaft des Grals. Schon hat Titurel, als ihm vor großem Alter der Speer entsank, die Krone seinem Sohne Frimutel übertragen. Als dieser einem Lanzenstoß erlegen, folgt sein Erstgeborener, Amfortas. Jedesmal ist am Grale zu lesen, wer als König walten soll. Gepriesen an Schönheit und ritterlicher Kraft sind Amfortas und sein Bruder, der schnelle Trevrezent, der das Wild im Sprung ereilt. Aber beide wenden sich weltlichen Dingen zu. Wer dem Grale dient, soll auf Weibes Minne verzichten. Der König allein darf sich vermählen, wie des Grals Inschrift ihn anweist; die andern nur dann, wenn der Gral sie als Gebieter herrenloser Länder aus-

sendet. Die Brüder kehren sich nicht an dieses Gebot. Verstohlen zieht Trevrezent auf Ritterschaft, sein Bruder selbst giebt ihm die Mittel, sich mit Knappen und anderer Ausrüstung zu versehen. In den drei Teilen der Erde fährt er umher, turniert und kämpft mit Christen und Heiden, im Dienst einer schönen Frau. Auch Amfortas, der König, dient der Minne eifriger, als dem Grale. Er glüht für Orgeluse von Logrois, Gemahlin des Herzogs Zidegast, von so leuchtender Schönheit, daß bei ihr, auch ohne Kerzen, nimmer Nacht wäre. Ist gleich seine Liebe hoffnungslos, doch läßt er nimmer ab, in ihrem Dienst Speere zu brechen und Schilde zu durchbohren. Indes wird der Herzog, Orgelusens Gemahl, mit dreien seiner Ritter, von dem stolzen König Gramoflanz erschlagen, der nie anders als mit mehreren kämpft. Vergeblich bietet der Mörder ihr Krone und Land. Fortan läßt sie ihre Schönheit nur leuchten, um dem Erschlagenen einen Rächer zu erwecken. In einem Gehölze bei Logrois, wo Ölbäume und Reben, Feigen und Granaten üppig erwachsen, am Rand einer Quelle, die aus dem Felsen schießt, erwartet sie den Kämpen, der durch blutige Rache ihre Hand und ihr Herzogtum gewinnen will. Manchen sendet sie so in den Tod. Amfortas aber, ihr eifrigster Diener, erscheint nicht; schon hat ihn die Strafe seiner Versündigung am Gral erreicht. Eines Heiden vergifteter Speer hat ihn getroffen. Bleich und kraftlos, das Speereisen im Leibe, kommt er heim. Ein Arzt holt es aus der Wunde, aber vom Gift eitert diese fort und fort. Sie tragen den König vor den Gral; das ist sein größtes Leiden, daß sie ihn nicht sterben lassen. Was man der Heilbücher liest, von Mitteln gegen Schlangengift, nirgends ist Hilfe zu finden. Wasser aus den vier Paradiesesströmen, Blut des treuen Pelikans, das Herz des Einhorns und der Karfunkel unter seinem Horne, die Wurzel, die aus Drachenblut erwächst, Nardensalbe, Theriak, Rauch von Aloeholz, nichts von allem mag frommen, wenn mit der Sterne Wiederkehr und des Mondes Wechsel die Schmerzen sich erneuen. Nur der Speer selbst, in die Wunde gelegt, giebt einige Linderung. Nicht reiten noch gehen, nicht stehen noch liegen kann der Kranke, er lehnt nur, ohne zu sitzen. Oft trägt man ihn, damit die Wunde sich erluste, zum nahen See (Brumbane); das heißt er seinen Weidetag. Dort lehnt er im Schiff, als stellte er den Fischen nach. Davon wird gesagt, er sei ein Fischer.

Als Trevrezent des Bruders Leiden sieht, da wirft er sich nieder und gelobt Gott, nicht mehr Ritterschaft zu üben. Er verschwört Fleisch, Wein und Brot. Fortan lebt er als Einsiedler in einer Felshöhle, von Wurzeln und Kräutern sich nährend.

Wehklage ertönt in der Burg des Grals; hilflos der König, kein Schirmer des Heiligtums, seit auch Trevrezent vom Schwerte ge-

schieden. Manch Gebet wird vor dem Gral verrichtet, an dem eines Tages geschrieben steht, ein Ritter werde kommen, frage dieser vor der ersten Nacht unaufgefordert nach dem Grunde dessen, was er sehe, so soll Amfortas genesen und der Ritter König sein.

Signe.

Zwei Maultiere tragen durch unwegsamen Wald eine Bahre, darauf die Leiche eines Jünglings liegt, durch köstlichen Balsam frisch und blühend erhalten. Ein Ritter, mit dem Wappen des Grals, treibt die Maultiere. Hinter der Bahre geht eine schöne Jungfrau, traurig und bleich, nur der Mund noch leuchtet in voller Röte. Es ist Signe, vom königlichen Stamme des Grals. Ihre Mutter Schoisiane, die älteste Schwester von Amfortas und Trevrezent, mit Kyot, dem Herzog von Katelangen (Katalonien), vermählt, ist an der Geburt des Töchterleins gestorben und im Schmerz darüber hat Kyot der Welt entsagt. Das verwaiste Mägdlein ist bei ihrer Muhme, der Fürstin von Waleis, erzogen worden, zugleich mit Schionatulander, dem Erben von Graswaldan (Graisivaudan in der Dauphiné). Frühe zarte Minne ist zwischen diesen Zöglingen erblüht, und als Signe den Jüngling gemahnt, unter Schildesdache müsse er sie verdienen, da ist sein Leben fortan eine siegreiche Ritterfahrt in Morgen- und Abendlanden, bis er im Zweikampf mit Orilus von Lalander vom Speere des Gegners tödlich getroffen wird. Hier zieht nun Signe mit dem Leichnam des Geliebten.

Unfern der Burg des Grals breitet sich in der Wildnis eine Linde. Auf dieser will Signe wohnen, das Haupt des Toten im Schoße haltend. Die Turteltaube kieset sich den dürren Zweig, wenn sie ihr Lieb verloren; Signe setzt sich auf belaubten Ästen, damit die Sonne nicht das klare Antlitz und den Rosenmund des Teueren fälbe. Lichtgrün, dem Laube der Linde gleich, ist er gekleidet. Endlos ertönt nun Signenes Klage durch die Wildnis: „O Pelikan, könnt' ich, wie du, das Leben aus meiner Brust verblutend, den Toten neu beleben! Hätt' ich den süßen Ton der Nachtigall, die mit Sang ihre Eier zu Leben bringt, entzwei gesungen würde mein Haupt. Hätt' ich des Löwen Stimme, der seine totgeborenen Kinder ins Leben ruft, jungfräulich zarte Stimme ließ' ich gerne, dich, Liebster, zu erwecken. Hätt' ich des Straußes Art, der mit den Augen brütet, nimmer würden meine Augen von dir gewendet, bis der deinen Blick lebendig mir entgegenleuchtete." So jammert sie den Abend und den Morgen; sie wirft sich vor, daß sie ihm nicht ohne so strengen Dienst ihre Minne gegeben, jetzt minnet sie den Toten. Man sagt: „Die Frauen haben langes Haar und kurzen Mut"; wie lang Signenes braune Haare wallen, doch ewig treu ist ihr Gemüt.

Jeden Samstag wird Sigunen Speise vom Gral gebracht; doch ist Wehklage ihre halbe Kost, ihr Wachen und ihr Schlaf. Einst wird sie von ihrem Vater Kyot und andern ihren Verwandten besucht. Die Klage hat ihr die Augen geschwächt, so daß sie die Freunde nicht gleich erkennt. Sie bietet dem Vater alle Ehre, doch steigt sie nicht von der Linde, denn nimmer läßt sie des Toten Haupt von ihrem Schoße. Die Freunde stimmen ein in ihre Klage; die sie trösten wollten, muß ihnen Trost sagen. Drei alte Helden und eine blühende Jungfrau, des Kummers noch ungewohnt, sitzen die Nacht hindurch, in Klage wetteifernd, mit Sigunen auf den Ästen der Linde. Die Vögel erheben ihren fröhlichen Morgengesang, aber wenig achten jene darauf. Am dritten Morgen scheiden die traurigen Gäste.

Fünf Jahre schon hat Sigune auf der Linde gewohnt; da bedenkt sie, daß Schionatulander, noch sterbend, ihr Gebet, statt Klage, angeraten. Sie läßt sich im Wald eine Klause bauen, über einem klaren Quell, der dadurch hinfließt. Hier läßt sie sich vermauern. Wer an das Fenster tritt, kann sehen, wie die bleiche Jungfrau, im grauem Kleide, den Psalter in der Hand, über dem Sarge des Geliebten kniet. Ein kleiner Edelstein an ihrem Finger, das Brautkleinod ihrer unvergänglichen Minne, schimmert durch diese Dämmerung. So findet man sie eines Abends im Gebete verschieden. Sie wird zu ihrem Freunde besargt. Da sieht man recht die Treue dieser beiden, aus dem Sarge winden sich zwo Reben, die ihnen aus dem Munde wachsen und hoch oben, nie vergrünend, sich verflechten.

Parcival.

Herzeloide, des Königs Amfortas zweite Schwester, mit Gamuret von Anjou vermählt, wird einst, als sie um Mittag entschlummert, von angstvollen Träumen gequält. Unter Donnerstrahlen und Feuerregen schwebt sie in den Lüften; dann säugt sie einen Drachen, der ihr das Herz aus dem Leibe bricht und davonfliegt. Laut ruft und jammert sie im Schlafe; ihre Jungfrauen springen herbei und wecken sie. Da kommt ein Knappe auf den Hof geritten; aus fernem Morgenlande bringt er den blutigen Speer, davon Gamuret den Tod erlitten. Aus ihrem Lande zieht die Witwe, mitten in wüstem Walde läßt sie reuten und bauen. Nicht der Blumen und Kränze wegen hat sie den Wald erwählt. Ihren jungen Sohn, Parcival, dessen sie im Jammer genesen, will sie in der Einöde vor Ritterschaft behüten, die dem Vater verderblich war. Nichts darf vor ihm von Rittern je verlauten.

Schon aber schneidet der Knabe sich Bogen und Bolze, womit er Vögel schießt. Hat er einen getroffen, der zuvor mit lautem

Schalle sang, da weint er und rauft sich die Haare. Wenn er sich morgens am Strome wäscht und über ihm der Vögel Sang ertönt, da dehnet ihm der süße Laut die junge Brust. Zur Mutter läuft er weinend, doch er kann nicht sagen, wie ihm geschehen. Sie geht der Sache nach, bis sie ihn nach dem Schalle der Vögel lauschen sieht. Da wird sie inne, daß von dieser Stimme ihres Kindes Brust erschwillt. Sie ahnt die Regung, die zu kühnen Thaten treibt. Da heißt sie die Vögel fangen und würgen, doch Parcival erbittet ihnen Frieden.

Die Mutter lehrt den Sohn das Lichte von dem Finstern unterscheiden. Lichter, denn der Tag, ist Gott. Als nun Parcival, der mit dem Wurfspieß Hirsche jagt, einst im Walde mehrere Ritter in glänzender Rüstung dahersprengen sieht, hält er jeden für einen Gott und fällt auf die Kniee nieder. Von ihnen erfährt er, daß sie Ritter seien und daß der König Artus Ritters Orden erteile. Oft heischt er nun von der Mutter ein Pferd, um zu Artus zu reiten. Sie kann nicht versagen, schneidet ihm aber Kleider zu, wie närrische Leute sie tragen, damit er, durch üble Behandlung geschreckt, bald umkehre. So beginnt der wunderschöne Jüngling in schmählicher Tracht seine Fahrt. Die Mutter aber, als sie ihn nicht mehr sieht, fällt zur Erde nieder und stirbt vor Jammer.

Mancherlei Abenteuer hat Parcival, indem er die Lehren der Mutter allzu wörtlich anwendet. Doch gelangt er bis nahe vor die Stadt Nantes, wo König Artus Hof hält. Hier begegnet ihm ein Ritter von blanker Hautfarbe und roten Haaren. Rot ist auch sein Roß, rot sein Harnisch, sein Wappenkleid, seine Roßdecke, feuerrot Schild, Schwert und Speer. Es ist der kühne Ither, der rote Ritter genannt, einst Trevrezents Knappe. Auf der Hand trägt er einen goldenen Becher, den er keck von Artus Tafelrunde weggerafft, so daß der Wein in der Königin Schoß vergossen ward. Keiner von den Rittern der Tafelrunde hat es gewehrt; hier erwartet er, ob sie mit Kampfe den Becher ihres dürstenden Königs zurückholen. Dieses heißt er Parcivaln am Hofe melden. Der Jüngling reitet in die Stadt, tritt vor den König, meldet die Botschaft und bittet, daß Artus ihn zum Ritter mache. Der König verspricht es und will ihn köstlich dazu ausstatten. Parcival aber verlangt keine Gabe, als die Rüstung des roten Ritters, die er selbst sich holen will. Zögernd gewährt der König und Parcival reitet wieder hinaus. Als er an der Laube vorbeikommt, worauf die Königin mit ihren Frauen sitzt, da lacht die schöne Cunneware, die niemals lachen wollte, bis sie den gesehen, dem der höchste Ruhm beschieden sei, da spricht der schweigsame Antanor, der nimmer reden wollte, bevor Cunneware gelacht. Beide werden von Key, des Königs mürrischem Seneschall, geschlagen,

der darüber zürnt, daß dem Knaben geboten werde, was so manchem ehrenwerten Ritter versagt blieb. Bei Ithern angelangt, fordert Parcival des Ritters Roß und Harnisch, greift ihm rasch nach dem Zaume, und als Ither mit dem Schaft ihn blutig schlägt, schleudert er den Wurfspieß nach des Gegners Haupte. Ither fällt tot zur Erde, sein Blut rötet die Blumen. Parcival reitet auf dem Roß und in der Rüstung Ithers, die er über die Thorenkleider anlegt, von dannen und heißt hinfort selbst der rote Ritter. Den Goldbecher sendet er dem König.

Schwer gewappnet reitet Parcival den Tag entlang, soweit das treffliche Roß rennen mag. Gegen Abend erblickt er eine Turmspitze, und als noch mehr Türme erscheinen, meint er, sie wachsen hervor, von Artus gesät. Gurnemanz von Graharz, der fürstliche Wirt dieser Burg, sitzt vor derselben im Schatten einer breiten Linde. Der Jüngling, dem die Mutter empfohlen, dem Rate grauer Männer zu folgen, verlangt sogleich den Rat des graugelockten Fürsten. Dieser wirft von seiner Hand einen Sperber empor, der sich, mit goldener Schelle klingend, ein schneller Bote, in die Burg schwingt. Alsbald kommen Junkherren, die den Gast in die Burg führen. Kaum ist er vom Rosse zu bringen, ein König hieß ihn ja Ritter sein. Die Junkherren entwappnen ihn. Der Wirt selbst verbindet ihm die Wunden, die er von Ither empfangen. Väterlich pflegt der Greis des Jünglings, giebt dem Ratbedürftigen weise Ratschläge, lehrt ihn Sitte und ritterliche Kunst. Nach vierzehn Tagen zieht Parcival weiter, der Thorenkleider und der kindischen Thorheit ledig.

Er kommt in die Stadt Pelrapeire, die durch Belagerung ausgehungert ist. Gebieterin des Landes ist die Königstochter Condwiramurs, deren Minne der König von Brandigan mit Gewalt erwerben will. Sie blüht, wie die junge Rose, die im Morgentau, weiß und rot, aus der Knospe hervorglänzt.

In stiller Nacht tritt sie in Parcivals kerzenhelles Gemach und klagt ihm mit Thränen ihre Not. Der junge Held besiegt im Zweikampf die Führer der feindlichen Heere, befreit dadurch die Stadt und gewinnt die Hand der jungen Königin. Unschuldige Minne führt diese Beiden zusammen; Condwiramurs geht am Morgen als Jungfrau hervor, obgleich sie nach Frauensitte ihr Haupt bindet.

Bald verläßt Parcival seine Frau und sein neues Land. Die Sorge um seine Mutter und der Drang nach Abenteuern läßt ihn nicht rasten. Am ersten Tage schon reitet er so weit, daß ein Vogel es mit Mühe erflogen hätte. Abends kommt er an einen See, wo Weibleute geankert haben. Einer lehnt traurig im Schiffe, der so reiches Gewand trägt, als dienten ihm alle Lande. Ihn befragt Parcival um Herberge. Auf dreißig Meilen, ist die Antwort, sei

kein Haus zu finden, als eines dort um den Fels. Parcival reitet, wie ihn der Mann gewiesen. Er kommt zu einer festen Burg, mit vielen Türmen, wo er auf sein Versichern, daß ihn der Fischer sende, wohl empfangen und bewirtet wird; die Traurigen sind mit ihm froh. Er wird in einen herrlichen Saal geführt; hundert Kronen hängen hier, mit Kerzen besteckt. Holz von Aloe brennt auf drei marmornen Feuerstätten. An der mittleren ruht auf einem Spannbette der kranke Wirt des Hauses, in kostbare Pelze gehüllt, auf dem Haupt eine Zobelmütze, deren Knopf ein lichter Rubin. Der Kranke heißt den Gast sich zu ihm setzen; viele Ritter sitzen umher. Ein Knappe springt zur Thür herein, einen Speer tragend, an dessen Schafte Blut herabläuft. Laute Wehklage erhebt sich. Als der Speer all umgetragen ist, verläßt der Knappe den Saal. Wieder öffnet sich eine Thür, eine lange Reihe schöner Jungfrauen, in Scharlach und Sammet gekleidet, Blumenkränze in den Haaren, zieht herein; sie tragen kostbares Gerät: goldene Leuchter mit brennenden Kerzen, zween Stollen von Elfenbein, eine Tafel von durchsichtigem Steine, die vor dem König auf die Stollen niedergesetzt wird, zwei silberne Messer, schärfer denn Stahl, die sie auf den Tisch legen. Zuletzt eine Jungfrau mit goldener Krone; ihr Antlitz leuchtet, man glaubt, es wolle tagen. Auf grüner Seide trägt sie die unschätzbare Himmelsgabe, den Gral. Vor ihm werden sechs Gläser mit brennendem Balsam getragen. Sie setzt den Gral vor den König und stellt sich in die Mitte ihrer Gespielen. An hundert gedeckten Tafeln sitzen die Ritter, vier an jeder. Auf kleinen Wagen wird goldenes Geschirr herbeigeführt. Hundert Knappen dienen vor dem Gral, jeder versieht eine Tafel; nach was sie die Hand bieten, von Speise oder Getränk, das spendet der Gral in Schüssel und Napf. Am Schlusse des Mahles beschenkt der Wirt den Gast mit einem herrlichen Schwerte, das er selbst in gesunden Tagen geführt. Als die Jungfrauen wieder mit dem Gral hinausgehen, sieht Parcival durch die Thür auf einem Ruhebette den schönsten alten Mann, den er je gesehen; weißer, denn Duft, ist der Greis (Titurel). Wohl hat Parcival das Wunder alles beachtet, doch fragt er nicht; sein Lehrer Gurnemanz hat ihn vor unbescheidener Frage gewarnt; noch glaubt er ohne Frage alles zu erfahren. Als er aber morgens, nach schweren Träumen, erwacht, findet er niemand zu seinem Dienste bereit. Auf dem Fußteppich liegt seine Rüstung, die er selbst anlegt. An der Treppe steht sein Roß angebunden, Schild und Speer dabei. Nirgends ist jemand zu sehen noch zu hören. Zerstampft ist das Gras auf dem Burghof. Durch das offene Thor reitet Parcival hinaus, schnell wird die Brücke hinter ihm aufgezogen und ein Knappe ruft ihm Scheltworte nach. Er verfolgt die Spur der Hufschläge, doch sie teilt

sich und bald verliert er sie ganz. Da hört er die klagende Stimme einer Frau; es ist Sigune auf der Linde. Sie erklärt ihm, was er gesehen und was er versäumt.

Zweierlei Sorge erfüllt Parcivals Seele, der Wunsch, den Gral wieder zu finden, und die Sehnsucht nach Condwiramurs. Eines Morgens, als er durch den Wald reitet, ist frischer Schnee gefallen. Ein Falke jagt vor ihm eine Schar wilder Gänse auf. Eine ist im Fluge getroffen und aus ihrer Wunde fallen drei Blutstropfen auf den Schnee. Wie das Blut den Schnee rötet, wie der Schnee das Blut mit Weiße mischt, das mahnt den Ritter an die blühende Farbe der Geliebten. „Condwiramurs, hier liegt dein Schein," ruft Parcival aus; unverrückt hinschauend, versenkt er sich in Gedanken. Mit aufgerichtetem Speere hält er, wie schlafend, zu Rosse. Unfern diesem Ort ist König Artus mit den Helden der Tafelrunde gelagert. Ihnen wird gemeldet, daß im Wald ein Ritter kampfbereit halte. Zween der Ungestümsten, Segremors und Key, der Seneschall, reiten nacheinander hinaus, ihren Speer an ihm zu brechen. Drohworte, selbst Schläge mit dem Schaft wecken ihn nicht, bis eine Wendung seines Rosses, ein Stoß des Gegners ihm die Blutstropfen aus dem Blicke bringen; so zur Besinnung kommend, fällt er beide. Der Seneschall bricht vom Sturz einen Arm und ein Bein, zur Vergeltung, daß er einst Cunnewaren geschlagen. Der dritte, der geritten kommt, ist der freundliche Gawan; auch er ruft den Träumenden vergeblich an. Doch er kennt selbst die Kraft der Minne, er merkt, wohin Parcivals Augen stehen, und wirft ein seidenes Tuch über die Blutmale. Da verschwindet Condwiramurs, und Parcival reitet mit Gawan zu den Gezelten. Längst ist die Tapferkeit des roten Ritters kundbar geworden; er wird in die Gesellschaft der Tafelrunde aufgenommen und Gawan ist hinfort sein treuester Freund.

Als nun in aller Freude Ritter und Frauen bei Tische sitzen, kommt auf einem hohen, fahlen Maultier, mit kostbarem Reitzeug, eine Jungfrau daher getrabt, um deren Minne noch wenig Speere gebrochen worden. Ihre Augen gelb, wie Topase, der Mund weit hinein blau, gleich einer Viole, eine Hundsnase, zween spannenlange Eberzähne, Ohren wie eines Bären, Nägel wie Löwenklauen. Sie trägt einen Mantel, blauer, denn Lasur; ein Pfauenhut hängt ihr am Rücken, doch hätte, auch ohne Hut, ihrer Affenhaut die Sonne nicht geschadet; über den Hut schwingt sich ein schwarzer Zopf, lind, wie Schweinshaare, bis auf das Maultier herab. In der Hand führt sie eine Geisel mit seidenen Schlingen, der Stiel von Rubin. Es ist Cundrie, die Dienerin des Grals, von der Mohrenkönigin Secundille dem Amfortas geschenkt. So häßlich sie ist, so getreu und weise. Sie bringt Sigunen Speise vom Gral; sie ist aller

Sprachen kundig und des Laufes der Sterne. Diese nun kommt in den Kreis geritten und hält vor dem König Artus. „Tafelrunde ist entehrt," ruft sie, „ein Schlechter sitzt daran." Dann reitet sie vor Parcivaln: „Schmach deinem lichten Schein und deinem männlichen Wuchs! Ich dünke dir mißgestalt und bin lieblicher doch, denn du. Sage mir, als der traurige Fischer, trostlos, vor dir saß, warum hast du ihn nicht von Seufzen erlöst? Ungetreuer Gast, hat deines Wirtes Not dich nicht erbarmt? Er gab dir ein Schwert, das du nie verdient, du sahest den Gral vor dich tragen, sahest schneidend Silber und blutigen Speer und hast keine Frage gethan. Daß die Zunge dir aus dem Munde fiele! Eine Frage hätte dir mehr gewonnen, denn alles Erdengut. Siech bist du nun an Ehre, kein Arzt mag dich heilen. O weh, daß Herzeloidens Sohn an Preise so gesunken! O Montsalvatsch, Ziel des Jammers, weh, daß dich niemand trösten will!" Bestürzung und Trauer herrscht im Kreise; Cundrie, selbst weinend und händeringend, reitet hinweg. Parcival aber, der Welt zum Spotte geworden, sagt sich von der Tafelrunde los und zieht von dannen, an Gott verzweifelnd.

Manches Land hat der junge Held bestrichen, zu Roß und zu Schiff, manchen Ritter im Lanzenbrechen gefällt, manch heiße Schlacht rühmlich mitgekämpft. In Kirchen oder Münstern, wo man Gottes Preis verkündet, wird er nie gesehen, nur Kampf und Streit sucht er. Einst liegt morgens ein dünner Schnee, als Parcival in einem großen Walde reitet. Eine fromme Schar zieht daher, barfuß, in grauen, rauhen Röcken. Voran ein alter Ritter mit grauem Bart, schönem und lichtem Antlitz, mit ihm seine Frau, dann seine Töchter, zwo liebliche Jungfrauen; ihr Mund, trotz des Frostes rot und heiß, stimmt wenig zum Ernste des Tages; nebenher laufen zierliche Frauenhündlein; Ritter und Knappen, demütigen Ganges, folgen nach. Parcival, dessen Ritterschmuck dem Gewande der Waller gar ungleich steht, lenkt sein Roß aus dem Pfade. Der graue Ritter beklagt ihn, daß er an so heiligen Tagen in vollem Harnisch umher reiten müsse. „Was kümmern mich," erwidert Parcival, „des Jahres Anfang, der Wochen Zahl, der Tage Namen? einst dient' ich Einem, der heißt Gott; seine Hilfe ward mir gepriesen, Schmach, für Hilfe, hat er über mich verhängt." Da mahnt der Greis den Zweifler, daß heute der Tag sei, des alle Welt mit Seufzen sich freuen möge, der Tag, an dem Gottes große Treue so hilfreich sich erzeigt, daß er für unsere Schuld am Kreuze gestorben. Er rät Parcivaln, auf der Spur, die er getreten finde, nach der nahen Wohnung eines heiligen Mannes zu reiten, zu dem er selbst heute, wie jeden Karfreitag, eine Gottesfahrt gethan. Die Töchter meinen, den jungen Ritter müsse im eisernen Harnisch frieren, besser würde er zu den

Zelten ihres Vaters gewiesen. Parcival aber scheidet von ihnen, sein Herz ist bewegt, er denkt wieder an seinen allmächtigen Schöpfer; dem Rosse läßt er die Zügel hängen: ist heute Gottes Hilfetag, so helfe er und weise den rechten Weg! Das Roß geht wirklich der Höhle zu, wo Trevrezent sich zum Himmel bereitet. Am Feuer des Einsiedlers erwarmt Parcival. Er lernt in Trevrezent seinen Oheim kennen, erfährt von ihm die Wunder des Grals und die Geschichten von Titurels Geschlecht; auch den Tod seiner Mutter vernimmt er, und wie er selbst der Drache war, den sie gesäugt. Fünfzehn Tage verweilt er und empfängt des Oheims heilige Lehren. Kräuter und Wurzeln, aus dem Schnee gegraben, sind ihre magere Speise, und doch ward Parcival nie so köstlich bewirtet; an der Seele genesen, mit neuem Vertrauen auf Gott, verläßt er die Höhle.

Fünf Jahre schon ist Parcival nach dem Gral umhergestreift. Wieder sitzt er am Tische des Königs Artus und abermals kommt Cundrie angeritten, in schwarzem Mantel, mit goldenen Tauben, dem Wappen des Grals. Noch unerkannt, fällt sie zu Parcivals Füßen und fleht weinend um seine Huld. Dann wirft sie ihr Hauptgebände von sich und verkündet die freudige Botschaft, daß Parcival durch die Schrift am Grale zum Herrn desselben berufen sei. Segensreich preist sie den Stand der Gestirne. Freudethränen fließen aus Parcivals Augen; er macht sich mit Cundrien auf den Weg nach Montsalvatsch. Eine Schar von Templern, die ihnen im Walde begegnet, springt von den Rossen und empfängt mit abgebundenen Helmen den neuen König. Ein Segen deucht ihnen sein Gruß. Es ist eben die Zeit, da des Amfortas Schmerzen sich erneuen. Duftende Würzen sind umhergestreut; das Aloefeuer brennt; mit den edelsten Steinen, von heilender Kraft, ist das Bett besät; doch nichts lindert die Qual. Da erscheint Parcival; ihn fleht Amfortas um das eine, daß der Gral sieben Nächte und acht Tage aus seinen Augen gerückt bleibe. Parcival aber wirft sich dreimal vor dem Grale nieder und betet, daß die Not des armen Mannes ende. Plötzlich kommt ein herrlicher Glanz über den Kranken; in blühender Schönheit erhebt er sich vom Siechenbett. Ritterlich bricht er wieder manchen Speer im Dienste des Grals, nicht um Frauengunst.

Von Cundrien hat Parcival auch das vernommen, daß Condwiramurs ihm Zwillingssöhne geboren habe. Schon ist nach ihr gesendet und Parcival reitet ihr entgegen. Am frühen Morgen kommt er zu der Aue, wo sie gelagert ist. Als er in ihr Gezelt tritt, schläft sie noch, neben ihr die beiden Kinder. Freudig springt sie auf und empfängt den Gemahl. Zürnen sollte sie, aber sie kann nicht. Es ist dieselbe Stelle, wo einst Blut und Schnee ihm den Sinn entrückt. Hier ist wieder beides, doch nicht der leere Schein.

Ferafis.

Bevor noch Gamuret von Anjou Herzeloiden, Parcivals Mutter, gefunden, wirft ihn auf Ritterfahrten ein Sturm vor die Burg der Mohrenkönigin Belacane, die von Feinden hart bedrängt wird. Er befreit sie und ihre Minne lohnt ihm. Wohl gleicht sie nicht dem lichten Tage, noch der tauigen Rose, dennoch thut es seinen Augen wohl, wenn durch die Krone von Rubin ihr dunkles Haupt erscheint. Ihre Schwärze deucht ihm schöner, denn das Licht der Sonne. Doch lange kann er nirgends weilen, in der Nacht einst schifft er von dannen. Die trauernde Belacane genest eines Sohnes, der zweier Farben ist, weiß und schwarz, der Elster gleich. Immer küßt sie ihn an die weißen Male, Gamurets gedenkend. Ferafis artet dem Vater nach; er wird ein kühner Streiter im Dienste der Frauen. Viel Könige hat er bezwungen; ererbt und erstritten, dienen ihm zwanzig Lande, die reichsten der Welt; keines der zwanzig Völker versteht die Sprache des andern. Wie ein Gott wird Ferafis angebetet. Mit großem Heere fährt er aus, seinen tapferen Vater zu suchen. Einst, als seine Schiffe, um Wasser zu fassen, geankert, reitet er allein in einen Wald, wo Parcival, sein Bruder, ihm begegnet. Diesem steht ein Kampf bevor, wogegen alle früheren Kinderspiel waren. Herrlich gerüstet ist Ferafis. Sein glänzendweißer Wappenrock ist von Salamandern im heißen Feuer gewirkt; die edelsten Steine, dunkel und licht, Kraft und Mut verleihend, liegen darauf. Auf dem Helme trägt er das Tierlein Ecidämon, dessen Geruch alle giftigen Würmer tötet. Mit dem teuersten Seidenzeug ist sein Roß gedeckt. Sein Schild, gleichfalls reich besteint, ist von dem Holz Aspinde, das weder fault noch brennt. In solchen Waffen blieb er unverletzt, als er im fernen Osten mit einem feurigen Ritter stach. All sein Schmuck ist Geschenk schöner Frauen. So halten, unerkannt, sich gegenüber die beiden, die an Sittigkeit Lämmer, an Kühnheit Löwen sind. Den Löwen gebiert seine Mutter tot, von seines Vaters Brüllen wird er lebendig: Gamurets Söhne sind aus Speereskrachen erboren. Ist die Erde nicht breit genug, daß die sich feindlich treffen müssen, die ein Leib und Blut sind? Keiner kann in diesem Kampfe gewinnen. Die Speere sind zersplittert, sie springen von den Rossen und lassen die Schwerter klingen. Feuer sprüht von den Helmen; von des Heiden Schilde fliegen Späne, mancher hundert Marke wert. Da bricht Parcivals Klinge. Ferafis, der von dem Schlag aufs Knie gesunken, springt auf, doch läßt er vom Kampfe, weil der Gegner das Schwert verloren. Sie setzen sich, um auszuruhen, auf das Gras. Ferafis wirft sein Schwert weithin in den Wald, damit gleiches Spiel sei. Im Gespräch erkennen sie sich

und küssen sich als Brüder. „Gepriesen sei des Planeten Schein," ruft Ferafis, „darin meine Reise gethan ward; gepriesen Luft und Tau, der heute morgen auf mich fiel!" Ferafis hört, daß sein Vater nicht mehr lebe, er hat dafür den Bruder gefunden. Bald hernach wird Parcival zum Grale gerufen, er darf sich einen Gefährten wählen und er nimmt dazu den Bruder. Lohengrin, Parcivals Knabe, fürchtet sich, als er den halbschwarzen Oheim küssen soll. Beim Mahle wird der Gral vorgetragen, doch der Heide kann das Heiligtum nicht sehen, er sieht nur die grüne Seide, darauf es getragen wird. Aber in das Herz geht ihm der Anblick der schönen Urepanse, die den Gral trägt; bleich wird er an seinem weißen Teile. Am nächsten Morgen läßt er sich im Tempel des Grals taufen. Er glaubt, was man ihn glauben heißt; der Gott, an den Urepanse glaubt, ist ihm der rechte. Dem Getauften wird die Jungfrau anvermählt; er führt sie mit sich nach Indien, wo er das Christentum ausbreiten hilft.

Lohengrin.

In brünstigem Gebete kniet jeden Tag die schöne Else, des Herzogs von Brabant und Limburg verwaiste Tochter. Friedrich von Telramund, ein Dienstmann ihres Vaters, behauptet, sie habe ihm die Ehe gelobt. Ein Kampf vor Gericht soll entscheiden. Kein Streiter wagt sich für Elsen, so gefürchtet ist Friedrichs Arm. Wenn sie nun weinend vor dem Altare liegt, dann läutet sie, zum Zeichen ihrer Not, ein goldenes Glöcklein, das sie einst einem beschädigten Falken abgelöst. Der Klang dringt fernhin durch die Wolken, wie Donner erschallt er unabläßig auf der Burg des Grals. Auf diesen Ruf um Hilfe wird Lohengrin, Parcivals Sohn, ausgesendet. Schon setzt er den Fuß in den Stegreif, als ein Schwan daherschwimmt, der ein kleines Schiff zieht. Lohengrin läßt das Roß und tritt in das Fahrzeug. Ein schneller Strom trägt ihn auf das Meer; die Wogen werfen ihn hoch empor. Fünf Tage schon fastet er, da fängt der Schwan ein Fischlein und teilt seine Speise mit dem Ritter. Auf dem Schilde schlafend, kommt Lohengrin zu Antwerpen an das Gestad, eben zu rechter Zeit, um den Kampf zu bestehen. Der Schwan fährt mit dem Schifflein zurück. Lohengrin aber siegt im Zweikampf und gewinnt die Hand der Fürstin. Das bedingt er, daß sie ihn nie um seine Herkunft frage, wenn sie ihn nicht verlieren wolle. Seit Parcival zu fragen vergessen, ist dem Gral Frage zuwider und die Männer werden nur heimlich weggegeben. Lohengrin lebt lange Zeit glücklich mit Elsen, auch dient er dem Kaiser, von dem er mit den Landen belehnt ward, gegen Hunnen und Heiden. Einst fällt er im Ritterspiel den Herzog von Cleve, wobei dieser den

Arm zerbricht. Seine Gemahlin, deshalb erbittert, spricht vor den Frauen zweideutig von Lohengrins dunkler Herkunft. In der Nacht weint Else über diese Reden; ebenso in der zweiten Nacht, in der dritten aber bittet sie den Gemahl, um ihrer Kinder willen, ihr zu sagen, von wannen er geboren sei, obgleich das Herz ihr sage, er sei reich an Adel. Lohengrin nennt sein Geschlecht; dann heißt er seine zween Knaben bringen, küßt sie zum Abschied und befiehlt, Horn und Schwert, so er mitgebracht, ihnen aufzubehalten; der Herzogin läßt er den Ring, den ihm seine Mutter gegeben. Sein Freund, der Schwan, kommt wieder mit dem Schiffein und Lohengrin fährt Wasser und Wege hin, bis wieder zum Gral. Die Herzogin fällt in Ohnmacht und ihr Lebenlang klagt sie um den verlorenen Gemahl.

Trauriger noch wird Lohengrins Schicksal so erzählt: Er kommt in das Herzogtum Lyzaborie (Luxemburg?) und gewinnt die Erbin des Landes, die schöne Belaye. Sie hütet sich vor Frage, aber sie fürchtet seinen Wankelmut. Sie liebt ihn so heftig, daß sie ohne Besinnung hinfällt, wenn sie ihn nicht sieht. Niemals will sie ihn von sich lassen. Lohengrin, der nicht gern so träges Leben führt, reitet oft zu jagen aus. Dann liegt sie ohne Kraft und Sprache da. Vergeblich werden Ärzte und Sternkundige befragt, ob Zauberei im Spiele sei. Ihre Verwandten werden ihm darüber gram. Ein Kammerweib aber rät ihr, wie sie des Geliebten sich versichern könne; wenn er müde von der Jagd entschlafen sei, soll sie ein Stück von seinem Leibe schneiden lassen und essen. Belaye zürnt über den Ratschlag; lieber will sie sterben, als schuldig sein, daß ihm ein Finger schwäre. Die Ratgeberin, aus Belayens Huld verwiesen, wendet sich an die Verwandten und beredet sie, des Frevels sich zu verwegen. Als Lohengrin einst auf der Jagd ausruht, bedünkt ihn im Schlaf, als wären tausend Schwerter über ihn gezückt. Auffahrend sieht er die Schwerter der Verräter. Mannlich setzt er sich zur Wehr, sie erschrecken, ihrer Schuld bewußt. Viele streckt er nieder, doch die Menge siegt. Er empfängt in den linken Arm eine Wunde, wo kein Arzt sie heilen kann. Da fallen sie alle ihm zu Füßen, seine Tugend geht ihnen zu Herzen. Als Belaye seinen Tod erfährt, stirbt sie vor Herzeleid. Ein Kloster wird gebaut, darin man sie zusammen besargt. Noch werden dort ihre gebalsamten Leichname gezeigt. Das Land, sonst Lyzaborie genannt, heißt nach ihm fortan Lothringen.

Des Grals Zug nach Indien.

In Salvaterre, weit um den Gral, mehren sich ruchlose Nachbarn, die seinem Volk ein Greuel sind. Sünden, die wir jetzt gering wägen, deuchten damals ungeheuer. Vergeblich sucht man auf

Montsalvatsch mit Gebet, Fasten und Kreuzgang den Fall der sündigen Seelen abzuwenden. Der Gral will nicht länger bleiben, er begehrt dahin, von wo das Licht der wonnebringenden Sonne kommt. Sie ziehen aus Salvaterre, auf zwo Rasten darf ihrer Fahrt niemand nahen, der ihnen schaden wollte. Die Christen, die mit Ehrfurcht entgegenkommen, werden vom Grale gespeiset. Klöster, Krankenhäuser, arme Leute werden beschenkt. In der Habe von Marsilie schiffen sie sich ein. Stets segeln sie mit günstigem Winde. An dem Schiffe des Grals verliert der Magnetberg seine Kraft. Heiden, die dort festsitzen, werden gerettet und lassen sich taufen. Das Lebermeer, darin sonst die Kiele stehen und starren, zerfließt, wie Eis am Feuer. An brennenden Bergen vorbei, oft unterirdisch durch Gebirge, fahren sie dahin. Sie sehen den Kampf der Ungeheuer zu Land und Meer. Dem Gral weit entgegen reitet Ferafis, der seine Lande zum Christentum bekehrt. Mit feierlichen Umgängen wird das Heiligtum empfangen. Ferafis selbst hat seine Reiche dem heiligen Priester Johann zu Dienste gegeben, dem die drei Indien dienen. Drei Vierteile der Welt gehorchen seinem Winke. Nahe dem Paradiese wohnt er, von dem heilkräftige Wasser niederströmen, Edelsteine mit sich führend. Alles ist Wunder in jenen Gegenden. Reich an Schätzen sind die Bewohner, reicher noch an Tugenden. Wer ihnen von Meineid, Diebstahl, Raub, Geiz, Unglauben, Verrat spräche, sie wüßten nicht, was er meinte. Glänzend sind des priesterlichen Herrschers Paläste, wo Bischöfe und Patriarchen, die zugleich Könige sind, der Hofämter walten; gewaltig sein Aufzug, wenn er gegen Feinde fährt; viele kostbare Kreuze werden dann vorangetragen. Wer den Sonnenstaub zählt, der überzählt dieses Königs Herrschaft. Dorthin erheben sich die Templer und Priester Johann zieht ihnen festlich entgegen. Sie sehen all die Herrlichkeit und wünschen, daß hier der Tempel des Grals wäre. Manch Gebet wird darum vor dem Gral verrichtet. Und sieh! als die Sonne den Tag bringt, erhebt sich in ihrem Strahle der Tempel mit der Burg Montsalvatsch. Nicht sollte er dem argen Volke in Salvaterre gelassen werden. Nie ward so viel nach Rom gewallt, als nun die Straße gen Indien zum Tempel des Grals betreten wird. Fürder wird niemand mehr vom Grale gespeist, seit dieser in ein Land gekommen, wo nirgends Mangel ist. „Nun erst ist er behalten vor aller Wandelung," spricht Titurel; „ein halb Jahrtausend hab' ich sein Kunde, er ist nun heimgekommen, auch meine Seele will jetzt heim zum Paradiese fahren." Der Greis begehrt, daß man ihm den Gral nicht mehr vor Augen bringe; so geht er am neunten Tage zur Ruhe. Priester Johann überträgt seine Herrschaft auf Parcivaln, wegen Heiligkeit des Grals und weil die Lande eines tapferen Schwertes gegen die Heidenschaft

bedürfen. Parcival weigert sich aus Demut, aber am Gral steht geschrieben, zehn Jahre soll er König sein und Priester Johann heißen; länger nicht, weil seine Mutter vor Kummer um ihn gestorben. Ihm folgt ein Sohn von Ferafis. Die sonnengleichen Kinder der beiden Brüder wachsen an Ehren vor anderem Geschlecht, wie Lilien über Ostergloien (Sternblumen). Wer Priester Johann werden soll, stehe heute noch jedesmal am Grale mit Gold geschrieben.

Das Ethische.

Weder von geschichtlicher, noch von mythischer Seite erschließt sich uns der wahre und volle Gehalt des deutschen Heldenliedes. Das Geschichtliche ist nur in Durchgängen und Umrissen erkennbar, das Mythische verdunkelt und mißverstanden. Gleichwohl ist diese Heldensage nicht als verwittertes Denkmal alter Volksgeschichte oder untergegangenen Heidenglaubens stehen geblieben, sie ist im längst bekehrten Deutschland lebendig fortgewachsen, im dreizehnten Jahrhundert in großen Dichtwerken aufgefaßt worden, hat noch lange nachher in der Erinnerung des Volkes gehaftet und spricht noch jetzt verständlich zum Gemüte.

Die Erklärung ist einfach, wenn wir sie im Wesen des Gegenstandes suchen. Unsere Sagenwelt ist weder Geschichte, noch Glaubenslehre, sie soll auch keines von beiden für sich sein. Sie ist Poesie, und zwar diejenige Art derselben, die wir als Volksdichtung bezeichnet und deren Haupterscheinung wir im Epos gefunden haben. Ihr Lebenstrieb muß daher ein poetischer, er muß in der Natur der Volkspoesie gekeimt sein. Eine zum Epos ausgebildete Volkspoesie stellt als solche das Gesamtleben des Volkes dar, aus dem sie hervorgegangen ist. Sie umfaßt also zwar auch Volksgeschichte und Volksglauben, aber sie vergeistigt jene und veranschaulicht diesen, sie nimmt dieselben ungeschieden von den übrigen Beziehungen des Lebens.

Denn wie die Geschichte selbst nicht bloß äußeres Ereignis ist, sondern teils in Thaten ein Erzeugnis des Volksgeistes, teils durch äußere Einwirkungen, die er in sich verarbeitet, eine Entwickelung desselben, so sind noch weit mehr der Poesie die geschichtlichen Bestandteile nur das Mittel, den Volksgeist zur Erscheinung zu bringen. Das Einzelne, Vorübergehende, faßt sie als Ausdruck des Allgemeinen, Dauernden. Nur in Beziehung auf das letztere kommt ihr geschichtliche Treue zu, jenes löst sie in diesem auf. Und so finden wir uns nicht auf die einzelnen Personen und Begegnisse, sondern auf Leben und Sitte des Volkes im ganzen, als die Grundlage der epischen Darstellungen verwiesen. Einer urkundlichen Auf-

fassung und Bewahrung des Geschichtlichen widerspricht auch geradezu die Natur einer fortlebenden Volkspoesie. Jedes denkwürdige Ereignis, jeder aufstrebende Held, der in den Gesang aufgenommen wird, reiht sich dem Kreise poetischer Überlieferungen an, deren Ursprung sich in die dunklen Anfänge des Volkes selbst verliert, deren Geist und Wesen durch den neuen Zuwachs nicht so leicht umgewandelt, als, sich diesen aneignend, fortgebildet und vielgestaltiger ausgeprägt wird. Die Vorstellungen eines Volkes vom rechten und kräftigen Leben, vom Großen und Edlen, sowie von den Gegensätzen, die damit im Kampfe stehen, sind zu tief eingepflanzt, als daß nicht der geschichtliche Held, der gewaltigste Eroberer, dessen Name und Wirken in die Überlieferung eintritt, dem Charakter nach je mehr und mehr in jenen volkstümlichen Ansichten aufgehen müßte. Geht aber mit dem Volksgeiste selbst allmählich eine Umwandlung vor, so wechselt auch die Bedeutung der Sage, und das Geschichtliche, was in ihr lag, ist notwendig dieser Veränderung mit unterworfen. Auf der andern Seite spricht sich der Glaube jugendlicher Völker nicht in abgezogenen Lehrbegriffen, sondern in dichterischen Bildern aus. Der innere Gehalt selbst, der unter diesen Bildern ruht, ist durch das äußere Leben vielfach bedingt. Die höchsten und einfachsten Erkenntnisse liegen in jedem Menschen und jedem Volke, wenn nicht entwickelt, doch der Entwickelung fähig; sie sind von jeder geistigen Natur unzertrennlich. Auch ohne Überlieferung müßten sie sich mit dem Menschengeschlechte ewig neu erzeugen, und wo sie durch Überlieferung entstellt oder verkümmert sind, werden sie aus dem Innern reiner und kräftiger wiedergeboren. Aber ihre Entwickelung, ihr Ausdruck, ihre Anwendung wird durch die Verschiedenheit der äußeren Umstände auf das mannigfaltigste bestimmt. So bedeutend die Glaubenslehre auf das Leben eines Volkes einwirkt, so gewiß ist ihr Geist und ihre Gestaltung von dessen äußeren Lebensverhältnissen abhängig. Je weniger dasselbe noch für allgemeine Wahrheiten empfänglich ist, je mehr ihm die religiösen Antriebe nur in unmittelbarem Bezug auf das Leben erkennbar und bedeutsam sind, um so mehr muß sein Glaube das Gepräge des Lebens an sich tragen. Daher der kriegerische Geist der odinischen Lehren, daher die sinnliche Gestalt, welche das Christentum selbst im Mittelalter an sich genommen. Vornehmlich aber wird die Volkspoesie, im Unterschied von derjenigen eines besonderen Priesterstandes, aus der Glaubenslehre nur dasjenige ergreifen, was sich in That und Leben gestalten läßt. Von der mythischen also, wie von der geschichtlichen Seite unserer Volkspoesie kommen wir auf dasselbe Gebiet; keine von beiden für sich konnte uns das Wesen dieser Poesie erschließen; nur da, wo beide zusammentreffen, wo die Geschichte aus der Ge-

sinnung hervorgeht, wo der Glaube sich in Gestalt und Handlung zeigt, nur in dem Ganzen des Volkslebens und der Volkssitte, des Volkscharakters, der wie der Charakter des Einzelnen aus den mannigfachsten inneren und äußeren Bestimmungen zusammengesetzt ist, kann uns auch das Gesamtbild, welches die Poesie giebt, seine volle Erklärung gewinnen. Die beiden Äußersten, Geschichtliches und Mythisches, haben sich in der Wirklichkeit wie im Gedichte bedeutend abgeschliffen; die geschichtlichen Erscheinungen haben andern und anderartigen Platz gemacht und ebenmäßig sind auch die geschichtlichen Bestandteile des Epos vergessen oder verwandelt; der odinische Glaube, der gotische Mythus mußten der christlichen Lehre weichen und so sind auch die mythischen Sagenbilder zurückgetreten; aber der Kern, in dem äußeres und inneres Leben zusammenschmolz, ist unaufgelöst geblieben, Grundzüge des germanischen Volkscharakters haben die mächtigsten, politischen und religiösen, Veränderungen überdauert, sie konnten darum auch im Gedichte fortleben und schon diese Fortdauer im Wechsel verbürgt ihnen zugleich eine allgemeine menschliche Geltung. Sie nun als das Gemeinsame in Leben und Liede hervorzuheben, soll im folgenden versucht werden. Es wird sich dabei zeigen, wie aus der allgemeineren Begründung, aus der gemeinsamen Wurzel auch das Einzelne in Gestalten und Ereignissen oft in auffallendem Einklange zwischen Wirklichkeit und Gedicht hervorgeht, ohne daß wir bei diesen Übereinstimmungen im Einzelnen einen eigentlich geschichtlichen Zusammenhang anzunehmen genötigt oder befugt wären.

Staatenbildungen, darin der Einzelne mit Bewußtsein sich der Idee des Gesamtvereins unterordnet, sind nicht das Werk der Zeitalter, in welchen die Sagendichtung erblüht. In der Jugend der Völker knüpft sich jedes gesellige Band unmittelbar durch Naturgesetz, nächstes Bedürfnis, persönliche Schätzung und Zuneigung; durchaus bindet sich nur Lebendiges an Lebendiges, Person an Person, das Nächste an sein Nächstes. So bildet sich eine Menge besonderer Genossenschaften im Gegensatz eines allgemeinen Gesellschaftsverbandes. Was aber allen Völkern auf derselben Lebensstufe gemeinsam ist, das haben auf ausgezeichnete Weise die germanischen Stämme auch in die vorgerückte, umfassendere Bildung ihres sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes übergetragen und bis zum Wendepunkte des Übergangs der mittleren in die neuere Zeit beharrlich daran festgehalten.

Die erste und ursprünglichste jener Genossenschaften ist die Familie. Aus ihr oder nach ihrem Vorbilde gestalten sich die weiteren Vereine. Auf diese Fortbildung aber war es von bedeutend verschiedenem Einfluß, ob ein Volk von uralter Zeit in seinen Wohn-

sitzen geblieben war und sich auf den Verteidigungskrieg, auf heimische und nachbarliche Fehden, beschränkt, oder ob es wandernd und erobernd sich auswärts verbreitet hatte.

Schon im ältesten Deutschland finden wir, bei Tacitus, die Grundformen vorgezeichnet und unterschieden, aus welchen sich das germanische Gesellschaftsleben im Lauf der Jahrhunderte nach jenen beiderlei Hauptrichtungen entwickelt hat.

In dem einen Zustande, dem seßhaften, stellt sich zuerst die Familie selbst in ihrem ursprünglichen Wesen dar. Das unstädtische Einzelwohnen der Germanen, wie es bis jetzt noch in abgelegeneren Gegenden sich erhalten hat, die Abgeschlossenheit der eingehegten Höfe, jeder mit seinem Quelle, seinem Feld und Walde (Tac. Germ. K. 16), bezeichnet, schon in malerischem Anblick, die Vorliebe für Beschränkung auf den engeren Kreis des Hauses. Die Genossen desselben sind auf das genaueste unter sich verbunden und verbürgt, jeder muß die Feindschaften und Freundschaften seines Vaters oder Verwandten übernehmen, das ganze Haus empfängt die Sühne für Totschlag und Gewaltthat an seinen Angehörigen (Germ. K. 21. 7). Auch in der Schlacht bildet nicht zufällige Zusammenrottung die Scharen, sondern Hausgenossen und Blutsverwandtschaften stehen zusammen, ein vorzüglicher Anreiz zur Tapferkeit (K. 7). Je weniger nun bei alteingesessenen oder in großer Masse angesiedelten Völkern die gemeine Freiheit der andern, erobernden Richtung unterlegen ist, um so länger erhielt sich bei ihnen die volle Kraft des Familienbandes, um so stetiger erweiterte sich dasselbe zu den größeren Bürgschaften der Gemeinde, des Gaues, des gesamten Volksstamms. Bei den Dithmarsen, die bis in späte Zeit ihre Volksfreiheit behauptet, bestand noch im sechzehnten Jahrhundert die Einteilung in Geschlechter (Schlachten, Kluste), deren Mitglieder in Lieb und Leid, in Eid und Blutrache sich auf alle Wege zu vertreten hatten. Überhaupt haben auch die größeren Vereinigungen, bis zu der Gesamtbürgschaft unter allgemeinem Volksrecht und Gerichte, sich nicht etwa bloß nach Ähnlichkeit des Familienverbandes ausgebildet, sondern diesem selbst wurden fortwährend seine unmittelbarsten Befugnisse belassen. Die älteren germanischen Rechte, wie sie besonders zur Zeit der fränkischen Herrschaft aufgezeichnet worden, gestatten bei gröberen Friedensbrüchen dem Verletzten und seiner Verwandtschaft noch immer die Wahl zwischen Klage und Selbsthilfe oder Selbstrache; ein solches Fehderecht besteht das ganze Mittelalter hindurch, und im Gerichtswege selbst, wie er durch Landrechte und Weistümer bestimmt ist, bleiben die alten Blutsrechte in der Klage auf Wehrgeld und der Eideshilfe durch die Gesippten anerkannt.

Das andere der beiden Grundverhältnisse, die Richtung auf

Fahrt und Eroberung, hat ihre älteste Form in der Gefolgschaft. Abkömmlinge der edelsten Geschlechter umgaben sich, nach Tacitus, mit einer Schar erlesener Jünglinge, denen sie Nahrung, Roß und Waffen reichten und deren Unterhalt sie, wenn die Anzahl groß und daheim langer Friede war, nur dadurch aufzutreiben vermochten, daß sie dieselben auswärts auf Krieg und Beute führten. Ein solches Gefolge hatte seine Abstufungen; alle wetteiferten, wer dem Führer am nächsten stehe; er selbst rang mit ihnen um den Preis der Tapferkeit; seinem Ruhm auch ihre Thaten beizuzählen, ihn zu schützen und zu schirmen, war ihre heiligste Pflicht, ehrlos für immer, wer ihn überlebend aus der Schlacht gekehrt (Germ. K. 13. 14). Dieser einfachen Anlage war ein unbegrenzter Spielraum eröffnet in jener großen Bewegung, welche die Völker aus ihren Wohnsitzen aufrüttelte, in den Heereszügen, die Jahrhunderte hindurch von einem Ende Europas zum andern drängten. Aus der Gefolgschaft erwuchs in den bewältigten Ländern Königsgewalt und Mannendienst. Wie in der Richtung nach innen das Landrecht, so entwickelte sich in dieser erobernden das Lehenrecht. Fortwährend begünstigt durch den kriegerisch unternehmenden Geist des Mittelalters, erreichte sie ihr Äußeres, indem sie das Deutsche Reich zu einem vollendeten Lehenstaate umschuf. Aber auch sie verleugnet nicht die Beziehung auf die Bande des Bluts.

Die besondere Schutzpflicht, welche das Gefolge seinem Häuptling schuldig war, die Achtung derjenigen, welche seinen Fall überlebten, entsprechen den Bürgschaften des Familienvereins. Verschiedene Arten der Bluts- und Waffenbrüderschaft traten hinzu und sollten ganz die Stelle der angeborenen Verwandtschaft ersetzen. Der Lehensherr und die Mannen, die unter und mit ihm zu einem Lehenhofe vereinigt waren, bildeten eine Genossenschaft, die nach Art eines Geschlechts in sich verbunden und verbürgt war. Der Schlußstein jeder solchen Verbürgung, Recht und Pflicht der Blutrache, kann auch der Gefolgschaft und ihren Entwickelungen ursprünglich nicht gemangelt haben, und es ließen sich darüber bestimmte Nachweisungen geben. Selbst die eigentlichen Blutsbande fehlten nicht, denn je mehr im Zeitverlaufe Lehenbesitz und Dienstpflicht stetig und erblich wurden, um so vielfacher die engere Befreundung durch Heirat und durch Übertragung der Lehen auf Anverwandte; Mannschaft und Magschaft werden daher so häufig recht im Anklange zusammen genannt. Durchaus reiht sich auch im Lehenverbande je ein lebendiges Glied an das andere. Eben darum aber konnte durch das Lehenwesen niemals eine feste Staatsverfassung begründet werden, in deren Begriff es liegt, daß jeder Einzelne dem Ganzen diene. Die Verkettung ging über ihren Grundsatz hinaus, sie war zu ausgedehnt, um noch

lebendig fühlbar zu sein, und die Kraft der einzelnen, näheren Gliederungen war größer, als die des allgemeinen Zusammenhangs; sie schwächte diesen und hob ihn oft gänzlich auf. Der Feudalkaiser, an der Spitze des Ganzen, wurde dessen niemals mächtig und seine Hauptstärke lag in seinen unmittelbaren Lehensverbindungen. Die religiöse Idee des Kaisertums trat zu wenig in die Wirklichkeit, um die fehlende Kraft der Einigung zu ersetzen; sie vermochte nicht, die Gegenwirkungen des germanischen Lebenstriebes zu bemeistern.

Je weniger in den allgemeinen Einrichtungen Gewähr der Sicherheit lag, um so fester mußten die Glieder der besonderen Genossenschaften sich zusammenschließen. Hier allein war Schutz und Anhalt in so stürmisch bewegter Zeit. Hier wurden Not und Neigung, Liebe und Pflichtgefühl, Blutsband und Wahlverwandtschaft, Gewohnheit und bewährtes Vertrauen mannigfach und unauflöslich verflochten. Der Inbegriff aber all dieser leiblichen und geistigen, natürlichen und sittlichen Bindmittel ist die Treue; in ihr erkennen wir die beseelende und erhaltende Kraft des germanischen Lebens.

Das allgemeine Gebot der Treue, sich wechselseitig zu vertreten und zu unterstützen, äußert sich nach der Natur jeder Genossenschaft und dem jeweiligen Bedürfnis ihrer Glieder auf sehr verschiedene Weise. Wenn dithmarsische Bundbriefe die Verbindlichkeit auflegen, dem verunglückten Genossen das abgebrannte Haus wieder unter Dach zu bringen oder den gebrochenen Deich herzurichten, dem Erkrankten den Acker zu bestellen und die Ernte einzusammeln, so enthalten die Lehenssatzungen die ritterliche Mannenpflicht, den Herrn nicht im Kampfe zu verlassen, bei Verlust des Lehens, ja ihm, wenn er in Gefahr ist, statt des verlorenen Pferdes das eigene abzutreten, ganz entsprechend der vorerwähnten Verpflichtung des altgermanischen Gefolges. Von den Hilfleistungen und Liebesdiensten jener milderen Art steigt die Treuepflicht an bis zu den strengsten der Fehde und der Blutrache.

Das Sicherheitsgefühl des Einzelnen beruht vorzüglich darin, daß jeder Angriff auf ihn zugleich seine Blutsverwandten oder sonstigen Genossen verletzte und aufrief; der Erschlagene selbst lag nicht eine vergessene Leiche, er lebte fort in der beleidigten Genossenschaft, bis sein Fall vergolten war; seinen Harnisch und mit diesem die Rachepflicht übernahm der nächste Erbe gleich als erstände der Tote selbst in seinen Waffen.*) Der gewaltsame Tod eines einzigen Mannes wucherte fort in blutiger Fehde der Geschlechter und Landsmannschaften. Davon sind die nordischen Geschichtsagen voll, und

*) Lex Anglior. et Werinor. Tit. 6. De Alodibus: Ad quemcumque hereditas terræ pervenerit, ad illum vestis bellica, id est lorica, et ultio proximi, et solutio leudis, debet pertinere.

die gleiche Erscheinung zeigt sich bei den deutschen Stämmen, welche das altgermanische Wesen am treuesten bewahrt haben. Ein Beispiel der ostfriesischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts führte von der Bahre eines Erschlagenen, durch stufenweises Anschwellen einer zwanzigjährigen Fehde zwischen Ostringern und Wangerländern und ihren beiderseitigen Verbündeten, zuletzt auf Schlachtfelder, wo Hunderte und Tausende gefallen sein sollen.*) Das deutsche Recht suchte den Gewaltthaten zu steuern, indem es Bußen festsetzte, welche der Beschädigte oder seine Angehörigen einzuklagen, der Thäter und die Seinigen zu bezahlen hatten. Die wichtigste derselben war das Wehrgeld, die Buße für den Totschlag; Todesstrafe, überhaupt körperliche Bestrafung, den germanischen Völkern nur für einzelne Ausnahmefälle erhört, kam erst nach Einführung des Christentums allmählich bei ihnen auf. Die Bußen erscheinen bereits bei Tacitus und im nordischen Mythus und sind überall in den ältesten Gesetzen mit großer Genauigkeit bestimmt und abgestuft.**) Aber die Rechtshilfe durch Bußen war schon dem Grundsatze nach sehr unzureichend, sie konnte den Frieden nicht sichern, sie machte ihn nur möglich. Denn es stand bei den Beleidigten, ob sie durch Klage oder durch Fehde Genugthuung suchen wollten, und der Beleidiger hatte die Wahl, vor Gericht oder auf dem Kampfplatze sich zu verteidigen. Die Mordklage selbst noch war von kriegerischer Art, der Kläger auf Wehrgeld erschien in den Waffen, bereit, an dem widerspenstigen Gegner gewaltsam Genugthuung zu nehmen, den leugnenden im Gerichtskampfe zu überweisen. Überhaupt aber wurde in der Gesinnung der Wehrhaften die Fehde dem Abkommen auf das Wehrgeld vorgezogen. Es gab solche, die sich rühmten, niemals zur Bezahlung einer Buße sich verstanden zu haben; noch mehr aber galt es für fromm und ehrenvoll, Rache statt der Buße zu nehmen. „Ich will meinen Sohn nicht im Beutel tragen," sprach ein isländischer Greis, als ihm Buße für den erschlagenen Sohn geboten ward; er nahm lieber den edlen Ausweg, dem flehenden Totschläger Wohlthaten zu erweisen. Der dänische Geschichtschreiber Saxo, ein christlicher Priester nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts, giebt bei Anlässen, die ihm seine Erzählung zahlreich darbietet, offen genug zu verstehen, daß er die Verwandtenrache für rühmlich ansehe. Wenn dagegen, ein Jahrhundert später, der Bruder Berthold eifrig wider dieselbe predigt, so zeigt er nur, wie fest diese Sitte noch damals im

*) Wiarda, Ostfriesische Geschichte I, 160 ff.

**) Die Lösung der Asen durch Füllen und Hüllen des Otterbalges mit Gold ist als eine Getreidebuße nachgewiesen, von der noch in sächsischen Bauernweistümern Spuren übrig sind, nur daß die Fabel Gold statt des Weizens aufschütten läßt. (Grimm, Rechtsaltertümer S. 668—75.)

Sinne des deutschen Volkes begründet war. Es ist auch nicht zu mißkennen, daß sie, so blutig ihre Früchte waren, doch in der tiefsten Treue selbst ihre mächtige Wurzel hatte.*)

Wenden wir uns von diesem Blick auf das germanische Leben zu dem Ausdruck desselben in den Heldenliedern, so bemerken wir leicht, daß in ihnen sich vorzugsweise diejenige Seite des Lebens ausgeprägt, deren älteste und einfachste Erscheinung wir in den Gefolgschaften kennen gelernt haben. Schon der geschichtliche Bestandteil der Lieder gehört den Zeiten der Völkerzüge, der wechselvollen Gestaltung germanischer Königreiche in den eroberten Ländern an. In diese Richtung fällt überhaupt das gewaltigere, bewegtere Leben, dessen Wellenschlag im Liede tönt; wo das Heldentum selbst, da ist der Ursprung des Heldenliedes. Die Eroberung ist über ganz Europa geschritten. Die kriegerische, feudalistische Richtung hat auch in der Wirklichkeit die Oberhand gewonnen und durch die Jahrhunderte, in welchen der Heldensang geblüht, ihre Herrschaft ausgebreitet und festgepflanzt. Aber diese Poesie ist nicht in der Art einseitig geworden, daß sie der künstlicheren Abgemessenheit des Lehenwesens sich hingegeben hätte; sie hat sich ihre frische Volkstümlichkeit bewahrt, indem sie aus den verschiedenen Zeiten und Bildungsstufen, die sie durchzogen, nur das Gemeingültige in sich aufgenommen, indem sie noch überall die ursprünglichen Grundformen durchschauen läßt und an den natürlichen, einfach menschlichen Verhältnissen festhält. Die Treue, der Grundtrieb des germanischen Lebens, ist darum auch die Seele der Lieder; sie erscheint hier in ihrer vollen Stärke und Wahrheit, in ihren mildesten, edelsten Äußerungen, wie in den gewaltsamen der Blutrache, denn was die Zeit so mächtig und leidenschaftlich aufgeregt, dem konnte auch in der Poesie seine Geltung nicht entstehen.

Der dichtende Geist ist sich der Grundbestimmungen des Lebens, das er darstellt, auch nur in ihrer vollen, lebendigen Erscheinung bewußt. Diese ungeteilte Auffassung des Lebendigen ist am meisten denjenigen Zeitaltern eigen, in welchen alle geistigen Vermögen noch einzig und ungeschieden in der Poesie gesammelt sind. Die Hauptverhältnisse des Lebens treten daher durchaus in bestimmten Gestalten hervor; soferne aber diese nicht absichtlich erlesen sind, die Träger der Begriffe zu sein, sondern aus der Anschauung ins Ge-

*) Wehrgeld und Blutrache bei nichtdeutschen Völkern: bei den Griechen, Il. IX, 632—36. XVIII, 497—500. Od. III, 196—8. XV, 272. XXIII, 118—22. XXIV, 433—5. 470. Il. II, 262 f.; Geschlechter stehen in der Schlacht beisammen. VI, 58. 61: Auch das Knäblein im Mutterschoße nicht verschont, vgl. XXII, 63 f. Bei den Serben, Talvj I, 279. Bei den Montenegrinern, Wila II, 263 f. Bei den Russen, v. Eggers, Altrussisches Recht. Die schottischen Clane, vgl. Minstrels I, LXX f. 290 f.

dicht übergehen, behaupten sie, neben der allgemeineren Bedeutung, ihren Anspruch als selbständige Charaktere. Die vorangestellten Andeutungen über das Wesen unserer Lieder und ihren Zusammenhang mit dem Leben können daher nur dadurch vollständig erläutert und bestätigt werden, daß wir die Hauptcharaktere derselben, bald in Klassen aufgefaßt, bald einzeln hervorgestellt, wie es die Lieder selbst ergeben, der Reihe nach aufführen und beleuchten. Das Grundverhältnis der Gefolgschaft unterlegend, stellen wir uns die Helden um ihren König, den Herrn des Gefolges, im Kreise versammelt vor.

Die Könige.

Unter den Königen unseres Sagenkreises erscheinen mehrere als Beherrscher ausgebreiteter Reiche. Etzels Herrschaft ist bereits bei der Betrachtung des Geschichtlichen nach den Liedern geschildert worden. Dem mächtigen Ermenrich dient das römische Reich; er wird darum auch Kaiser oder König von Rom genannt. Ähnlicher Glanz fällt auf Rother, Otnit, Wolfdietrich, der zur römischen Krone sein Erbreich in Griechenland erobert, und auf Dietrich von Bern.*) Sie erteilen Belehnungen über alle welschen und deutschen Lande, führen Adler und Löwen in Banner und Schild, werden kirchlich zur Krone geweiht.**) Man erkennt jedoch leicht hierin die Vorstellungen späterer Jahrhunderte vom römisch-deutschen Kaisertum und von der

*) Ermenrich im Alph. 64: der reiche kaiser (so durchaus im Alphartsliede) . . . mir dient das römische reich. 52: er will wider das reich sich setzen. 81: von rome der kaiser reich. 101: der kaiser von Rome. Dietrichs Flucht (von Dietwart) 9: dem dient fur aigen remische land. 249: konig von römisch lant. Ebenso 295 und sonst. 624: romische here. 1439. 1451: künig von Rome. 1459: hof zu Latran. 1688: römisch könig. 1819: Latran. 2311: römisch ere und r. lant. Vgl. 2323. 2439. 2501: romisch marck. Ermenrich und Dietrich 2857: romisch lant. 3964 f.: romisch riche, lant, ere. 3992. 4764: vogt von rom. rich (Dietr.). 5049. 5693. 7825: romisch erde. 5420: rom. lant. 5627: Berne und romisch lant. 6019 f.: den vanen hiez here Ditrich der da (ge-)hort zu romisch rich. 5998. 6044: konig v. rom. rich (Dietr.). 6053: vogt von perne. 7419: der iunge konig von romisch land (Diether). 7436: Lamparter und romisch rich. Rab. 2: romisch lant, Padauwe, Garten u. Berne. 158. 204. Rother 1—12: Ueber dem westeren mere sass ein kuninc der her Rother in der stat zu Bare, . . . er was der allerheriste man der da zu Rome ie entfinc die cronen. 468: an romesker erden. 625: hof zo Rome 650 f.: cronen vor den kuninc qvamen zo Rome. 3651: der koninc von Rome. 3787 f. 3911. 4333: von romischen landen. 4645. 4761 f.: rom. riche, Bare. Wolfdietrich heißt Dietr. Fl. 2287 f. konig uber romisch rich. Wolfdietrich 46. 116a. 117a. 127b. 136a. 144b. 148b.

**) Belehnungen: Roth. 4823—90. Wolfd. 147a, 1—8. Krone Roth. 12. 650 f. Wolfdietrichs Sohn wird gekrönt 146b. Nib. 2595: dô wurden si gewihet. Nib. 2857 Siegirit gekrönt. 874 Krone auf dem Schild. Gudr. 715 f. Zur Krone weihen 6436. krœnen 6668 f. Wolfd. 136b, 8. Adler in seiner Fahne Sigenot 64. Löwe und Adler in Dietrichs Schild Ecke 62. Goldner Löwe in Dietrichs Schild 129. 363. Rosenq. I, 379. Alph. 94 f. Löwe und Adler Dietrichs Wappen 193. 260.

Verleihung aller weltlichen Macht durch geistliche Weihe. Ältere Verhältnisse blicken hindurch, wenn gleichwohl Amelungeland, Lamparten, Bern als heimisches Gebiet dieser Könige bezeichnet und sie davon zugenannt werden.*) Vor allem aber ist darauf zu achten, welche Gestalt und Stellung ihnen im Leben und Wesen der Heldensage gegeben sei. Dann wird eben die ausgedehnteste Macht zum leeren Raume, zum verneinenden Gegensatz, zum Schatten im großen Bilde. Der Völkerfürst Etzel gewinnt nirgends eine kräftige Persönlichkeit, er ist leidend und willenlos, seine Herrschaft ist nur darin vergegenwärtigt, daß er einen weiten, reichen Hof eröffnet zum Sammelplatz für alle Helden der Welt, welche nebst den Frauen des Königs die handelnden Personen sind. Ermenrich ist ein Werkzeug in der Hand des treulosen Ratgebers Sibich; seine Gewalt und seine Schlechtigkeit sind bestimmt, die sittliche Kraft seines Gegners Dietrich in das vollste Licht zu heben. Auch unter den burgundischen Königsbrüdern ist der eigentliche Machthaber, Gunther, der unselbständigste. Kreuz, Krone, Königsmantel sind hier fremdartiger Staatsprunk. Die Liebe, die Phantasie der Dichtung zeigt uns jugendliche Edelinge an der Spitze ihrer Gefolgschaften.

König (ald. chuninc) bedeutet nach dem Wort einen vom Geschlecht (chunni)**), d. h. von einem jener ausgezeichneten Geschlechter, aus welchen die deutschen Völker ihre Fürsten zu wählen oder anzuerkennen pflegten. Dergleichen Königsstämme sind unsere Amelunge, die Gibichinge oder Nibelunge zu Worms, die Wölsunge, die Hegelinge. Den Ursprung solcher Geschlechter und gleichmäßig den ihrer berühmtesten Heldensöhne hüllt die Sage in fabelhaften Glanz, aus dem sie mit wundersamen Eigenschaften begabt und verherrlicht hervorgehen. Am besten zeigt sich dieses in der nordischen Wölsungensage. Von Odin abstammend, haben die Wölsunge Sicherheit vor Gift (Grimm, Edd. 126), ungemessene Stärke und den durchdringenden Glanz der Augen; Helgi verkleidet sich vor seinen Feinden als Magd und treibt die Handmühle, aber die Steine brechen, die Mühle zerspringt und die scharfen Augen verraten edle Art (Grimm, Edd. 91). Swanhilde schlägt die Augen auf, und die Rosse, die sie zertreten sollen, scheuen zurück, bis ihr Haupt verhüllt wird (Wols. S. Kap. 49,

*) Dietr. Fl. 2438. Lamparten 7436. 2425 ff. 5200. (Dietr.) vogt von Perne 5377. 3372: nu wert uch Amelunges man (sagt Wolfh.) 5637. der jung Amelung (Dietr.) 7208. in der Amelunge lant 8054. der Amelung (Dietr.) Rab. 1. der von Berne 204. vogt von perne 375.

**) Grimm, D. Gramm. II, 365: ahd. chuninc (primus in stirpe), mhd. künlinc (ejusdem stirpis). chuninc von chunni (got. kuni) wie truhtin von truht, þiudans von þiuda, fylkir von folk oder fylki. II, 351: agf. derivativa: æðel-ing (nobilis), cyn-ing (rex). II, 103: agf. æd-el-e (nobilis, nicht edele). II, 364: das -ling neben -ing ist fehlerhaft entsprungen und setzt immer ein älteres -ing voraus.

S. 201). Der Augenglanz, als königliches Abzeichen, spielt auch sonst in den Sagen des Nordens. Regner und Thorald, schwedische Königssöhne, sind durch den Haß ihrer Stiefmutter gezwungen, nachts die Herde zu hüten, und werden von Gespenstern umschwärmt; da naht ihnen Swanhwita (die schwanweiße Walküre) und obgleich Regner sich für einen Knecht des Königs ausgiebt, erkennt sie am leuchtenden Auge seinen Ursprung und reicht ihm als Brautgeschenk ein Schwert zum Kampfe mit den nächtlichen Unholden.*) Der Jüngling Olo, von königlicher Abkunft, sitzt in Bauernkleidung zu unterst im Saale eines wermischen Königs, dessen Tochter durch Kampf vor übermütiger Werbung gerettet werden soll. Die Jungfrau läßt forschend den Schein des Lichtes auf des Fremden Antlitz fallen, als sie plötzlich, von der Schärfe seiner Augen getroffen, zu Boden sinkt. Sie hat in ihm einen Abkömmling von Königen erkannt, durch den sie Rettung hofft. Der Gast wirft die Verhüllung ab, glänzende Locken rollen von seinem Scheitel, aber die schreckenden Augensterne deckt er mit den Wimpern. Denselben Olo, später Dänenkönig, will Starkather im Bad erstechen, aber der vielversuchte Kämpe

*) Saxo B. II, S. 30: „Tunc Suanhuita speciosissimum lineamentorum ejus habitum, curiosiori contemplatione lustratum, impensius admirata, Regibus te, inquit, non servis editum præradians luminum vibratus eloquitur. Forma prosapiam pandit, et in oculorum micatu naturæ venustas elucet. Acritas visus ortus excellentiam præfert. Nec humili loco natum liquet, quem certissima nobilitatis index, pulchritudo, commendat. Exterior pupillarum alacritas interni fulgoris genium confitetur. Facies fidem generi facit, et in luculentia vultus majorum claritudo respicitur. Neque enim tam comus, tam ingenua species, ab ignobili potuit auctore profundi. Sanguinis decus cognato frontem decore perfundit, et in oris speculo conditio nativa resultat. Minime ergo tam spectati cælaminis simulacrum obscurus opifex absolvit.“ Auf die Walküreneigenschaft der Suanhuita (des Dänenkönigs Hading Tochter) deuten folgende Stellen: S. 29: „Hadingi filia Suanhuita sororibus in famulitium sumptis, Suetiam petit, clarissimæ indolis exitium muliebri ingenio præcursura. Cumque prædictos adolescentes, nocturnis gregum excubiis occupatos diversi generis portentis circumfundi videret, sorores, equis descedere cupientes (von den Wolkenpferden), tali poematis sono vetuit: . . . Tutius excelsi terga premantur equi. S. 31: Admirata juvenis constantiam Suanhuita, ablegato nubilæ inumbrationis vapore, prætentas ori tenebras suda perspicuitate discussit, ensemque, variis conflictibus opportunum, se ei daturam pollicita, miram virginei candoris speciem novo membrorum iubare præferebat. Taliter accensi juvenis connubium pacta, prolato mucrone sic cœpit: In gladio, quo monstra tibi ferienda patebunt, suscipe, rex, sponsæ munera prima tuæ. Sie kämpft hierauf selbst die Nacht hindurch gegen die Ungetüme und erlegt sie, unter ihnen die Stiefmutter Thorilde. Sie heiratet Regner, erscheint in einer Seeschlacht und stirbt aus Trauer über Regners Tod S. 38. Das Ganze, ursprünglich in Liedern, erinnert durchaus an die Verhältnisse von Helgi und Swawa, Helgi und Sigrun: Erwecken des Jünglings durch die leuchtende Walküre, Schwertgabe, Verlobung, nächtlicher Schutz vor Zauberweibern, Tod aus Kummer und Sehnsucht. Svanhvit ist auch eine der Walküren, welche Schwanenfittiche trägt, im Wölundsliede zugenannt. (Grimm, Edd. 2. 4. 6. Edda III, 246 f.) Müller, Sagnhist. 25 weiß nichts Näheres über die Sage.

schrickt zurück vor dem Augenfunkel des Wehrlosen. Der König, nichts Schlimmes vermutend und seinen Blick kennend, bedeckt sich das Gesicht und heißt Starkather herzutreten. Da sticht ihm dieser das Schwert durch den Leib.*) Gleiches erzählt wieder die Wölsungensage von Sigurd. Guttorm hat sich durch Fleisch von Schlangen und Wölfen zum Mord erhitzt; zweimal tritt er in das Gemach, wo Sigurd im Bette liegt, und zweimal weicht er mutlos zurück, denn Sigurds Augen leuchten so scharf, daß niemand ihren Blick aushält; erst als Sigurd eingeschlafen, vollbringt Guttorm die That (Volss. S. Kap. 39).

*) Saxo B. VII, S. 215: Igitur Olo, tertium ætatis lustrum apud patrem emensus, quantum animi corporisque dotibus inclaruerit, incredibile reddidit. Præterea adeo visu efferus erat, ut quod alii armis, ipse oculis in hostem ageret, ac fortissimum quemque vibrante luminum alacritate terreret. S. 217: Consueverat autem virgo hospitum vultus propius accedendo, quam curiosissime prælato lumine contemplari, quo certius susceptorum mores cultumque perspiceret. Eandem quoque creditum ex notis atque lineamentis oris conspectorum perpendisse prosapiam, solaque visus sagacitate cujuslibet sanguinis habitum discrevisse. Quæ quum Olonem scrutabundis aggressa luminibus constitisset, inusitato oculorum ejus horrore perstricta, pene exanimis concidit. At ubi sensim redditus vigor spiritusque liberius meare cœperat, rursum juvenem conspicari conata, lapso repente corpore, ceu mente capta procubuit. Tertio quoque, dum clausam dejectamque aciem attollere nititur, non modo oculorum motu, certe etiam pedum regimine defecta, subito lapsu decidit. Adeo vigorem stupor hebetat. Quo viso Olauus, cur toties casum corpore præbuisset, interrogat. Qua se truculento hospitis visu perculsam, testante, eundemque et regibus ortum, et si raptorum vota refelleret, suis perquam dignum amplexibus asserente, rogatusa cunctis Olo (nam os pileo obnuptum habebat), discusso velamine cognoscendi capitis notas præbere. Tum ille cunctis mœrorem deponere, animumque procul a dolore habere jussis, detecta fronte, avidius omnium in se oculos eximiæ pulchritudinis admiratione deflexit. Flava quippe cæsarie, nitentique capillito erat. Cæterum pupillas, ne visentibus formidini forent, palpebris arctius obstringendas curabat. Crederes, repente animis spe meliorum erectis tripudiare convivas, dissultare aulicos, summamque ægritudinem effusa mentium hilaritate convelli. B. VIII, S. 227 f.: „Duodecim duces, sive patriæ calamitatibus moti (weil Olo grausam geworden), sive Oloni ob aliam olim causam infesti, insidias capiti ejus præparare cœperunt. . . . Cæterum ad peragendum facinus parum viribus atque ingenio freti pecunia Starcatherum adsciscunt. Ille, ut rem ferro exequeretur, adductus, utentem balneis regem susceptis cruenti ministerii partibus, attentare constituit. Quo lavante ingressus, mox acri ipsius visu, luminumque continua mobilitate vibrantium fulgore perstrictus, occulto metu hebetatis artubus vestigium pressit, relatoque pede manum propositumque suspendit. Itaque qui tot ducum, tot pugilum arma protriverat, unius inermis viri aciem ferre non potuit. At Olo, sane vultus sui conscius, obtecto ore accedere eum propius, et quid afferat, edere jubet; quippe quem vetustas convictum, et longa familiaritatis experientia ac insidiarum suspicione alienissimum faciebant. At ille districto mucrone desiliens transverberat regem, nitentisque assurgere jugulum ferit. Von Starkather selbst sagt Saxo B. VI, S. 171: Nam cum manus ejus bellico opere duratas, cicatrices, adverso corpore exceptas, acerrimumque oculorum vigorem attenderet (Ingellus), animadvertit, nequaquam enervi animo esse, cujus corpus tanta vulnerum vestigia confodissent. Müller, Sagnhist. S. 111 vermutet, daß es eine eigene Sage von Ole gegeben. Vgl. 90.

An die Stelle der Götter, als Stammväter der Könige, sind in den deutschen Überlieferungen dunkle Geister getreten Solcher Abkunft verdankt Dietrich von Bern die Flamme, die ihm, wenn er zürnt, aus dem Munde fährt.

Die Wunder des Ursprungs setzen sich fort in den Schicksalen der ersten Kindheit, welche unseren Helden mit denen vieler Völker gemein sind. Wolfdietrich hat kaum das Licht erblickt, als der Wolf ihn zu seinen Jungen in die Höhle trägt, die jedoch, nicht klüger als das Kind, ihm kein Leides thun.*) Nach der andern Erzählung wird er am Waldbrunnen den wilden Tieren ausgesetzt, von den Wölfen aber nicht beschädigt, sondern gehütet.**) Der neugeborene Siegfried wird, nach der Wilkinensage (Kap. 139, II, 20; Kap. 142, II, 23 f.), bei dem Tode seiner verfolgten Mutter, dadurch gerettet, daß er, in ein gläsernes Gefäß verschlossen, in die See treibt; dann säugt eine Hindin ihn zwölf Monden lang, daß er so groß und stark wird, als andere Knaben vier Winter alt. Derlei Sagen können in mehrfacher Bedeutung aufgefaßt werden: als Beweis, daß der Götterssohn im Schutze höherer Macht gestanden, als Erklärung der gewaltigen Körperkraft des von Waldtieren großgesäugten Wunderkindes, besonders aber als Verherrlichung des Helden, der aus dem Zustande der Verwerfung und tiefsten Erniedrigung um so glänzender in der Kraft und Schönheit seiner erhabeneren Natur hervorgeht. Gleichwie die altdeutsche Poesie in der Darstellung der Natur den Frühling liebt, so denkt sie ihre Heldenkönige sich überall in der Blüte jugendlicher Schönheit. Diese Voraussetzung findet durchaus statt, sie ist, wenn auch ausgeführte Gemälde nicht leicht vorkommen, schon in der allgemeinen Farbe der epischen Bezeichnungen angedeutet, die Schönheit ist überhaupt weniger beschrieben, als in Handlung gesetzt, und erscheint oft überraschend in lichten Punkten der Geschichte. Hugdietrich kann sich wohl als Jungfrau verkleiden, denn sein Antlitz ist rosenfarb, gelbe Locken schwingen sich ihm über die Hüfte nieder, und als er in Frauengewand zur Kirche geht, fragen die Leute, wer die Minnigliche sei. Soviel schöne Jungfrauen an Helkens Hofe sind, doch wird der junge Dietleib noch schöner gefunden; goldfarbe, magdliche Haare hängen ihm über die Schwertfessel herab, mit denen er sich vor Regen decken kann, wie ein Falke mit den Fittichen. Als Kriemhild Siegfried zum ersten Male grüßt, da sieht sie ihn vor sich stehen, wie seine Farbe sich „erzündet"; zuletzt läßt sie den Sarg des Ermordeten erbrechen, um noch einmal „sein schönes Haupt" zu sehen, das sie mit ihrer weißen Hand erhebt, während

*) Wolfd. 37b: Der wölff witz und des kindes waren geleich gestalt.

**) Kasp. v. d. R. Wolfd. 40: Die wolf sasen geringe vnd hüten des kindes wol.

ihre lichten Augen Blut weinen. Von Dietrich meldet die Wilkinensage, er habe, so alt er geworden, nie einen Bart gehabt*); ein Zeichen, daß er stets als Jüngling gedacht werden muß, wenn auch Schicksale und Thaten auf seine Schultern gehäuft sind, die ein langes Leben zu erfordern scheinen.

Der Schmuck goldener Locken, in dem uns die Helden vorgeführt werden, ist teils ein Bild der Jugend, teils wohl auch ein Merkmal edler Abkunft, wie in den Märchen verlorene Königskinder an ihren Goldhaaren wieder erkannt werden, oder an einem goldenen Stern auf der Stirne**), und in dem Gedichte von den Hegelingen der von den Greifen entführte Hagen an dem goldenen Kreuz auf seiner Brust.***)

Die Jugend aber, die wir bisher nur in ihrem äußeren Gepräge beobachtet haben, durchdringt das Innerste des Heldencharakters. In nordischen und deutschen Sagen kommt es häufig vor, daß der Held in früheren Jahren sich stumm und träge, oder ungebärdig und ungelehrig anläßt, bis die Stunde schlägt, wo plötzlich die eingeborene Trefflichkeit aus dem Schlummer aufwacht.†) Jener inneren Verhüllung entspricht der gedrückte Zustand, darein der Jüngling gewöhnlich versetzt ist, wie dort die Königssöhne als Hirtenknaben dienen. Der Heldengeist scheint einem besonderen Gesetze der Entwickelung zu folgen; erst wenn der urkräftige Stamm in die Höhe geschossen, breitet er die Äste aus; zur gewöhnlichen Thätigkeit ungeschickt, bleibt die dämonische Kraft für übermenschliche Werke aufgespart.

Wir beschränken uns auf Beispiele des heimischen Sagenkreises. Die Wilkinensage berichtet, abweichend vom Gedichte, wie Dietleib bis in die Jünglingsjahre blöd und verachtet am Feuerherd in der Asche gelegen. Auf einmal, als sein Vater zum Feste reiten will, erhebt er sich, schüttelt die Asche ab, richtet die verwirrten Haare, verlangt Roß und Waffen, deren Gebrauch er wohl beachtet hat, und vollbringt auf dieser ersten Ausfahrt gewaltige Thaten (Wilk. S. Kap. 91—4). Siegfried ist, nach dem deutschen Liede, ein unbändiger Knabe, verläßt den Königshof seines Vaters und dient einem Schmiede; aber Eisen und Amboß sind seinem Schlage zu schwach, und als er nach Kohlen in den Wald geschickt ist, erschlägt er den Lindwurm (Hörn. Siegfr.). Nach der Wilkinensage hat der Schmied, um Kohlen zu brennen, ein Feuer im Walde gemacht, als ein schöner Knabe zu ihm kommt, der ohne Kleid ist und nicht sprechen kann. Eine Hindin,

---

*) Wilk. Sag. Kap. 14. I, 42 f. Rafn, K. 14, S. 37. Fornald. S. I, 246: Hár hennar (Asl.) var biart ok sem á gull eitt sæi.

**) Goldene Haare s. Grimm, Hausmärchen III, 37. 114. I, 356. III. 161. Stern 3, 182.

***) Gudr. 587: Ob im an seiner pruste ain gulden creütz sey. Vgl. Z. 614

†) Müller, Sagabibliothek (Übers.) I, 51. 216. 218. 261. 5. II, 525. 541.

seine Nährmutter, rennt herzu und leckt dem Knaben das Gesicht. Der Schmied nimmt ihn zu sich und giebt ihm den Namen Siegfried (Wilk. S. Kap. 144). In der höheren Darstellung der Eddalieder folgt Sigurd, bewußtlos sicher den Ratschlägen des Trugschmieds; aber Odin wacht über dem Jüngling und die Vögel singen ihm Warnung. Er sucht den Schleier seines Schicksals zu lüften, er bittet die Walküre, ihm Weisheit zu lehren; da erfährt er, daß ihm Ruhm bestimmt ist und kurzes Leben. Darin eben beruht der ernste Reiz dieser Gesänge, wie aus ahnungsvoller Dämmerung das jugendliche Licht hervorbricht, um nach kurzem Glanze wieder zu erlöschen.

Jener Duft und Morgenhauch der Jugend waltet auch wesentlich über Dietrich von Bern, aber hier auf ganz eigentümliche Weise. Nicht der einmalige Übertritt des Jünglings in das Heldentum wird dargestellt; Dietrich bleibt im wunderbaren Zwielicht befangen, Dämmern und Aufleuchten des Heldengeistes wechseln bei ihm beharrlich. Scheu und zögernd steht er vor jeder kühnen That; aber es ist nicht das Zaudern der Überlegung und Vorsicht, es ist jugendliche Verschämtheit, Mißtrauen in die Kraft, die er unbewußt in sich trägt. Darum beschuldigen seine Recken, besonders der kampfdurstige Wolfhart, den Zweifelmütigen manchmal der Zagheit, und bezeichnend ist jener feine Zug in den Rosengartenliedern, wo ihm vorgehalten wird, er streite nur mit Riesen und Lindwürmern im Walde, wo es niemand sehe.*) Ist dann aber Dietrich einmal aufgereizt, oder drängt die äußerste Not zur Entscheidung, dann haucht er verzehrende Zornflamme, dann schlägt er siegreich den ungeheuern Schwertstreich. Schwankend im Entschluß, ist er stets sicher in der That; der letzte zum Kampfe, vollführt er, was kein anderer vermocht hätte; so steht

*) Roseng. I, 257:
Do sprach der schribere: herre her Dieterich
Und lassent ir die rosen, ez stot üch lesterlich,
Ir turrent nun streiten, die schone Krimhilt gicht,
Mit wurmen in dem walde, daz nieman fromes sicht.
1825: Do sprach gezögenlichen Hiltebrant der alt:
Nu sint ir dick geritten nach strit in einen walt;
Do bestundent ir risen, tier und do bi man;
Und getürrent ir vor den frouwen ein einigen nüt bestan,
Des hant ir iemer schande, wo man ez von üch saget:
Her Dieterich von Berne ist an strit gar verzaget.
Rosenq. II, 413:
Da sprach meister Hildebrand: man sol euch ein vortheil geben (?),
Ihr gedürfet gen wilden thieren wol wagen euer leben;
Dort allein im walde da waret ihr mannheit voll:
Ihr fechtet nicht vor frauen, da man preis bejagen soll.
417: Das ersahe Wolfhart, er rufte den herren an:
Was thut ir, herre von Berne, schlaht ir euern magen und mann?
Da es niemand sahe, da waret ihr kühn. als man spricht:
Ihr gedürfet vor frauen keinen preis bejagen nicht.

er auch, nach dem Fallen sämtlicher Helden, allein unbezwungen auf der Walstatt und wird lebendig der sichtbaren Welt entrückt.

In einer Reihe von Kämpfen und Abenteuern äußert sich dieser Charakter. Trefflich hervorgehoben ist derselbe durch den Gegensatz von Ecke, der die jugendliche Unklarheit auf völlig verschiedene Weise, durch Übermut und ungemessenes Selbstvertrauen, darstellt. Sein größter Kummer ist, daß er nicht genug zu fechten hat; er rennt über Berg und Thal, sich mit dem Berner zu messen: ihn schrecken nicht die großen Wunden, die er einem andern Helden durch Dietrichs Schwert geschlagen sieht; durch Verheißung, Drohung, flehentliche Bitte sucht er diesen zum Kampfe zu reizen, ja er vermißt sich, auf jede Hilfe des Himmels zum Vorteil des Gegners zu verzichten. Dietrich reitet lange ruhig nebenher, er will nicht den bestehen, der ihm kein Leides gethan, er scheut sich vor Eckes Riesengröße; endlich, als er ungern vom Rosse steigt, wird dennoch der Schüchterne des Trotzigen Meister. Auf dem Zuge gegen Laurin ist Dietrich bereit, die Zerstörung des Rosengartens mit Gold zu büßen. Wittich wirft ihm vor, daß er eine Maus fürchte, wird aber selbst von Laurin besiegt und gebunden; und doch nur Dietrichs flammender Zorn vermag den wunderstarken Zwerg zu bezwingen. Im Rosengarten zu Worms zögert er lange, mit dem hörnernen Siegfried zu kämpfen; er will nur einen Gegner von Fleisch und Bein; von seinem Meister gestraft, schreitet er endlich zum Zweikampf, weicht aber vor Siegfrieds Schwertstreichen; erst als ihm zugerufen wird, der Meister sei von seinen Schlägen gestorben, lodert sein Zorn auf; rauchend, wie ein brennendes Haus, schlägt er durch Harnisch und Horn, Siegfried muß unter Kriemhilds Schleier fliehen. So kann auch der Verräter Wittich nach der Schlacht vor Raben dem Zornglühenden nur in den Grund des Meeres entrinnen.*) In der Nibelungennot betritt Dietrich nicht eher den Kampfplatz, als nach dem Falle seiner Recken, die wider seinen Willen gestritten; Gunther und Hagen sind allein noch von den Nibelungen übrig, diese bezwingt und bindet Dietrich, übergiebt sie Kriemhilden und geht mit weinenden Augen von dannen.

Jene dichterische Höhe des Königsadels wird aber auch nur denen eingeräumt, die ihr überlegenes Heldentum wirklich erproben. Die ganze Anlage der Wilkinensage beruht darin, daß Dietrich seine Gefolgschaft der tapfersten Recken sich der Reihe nach selbst erkämpft. Im Nibelungenliede will Siegfried, so sehr ihn dürstet, nicht eher

*) Die Meerminne Waghild sagt zu Wittich, daß er Dietrichen wohl hätte besiegen können. Rabenschl. 973 f.: Da waz daz edel gesmide allez recht erglut an sinem libe. Daz ist nu worden herte (dez la dich helt an mich!); verlorn wer din geuerte, ja slug er endelichen dich. Er ist ergrymmet an diesen ziten: din drizzig mochten ym niemer gestriten.

am Waldbrunnen trinken, als bis der König getrunken; im Liede von Walther dagegen läßt dieser Held demselben Könige zuletzt und nach seinem Dienstmanne Hagen den Becher reichen, weil Gunther lässig im Kampfe war. Hagen selbst weigert sich nicht, vor seinem Könige, wohl aber vor dem tapferen Walther, zu trinken.

Die Herrschaft ist eine sehr beschränkte, denn der König ist bei jeder wichtigeren Entschließung an Rat und Zustimmung von Verwandten und Mannen, deren Beistand er nötig hat, gebunden; er bemerkt selbst ausdrücklich, wenn er etwas Unbedenkliches, einem Boten das Wort, „ohne Freunde-Rat" bewilligt. So König Gunther zum Markgrafen Rüdiger, der für Etzeln um Kriemhilden zu werben gekommen ist. Nib. Lachm. 1132:

Er sprach: swaz man uns mære bî iu enboten hât,
die erloube ich iu ze sagene âne friunde rât.

Aber den Bescheid in der Hauptsache giebt der König nicht für sich. Nibel. 1142:

Der künec nâch râte sande (vil wîslich er pflac)
unde ob ez sîne mâge dûhte guot getân,
daz Kriemhilt nemen solte den künic edeln (Eceln) zeinem man.

Die Ergebenheit seiner Recken wird durch sehr umfassende Verpflichtungen von seiten des Königs bedingt; wir begreifen sie unter den Namen: Milde und Treue.

„Wozu soll ein reicher König, er habe denn milden Mut?" heißt es im Otnitsliede. Milding ist ein nordischer Dichterausdruck für König. Diese Milde oder königliche Freigebigkeit besteht darin, daß der König nichts besitzt, das er nicht mit seinen Getreuen zu teilen oder für sie hinzugeben bereit wäre, eine Folge der innigen Gemeinschaft zwischen ihm und seinem Geleite. Willig teilt er sein Silber und sein Gold; der Dienstmann aber, der dieses empfangen, reitet in Not und Tod. Epische Ausdrücke dieser Art wiederholen sich durch den ganzen Liederkreis. Wenn der König eine Heerfahrt entboten, wenn seine Recken ihm Hilfe mit ihren Mannen zugesagt, dann öffnet er den festen Turm, der mit Gold und Silber gefüllt ist, Rosse giebt er hin und Sturmgewand, daß keinem ein Finger bloß bleibt.*) Gold in den Schilden, Silber ohne Wage wird hervorgetragen, wenn die Helden zu einem gefahrvollen Unternehmen

*) Otnit 193 (Vgl. 204.) 217. 225.

217: Ich habe einen turn uff Garten, der ist gewurcket wol.
Mit silber vnd mit golde ist er gefullet vol.
Den schatz den wil ich teilen, ich gewinne ein creftig her;
Es gange mir wie got welle, ich wil faren uber mer.

225: Ros und liechte ringe gap der keiser do,
Do machte er die herren alle sament fro.

aufgereizt werden sollen. Ist aber die Fahrt glücklich vollendet, dann teilt der König ihnen nicht bloß sein bewegliches Gut oder den Schatz, den er im Zelte des Feindes erbeutet; mit „der breiten Erde" muß ihnen gelohnt werden und die meisten Abenteuer schließen mit großen Belehnungen an Burg und Land.

Der Hort ruht jetzt nicht mehr mythisch in der Elfenhöhle, er ist in bestimmtem, sichtbarem Verkehre flüssig geworden; der tote Schatz belebt sich in den Recken, die an ihn gebunden sind, er ist das Mark der kriegerischen Macht; das Schwert, das bei ihm lag, leuchtet an der Spitze von Tausenden rüstiger Mannen, er kann niemals versiegen, weil das Heldenschwert, die gebieterische Wünschelrute, ihn stets zu ergänzen weiß. So sind die Nibelungenrecken unzertrennlich von dem Nibelungenhorte; als dieser, nach Siegfrieds Tod, gen Worms gebracht ist, zieht er „viel unkunder Recken" in das Land und in den Dienst Kriemhildens, die reichlich ihr Silber und ihr Gold verteilt. Da fürchtet Hagen, daß sie zur Rache mächtig werde; die Schlüssel werden ihr abgenommen und zuletzt der Schatz in den Rhein geschüttet, als gält' es, einen lebendigen Feind zu versenken.

Das lichte, rote Gold, wie es in unseren Liedern genannt wird, ist zu allen Zeiten ein mächtiges Bindungsmittel gewesen; aber hier gewinnt es seine vollste Macht durch die Gesinnung, in der es gegeben wird. Die Königsmilde, die rückhaltloseste Freigebigkeit, ist hier ein Drang des Herzens. Dieweil er ein Brot hat, will König Rother sein Gut teilen. Als Dietrich den ersten Sieg über Ermenrich erfochten, ist es ihm ein inniger Kummer, wo er das Gut nehme, das den Recken geziemte, die ihm Land und Ehre gerettet. Kisten und Kammern sind leer, die sein Vater Dietmar voll hatte; Gold und Gestein ist zertragen. Er klagt nicht um das Gut selbst, er klagt nur um die edlen Degen, denen er nichts zu spenden hat.*)

In diesem Lichte betrachtet, ist die Milde der Könige nur Ausfluß und Bestandteil der großen Pflicht und Tugend, die wir als Treue bezeichnet haben. Ein Geringes muß es ihnen sein, ihr überflüssiges Gold mit denen zu teilen, welchen sie Land und Herrschaft, Glanz und Jugendlust, Blut und Leben zu opfern freudig bereit sind. Die Thaten solcher Treue bilden den Grundbau ganzer Gedichte des ganzen Amelungenkreises; die Neigung, womit sie geübt wird, verbreitet über die Darstellung den herzlichen, oft leidenschaftlichen Ausdruck des innigsten Gefühles.

---

* Dietr. Fl. 3571—88. Besonders:
er klaget so sere niemt daz gut,
noch hete darumb traurigen mut,
er klaget niwan die edeln degen,
den er nicht gutes hete zu wegen.

König Rother sitzt auf einem Steine, drei Tage und drei Nächte, ohne ein Wort zu sprechen, trauernd um seine ausbleibenden Boten und nachsinnend, wie er von ihnen erfahren möge. Dann fährt er selbst gen Konstantinopel und befreit sie unter mancherlei Abenteuern. Über allen Irrfahrten Wolfdietrichs, der vom Vatererbe vertrieben ist, leuchtet als fester Stern der Gedanke an seine elf Dienstmannen, die um ihrer Treue willen in Banden liegen. Kaum ist der betäubende Zauber von seinem Haupte gewichen, so fragt er nach ihnen. Er streitet mit Otnit, damit ihm dieser sie befreien helfe. In verzweifelten Kämpfen, in der äußersten Meeresnot, denkt er nur daran, daß jene ihren Retter verlieren, und dieser Gedanke giebt ihm Sieg. Am heiligen Grabe betend, empfiehlt er sie vor allem dem Schutze des Himmels. Im schönsten Glücke kann er nicht rasten, solange sie gefangen sind. Einst steht er vor einer Burg mit vielen Zinnen und Türmen, wie er nie eine herrlichere gesehen; da wünscht er, daß sie in Griechenland stände und seine elf Dienstmannen sie inne hätten, er selbst irrte dann gern im Elend umher. „Berate Gott meine elf Dienstmannen!“ ist der Kehrreim des großen Gesanges. In jener nächtlichen Begegnung, wie der Held vor die Burgmauer geführt wird, darauf seine Dienstmannen seit zehn Jahren als Wächter angeschmiedet sind, wie er ihre Klage vernimmt und doch schweigen soll, wie sie bei seinem Enteilen nur den Hufschlag, das Zusammenschlagen der Hände, den verhallenden Ausruf hören, aber schon davon in ihren Banden froh werden: hier erscheint die Treue als ein rein geistiges Band, ein Gefühl durch die Finsternis, ein stets waches Angedenken, eine Nähe über Zeit und Raum. Als endlich die Erlösung naht, da ist schon Herbrands ahnende Seele von weissagendem Traume berührt, wie ein Adler die Könige; Wolfdietrichs Brüder, zerrissen und die Gefangenen gewaltig hinweggeführt. Der Traum der Treue täuscht nicht, der rettende Adler rauscht siegreich heran. Dem wiedergekehrten Herrn hält Hache ein Licht unter das Angesicht: aber statt des Jünglings steht vor ihm ein Mann mit grauen Haaren. Früh gealtert ist Wolfdietrich in rastlosem Umherschweifen. Prangen sonst die Könige in goldenen Locken, dieser ist schön im Altersschmucke der Treue.

Dietrich von Bern hat acht seiner Recken nach dem Horte zu Pola ausgeschickt. Auf dem Rückweg fallen sie, bis auf einen, in Ermenrichs Hinterhalt. Nacht und Tag klagt Dietrich um sie und wünscht sich den Tod; das Gold läßt er fahren, aber an seinen Recken lag sein höchster Trost. Vergeblich bietet er um sie den Sohn Ermenrichs und achtzehnhundert Mannen, die er zuvor gefangen. Ermenrich droht, jene zu töten, wenn Dietrich nicht alle seine Lande ihm überantworte. Dietrichs Mannen raten ihm, lieber die Sieben aufzugeben; da spricht er: „Und wären alle Reiche mein, die wollt' ich eher alle

lassen, denn meine getreuen lieben Mannen." Er hält Wort, läßt um die sieben Gefangenen all sein väterlich Erbe und zieht mit ihnen in das Elend zu den Heunen.

Freundlich und anspruchslos ist Dietrich stets gegen die Seinigen. Als er von Bern in den Streit ausreiten will, ruft er auf, wenn jemand hier sei, den er irgend beschwert hätte, der möge es ihm erlassen; wisse er doch nicht, ob sie ihn je wieder schauen. Da wird ein Weinen und Klagen, alle sprechen: „Ihr habt uns Leides nicht gethan, Gott habe euch in seinem Frieden." Wie ihm Ermenrich mit Raub und Brand das Land verheert, klagt er nicht sein eigen Gut, er klagt den Jammer seiner Leute. Innig ist seine Freude, wenn er einen seiner Getreuen wiedersieht. Schmerzlich klagt er um die, die er im Blute liegen sieht; wäre römisch Land alles Gold, er gäbe es um seiner lieben Mannen Leben. Ein gewaltiger König war er; jetzt, nach dem Verluste seiner Getreuen, nennt er sich der arme Dietrich. Als Etzels junge Söhne, die ihm anvertraut waren, von Wittich erschlagen sind, wirft er sich über sie, küßt sie in die Wunden, Blut springt ihm aus den Augen und er beißt sich ein Glied aus der Hand. Grimmig, zornflammend, erhebt er sich zur Rache.

Die burgundischen Könige bewahren in der letzten Not ihre Treue. Schon haben sie den sommerlangen Tag sich gewehrt; ein kurzer Tod dünkt ihnen besser, denn lange Qual; blutfarb treten sie vor den Saal und bitten nur noch, daß man sie heraus in die Weite lasse, damit es kurz ergehe. Kriemhild verspricht, sie alle leben zu lassen, wenn Hagen allein ihr zu Geisel gegeben werde. Gernot antwortet: „Das wolle Gott nicht! Wären wir tausend deiner Blutsverwandten, wir lägen alle tot, ehe wir dir einen Mann herausgäben." Und Giselher: „Nie habe ich einen Freund an Treue verlassen." Da heißt Kriemhild den Saal an vier Enden anzünden. Giselher kämpft seinen letzten Kampf mit Wolfhart; nie mochte so junger König kühner sein. Darum, als sie einander die Todeswunden geschlagen, heißt Wolfhart den Seinigen ausrichten, daß sie nach ihm nicht weinen; von eines Königs Handen liege er herrlich tot.

Dem Bilde deutscher Könige, wie ich es aus den Liedern entworfen habe, entsprechen geschichtliche Züge und die Zusammenstellung ist nach beiden Seiten auffallend.

Daß die deutschen Völker bei ihren Königen auf die Abstammung gesehen, hat schon Tacitus bemerkt. Germ. c. 7: Reges ex nobilitate sumunt. Bei den Cheruskern, den Batavern, den Markomannen, den Quaden finden wir solche Königsstämme; aus ihnen gehen die Helden der früheren Kriege mit den Römern hervor.

Germ. c. 42: Marcomannis Quadisque usque ad nostram

memoriam reges manserunt ex gente ipsorum, nobile Marobodui et Tudri genus.

Annal. l. XI, c. 16: Eodem anno (Chr. 47) Cheruscorum gene regem Roma petivit, amissis per interna bella nobilibus, et uno reliquo stirpis regiæ, qui apud urbem habebatur nomine Italicus. Paternum huic genus e Flavio, fratre Arminii; mater ex Catumero, principe Cattorum, erat, ipse forma decorus, et armis equisque in patrium nostrumque morem exercitus.

Hist. l. IV, c. 12: Mox aucta per Britanniam (Batavorum) gloria, transmissis illuc cohortibus, quas vetere instituto nobilissimi popularium regebant.

Ebend. c. 13: Julius Paullus, et Claudius Civilis, regia stirpe, multo ceteros anteibant.

Bei den Völkerschaften, welche später germanische Reiche gegründet haben, dieselbe Erscheinung, mit bestimmter Benennung der Fürstenstämme. Die Ostgoten folgen den Amalern, denen sie göttlichen Ursprung beimessen, die Westgoten den Balthen, die Wandalen den Asdingen, die Franken den Merowingen, welche nach alter Sage von einem Meerwunder entsprungen sind (Grimm, D. Sag. II, 72. Vgl. 47—49), die Bayern den Agilolfingen, der nordischen Königsgeschlechter nicht zu gedenken.

Jorn. de reb. get. c. 5: Divisi per familias populi, Vesegothæ familiæ Balthorum, Ostrogothæ præclaris Amalis serviebant.

C. 22: Visumar (Vandalor. rex) Asdingorum e stirpe, quæ inter eos eminet genusque indicat bellicosissimum.

Paul. Diac. hist. Lang. l. I, c. 14: Nolentes jam ultra Langobardi esse sub ducibus, regem sibi ad ceterarum instar gentium statuerunt. Regnavit igitur super eos primus Agelmundus, filius Ayonis, ex prosapia ducens originem Gungincorum, quæ apud eos generosior habebatur.

Leg. Baiuv. I, 3: Dux autem, qui præest in populo, ille semper de genere Agilolfingorum fuit et esse debet.

Überall wird auf die Abstammung von solchem Blute hoher Wert gelegt, sie giebt dem Führer kühner Unternehmungen zum voraus Vertrauen bei denen, die sich ihm anschließen; der letzte Sprößling eines solchen Stammes wird selbst in fremden Landen aufgesucht. Ein Beispiel von den Cheruskern ist schon angeführt worden. Die Heruler in Illyrien sollen, nach Procop, bis nach Thule geschickt haben, um von ihren dortigen Stammesgenossen sich, nach dem Abgang ihres Königs, einen andern vom königlichen Blute zu holen (Masc. II, 132. Geijer, Sv. Häfd. I, 92). Wird aber auch nicht leicht von dem bevorzugten Hause abgewichen, so ist doch die

Freiheit der Wahl nicht ausgeschlossen; die Erhebung auf den Schild, der Zuruf der Wehrhaften, giebt erst den Ausschlag, eine geregelte Erbfolge ringt mühsam, sich zu befestigen. Öfters finden wir, wie bei den Burgunden und Amelungen der Lieder, mehrere königliche Brüder zugleich an der Spitze des Volkes, wenn auch dem ältesten einiger Vorrang zukommt; so wird das Verhältnis der drei ostgotischen Königsbrüder Walamir, Theodemir und Widemir geschildert.

Jorn. c. 48: Sed nobis . . . ad Vuandalarii sobolem, quæ trino flore pullulabat, redeundum est. Hic etenim Vuandalarius, fratruelis Ermanarici, . . . tribus editis liberis, in gente Amala gloriatus est, i. e. Vualamir, Theodemir, Viudemir. Ex quibus per successionem parentum Vualamir in regnum conscendit, adhuc Hunnis eos inter alias gentes generaliter obtinentibus. Eratque tunc in tribus his germanis contemplatio grata, quando mirabilis Theodemir pro fratris Vualamir militabat imperio; Vualamir vero pro altero jubet ornando; Vuidemir servire pro fratribus æstimabat. Sic eis mutua affectione se tuentibus, nulli penitus deerat regnum, quod utrique in sua pace tenebant. Ita tamen . . . imperabant, ut ipsi Attilæ Hunnorum regis imperio deservirent.

In früher Jugend schon fanden die Söhne der Königsgeschlechter zu kriegerischen Ausfahrten bereite Folge. Der achtzehnjährige Theoderich zog, ohne Wissen seines Vaters, mit dessen Recken und bei sechstausend Männern aus dem Volke, die sich ihm aus Neigung gesellt hatten, gegen den König der Sarmaten aus, vertilgte ihn und kehrte mit Sieg und Beute zum Vater zurück.

Jorn. c. 55: Qui Theodericus jam adolescentiæ annos contingens, expleta pueritia, octavum decimum peragens annum, adscitis satellitibus patris, ex populo amatores sibi clientesque consociavit, pene sex millia viros.

Wir sehen hier ganz die altgermanische Gefolgschaft, wie Tacitus sie beschreibt, auf Theoderich, den geschichtlichen Dietrich von Bern, angewandt.

Cum quibus, inscio patre, emenso Danubio, super Babai, Sarmatarum regem discurrit, qui tunc de Camundo duce Romanorum victoria potitus, superbiæ tumore regnabat, eumque superveniens Theodericus interemit, familiamque et censum deprædans, ad genitorem suum cum victoria repedavit.

Theodemir erkrankte bald hernach, bezeichnete den versammelten Goten seinen Sohn als Nachfolger und verschied. Theoderich aber

führte sein Volk, mit dessen Zustimmung, auf den größeren Heereszug nach Italien.

Jorn. c. 56: Nec diu post hæc rex Theodemir in civitate Cerras fatali ægritudine occupatus, vocatis Gothis, Theodericum filium regni sui designat heredem, et ipse mox rebus humanis excessit.

C. 57: Igitur egressus urbe regia Theodericus, et ad suos revertens, omnem gentem Gothorum, quæ tamen et præbuerat consensum, assumens, Hesperiam tendit.

Römische Schriftsteller, aus der Zeit der Gründung germanischer Reiche in Gallien und Italien, zeichnen in ihren Schilderungen junger deutscher Könige nicht etwa bloß die hohe Gestalt und den starken Gliederbau, sondern namentlich auch die frische, zartblühende Schönheit dieser unverdorbenen Jugend aus, merkwürdig übereinstimmend mit der Farbengebung unserer Gedichte. Sidonius Apollinaris (gest. 482) beschreibt aus eigener Anschauung sehr umständlich die Person des zweiten westgotischen Theoderichs (453—466) und gedenkt dabei der gescheitelten, lockigen Haare, der schöngebogenen Nase, der feinen Lippen, dazwischen die wohlgereihten Zähne schneeweiß hervorscheinen, der milchweißen Haut, oft plötzlich von jugendlicher Röte übergossen, nicht im Zorne, sondern aus Verschämtheit.

Sidon. Apollin. l. I, ep. 11. (Masc. I, 466. N. 1): Si forma quæratur, corpore, exacto, longissimis brevior, procerior eminentiorque mediocribus. Capitis apex rotundus, in quo paululum a planicie frontis in verticem cæsaries refuga crispatur. . . . Aurium legulæ, sicut mos gentis est, crinium superjacentium flagellis operiuntur. Nasus venustissime incurvus. Labra subtilia, nec dilatatis oris angulis ampliata. Si casu dentium series ordinata promineat, niveum prorsus repræsentat colorem. . . . Menti, gutturis, colli, . . . lactea cutis, quæ propius inspecta juvenili rubore suffunditur. Namque hunc illi crebro colorem non ira, sed verecundia facit.

(Ganz wie bei dem jugendlichen Dietrich von Bern.) Dann aber auch:

Teretes humeri, validi lacerti, dura brachia, patulæ manus, . . . corneum femur, internodia poplitum bene mascula, . . . crura suris fulta turgentibus, et qui magna sustentat membra pes modicus.

Derselbe Schriftsteller malt mit sichtbarem Wohlgefallen den hochzeitlichen Aufzug eines königlichen Frankenjünglings, Sigismer;

mitten in der Reihe von buntgekleideten und wohlbewaffneten Gefährten, umgeben von Rossen, welche, reichgeschmückt, von Edelsteinen schimmern, schreitet der junge Freier nach dem Gezelte seines Schwähers, er glänzt in Gold, Scharlach und weißer Seide, aber Locken, Gesichtsfarbe, Haut leuchten nicht minder schön.

Sid. Ap. l. IV, c. 20: Flammeus cocco, rutilus auro, lacteus serico; tum cultui tanto coma, rubore, cute concolor.

Auch an unserem ostgotischen Theoderich rühmt Ennodius, in seiner schwülstigen Lobrede auf ihn, die hohe Herrschergestalt, den Schnee und Purpurschein der Wangen, das frühlingsheitere Auge: im Zorn aber sei er über alle Vergleichung blitzlodernd.

Ennod. Panegyr. Theoder. regi dict. XXI: Sed nec formæ tuæ decus inter postrema numerandum est, quando regii vultus purpura ostrum dignitatis irradiat. Exhibete, Seres, indumenta, pretioso murice quæ fucatis, et non uno aheno bibentia nobilitatem tegmina prorogate; discoloribus gemmis sertum texatur, et quem vehementior vipera custodit, lapis adveniat. Quæcumque ornamenta mundo obsequente transmissa fuerint, decorata venerandi genio corporis plus lucebunt. Statura est, quæ designet prolixitate regnantem; nix genarum habet concordiam cum rubore; vernant lumina serenitate continua; dignæ manus, quæ exitia rebellibus tribuant, honorum vota subjectis. . . . Italiæ rector in amicitiam colligit duo diversissima: ut sit in ira sine comparatione fulmineus, in lætitia sine nube formosus.

In der Vorrede zum salischen Gesetze heißt das Volk der Franken nicht nur ein tapferes, kühnes und weises, sondern auch ein edles und gesundes an Leib, ein herrliches an Aussehen und Gestalt.

Gens Francorum inclyta, autore deo condita, fortis in armis, firma pacis fœdere, profunda in consiliis, corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aspera.

König Klodwig aber wird betitelt: der wohlgelockte und schöne, comatus et pulcher et inclytus rex Francorum. Der Schmuck langer, schöner Haare, darauf die Deutschen überall großen Wert legten, mußte besonders bevorzugte Geschlechter auszeichnen, die wir auch bei Goten (capillati) und Franken danach zubenannt finden. Von den capillatis sagt Jornandes K. 11:

Quod nomen Gothi pro magno suscipientes, adhuc hodie suis cantionibus reminiscuntur.

In Cassiod. Var. hat l. IV, ep. 49 die Aufschrift: Universis

Provincialibus, et capillatis, defensoribus et curialibus in Suavia consistentibus.

Agathias de imperio Justiniani: Solemne est Francorum regibus nunquam tonderi. . . . Cæsaries tota deconter eis in humeros propendet, anterior coma e fronte discriminata in utrumque latus deflexa. Neque vero, quemadmodum Turcis et Barbaris, implexa iis et squalida sordidaque est coma, . . . sed smigata varia ipsi sibi adhibent, diligenterque curant, idque velut insigne quoddam, eximiaque honoris prærogativa regio generi apud eos tribuitur. Subditi enim orbiculatim tondentur, neque eis prolixiorem comam alere facile permittitur.

Fredegar. hist. Franc. epit. c. 9: Franci electum a se regem, sicut prius fuerat, crinitum . . . super se creant, nomine Theodemerem, filium Richemeris.

Den Merowingen dienten die gescheitelten bis zur Erde niederwallenden Haare zum königlichen Abzeichen (Gregor. Turon. VI, 24. VIII, 10) und das salische Gesetz legt auf unbefugtes Scheren gelockter Knaben und Mädchen namhafte Buße. Als jedoch den letzten des merowingischen Hauses von königlichem Wesen lediglich nichts mehr übrig war, als die langen gelben Haare, nahm man keinen Anstand, ihnen die Platte zu scheren; ein anderes kräftiges Geschlecht bestieg den Königsstuhl und die Kirche gab ihren Segen dazu.

Das Verhältnis der deutschen Könige zu den Wehrhaften des Volkes, ihre Abhängigkeit von der Zustimmung der letzteren, bedarf keiner besonderen Ausführung.

Wenn die Gefolge der früheren Zeit, nach Tacitus, von der Freigebigkeit des Fürsten Streitroß und Speer, gemeinsame, reichliche Kost und die Teilung der Beute statt Soldes zu erwarten hatten, so erwies sich späterhin die Königsmilde vornehmlich in der Belehnung mit eroberten Ländereien. Aber auch der Hort der Könige, die wohlgefüllte Schatzkammer, als Zugehör und Mittel der Herrschaft, bleibt nicht unerwähnt.

Die altertümliche Genossenschaft zwischen dem König und seinen Recken, und wie sie durch spätere Begriffe vom Königtum verdrängt worden, zeigt, in die Sinne fallend, ein Zug aus der westgotischen Geschichte. Unter den Gewaltthaten des Königs Leovigild (gest. 586) führt Isidor an, daß derselbe zuerst im königlichen Gewand auf einem Throne gesessen, denn vor ihm seien Kleidung und Sitz dem Volke mit den Königen gemein gewesen. Weiterhin kam Salbung und Krönung hinzu.

Isidor. Hispal. chron. Goth.: Primusque inter suos regali veste opertus solio resedit. Nam ante eum habitus et consessus communis, ut genti, ita et regibus erat.

Ein Ausbruch des Schmerzes endlich, an Dietrich von Bern, der sich ein Glied aus der Hand beißt, erinnernd, wird von dem Alemannen Leuthar erzählt. Das Heer, welches dieser nach Italien geführt, wurde durch Krankheit aufgerieben; da soll auch er sich getötet haben, indem er sich mit den Zähnen zerfleischte.

Murator. rer. ital. script. B. I, S. 426.

Paul. Diac. d. gest. Langob. l. II. c. 2: Tertius quoque Francorum dux, nomine Leutharius, Buccellini germanus, dum multa preda onustus ad patriam cuperet reverti, inter Veronam, de Tridentum, juxta lacum Benacum propria morte defunctus est. (Fœda nempe rabie ita ut suas ipse dentibus carnes lacerans, ejulansque occubuerit, deleto vi morbi universo illius exercitu.)

Ebend. Excerpta ex Agathiæ histor. a fine Procopii ad Gothos pertinentia Hugone Grotio interprete. Ex libro secundo. S. 389: Nam mox orta lues pestifera multitudinem depascitur. Multi causam referebant ad cœli circumfluentis vitium: alii ad mutatam vivendi rationem, quod ab actibus bellorum, longisque itinerum repente ad mollia, ac delicias transiissent, veram interim causam, ni fallor, non attingentes. Ea enim erat, me judice, et immanitas facinorum, spretis Dei hominumque legibus, conspicua maxime in ipso duce (Leuthari) divina ultio. Vecordia enim, insaniaque, plane ut rabidi solent, agitabatur: trepidabat corpus: ejulatus edebat horrendos, et modo pronus, modo in hoc, rursumque in alterum latus humi cadebat, manante spumis ore, trucibus distortisque oculis. Eo denique furoris venit homo miserandus, ut suos ipse artus vesceretur; infixis namque in brachia dentibus carnes avellebat, mandebatque, ut feræ solent, sanguinem lingens. Ita simul et impletus sui, et paulatim decrescens, eum finem vitæ infelicissimum habuit; moriebantur interim et alii, nec remisit malum, donec omnes absumserat. Febre ardentes plurimi, mente tamen integra moriebantur, alias capitis gravedo vexabat, aliis aderat delirium: varia malorum facies: unus omnibus ad mortem exitus. Hunc terminum expeditioni Leutharis, et qui eum secuti sunt, fortuna constituit.

S. 383 ex libr. primo: Fratres hi (Leutharis et Butilinus) erant gente Alemanni, sed apud Francos eximie honorati, quippe et suæ nationis duces pridem facti.

Vollständiger wird sich die Stellung der Könige zu ihrem Gefolge aufklären, wenn wir nun auch dieses in seinen hervortretenden Gestalten nach Lied und Geschichte näher betrachten.

Die Meister.

Weil die Könige jung sind, bedürfen sie des Rates der Erfahrenen. Den Jungen, „Tumben" (Unerfahrenen), stehen die Alten und Weisen zur Seite. Jener eingeborene, blinde Trieb, welchem die siegreich entscheidende Kraft zugetraut wird, muß durch Erfahrung und Besonnenheit gepflegt, behütet, auf das Ziel gerichtet werden. Dieses ist das Amt des Meisters; er ist der Retter des ausgesetzten Heldenkindes, Nährvater des Verwaisten, Waffenlehrer, Führer zur ersten Schlacht, kundiger, vielgereister Wegweiser zu Land und Meer, unzertrennlicher Berater, Warner, Beschirmer. Hierbei mag ein Verhältnis zu Grunde liegen, welches in den nordischen Sagen sich deutlicher herausstellt, als in den unsrigen. Knaben werden frühzeitig, oft von dem Vater selbst, in das Haus eines andern Mannes zu Pflege und Erziehung gegeben. Odin und Freia selbst siedeln sich wohl in einsamen Gegenden an, um Erdensöhne groß zu ziehen. Der Zögling tritt in die Genossenschaft des Pflegehauses; ein enges Band, dem der Blutsverwandtschaft gleichkommend, verknüpft ihn nicht bloß dem Pflegvater, sondern auch dessen miterzogenen Söhnen, den Pflegbrüdern. Auf solche Weise sind auch die Söhne unserer Meister den jungen Königen mit derselben aufopfernden Treue zugethan, wie die väterlichen Meister selbst.

Am innigsten und ursprünglichsten erscheint dieses Verhältnis in Wolfdietrichs Meister Berchtung und seinen Söhnen. Nach der einen Gestalt der Sage soll Berchtung den vierjährigen Königssohn, den man wegen seiner übermäßigen Stärke für ein Kind des Teufels hält, in der Wildnis töten. Er weigert sich, wird aber mit seinem und seines ganzen Geschlechtes Tode bedroht. Da trägt er das Kind hin, das zutraulich an seinem Harnisch spielt. Er setzt es in das Gras und zieht sein Schwert aus der Scheide; als aber das Kind freudig nach dem glänzenden Stahle greift, wird ihm das Herz weich. Danach kommt er zu einem Brunnen, darauf Rosen schwimmen, und setzt es auf den Rand desselben, damit es, nach den Rosen langend, sich selbst ertränke; auch dieses hilft nicht. Nun läßt er es im Walde zurück, verbirgt sich aber unfern und bewacht es. In der Nacht kommen die wilden Tiere zum Brunnen; aber dem Kinde thun sie nichts zu leid und die Wölfe setzen sich zu ihm, es zu hüten. Berchtung erkennt, daß dieses Kind nicht vom Bösen stamme, und beschließt, es zu retten, auf Gefahr seines eigenen Geschlechtes. Wolfdietrich, von jener wunderbaren Erhaltung so benannt, wird mit Berchtungs sechzehn Söhnen erzogen, die er alle, obgleich der jüngste, an Wuchs überragt. Die andere Darstellung beginnt gleich damit, daß Berchtung die Söhne Hugdieterichs ritterliche Künste lehrt: fechten und schirmen, schießen, den Schaft schwingen, Steine werfen, den

Schild tragen, den Helm binden, wohl im Sattel sitzen. Nach des Vaters Tode wird Wolfdietrich von den Brüdern seines Erbes beraubt, da kämpft für ihn der treue Meister mit seinen sechzehn Söhnen. Sechse von diesen fallen in der Schlacht, jedesmal sieht Berchtung seinen Herrn lachend an, damit er es nicht merke. Berchtung führt den vertriebenen Herrn auf seine Burg, die Mutter zählt nur zehn Söhne und will Klage erheben; da droht Berchtung, sie von der Mauer zu werfen, wenn sie nicht schweige, denn Wolfdietrich habe sich aus Schmerz über die sechs Gefallenen erstechen wollen. Manches Jahr lebt der Meister mit seinen Söhnen zu Konstantinopel in Gefangenschaft, weil sie nicht ihren Herrn abschwören wollten, den sie stets noch erharren. Zu Pfingsten halten die Könige einen Hof, alle Fürsten tragen reiche Gewande, Berchtung aber und seine Söhne, Herzogskinder, tragen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da spricht der alte Mann: „O weh, Wolfdietrich! wärest du nicht tot, du ließest uns nicht in dieser Not und Armut!“ Fürder spricht er nicht mehr; er stirbt, weil er die Hoffnung auf seines Herrn Wiederkehr aufgegeben. Seine Söhne werden auf der Mauer festgeschmiedet; als aber Wolfdietrich vor dem Graben erscheint, knieen sie nieder und bitten Gott, wenn sie Treu und Ehre an ihrem Herrn behalten, ihre Bande zu lösen. Der Himmel giebt Zeugnis der großen Treue, die Ringe springen in Stücke, die Befreiten eilen von der Mauer und schwingen ihrem Herrn das Thor auf. Nach erkämpftem Siege findet Wolfdietrich seines Meisters Grab, reißt die Steine hinweg, küßt das Haupt des Toten, betet für sein Seelenheil und läßt Messe lesen; da liegt die Leiche weiß, rein, unversehrt im Sarge. Der Held gelobt, stets zu gewähren, um was bei Berchtungs Seele gebeten werde. Des Meisters Söhne werden herrlich belehnt und vermählt, und ihre Söhne, namentlich Eckart und Hildebrand, sind wieder die getreuen Meister der späteren Amelunge.

König Rothers Erzieher und Ratgeber ist Berchter von Meran, eine „Grundfeste aller Treue“. Der Name Berchter, den auch einer von Berchtungs Söhnen führt, und das gemeinsame Stammhaus Meran bezeichnen die epische Verwandtschaft. Auch Berchters Söhne sind Rothers getreue Dienstmannen; sieben derselben, als Boten nach Konstantinopel geschickt, liegen dort im Kerker und werden von ihrem Herrn befreit. Manchen kalten Winter hat Berchter, der unverdrossene Mann, sein Leben mit dem Schilde verdient, nie ist ihm der Bart zu grau, daß er daheim bliebe. Auf blankem Roß, in lichtem Harnisch sitzt der Altgreise, bis auf den Gürtel reicht ihm der breite, schöne Bart, Schild und Helm leuchten von Edelsteinen, wie von Sternen, vermessentlich reitet er, das Roß geht ihm in Sprüngen, besser denn einem Jungen. Ein merkwürdiger Ansatz zu der Sage ist es, wie

der geistliche Bearbeiter die Meistertreue auch in der Sorge für das Seelenheil ausführt. In Rothers späteren Jahren kommt ein „schneeweißer Wigand“ über Land gestrichen, das „edle Haar“ an den Ohren abgeschoren; es ist Berchter, der von Grund auf geboren ist zu dem allertreuesten Mann, den je sich ein König gewann. Rother nimmt selbst das Pferd des Meisters in Empfang. Dieser spricht zum König: Als dein Vater an seinem Ende lag, befahl er dich mir bei der Hand; seitdem habe ich dir beigestanden, daß niemand dir Arges bot, er hätte denn uns beide bedroht; nun aber kann ich dir nichts weiter frommen, du folgest denn meinem Rat und besorgest die „ewige Seele“. Dieses heißt im Sinne des christlichen Mittelalters, daß Rother der Welt entsagen und sich dem Klosterleben zuwenden solle. So erscheint dem Könige der Führer seiner Jugend, der Gefährte seines Heldenlebens, im Alter noch als Schutzgeist und Wegweiser zum Himmel.

Als Ermenrich, nach den bösen Ratschlägen Sibichs, gegen seine Blutsverwandten wütete, wurden auch seine Brudersöhne, die beiden Harlunge, Fritel und Imbreck, von ihm treulos hingerichtet. Ihr Meister war der getreue Eckart, ein Enkel Berchtungs von dessen Sohn Hache. Wir vermissen über ihn das lebendige Lied, welches ohne Zweifel vorhanden war. In ungenügenden Überlieferungen wird er bald als Warner, bald als Rächer seiner Pflegbefohlenen gerühmt. Ersteres, die Warnung, ist hier die Hauptsache, und zwar nach folgendem Zuge, den allein noch die Wilkinensage aufbewahrt hat. Eckart (dort Fritila genannt, während einer der Harlunge Egard heißt) erfährt an Ermenrichs Hofe, daß den Harlungen ein Überfall drohe. Er wirft sich auf sein Roß und reitet mit seinem Sohn Tag und Nacht, um, dem Heere voreilend, die Harlunge zu warnen. Diese wohnen auf ihrer Burg am Rheine, Breisach in deutscher Sage. Am Ufer des Stromes angelangt, will Eckart die Fähre nicht erwarten; sie schwimmen, die Rosse nachziehend, durch den Rhein. An dieser Eile schon sehen die Harlunge, daß große Gefahr nahe sei (Wilkinensage Kap. 255, 6). Eckart ist als Warner sprichwörtlich geworden.*)

*) In Dietrichs Fl. 2546—64 wird zwar der Hartungen Untergang erzählt, aber dabei Eckarts nicht erwähnt; ebensowenig bei Saxo B. VIII, 240 f. Die Namen Fritel und Imbreck kommen im Dietleib 4597 u. s. w. vor. Eckart wird daselbst 10242—5 Haches Sohn genannt. In Agricolas Sprichwörtern (1534) findet sich Bl. 243 dieses: Der trewe Eckhart warnt jedermann. Bl. 244 b: Wir brauchen dises Worts, wenn jemandt einen andern trewlich vor schaden warnet, vnd wir wöllens nach rühmen, so sagen wir: Du thuost wie der trew Eckhart, der warnet auch jedermann vor schaden. Er erscheint in dieser Beziehung als eine mythische Person. Der prosaische Anhang zum Heldenbuch besagt von ihm Bl. 212b: Man vermeinet auch der getreu Eckart sey noch vor fraw Venus berg, vnd sol auch do belyben biß an den jüngsten tag vnd warnet alle die in den berge gan

Der unglücklichste unter den Meistern ist Ilsan, in dessen Pflege Dietrich seinen Bruder und die zween hunnischen Königssöhne zu Bern zurückläßt. Sie sind dem Meister auf sein Leben anvertraut; aber so treulich er es meint, widersteht er doch nicht ihrer Bitte, sie vor die Stadt reiten zu lassen. Jammervoll ist des alten Mannes Ruf und Klage und wie er sich auf die Brust schlägt, als er jene im Nebel verloren. Danach reitet er zu Dietrich und meldet selbst seine Schuld. Streng rächt der Berner die versäumte Meisterpflicht; als der Tod der Jünglinge kund geworden, schlägt er, wie er angedroht, mit eigener Hand dem Schuldigen das Haupt ab.

Vielbesungen ist der alte Hildebrand, der Meister Dietrichs von Bern, sein treuester Gefährte in Kampf und Elend.*) In ihm ist der Ernst der Treue und die Erfahrung des Alters auf das glücklichste verschmolzen mit scherzhafter Heldenlaune und unerloschenem Jugendfeuer. Er ist ein Liebling des Volksgesanges geworden, und in diesem scheint sich eben jene scherzhafte Richtung immer mehr ausgebildet zu haben, während in dem alten Hildebrandsliede des achten Jahrhunderts noch der Ernst obwaltet.

Hildebrand hat nicht bloß die Brüder Dietrich und Diether erzogen**); als Haupt des Stammes der Wölfinge ist er ein Pflegevater vieler Helden und hält die Jüngeren unter seiner Zucht. Vollkommen berechtigt ihn hierzu seine große Erfahrung. Denn wie er der Zeit nach hundert Jahre und mehr erlebt***), so hat er dem Raume nach die weite Welt ermessen. Ihm ist kund alles Menschengeschlecht.†) Sechzig Sommer und Winter ist er auswärts gewallet, stets unter

---

wöllen. Ebenso Agric. a. a. O.: Nun haben die Teutschen jres trewen Eckharts nit vergessen, von dem sie sagen, er sitze vor dem Venusberg vnnd warne alle leut, sie sollen nit in den berg gehn u. s. w. Ferner (Bl. 244): Vor dem hauffen (des wütenden Heers) ist ein alter man hergangen mit einem weißen stab, der hat sich selbs den trewen Eckhart geheißen; Diser alt man hat die leut heißen auß dem weg weichen, hat auch etliche leut heißen gar heim gehen, sie würden sonst schaden nemen. (Über Eckharts Beziehung zu Eckewart vgl. Grimm S. 394. 190.)

*) Wilk. S. Kap. 382. III, 172: Das sagen deutsche Männer, daß er der treuefesteste Mann war, so nur sein konnte; dazu war er beides tapfer und ritterlich, weise, milde und adlig. Laur. 204: Ich gan dir aller eren wol Bas dann dem leibe mein.

**) Dietrichs Flucht 2535—2540; Diethern und Diethrich (die) zoch ein herzog rich, Hilteprant der alte, der kune und der balde, der sit not und arbeit durch sinen lieben herren leit. Ebend. 3589—98 rät Hildebrand seinem Herrn, ihr Gut anzugreifen, 4543 tröstet er denselben. Nib. 9410: Im half daz er sich waffente meister Hildebrant.

***) Roseng. I: So bin ich in sülicher ahte, hundert jor sint mir gezalt. Wilk. S. Kap 382. III, 172: Er war 180 Jahr alt, da er starb; etliche sagen, daß er 200 Jahr alt war.

†) Im alten Hildebrandslied: Chud ist mi al irmin-deot.

den Streitenden, ohne daß er je in einer Burg gebunden lag.*) Einst wird ihm geraten, daheim zu bleiben und gemächlich sich an der Glut zu wärmen; da erwidert er: Mir ist bei allen meinen Tagen zu reisen auferlegt, zu reisen und zu fechten bis auf meine Hinfahrt; das sage ich und darauf grauet mir der Bart.**) Ihm sind Straßen und Steige wohl bekannt, darum ist er auch Leiter des Heeres.***) Er weiß die Fahnen der feindlichen Scharen zu erklären; wen niemand kennt, den weiß er zu nennen. Als Waffenmeister bewährt er sich, indem er mit kunstreichem Schirmschlag den Gegner unter seine Pflege nimmt.†) Nie focht ein so alter Mann gleich ihm.††) Er ist listig, mit guten Ratschlägen stets zur Hand; in den mißlichsten Fällen hilft er mit einem sinnreichen Funde.†††) Seine Lehrart ist durchaus handgreiflich und kurzweilig. Dietrich will gegen seinen Rat nach dem Riesen Sigenot ausreiten, Hildebrand läßt ihn ziehen; erst als jener nicht binnen gesetzter Frist zurück ist, reitet der Meister selbst nach. Er findet, daß Dietrich besiegt und gefangen ist, und bekämpft nun selbst den Riesen. Der Berner, in der Wurmhöhle liegend, erkennt seinen Meister an den Schlägen: „wann ich bin sehr beschweret, so kommt er allezeit hernach, besorgt mich also schön.“§) Aber Hildebrand ruft hinunter: „Euch ist geschehen, als dem, der weise Lehren

*) Ebenda: Ich wallota sumaro enti wintro sehstic ur lante, dar man mih eo scerita in folc sceotantero, so man mir at burc enigeru banun ni gifasta. Hildebrandslied.

**) Hildebrandslied (Meisterzes.) 6: Du solts daheime bleiben vnd haben gut hausgemach bei einer heifsen gluthe. Der alte lacht vnd sprach: Solt ich daheime bleiben vnd haben gut hausgemach, ist mir doch bei allen meinen tagen zu reisen aufgesatzt, zu reisen vnd zu fechten bifs auf mein hinnefahrt. Da sag ich dir, viel iunger! darauff grauet mir der bart.

***) Dietr. Fl. 3154 f.: Hilteprandenn was wol erkant die stige und die strazze. 8757: Wiser des heres was Hiltebrant. Schl. v. Rab. 358: Daz her von hunisch lande leidet durch die march, der die strazze wol bekande, Hildebrant der recke stark auf velde vnd vff steigen. 581: Dannoch sollen wir eynen han. der vns die strazzen leyte. daz sei Hilteprant der (küene) vnuerzaite. 583: Hilteprant was wisere al dahin.

†) Roieng. I 2180: Hiltebrant der alte vichtet listeclich. Erst begunt er suchen die ersten schirmschlege. Er hatte künig Gippich under siner pflege. Roieng II, 388: schirmschlag. Hildebrandslied 3: schirmenschlag. Evv. Tresd. 25: Das er mich nam gefangen, das macht ein schirmschlag.

††) Sigen. 148: Kein elter riter vacht nye pas. Alph. 371: Er focht mit solchem grimme, kein alter es nimmermehr gethut.

†††) Ecke 2: Mit listen wer keyn kuner den der alt Hiltprant. Laur. 188b: Der kunde wyshait walten. 189a: Nu bistu ein getruwer man; niemant bas geraten kan zu sölichen sachen. 193b. Der vil wiser rete kan. 196a: Der wise man. 196a. Ebenso 196b: Ein wyser wigant. 201a: Der vil speher liste kan. 203b: Ich fürcht hiltprandes rat. Roieng. I, 2183: Hiltebrant hat vil sin und hat ouch vil der liste. Alph. 343: Also sprach aus listen der alte Hildebrant.

§) Sigen. 172 f.: Werlich das ist der meister mein, das hor ich an den siegen, das er mir trew wil sein; wan ich bin ser beswerte, so kumpt er alle zeit hernach, besorgt mich also schone.

übergiug: Ihr wollt mir leider folgen nicht, ich lasse Euch liegen allein." Dietrich bittet: „Hilf mir heraus, lieber Meister! ich will dir folgen immerdar bis an dein Ende." Da zerschneidet Hildebrand sein gut Gewand und macht ein Seil daraus, seinen ungehorsamen Herrn aus der Grube zu ziehen.*) Als Dietrich sich scheut, mit Siegfried im Rosengarten zu kämpfen, straft ihn Hildebrand mit einem Faustschlag; dafür schlägt Dietrich den Meister mit dem Schwerte zu Boden. Jetzt hat dieser gewonnen Spiel, er stellt sich tot, in Zorn und Reue bezwingt Dietrich den Gegner; da springt der Scheintote auf. „Nun habt Ihr gesieget, nun bin ich wiedergeboren." Seinen eigenen Sohn prüft er, indem er, unerkannt, nach langem Elend in Hunnenland, mit jenem, als dem Hüter der Bernermark, sich in Kampf einläßt; er kann wohl zufrieden sein mit der Kopfwunde, die ihm von dem Geprüften geschlagen wird, dennoch schwingt der Alte den Jungen kräftig in das Gras und giebt ihm die Lehre: „Wer sich an alte Kessel reibt, empfahet gerne Rahm." Den Mut der Wölfinge versucht er einst dadurch, daß er sich mit seiner Schar vor Bern lagert, mit umgekehrten Schilden, als wäre es Ermenrichs Heer. Der streitlustige Wolfhart kommt alsbald aus dem Thore gerannt, da wendet Hildebrand seinen Schild, Oheim und Neffe küssen sich, statt sich zu bekämpfen.**) Indem der alte Meister sich den Lehrproben so mutiger Schüler ausstellt, kann es nicht fehlen, daß er manchmal eine Beule davonträgt. Seine neckischen Anschläge fallen oft auf ihn zurück und die Lehren, die er der Jugend giebt, überspringt er selbst in jäher Aufwallung. Die Lieder zeigen ihn gern in Lagen, welche der musterlichen Haltung einigen Eintrag thun. Der Riese Sigenot bindet ihm Hände und Füße zusammen, schwingt ihn bei seinem langen grauen Bart mit einer Hand über die Achsel und trägt ihn so hinweg; da klagt der Alte: „Noch nie ward ich beim Barte genommen; hätte ich's zu Bern gewußt, ich hätte ihn abgeschoren." Als der junge Alphart auf die Warte ausgeritten, fürchtet Hildebrand, den Neffen zu verlieren. Er beschließt, ihn Streites satt zu machen und wieder in die Stadt zu bringen. In fremdem Sturmgewande eilt er nach, reitet den jungen Helden an, wird aber von dessen Schwertschlag auf die grüne Heide niedergestreckt. Er muß sich entdecken, um sein Leben zu retten, und kehrt unverrichteter Dinge nach Bern zurück, wo er,

*) Sigen. 187 f.: Und euch ist do geschehen, sam der weise lere vber gie. Ir wolt mir leider folgen nicht, den schaden habt ir wie mir geschicht; ich los euch liegen eyne; hilff mir aufs, lieber meyster mein! ich volg dir ymer mere pis an das ende dein.

**) Einen ähnlichen Scheinkampf hat er mit seinem Sohne, um Uten zu necken, im Dresdener Hildebrandsliede St. 18 ff. In Dietr. u. s. Ges. schützt er gar unter das Hochzeitsbett. Zu bemerken ist, daß im ältesten Hildebrandsliede der Vater den Sohn nicht täuschen will, sondern dieser jenen nicht anerkennt.

nach seinem Gefangenen gefragt, den Spott zu dem Schaden hat. Aber es ist Alpharts Verderben, daß der Anschlag des Meisters mißlungen. In der Nibelungennot wird Hildebrand von seinem Herrn ausgeschickt, um zu erkunden, ob wirklich Rüdiger erschlagen sei. Er will hingehen ohne Schild und Waffen; als jedoch der grimme Wolfhart ihn straft, daß er sich waffenlos dem Schelten der Burgunden preisgebe, da rüstet sich der Weise durch des „Tumben" Rat und mit ihm stehen alle Dietrichsrecken in den Waffen. Sie gehen nach dem Saale, bitterer Wortwechsel entspinnt sich, Wolfhart will in den Kampf springen, Hildebrand hält ihn fest; als aber doch der Löwe losbricht, da duldet der alte Meister nicht, daß einer vor ihm zum Streit komme; an der Stiege noch überfängt er den Neffen und schlägt selbst den ersten Schlag. Dies der Anfang des Streites, darin alle Wölfinge fallen, außer dem Meister selbst. Aber ernst und schrecklich tritt derjenige, der sein langes Leben hindurch der Helden Pfleger und Leiter war, zuletzt noch als der Helden Rächer hervor. Kriemhild hat selbst dem gefangenen Hagen das Haupt abgeschlagen; das erträgt Hildebrand nicht, daß ein Weib die Recken erschlage, ob sie auch seine Feinde waren, obgleich Hagen ihm eine tiefe und lange Wunde geschlagen; zornig, mit schwerem Schwertschwank haut er die Königin zu Stücken. Er allein mit seinem Herrn bleibt übrig; aber niemals bis in seinen Tod heilt die Wunde, die er an diesem Tag empfangen.*)

Bei den Burgunden vertritt Hagen die Stelle des Meisters, bei den Hegelingen Wate. Letzterer zeigt in den Fechterspielen am Hofe des Königs von Irland unerwartet seine Meisterschaft. Er ist ein alter, aber grimmiger Mann, mit breitem Bart, die greisen Locken in Gold gewunden.**) Er weiß die rechten Wasserstraßen***); mit dem Schalle seines Hornes, den man wohl dreißig Meilen weit hört und davon die Ecksteine aus der Mauer weichen, giebt er dem Heere Zeichen und Befehl.†) Am Hofe der Hegelinge dient er als Truchseß.††)

---

*) Anh. z. Heldenb. 212a. Hier erschlägt der Berner Kriemhilden. Also reit der Berner und Hildebrand hinweg. Die selben wunden (es sind ihm zwei ins Haupt geschlagen) woltent Hiltebrant nye geheilen bifs in synen todt. In einem späteren Streit wird er von Gunthern erschlagen. Nach Wilk. Sag. III, 172 stirbt er an Siechtum.

**) Gudrun 1363: Sein part was im prait, sein har was im bewunden mit porten den vil guten. 1421: Ir bayder greyse locke sach man in golde gewunden.

***) 3345: Da sprach Wate der alte: ich wayss hiebei vil nahen ir rechte wasserstrasse (2981: merstrasse), wir mugens auf dem mer vil wol ergahen. 4500: Was half daz sy nu wiste der alte Wate vnd von Tenen Frute.

†) 4501—13. 5569—80.

††) 6447: Wate ward truchsässe der helt von Sturmlannd.

Wie der Schmuck der Locken die jungen Könige auszeichnet, so der lange, weiße Bart die greisen Meister. So heißt es von Berther im Rotherliede:

2468: Siestu jenen grawin man
Mit deme schonin barte stan?

2500: Vf den gurtel ginc ime der bart
Bi den ziden also lossam.

4947: Deme was die bart harte breit.

Dieser schneeweiße Wigand reitet auch auf einem weißen Streitrosse. Als der Riese Sigenot den alten Hildebrand am Barte davonträgt, da ruft der greise Mann: „O weh! nimmer kam in meinen Bart eines Mannes Hand. Solang ich lebe, werde ich nie mehr einen Tag von Herzen froh sein, ich räche denn meinen Bart.“ Er rächt denselben auch wirklich, indem er nachher den Riesen erschlägt. Dies sein Schicksal erzählt er nachher Dietrichen also (Laßberg Strophe 43):

Bi minem bart er mich gevie.
Bald er do von dannen gie
Gen ainem holen staine.
Also sprach maister Hiltebrant:
In minem barte lag sin hant,
Do wart min vrœde klaine,
Won ich da alles des uergas,
Das mir ie wart ze liebe.
Den bart er mir da us gelas
Sa recht als ainem diebe.
Er het mich senfter wol getragen.
Hie lant die red beliben!
Ich han in drum erslagen.*)

Sein grauer Bart ist ihm das Wahrzeichen seines langen Heldenlebens, wie er im Liede zu seinem Sohne spricht:

Str. 7: zu reisen und zu fechten biss auf mein hinnefahrt,
das sag ich dir, viel junger! darauf grawet mir der bart.

Vgl. Wilkinensage K. 375. Rafn S. 562. Dietleib Str. 2634:

Darzů ich das vernomen han,
Daz im grabe nu der bart.

Von Berther wird gesagt, manchen kalten Winter habe er sein Leben,

*) Schon das Greifen an Locken und Bart galt für schimpflich und mußte gebüßt werden. Lex Burgund. add. I, 5. Grimm, Rechtsaltert. S. 710. Diebe wurden geschoren. S. ebend.

das er von Rother empfangen, mit seinem Schilde beritten, davon dem unverdrossenen Manne oft sein Bart bereift worden.

Wir haben das Verhältnis des Meisters angeknüpft an den einfachen Beruf des Nährvaters, wie er in den nordischen Sagen, noch den geschichtlichen, sich darstellt; in politischer Entwickelung möchten wir dasselbe in dem Majordomus wieder erkennen, der unter den fränkischen Königen so bedeutend hervortritt, aber auch dem ostgotischen Hofe nicht gefehlt hat.*) Nicht als ob in den mächtigen Hof- und Staatsbeamten, welche statt des alterschwachen Königgeschlechts herrschten und zuletzt dieses vom Throne warfen, noch etwas von der Herzlichkeit und Treue der sagenhaften Meister übrig geblieben wäre. Dem Hause Pipins ist mit den Wölfingen nur das gemein, daß beide dem Königsstamme, hier der Amelungen, dort der Merowingen, die nächsten sind und das Meisteramt von Glied zu Glied in sich vererben. Aber der letzten politischen Gestaltung mußten ältere und einfachere Zustände vorangehen, und je weiter in der Zeit wir aufsteigen, um so mehr erscheint der fränkische Majordomus auch nur als der erste des Gefolges, als Erzieher, Begleiter und Berater der Könige.**) Die erste Erwähnung desselben, an der Grenze der Geschichte, findet sich in einer sagenhaften Erzählung, welche sogleich an das Meisterwesen in den Liedern erinnert. Childerich, Chlodwigs Vater, wird den Franken verhaßt und abgesetzt. Sein Freund Wiomad, aus einem der edelsten Geschlechter, der ihm sonst in allen Dingen geraten und beigestanden, rät ihm jetzt, nach Thüringen zu entweichen, bricht seinen Goldring entzwei und giebt ihm die Hälfte; wenn ihm die andere gesandt werde und beide zusammenpassen, soll es ihm das Zeichen zur Rückkehr sein. Die Franken wählen den Römer Agidius zum König. Wiomad macht sich diesem beliebt und wird sein Majordomus. Als solcher rät er zu stets härteren Auflagen, dann zur Hinrichtung der Mächtigsten im Lande, der Feinde des vertriebenen Childerich. Dadurch wendet er die Franken von Agidius ab, sie sehnen sich nach Childerich zurück und bald empfängt dieser die andere Hälfte des Ringes, das Zeichen der Versöhnung (Gregor. Turon. histor. epitom. c. 11. Pertz S. 16. Grimm, Deutsche Sagen II, 73 f.). So ist Wiomad gegen seinen rechten Herrn ein Eckart, gegen den andern ein Sibich.

Auch die langobardischen Geschichten, wie Paulus Diaconus sie aufzeichnet, enthalten mehreres, was diesen Verhältnissen angehört.

---

*) Theodahad läßt sich durch den Majordomus beim Heere vertreten. Cassiodor. Var. X, 18: majorem domus nostræ. Manſ. 112. Masc. II, 61.

**) Pertz, Geschichte der merowingischen Hausmeier. Hannover 1819. S. 12.

Die Recken.

Recke*) bezeichnet in allgemeinerem Sinne jeden tüchtigen Kriegsmann, wonach dieser Name allerdings auch dem König und dem Meister ansteht; ist aber vom König und seinen Recken die Rede, so sind unter letzteren die Erlesenen des Gefolges oder der Lehnsmannschaft, die nächste Umgebung des Fürsten, gemeint. Aus der ganzen Zahl der Mannen werden zu kühneren Unternehmungen die Recken ausgewählt, daher wohl auch die Benennung Wählrecken.**) Recken sind gleich „auserwählten Degen".***) In Reckenweise fahren ist der Gegensatz von einer Heerfahrt oder von „viel Volkes führen", es ist der Ausdruck dafür, wenn der König mit wenigen seiner geprüftesten Helden sich auf ein Abenteuer begiebt, wie wenn Rother ohne die volle Heereskraft ausfährt, seine gefangenen Boten zu befreien, oder wenn Siegfried und Gunther nur zu vieren auf die mißliche Werbung um Brunhilden sich einschiffen.†)

*) Grimm, Rechtsaltert. S. 733: Im Mittelalter war Recke ein vielgewanderter Held. Gudrun 5881: Er was auch ein recke vnd tet im streite wol. Walth. 452: Viro forti similis fuit. 330: More gigantis. Nib. 9299 Er (Giselher) wunte zu dem tote den Dietériches man (Wolfhart) ez en-het an einen reken zware niemen getan.

**) Rab. 536: Drizzig tusent solt ir han der edeln welrecken. Rüdiger teilt sie Dietrich zu. 524: Die besten hiez er uzlesen, Rüdiger als Rottweiler. 635: Die edeln welrecken here, unbestimmt. 811: Die waren zu im handen welrecken, bei Gunther 850. Da kamen alrest zusamen welrecken. 858 Die recken uzerkoren. 923: Bistu ein welrecke, so lestu dich erbitten, Dietrich hinter Wittich her. Vgl. Not. 3 unten. Nib. 2033: Wol drizech hundert recken die wären schiere komen. ûz den wurden der besten tûsent dô genomen, bei den Nibelungen. 5903: Sô wel ich ûz in allen tûsent ritter gut, zur Hunnenfahrt. 5925: Hagne welte tûsent die het er wol bekant, und swaz in starken striten gevrümt het ir hant. 5940: Wir füeren mit uns hinnen sô manigen ûz-erwelten man. Vgl. Gudrun 6118: Da kam der kunig Herwig ze Ludwiges sal mit seinen walgenossen nach plute far gegangen. 5666: Das haysse walblut.

***) Nib. 4125: Die ûzerwelten degene mit schilden komen dar, einlef hundert recken, die het an siner schar Sigemunt der herre. Vgl. Nib. 8931: Dô lief er zu den gesten einem degen (al recken) gelich. 8134: Der rât enzæme niemen wan einem degene, Hagen von Giselher. Vgl. Not. 3. Dietrichs Fl. 3116: Sechs recken myn dan XII tusent tegen.

†) Roth 558: Sie reiten iren heren, Er solde mit grozen erin In reckewis over mer vare. 586: Der herverte ist ein teil zo vil, Vnde ob du iz ton wil, So machtu diche allerbest bewaren, Wiltu in recken wis over mere varen, damit die Boten nicht umgebracht werden. 719: Ich moz vzme lande In einis reckin wise varen Vnd wille mich anderis namen. Rother fährt mit zwölf Herzogen, deren jeder zweihundert Ritter hat, und König Ilpirian zwölf seiner Mannen. Nib 1373: Wie vil wir volkes furten. 1377: Wir sule in recken wise ze tal varen den Rin. 1384: Uns (viere) endurfen ander tusent mit strite nimmer bestan. 7319: Wan wichet ir uns reken? ja dunket es mich gut (sagt Volker), ez heizent allez degene unde sint geliche niht gemut. 8781: Gewaffent wart do Rüedeger mit funfhundert man, darüber zwelf recken ze helfe er do gewan. Vgl. 2803: Von drizech hundert reken wir geben dir tusent man. Dietl. 456: Er (Witolf) liez auch taugenlichen gar würchen, daz

Daheim sitzen die Recken im Saale des Königs*), hören mit an, wenn ihm Botschaft zukommt, geben Rat und verheißen Hilfe, wenn ein ernster Entschluß zu fassen ist. So geht, im Alphartsliede, der Vogt von Berne vor seine Recken, die kühnen Wölfinge, in den Saal, sie springen auf, den Fürsten zu empfangen, er heißt sie sitzen, klagt ihnen seine Not, wie sein Oheim Ermenrich ihn vertreiben wolle, und mahnt sie, was sein Vater an ihnen gethan und wie sie demselben Treue geschworen; erst schweigen alle und sehen in herzlichem Leid einander an; dann, als er ausgesprochen, rufen sie einhellig ihm Trost zu und geloben, Leib und Leben für ihn zu wagen, er aber will all sein Vatererbe mit ihnen teilen.

Bei hohen Festen begleiten die Recken, bloße Schwerter in der Hand, die Gemahlin oder Schwester ihres Fürsten, als Schirm und Zierde des Königshofes.**)

Auf ein Gefolge solcher Helden wird hoher Wert gelegt und diese sind sich dessen stolz bewußt. Als Kriemhild, mit Siegfried neu vermählt, von Worms scheidet, will sie auf all anderes Erbe verzichten, nur die Recken sollen zwischen ihr und den Brüdern geteilt werden. Sie wählt sich Hagen und die Seinigen zum „Heimgesinde". Doch zürnend erwidert er: „Wir Tronecker müssen bei den Königen bleiben, denen wir alldaher gefolgt haben."***)

---

er wolte dan selbzwelffter seiner man füeren in die frömde lant die pesten recken, die er vand, die welet Pitrolf darzu. 7578: Und wie der alte Hildebran: welet daz der geste schar gegen hertem streite wurde gar.

*) Nib. 321: Welt ir den herren (al. kunic, Gunther) vinden, daz mac vil wol geschehen; in jenem sale witen da han ich in gesehen bi den einen helden; da sult ihr hine gan; da mugt ir bi im vinden vil manegen herlichen man. 4754: Si giengen in den sal, da si den künic (Gunther) funden bi manigem herlichem man. Dietrichs Fl. 5791: Und auch die recken uberal, die by ym lagen auf dem sal, bei Dietrich zu Bern.

**) Nib. 22: In diente vor ir landen vil stolziu ritterschaft mit lobelichen eren unz an ir endes zit. 30: In waren undertan ouch die besten recken, von den man hat gesagt, stark unde vil küene, in scharpfen striten unverzagt. 1125: Do hiez der kunec riche mit siner swester gan, die ir dienen solden, wol hundert siner man, ir unt siner mage, die trugen swert en-hant. Daz was daz hove-gesinde von der Burgondenlant. 6725: Nu solte min herre Giselher nemen doch ein wip (sagt Hagen). Ez ist so hoher mage der markgravinne lip, daz wir ir gerne dienten, ich unde sine man, und solde-s under krone da zen Burgonden gan. 4811: Welt ir ir des grünnen, so sol si krone tragen vor Ezelen recken; daz hiez ir min herre sagen. 7744: Man sol mich (Hagen) sehen selten ze hove nach Ortliebe gan. Gudrun 67: Da sy bey recken solten tragen krone. 708: Die vor seinen helden ze hove solde gan (Hilde). 5182: Wann ich (Gudrun) steen vnder crone vor ewrn recken gut, so hayss ich küniginne. 2192: Die alten zu den jungen trugen ze hofe swert.

***) Nib. 2797 (Str. 705): Do sprach diu vrowe Criemhilt: Habt ir (Siegfried) der erbe rat umb Burgunde degene! so liht ez niht enstat, si mag ein kunic gerne füeren in sin lant. Ja sol si mit mir teilen miner lieben brüeder hant. 2803: Von drizech hundert reken wir geben dir tusent man, die sin dir heimgesinde. 2809: Ander iwer gesinde die lat in volgen mite (sagt

Diesen folgen sie auch ferner bis in den gemeinsamen Untergang. Von solcher Treue in jeder Not heißen die Recken manchmal auch Notgestalden, Helden zu rechter Not, dann die Stäten, die Notfesten, die Sturmfesten.*)

Über die germanischen Gefolgschaften berichtet Tacitus mehreres vornehmlich hierher Bezügliche. Das war der Fürsten Macht und Würde, stets von einer großen Schar erlesener Jünglinge umgeben zu sein, im Frieden eine Zier, im Krieg eine Schutzwehr. In der Schlacht war zwischen Fürsten und Gefolg ein Wetteifer der Tapferkeit. Ehrlos für immer, wer, ihn überlebend, aus dem Gefechte wich; ihn verteidigen, schirmen, seinem Ruhme die eigenen Heldenthaten beimessen, heilige Eidespflicht.**) Später, im vierten Jahrhundert, sehen wir den Alemannen Chnodomar an der Spitze eines Gefolges, das, als der König sich römischer Übermacht ergeben, für schändlich hält, ihn zu überleben oder nicht mit ihm zu sterben, und sich mit ihm binden läßt.***) An Kriemhilds Heimgesinde erinnert

---

Hagen zornig), want ir doch wol bekennet der Tronegære site, wir müezen bi den kunigen hie ze hofe bestan wir suln in langer dienen den wir alber gevolget han. 3306: Zwiu sold ich (Brunhilb) verkiesen so maniges ritters lip, der uns mit dem degene dienstlich ist undertan? Gudrun 6496: Er sprach: Du solt sy mynnen, du hast von ir manigen recken guten.

*) Rother 3518: Rother lieuer herre min, daz sin die notstadele din. Dietrichs Fl. 9277: Da waren recken zu ir hant, die man heizzet genotigot wigant. 4657: Die sine (Hildebrands) notgestalden. 6619: Die stritherten. Nab. 149: Die notgestalden alle . . . die dem von Perne wolden vff Ermrichen helffen als sie solden. 537: Wie vil der dinen notgestalden were. 834: Und sint auch daz die besten in herten striten die vil notvesten. 75: Ja sint ez helde stete. 86: Dez gewerten in die starcken vnd die steten. 837: Ahey daz waren helden stete, die slugen durch die ringe, daz daz plute dar auz schrete. Alphart 74: Zwene helden zu rechter not. 76: Zu den nœthen verwegen. 160: Alphart der junge degen was ein held zu rechter not. Klage 1057: Da ruwent si mich (Dietrich) sere die notgestallen mine. Dietleib 11013: Der sturmveste. 11292: Manig ritter sturmveste. 12129: Die sturmvesten. Gudrun 2483: Nu was der notueste kumen in das lanndt. Dietrichs Fl. 5120: Die starcken und die notuesten. 6297: Die notuesten.

**) Tacit. Germ. c. 13: Gradus quin etiam et ipse comitatus habet, judicio ejus, quem sectantur; magnaque et comitum æmulatio, quibus primus apud principem suum locus; et principum, cui plurimi et acerrimi comites. Hæc dignitas, hæ vires, magno semper electorum juvenum globo circumdari; in pace decus, in bello præsidium. C. 14: Cum ventum in aciem, turpe principi, virtute vinci, turpe comitatui, virtutem principis non adæquare. Jam vero infame in omnem vitam ac probosum, superstitem principi suo ex acie recessisse. Illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriæ ejus assignare, præcipuum sacramentum est. Principes pro victoria pugnant: comites pro principe.

***) Ammian. Marcellin. l. XVI, c. 12: Quibus visis compulsus ad ultimos metus, (Chnodomarius) ultro se dedit, solus egressus: comitesque ejus ducenti numero, et tres amici junctissimi, flagitium arbitrati post regem vivere, vel pro rege non mori, si ita tulerit casus, tradidere se vinciendos. Nach Chr. 357. So will auch das Gefolge des Angelsachsen Byrhtnoth (991) den gefallenen Herrn nicht rachelos überleben. Conybeare S. XCIV bis XCVI.

das große Gefolge edler und streitbarer Männer, das der Ostgote Theoderich seiner Schwester Amalafrida bei ihrer Vermählung mit dem Wandalenkönige Thrasamund mitgiebt und welches nachher der Fürstin unglückliches Schicksal teilt.*)

Der Kreis der ausgezeichnetsten Recken, die zunächst um den König versammelt sind, ist gewöhnlich in der Zwölfzahl gedacht, in der Art, daß der König bald mitgezählt ist, bald nicht. So erfüllt Wolfdietrich mit seinen elf Dienstmannen, d. h. seinem Meister Berchtung und dessen zehn Söhnen, diese Zahl. In Dietrichs von Bern Gefolge werden mit dem Meister Hildebrand bald elf, bald zwölf Recken genannt. Den drei burgundischen Königsbrüdern sind neun namhafte Helden beigegeben; und wo sich die Heldenkreise feindlich gegenübertreten, kämpfen zwölfe gegen zwölfe.

Die Zwölfzahl bildet nun auch in den deutschen Rechten häufig eine volle Verwandtschaft. Für die gesippten Eideshelfer, welche ursprünglich und zugleich auch Fehdegenossen sind, ist zwölfe entweder die bestimmte Zahl oder, bei verstärkter Menge derselben, die Grundzahl; auch der Schöffen sind mit dem Richter oder ohne ihn zwölfe. Bei den Geschwornengerichten zeigt sich noch dasselbe Verhältnis (Rogge S. 191. 162. 244. Grimm, Rechtsaltert. S. 217). Von der Familie ist offenbar diese Zahl auch auf die Gefolgschaft und in das Heldenlied übergegangen, wo, wie öfters erwähnt worden, die vornehmsten Recken Mannen und Mage des Königs zugleich sind. Wo dieser in seiner Vollkraft, in seiner Ganzheit auftritt, erscheint er selbzwölfte.

Als Siegfried, Kriemhilden zu erwerben, gen Worms ziehen und sein Vater ihn dazu zahlreich ausrüsten will, sagt er (Nibel. Lachm. 60):

> Si mac wol sus ertwingen dâ mîn eines hant.
> ich wil selbe zwelfter in Gunthêres lant.

---

*) Procop. l. I, c. 8: Conjuge, nec marem unquam, nec fœminam enixa, viduatus (Thrasamundus, Vandalor. rex), ut regnum optime stabiliret, missa ad Theodoricum Gothorum regem legatione, sibi uxorem poscit sororem ejus Amalafridam, a recenti viri funere viduam. Sororem illi misit cum comitatu Gothorum mille nobilium, qui stipatorum munus obirent: hos secuta sunt ministeria e viris bellicosis collecta ad quina circiter millia. Unum item e Siciliæ promontoriis (Lilybæum vocant) sorori Theodoricus donavit. Maśc. II, Anm. 38 u. Sodann l. I, c. 9: Regnante Ilderico (Vandal. reg.) Mauri Bizaceni, qui parebant Antallæ, prœlio fudere Vandalos, hisque (Vandalis) societatem et amicitiam renunciarunt Theodoricus et Gotthi, ideo facti hostes, quod Amalafrida in custodiis asservaretur, cæsique, ad internecionem Gotthi fuissent, impacto illis crimine conjurationis in Vandalos et Ildericum. Minime tamen ultum ivit Theodoricus, suas opes intelligens non sufficere ingenti classi, qua bellum in Africam portaret. Maśc. II. Anm. 40, 2. Amalafrid wurde später höchst wahrscheinlich umgebracht. Ebd. 39, 6.

Als der Markgraf Rüdeger endlich entschlossen ist, gegen die Burgunden zu kämpfen, sagt das Lied (Nibel. Lachm. 2106):

Gewâffent wart dô Rüedegêr mit fümf hundert man;
dar über zwelf recken sach man mit im gân;
di wolten prîs erwerben in des sturmes nôt.

Dietleib 5241: Der pote sprach: ich sach da stan
wol zwelfe Dietriches man,
der yetzlicher seines rates phlag.

Im Volksliede von Hildebrand wird dieser gewarnt (Str. 23):

Was begegnet dir auf der marke? der junge Alebrand;
Ja rittestu selbzwölfte, von ihm würdestu angerand;

d. h. ritteſt du in ganzer, voller Genossenschaft.

Die Reihe der Recken, welche das Gefolge des Königs ausmachen und an deren Spitze der Meister steht, mustern wir nun noch weiter, in der Art, daß wir von den Spuren des höheren Altertums zu den Ansätzen späterer Bildung vorschreiten.

Heergesellen.

Die Bande des Blutes waren die erste, natürliche Gewähr gegenseitigen Schutzes. Das Leben des Einzelnen schien in dem Grade sicher gestellt, je zahlreichere Verwandtschaft seinen Tod zu rächen drohte. Wir haben bereits erwähnt, wie im Norden ein der Blutsverwandtschaft in den Wirkungen gleichartiges Verhältnis dadurch gebildet wurde, daß man Kinder in die Pflege anderer Häuser übergab. Nicht bloß wurden hierdurch der Erzieher und dessen Söhne dem Pflegling als Vater und Brüder innig verbunden, die Allgemeinheit der Sitte scheint besonders auch darin ihren Grund gehabt zu haben, daß durch solche Übergabe die beiderseitigen Geschlechter selbst sich verwandt und hilfpflichtig wurden.*) Aber noch eine weitere Ausbildung der Verwandtschaftsbande war den Bedürfnissen der Zeit angemessen. Wenn der junge Normann die Waffen ergriff, wenn er auf kühne Seezüge ausfuhr, in welchen er den Beruf seiner kräftigen Lebensjahre fand, da mußten ihm die erwünschtesten Genossen diejenigen sein, von deren Kraft und Fertigkeit er sich den

*) In der Orvaroddssaga K. 1 (Rafn III, 2. S. 61) bittet sich Ingjald zum Lohne der Gastfreundschaft von Grim Lodinkin aus, daß dieser, ein sehr reicher und mächtiger Mann, seinen Sohn Odd ihm zurücklasse. „Nej," svarede Ingjald, „Penge har jeg nok af, men din Bistand og dit Venskab önsker jeg mig, og at du skal befæste det ved at lade din Sön Odd blive her tilbage." „Jeg veed ikke," sagde Grim, „hvad Lopthæna (Grims Frau) siger dertil." „Ja!" svarede Lopthæna, som var tilstede, „saa godt et Tilbud tager jeg med Glæde imod." Auch Ingjald ist ein reicher Bonde.

wirksamsten Beistand versprechen durfte.*) So knüpfte sich ein Band der Wahl, das man aber durch sinnbildliche Handlung denen des Blutes und der Pflege gleichzustellen suchte. Die Weihe solcher Verbrüderung bestand nämlich darin: man schnitt lange Rasenstücke auf, befestigte sie an den Enden in der Erde, richtete sie auf und stützte sie mit einem Spieße; dann traten die Freunde darunter, verwundeten sich, ließen ihr Blut zusammenfließen und vermischten es mit Erde, fielen sofort auf die Kniee und schwuren bei den Göttern, einer des andern Tod zu rächen, wie Brüder, worauf sie sich die Hände reichten.**) Das zusammenfließende Blut bedeutet offenbar

*) Die Gesetze der Jomsvikingen verpflichteten zu gegenseitiger Blutrache. Den ene skulde hevne den anden som Fader eller Broder. Müllers Sagabibl. III, 63. 89.

**) Müller, Sagabibl. I, 168 (Gisle Surssöns Saga): De gaae nu ud paa en Odde, opskiære Strimler af Grönsvær, hvis Ender de befæste i Jorden, og understötte det med et Spyd saaledes, at man med Haanden kunde röre ved Naglen, der holdt Spydsjernet. Alle fire gaae derunder, saare sig, lade deres Blod löbe paa Jorden under Grönsværen, og röre Jorden og Blodet saamen. Derpaa faldt de paa Knæ, og svore ved alle Guder, at den ene vilde hevne den anden som en Broder. Men da de skulde give hinanden Hænder u. s. w. Ebend. I, 153 (Fostbrödresaga): Thorgeir og Thormod vare tvende tappre, men ustyrlige Ynglinge fra den nordlige Deel af Island, som uagtet den indförte Kristendom havde tilsvoret hinanden paa gammel Viis Fostbroderskab, og at skulle hevne hinandens Död. De havde nemlig skaaret trende lange Strimler af Grönsvær, fastgiort Enderne i Jorden, men saaledes löftet Grönsværen, at den sværgende kunde gaae derunder. Ebend. II, 656 (Saga om Illuge Grydefostre): De svore Fostbrödrelag, og lode deres Blod rinde sammen, under Löfte ad hevne hinandens Död. Saxo Gramm. l. I, S. 12: Spoliatum nutrice Hadingum grandævus forte quidam, altero orbus oculo, solitarium miseratus, Lisero cuidam piratæ solenni pactionis jure conciliat. Siquidem icturi fœdus veteres vestigia sua mutui sanguinis aspersione perfundere consueverant, amicitiarum pignus alterni cruoris commercio firmaturi. Quo pacto Liserus et Hadingus arctissimis societatis vinculis colligati, Lokero, Curetum tyranno, bellum denunciant. Id. l. IV, S. 82: Ipse equidem (Britann. rex) ac Fengo, ut alter alterius ultorem ageret, mutua quondam pactione decreverant u. s. w. Finn Magn. Edd. II, 287 (Lokasenna): Loke: Mindes du vel Odin! Da vi i Tidens Morgen Blanded fælles Blod (E. O. blandede Blod sammen); Da lod du som om aldrig En Drik du vilde smage Hvis ei manden os begge böd. In der Anmerkung zu dieser Stelle II, 308 sagt Finn Magn.: Blodpagter (hvortil vel ogsaa Omskjærelsen i visse Maades höres) vare fra ældgamle Tider af almindelige i Oesterlandene. Udförligst bescrives en saadan, ved et Fostbroderskabs Stiftels ei Armenien, af Tacitus Annal. 12, 47. Ifr. Lucians Toxaris (om Skytherne). Flere hertil hörende Efterretninger findes hos Herodot og Mela. Die Stelle in Tacit. ann. XII, 47, wo vom Frieden zwischen Rhadamistus und Mithridates, welcher verraten wird, die Rede ist, lautet: Simul in lucum propinquum trahit, provisum illic sacrificium imperatum dictitans, ut diis testibus pax firmaretur. Mos est regibus, quotiens in societatem coëant, implicare dextras, pollicesque inter se vincire nodoque præstringere: mox, ubi sanguis artus extremos suffuderit, levi ictu cruorem eliciunt atque invicem lambunt. Id fœdus arcanum habetur quasi mutuo cruore sacratum. Sed tunc, qui ea vincula admovebat, decidisse simulans, genua Mithridatis invadit, ipsumque prosternit; simulque, concursu plurium, injiciuntur catenæ. Vgl. auch Orph. Argon. 303 ff.

die Einigung in der Blutsverwandtschaft und in den aufgerichteten Rasenstücken erkennen wir das gemeinschaftliche Dach, unter welchem natürliche und Pfleggeschwister auferzogen werden; noch heute sind im höheren Norden die Häuser mit Rasen gedeckt.*) Auch wurden diese Verbindungen Pflegbrüderschaft (Fostbrödralag) genannt. Sie wurden manchmal gerade von solchen eingegangen, die sich eben erst im Kampfe gegeneinander geprüft hatten**), sie mußten jeder engeren Freundschaft das Siegel aufdrücken und sagten dem kriegsrüstigen Geiste der Normänner so sehr zu, daß sie, obgleich ein abgeleitetes Verhältnis, dem ursprünglichen der Blutsverwandtschaft vorgesetzt wurden, daher Blutsfreunde selbst, welche sich zu Schutz und Trutz auf das festeste verpflichten wollten, den Pflegbrüdereid zusammenschworen.***) Das Christentum konnte diese Verbrüderungen zur Blutrache nicht für erlaubt anerkennen; dennoch hörten sie mit dessen Einführung nicht sogleich auf.†)

Daß in der nordischen Darstellung unseres Heldenkreises die Pflegbrüderschaft nicht fehle, bringt schon die Landesart mit sich. Sigurd schwört solche mit den Giukungen und Gunnarn wird das zumeist vorgeworfen, daß er vergessen, wie sie ihr Blut zusammenrinnen ließen.††)

In den deutschen Dichtungen erscheint keineswegs diese scharf ausgeprägte Form der Genossenschaft. War sie auch bei den deutschen Völkern vorhanden, so mußte sie doch früher dem Einflusse des Christentums und der Ausbildung des Lehenstaats weichen, welcher, wie jeder allgemeinere Verband, geeignet war, einzelne Verbrüde-

*) Vgl. Sagan af Niáli. Kavpm. 1772. K. 80. S. 119. Troils Briefe über Island 72: „Das Dach wird mit Rasen gedeckt, die über Sparren, bisweilen auch, welches doch dauerhafter, aber auch kostbarer als Holz ist, über Rippen von Walfischen gelegt werden." Der Spieß mag Stützen oder Holzsäulen, wovon öfters die Rede ist, bezeichnen.

**) S. B. Sagabibl. I, 178: At indgaae Staldbroderskab med hinanden. Vgl. die Notgestalden.

***) In der oben angeführten Hauptstelle, Sagabibl. I, 168 gehen zwei Brüder und zwei Schwäger diese Verbindung ein, um die Weissagung Lügen zu strafen, daß ihr Übermut nicht lange dauern werde; sie geraten aber bei der Ceremonie selbst in Streit.

†) S. die aus Fostbr. S. ausgehobene Stelle. Sodann Sagabibl. I, 165 (S. von Biörn Hitdälakappe): Thorstein og Biörn indgik derpaa nöie Venskab, og lovede at hevne hinandens Död, dog betingede Thorstein sig, at efterdi de nu vare Kristne, og altsaa vidste bedre end för, hvad de burde giöre, skulde ikke allene Manddrab, men ogsaa Böder og anden lovbestemt Straf ansees for anstændig Hevn.

††) Grimm, Edd. 242 f. 254 f. 236 f.: „Gedenkst du nicht, Gunnar, genugsam das, daß ihr Blut in die Spur beide rinnen ließet?" Finn. M. Edd. IV, 61. 69. 88: Ej du det Gunnar! Fuldelig mindes Da I Blod i Spor Begge udgjöde. Volf. Sag. K. 35. S. 124 f. K. 39. S. 156. Rafn II, 1. S. 89 f. 113. Saxo B. V. S. 138: At Hoginus filiam suam Hithino despondit, conjurato invicem, uter ferro perisset, alterum alterius ultorem fore.

rungen in sich aufzulösen. Gleichwohl treffen wir auch in unseren Liedern auf merkwürdige Züge, zu deren Erläuterung es nötig schien, auf den heidnischen Gebrauch zurückzugehen.

Die alten Rechte des Bluts wußten sich auch im Lehensverbande geltend zu machen; doppeltes Band hielt nur um so fester. Es war der Vorteil des Lehnsherrn, die größeren Lehen an seine Angehörigen zu vergaben oder die mächtigeren Vasallen durch Verwandtschaft sich näher zu verknüpfen. Darum ist fast jeder ausgezeichnete Recke „Mann und Mage" zugleich; die Wölfinge sind den Amelungen, die Tronecker dem burgundischen Königsstamme verwandt. Daß auch die Verwandtschaft durch Pflege nicht unbekannt war, haben wir an dem Verhältnisse des Meisters und seiner Söhne zu dem jungen Könige darzuthun versucht und eine weitere Spur derselben werden wir in der Schildgenossenschaft nachzuweisen uns bemühen. Nicht minder tritt endlich die geschworene Brüderschaft zwischen einzelnen, die wechselseitige Verbindlichkeit zur Blutrache, in bestimmten Beispielen zu Tage. Die Worte Gesellschaft, Gesellen, Heergesellen, sonst auch von allgemeinerer Bedeutung, bezeichnen in solchen Fällen jene engere Verbindung. Wolfdietrich und Otnit, die sich erst unter der Linde zu Garten bekämpft, schwören beim Abschied, einer des andern Tod zu rächen.*) Die Helden von Bern und Laurin schwören sich, nach hartem Streit, Gesellschaft zu.**) Auch Heime hat gegen Wittich, der ihm aus Todesgefahr geholfen, sich vereidet, in keiner Not denselben zu verlassen.***) So getreulich in der Nibelungennot

*) Wolfd. 70b, 6: Sy redten zu der eyle, Wer es das keme not, Auch sich erhieb die weyle, Das einer lege todt, Das schwuren sy besunder Zu rechen an der zeyt. Das seyt man durch ein wunder In allen landen weyt. Wolfdietrichs Dienstmannen heißen seine Eidgenossen 51b, 3. 55b, 8; er selbst 69a, 3 der tugend ein eydtgenofs; Riesen 51a, 2 des teüffels eydtgenosse; ebenso 82b, ein riesenhaftes Ungetüm. Dem Verhältnis Wolfdietrichs zu seinem treuen Gesellen Wernher, den er als Heiden bekämpft und dann getauft, mag ursprünglich auch eine solche Genossenschaft zu Grunde gelegen sein. 48b, 1 v. u.: Do sprach wolfdietheriche: Wernher, geselle mein, So rechte tugentliche Wiltu hie bey mir sein? Er sprach: ja, fürste here, Bifs auf meins endes zil, Das ich mich nimmermere Von eüch gescheiden wil. 89a, 1—4: Und wernher an seiner seyten Was jm getreülich mit. Das was in herten streyten Gutes gesellen sit. . . . Do er (Wolfdietrich) nun auf der heyde Den gesellen sein verlos, Do geschach jm also leyde, Sein sorge die war grofs. Do er die rechten mere Aller ersten do vernam, Von seinen schlegen schwere Mancher zum tode kam.

**) Laur. 196: Wir wollen all gesellen syn. Dietlieb und her Dietherich Mit ganzen truwen sicherlich Schwurent do geselschaft. Sy hetten beyde grosse krafft Vnd der kleine laurin Must in dem fryd begriffen syn, Es stünd kurz oder lang. Laurin do her für sprang. Er sprach zu dem schwager syn: Seid wir nu gesellen syn, So wil ich vns machen vndertan Alles das ich gutes han.

***) Alph. 251: Hörst du das, geselle Heime? sprach Wittich der degen. Uns kan niemand gescheiden, denn allein mein leben. Ich mahn dich deiner Eide, sprach der hochgeborn, Und deiner stäten treue, die du mir hast ge-

die burgundischen Helden alle zusammenhalten, so besteht doch zwischen Volker und Hagen noch besondere Genossenschaft. Als die Burgunden an Etzels Hof angekommen und schon durch schlimme Anzeigen gewarnt sind, blickt Hagen über die Achsel nach einem Heergesellen, den er auch in dem kühnen Volker gewinnt. Diese beiden stehen fortan überall zusammen, schaffen sich im Kampf in die Hände, behalten einander wohl im Auge, erfreuen sich je einer an des andern Wort und That. Sie zween allein gehen über den Hof und setzen sich trotzend Kriemhilds Saale gegenüber auf die Bank, wo sie gleich wilden Tieren von den Hunnen angegafft werden. Als nun die Königin mit einer großen Schar Gewaffneter sich nähert, fragt Hagen seinen Freund, ob dieser ihm beistehen werde, wenn es zum Streite komme. Volker versichert, er werde keinen Fuß breit weichen und käme der König mit all seinen Recken. „Wes bedarf ich dann mehr?" ruft Hagen getrost. Nachher gehen die Gäste mit Etzels Helden je paarweise zu Hof; da heißt es: wie sonst jemand sich gesellte, Volker und Hagen schieden sich nie, als in dem einen, letzten Sturme. In der Nacht vor dem Ausbruch des Kampfes übernimmt Hagen die Schildwache; alsbald erbietet sich ihm Volker zum Gefährten und dankbar antwortet jener: „In allen meinen Nöten begehr' ich niemand, denn dich allein." Seinem Gesellen muß Hagen helfen, und wär' es all seiner Blutsfreunde Tod. Ohnmaßen reut ihn, daß er jemals über dem Spielmann gesessen, den er so herrlich kämpfen sah. Wem von Hagen Friede ward, der hat ihn auch von Volkers Hand. Keine Not an Magen und Mannen geht jenem so nahe, als da er Volkern erschlagen sieht, seine Hilfe, seinen besten Heergesellen. Rächend haut er dem alten Hildebrand die Wunde, die nie mehr heilt. So finden wir auch hier die freigewählte Heergesellenschaft noch über Verwandtschaft und Lehenspflicht gestellt und die Todesrache, wenn nicht ausdrücklich beschworen, doch ohne Säumnis vollzogen. Aber eben die fest verbundene Heldenkraft dieser beiden ist langehin der mächtigste Schutz und Beistand für alle.

Wolfhart.

Freudiger Kriegsmut ist so sehr der Lebensatem aller Heldendichtung, daß nicht leicht in einem heroischen Fabelkreise, der sich zur vollständigen Zusammenreihung der Charaktere entwickelt hat, ein Held fehlen wird, der in seiner Person darstellt, was nach dem

schworn. 252: Dass du mir gehiessest bis an deinen tod, Dass mich dein hand nicht liesse von keinerhande noth, Daran solt du gedenken, du auserwählter degen, Wo ich dir kam zu hülffe und fristete dir dein leben. 253: Das thät ich zu Mautaren, da half ich dir aus noth; da müsstest du fürwahre den grimmiglichen tod du und der von Berne beide genommen han, wenn nicht dass ich euch beiden so schier zu hülfe kam.

strengeren oder minder strengen Geiste jedes Volkes für das Äußerste der Kampflust und des kriegerischen Ungestüms gelten kann. In den deutschen Heldenliedern ist dieses die Rolle Wolfharts, vom Geschlechte der Wölfinge.

Der scharfe Norden hat seine Berserker, Kämpfer, welche, manchmal von plötzlicher Wut ergriffen, mit den Zähnen knirschen, in ihre Schilde beißen, glühende Kohlen verschlingen, durch loderndes Feuer laufen, ohne Panzer (Berserker bedeutet bis aufs Hemd, Unterkleid bloß) in den Streit rennen, ja in ihrem Blutdurst gegen die eigenen Genossen toben und deshalb beim Ausbruch des Anfalls in Bande geschlagen werden.*) Odin, der Kampfgott, ward auch für den Stifter dieses Zustandes, der Berserkergang hieß, angesehen.**)

*) Sagabibl. I, 149 (Vatnsdälasaga): Af Ingemunds Sönner var Thorstein den sindigste, Jökul den stridbarste, og Thorer henreves stundom af Bersærkergangen, hvilket ansaaes for et Uheld. 150: Thorstein havde, for at befrie sin Broder for Bersærkegangen, der stundom kom over ham, naar han mindst önskede det, giord de Löfte til den Gud, han ansaae for den mægtigste, den der havde skabt Solen, at han vilde opdrage et Frillebarn, som hans Systersön Thorgrim havde ladet udsætte. Auch I, 38. Saxo B. VII, S. 189: Hic (Syualdus) septem filios habebat, tanto veneficiorum usu callentes, ut sæpe subitis furoris viribus instincti solerent ore torvum infremere, scuta morsibus attentare, torridas fauce prunas absorbere, extructa quævis incendia penetrare; nec posset conceptus dementiæ motus alio remedii genere quam aut vinculorum injuriis, aut cædis humanæ piaculo temperari. Tantam illis rabiem sive sævitia ingenii, sive furiarum ferocitas inspirabat. B. VII, S. 190: Ea tempestate Harthbenus quidam, ab Helsingia veniens, raptas regum filias stupro fœdare gloriæ loco ducebat u. s. w. Tanta vero corporis magnitudine erat, ut novem cubitis proceritatis ejus dimensio tenderetur. Huic duodecim athletæ contubernales fuere, quibus officio erat, quoties illi præsaga pugnæ rabies incessisset, vinculorum remedio oborti furoris impetum propulsare. Ab his Haldanus Harthbenum ejusque pugiles viritim impetere jussus, non solum certamen spopondit, sed etiam victoriam sibi ingenti verborum fiducia promisit. Quo audito, Harthbenus, repentino furiarum afflatu correptus summas clypei partes morsus acerbitate consumpsit, igneos ventri carbones mandare non destitit, raptas ore prunas in viscerum ima transfudit, crepitantia flammarum pericula percurrit, ad postremum omni sævitæ genere debacchatus, in sex athletarum suorum præcordia furente manu ferrum convertit. Quam insaniam illi pugnanti aviditas, an naturæ ferocitas attulit, incertum est. Paul. Diac. hist. Lang. I, 20: Erant siquidem tunc Heruli bellorum usibus exercitati multorumque jam strage notissimi. Qui sive ut expeditius bella gererent, sive ut inlatum ab hoste vulnus contemnerent, nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verebunda.

**) Heimskr. (Ynglinga Saga K. 6. I, 10. 11): Hann (Asa-Odinn) or hofgodar hans heita lióda-smidir, því at sú iþrótt hófz af þeim í Nordrlöndum. Odinn kunni sva gera, at í orustu urdu óvinir hans blindir, eda daufir, eda óttafullir; enn vopn þeirra bitu eigi helldr enn vendir: enn hans menn fóru bryniu lausir, oc voru galnir sem hundar edr vargar, bitu í skiölldu sína, voru sterkir sem birnir eda gridungar: þeir drápu mannfólkit, enn hvartki elldr ne iarn orti á þá: þat er kallat berserksgangr. Dän. Übers. S. 11; Hand oc hands Hoffguder kallis Sangsmede (Dictemestere) thi den kunst bogynte fra dennem i Nordlandene. Odin kunde saa giöre, at hans Fiender udi Strit blefue blinde, elle döve eller forskrækkede. Men deris Vaaben kunde icke

Übrigens gedenken auch Sagen von geschichtlicher Geltung der Berserkerwut, die als ein Unheil für den damit Behafteten betrachtet ward, und noch das isländische Christenrecht von 1123 erklärt da, wo es gegen die Überbleibsel des Heidentums eifert, sowohl den Berserker selbst, als diejenigen, welche den Wütenden nicht zu bändigen sich bemühen, für rechtlos.*) Es ist an sich nicht unglaublich, was in einer andern Schrift hierüber geäußert worden, daß, in Zeiten vorwiegender Körperkraft, das Übermaß aufgeregter Lebensfülle sich zu augenblicklicher Raserei steigern konnte. (S. Menzel, Gesch. d. D. I, 10.)

Die deutschen Lieder erwähnen des Berserkerganges nicht ausdrücklich, aber einzelne Erscheinungen deuten darauf. Rothern zu Hilfe führt der Riesenkönig Asprian zwölf riesenhafte Mannen, darunter den grimmigen Widolt, der seines Zornes wegen, einem Löwen gleich, an die Kette gelegt ist. Wenn sich Streit um ihn erhebt oder sonst sein Zorn erregt wird, sträubt er sich an der Lanne, brummt wie ein Bär, beißt in das Eisen, daß Feuerflammen herausfahren, schickt schreckliche Blicke umher und wirft mit Steinen um sich. Läßt man ihn von der Kette oder hat er selbst sie gebrochen, so schwingt er die ungeheure Stahlstange, womit er, wie mit Donnerschlägen, die Feinde zermalmt, daher er auch Widolt mit der Stange genannt ist. Unter den Kämpfern im Rosengarten erscheint der Riese Schruthan; wenn dieser sein Schwert auszieht und zu Streite geht, so verliert er seine Sinne, daß er niemand leben läßt; ein Heer würde er vertilgen, wenn ihn sein Zorn ergreift.**) Spuren

bide mere end Ris-Qviste. Men hans egit Folk ginge frem foruden Brynie, saa galne som Hunde elle Ulfue, bede i deres Skiolde, oc vare saa stærke som Biörne eller Tiure, oc sloge ihiel for Fod, men huercken Ild eller Jærn kunde bide paa dennem Det bleff kaldet Berserksgang (Kiempegang). Note 5: De Berserkis dictaque eorum rabile vide annotationes ad Christni-Saga p. 142.

*) Jus ecclesiast. vetus s. Thorlaco-Ketillian. constitut. an Chr. MCXXIII. ed. Gr. Thorkelin. Havn. et Lips. 1776. Cap. XVI, um Blótskap, de Idololatria S. 78: Ef madr gengr bersercs gáng oc ver þat fiörbaugsgard, oc ver saa karlmönnom þeim er hiá ero nema þeir hepti hann at, þa ver engum þeirra er þeir vinna stödvat. Ef optar kemr at, oc ver þat fiörbaugsgardi. Furore actus berserkico relegetur, præsentesque viri, nisi rabidum compescant, eadem pœna afficiantur; si eum compescere possint, pœnæ obnoxii non sunt. Sæpius rabiens relegetur. Vgl. Münt. 544. 530.

**) Rosenq. II, 126: Wer bestaht uns dann den Riesen, Der da heisset Schruthan, Dem die riesen alle, Bis an das meer sind unterthan? 127: Als er sein Schwerdt ausziehet, Und zu streite gat, So verleurt er seine sinne, Daſs er niemand leben lat, Und wär vor ihm ein heere, Wenn ihn begreift sein zorn, Sie hätten sicherliche Alle den leib verlorn. Heldenb. 164a: Wer bestreyt vns dann den ryse, Der do heysset schruthan, Dem die recken gryse Bifs an das mör sind vntertan? Wann er syn schwert gewinne Und damit zu streite gat, So verleürt er syn sinne, Das er nyemant leben lat; Und wer vor jm ein höre, Wan in begreyfft der zorn, Und hetten geleiche wöre, Ir leben hetten sy verlorn. Widolt und Schruthan sind ganz als Riesen gedacht,

solcher kriegerischen Wut zeigen sich noch bei Wate im Gudrunliede, der leichter in starken Stürmen ficht, als er bei schönen Frauen sitzt, der, blutberonnen, „mit griesgramenden Zähnen", Fremden und Freunden schreckbar, in seinem Zorne dahertobt, endlich bei Wolfhart, dessen Bild hier mit den festen und starken Strichen unserer Lieder wiederzugeben ist.

Wolfhart, ein Wölfing, Meister Hildebrands Neffe und Alpharts Bruder, ist ein junger Held, der nimmer Streites satt wird.*) Er heißt der starke, der schnelle (Nib. 6893—9202), der kühne, der grimme, in Schlachten der wütende Mann. Überall rät und reizt er zur Gewalt, zur Rache, zum offenen Kampfe. Was soll ein Recke, von dem niemand spricht? Besser, von Heldenhand, als auf dem Stroh zu sterben; je mehr Feinde, desto mehr müssen ihrer unterliegen.**) Er verlangt stets den Vorstreit, rennt vorschnell und unaufhaltsam, einem Löwen gleich, in wilden Sprüngen, unter die Feinde und tobt umher, daß ihm das Blut von den Füßen über das Haupt springt.***) Im wildesten Kampfe verjüngt er sich, sein Herz klingt vor Freuden, wie eine Schelle.†) Zornigen Rufes, der laut, wie ein Horn, erschallt††), mahnt er die Streitgenossen,

vielleicht weil solche Unbändigkeit der späteren Zeit völlig fabelhaft erschien; doch bezeichnet eben das Riesige die ungeheure Körperkraft, die wir als Ursache der Berserkerwut angeführt, und auch die nordischen Berserker sind öfters Riesen, welche zu bekämpfen der edleren Helden Aufgabe und Verdienst ist.

*) Rosengarten I, 192: Ich gedenke noch, Wolfhart, Du werdest strites mat. Dietr. Fl. 8430—46: Da muz ich vechtens werden satt Oder ich muz da geligen tot. Dietl. 11415: Wie halt Wolfhard der mære Nie ware komen an die stat, Da er vechtens wurde sat, Doch was ermuedet so sein hant.

**) Eigen. 22: Was sult eynes edlen fursten leib, Des lob wurd gar verswigen u. s. w. 123: So geschech mir lieber von (eines) heltes hant, den das (eyner) [ich] posleichen alhie ersturb auf eynem stro: wurd ich erlich erslagen, des wer ich werlich fro. Dietr. Fl. 3393—95: Wir mussen doch ersterben; wir sullen hute werben, daz man uns klage hin nach. 6117 bis 21: Ir geliget dester mer under. Rab. 526: Ir gel(e)it dester mer vnder . . . ist ir vil (so) slahen wir ir desto mere. Dietl. 7764—90: Zweu sol der in herefart, von dem man nicht ze reden hat u. s. w.

***) Nib. 9193 (Str. 2208): Do wold er zu zim springen, wan das in niht enlie Hildebrant sin œheim in vaste zim gevie: ich wæn du woldest wüeten, durch dinen tumben zorn u. s. w. Lat abe den leben, meister! er ist so grimme gemut u. s. w. Alsam ein leu wilder lief er vor in dan; im wart ein gæhez volgen von sinen vriunden getan. Swie witer sprunge er pflæge u. s. w. 9280 (Str. 2231): So rehte krefteclichen er zu dem kunege drang, daz imez blut under füzen alüber daz houbet spranc. Dietl. 9338: Er sprang, als wir hœren sagen, als ein wilder liebhart.

†) Dietr. Fl. 6981—92: Hei getet(en) wir noch eine vart do uns so wol (an) gelunge! ach wie dan myn hertz klunge vor freuden als ein schelle! wurde ich in miner zelle noch ymmer gewaltig alsam ee, so geschech werlichen wee dem könig Ermriche u. s. w. Rab. 601: Wolfhart des tages in dem strite vaste junget.

††) Rosengarten I, 1163: Wolfhart dem kuenen wart die rede zorn. Er begunde

niemands zu schonen, Raben und Geier mit Blut zu laben, das Feld mit Leichen zu düngen; wen dürstet, der soll Blut trinken, die Scheide soll man wegwerfen und das Schwert kräftig in beide Hände nehmen.*)

Sein Aufzug im Rosengarten, wo er billig den ersten Kampf hat, wird so beschrieben: er führt im Schild einen goldenen Wolf, sein Speer ist armesdick, sein Roß, weiß wie Hermelin, geht in Sprüngen, auf dem lichten Helme steckt eine silberweiße Stange mit Goldschellen, die, wenn er den Helm schüttelt, laut erklingen**), eben wie in seiner Brust das kampffreudige Herz.

Zierliches Benehmen bei Frauen ist nicht seine Sache, des Kusses entbehrt er wohl, des Streites nicht. Er scherzt gern, doch nicht zum feinsten; nach dem Rosengarten, rät er, soll jeder Mann ein altes Trumm Seide mitnehmen, für den Fall, daß ihm der Schädel zertrennt würde; dort wird ihm auch, wie er selbst gesteht, sein ungekämmtes Haar von Hagens Schwerte nur allzu wohl geschlichtet.***)

---

rueffen daz sin stim lut als ein horn: Er sprach: ich wil noch me striten durch den alten grin u. s. w.

*) Dietr. Fl. 6024—38: Sie werden kleine gespart u. s. w. 6402—30: Nu freuwt uch helde gute wir sollen in mannes blute heute waten untz uber die sporn u. s. w. Ahei waz freude mir geschiht wen noch hute myn auge ansicht daz sich die geyr und die raben mit dem blute muzzen laben. 6456—64: Wolfhart der hochgemute schrey alsam ein wutend man: nu lant genesen nieman . . . daz manig frawe hernach clait. 6544—6561. Wolfhart schrei sere: Ir lat ir einen hin nicht . . . ist under uns ieman, er sihe here oder furste, den von hitze durste, der leg sich nieder und trink daz blut und fecht aber als ein helt gut . . . wir sollen uns mit blute twahen 6702—6707: In der zit kam Wolfhart gerant, als ob er were ein tobend man. Er rieff Dietlaiben an: Lazza den schilt auf daz lant! nym das swert in baide haut und slahe slege vngezalt. 8437—46: Da soln vogel und tier buzzen ires hungers gier mit azze und mit blute u. s. w. 9370—77: Vaste rieff der sturmgite als ein wutender man: Lat, helde, dar gan und lazzet nieman genesen! Ez muz ein urtail wesen: wir soln auch nit langer leben. Ez wirt nieman von mir fried geben, jungen noch alten. Rab. 517—20: Wir tungen das gevilde, daz man hin abe sehe gan den bach von dem blute . . . sprach der wutende man . . . da von mynen handen muz fliezzen daz blut . . . ich mache satel lere u. s. w. 527: Raben und geyren die wartent ane zal. 601: Sie vielen vaste ane zal: owe, daz velt lag getunget. 747: Ahei! da sich ich myn tunge. 763: Der waz aller rot von blute. 855 f.: Ir tunget vast die wilde: werffet von den handen die schilde vnd nemt die swert mit krefften!

**) Rosenq. I, 1116: Also vermessenclichen sprangt Wolfhart in den tot. Sin helm was gesteinet und gap ouch liechten schin. Do furt er an dem schilte ein wolf, was rot guldin. Do furt er uf dem helme, der degen vil gemeit, Ein silberwisse stange, von der man wunder seit, Daran die goltschellen, daz rede ich ane wank, Wenn er den helm erschutte, daz ez vil lut erklank. Sin ros gieng in sprüngen, das was wis als ein harm. Do furt er in der hende ein sper groz als ein arm.

***) Im Sigenot (126—32) scherzt er mit Uten, sie soll sich nicht um einen Alten grämen; ihm selbst kehren alle Frauen das Hinterteil zu. Rosenq. I,

Sein jäher Zornmut verursacht, gegen Dietrichs Verbot, den Kampf der Wölfinge mit den Nibelungen, darin jene, außer Hildebrand, sämtlich untergehen. Als er selbst von Giselhern die Todeswunde empfangen, läßt er den Schild fallen, hebt hoch das Schwert und giebt dem Gegner den Tod. Hildebrand sieht den Neffen im Blute liegen und will ihn aus dem Hause tragen, aber Wolfhart ist ihm zu schwer. Aus dem Blute blickend, heißt er den Oheim den Verwandten sagen, daß sie um ihn nicht weinen, von eines Königs Handen liege er hier herrlich tot und sein Leben habe er so vergolten, daß von ihm allein wohl hundert erschlagen liegen.*) Nachher findet Dietrich den Leichnam; mit rötlichem (jugendlichem) Bart und durchbissenen Zähnen liegt Wolfhart unter den Erschlagenen, das Schwert so fest in die Hand verklemmt, daß man es mit Zangen aus den Fingern brechen muß.**)

145—56: Nu küsse sy der teuffel . . . ich minne lieber ein junckfrowe muleht unde swartz. 195—244: Solt ich noch Wurmez riten vmb einen rosencranz? Ich belib lieber hie heimen, so blibet mir der schedel ganz . . . Ich wil ir lon die rosen, ich hab ir heimen genug. Ich hab disen sumer gegangen, daz ich ir keine trug . . . Ich wil mich nit me ruemen, den ich vol bringen mag. Ich gebe für daz küssen lieber einen schlag . . . Ires kusses enbir ich wol, irs strites enbir ich nicht . . . Ieder man sol mit im füeren ein altes sidin dron. Wirt im ein houbet endrennet, zu dem ist ez im fron. 671—78 zürnt er, daß man den einzigen Fergen fürchte: wie süllent wir den in dem garten zwelf gesigen an? Wir sullen ime flehen als man dem esel tut, Wenne er nüt seck wil tragen, mit einem knütel gut u. s. w. 2255—66: Wolfhart ist ungezogen u. s. w. Er setzet rosen krenze uf ungekemtez hor . . . Min hor ist mir gekembet gar unvermessenlich . . . Also mir ist geslichtet, ich trüeg ez lieber krump. Hagene von Tronie mir mines hores pflag. Mit sinem guten swerte gap er mir mangen slag u. s. w. Roseng. II, 38 verschmäht er das Magdtum der Jungfrau: das ist mein beste freude, wenn ich fechten soll.

*) Nib. 9301 (Str. 2234): Also der küene Wolfhart der wunden do enpfant, den schilt den liez er vallen, hoher an der hant hub er ein starkes waffen, daz was scharpf genuc; durch helm unt durch ringe der helt do Giselheren sluc. Sie heten beide einander den grimmen tot getan. 9310 ff.: Hildebrant was gegan, da Wolfhart was gevallen nider in daz blut. Er besloz mit den armen den reken küen unde gut. Er wolden uzem huse mit im tragen dan; er was ein teil ze swære, er muse in ligen lan. Do blikte uz dem blute der re-wunde man, er sach wol daz im gerne sin neve het geholfen dan. Do sprach der totwunde u. s. w. Unde ob mich mine mage nach tode wellen klagen, den næhesten und den besten den sult ir von mir sagen, daz si nach mir niht weinen, daz ist ane not, vor eines küneges handen lige ich hie herlichen tot. Ich han ouch so vergolten hier inne minen lip, daz ez wol mugen beweinen der guten ritter wip. Ob iuch des iemen vrage, so mugt ir balde sagen, vor min eines handen ligent wol hundert erslagen.

**) Klag. 1758 (Lachm. 835): Do sah er (Dietrich) Wolfharte mit rotelihtem barte Tot gavallen in das bluot . . . Wolfhart der wigant der het verchlomen in der hant daz swert in sturmesherter not, swie der helt doch wære tot, daz dietrich und hiltebrant im daz swert uz der hant chunden nie gebrechen, dem zornmutes vrechen, unz daz sis mit zangen us sinen vingern langen musen chlosen dem man. Do man daz wafen gewan, owe, sprach her Diet-

Beständig in Dietrichs Gefolge, dient Wolfhart dazu, den Charakter des Hauptheldens durch Gegensatz hervorzuheben. Wenn Dietrich zögert, tobt Wolfhart, durch Hohn und Trotz sucht er den zweifelmütigen Herrn aufzureizen; aber des Berners Zornflamme, die nur im rechten Augenblick auflodert, ist entscheidend und siegreich, während Wolfharts nimmersatte, voreilige Wut ihn selbst und andere in Not und Verderben reißt.

Der Spielmann.

In einer Welt, die gänzlich vom Gesange getragen ist, muß der Gesang selbst seine Geltung haben. Je weiter hinauf im Reiche der Lieder und Sagen, je unbedenklicher führen noch Könige und Helden das Saitenspiel, je wirksamer greift der Zauber der Töne in den Gang der Begebenheiten ein.

Drei Helden deutscher Sagenkreise sind der Töne mächtig, Rother, Horand und Volker, außerdem, daß manchmal eine rüstige Schar singend daherreitet.

Das Gedicht von Rother hat noch recht seinen Grundton in den drei Harfenschlägen, welche dieser König den abfahrenden Boten zum Zeichen giebt, daran sie in der Not seiner gewiß sein sollen. Getrost auf diese Klänge fahren sie hin, mit lautem Ruf und sausenden Segeln. Als sie zu lang ausbleiben, nimmt er wieder die Harfe und steigt selbst zu Schiffe. Die Königstreue, die sonst mit dem Schwerte sich bewährt, waltet hier im Wohllaut des Saitenspiels. Denn als die Gefangenen, auf Rothers Bürgschaft, zum erstenmal wieder außerhalb des Kerkers gespeist werden, da erklingt hinter dem Umhang der Leich, von dem ihnen Becher und Messer entfallen; freudetrunken begrüßen sie den „reichen Harfner", dessen erste Klänge ihnen die Losung zur Freiheit, der Königstochter aber, als Zeugin dieser wunderbaren Wirkung, das Wahrzeichen sind, woran sie den König erkennt, dem sie jetzt zu folgen breit ist.*)

Im Hegelingenliede führt nicht der König Hettel selbst die Braut heim, sondern sein Recke, der sangeskundige Horand. Aber in diesem erscheint noch jene Ansicht des Altertums, daß der Musik ein Zauber, eine unwiderstehliche Gewalt über die Natur und das menschliche Gemüt innewohne. Wenn Horand singt, dann schweigen die Vögel,

---

rich, vil guot swert, wer sol dich nu mer so herliche tragen? du wirst nimmer mer geslagen so vil bi kunigen richen, also dich vil lobelichen hat geslagen Wolfhart . . . Wolfhart vor den wiganden mit durchbizzen zanden noch lach in dem bluote. In hiez der degen guote heben uz der aschen: sin herre bat in waschen und vlœwen uz den ringen.

*) Sonst kommen in dem Liede von Rother noch mehrmals Spielleute als eigentliche joculatores vor. Die Rückentführung durch den Spielmann ist Wiederholung dessen, was ursprünglich durch den König selbst geschieht.

die Tiere des Waldes lassen ihre Weide stehen, das Gewürm kriegt nicht weiter im Grase, die Fische schwimmen nicht von der Stelle, Traurige werden getröstet und Kranke gesund, den Gesunden schwinden die Sinne; dann muß die Jungfrau aus der Kammer an die Zinne und zuletzt folgt sie dem Sänger über das Meer. Die süße Weise, von der sie bezwungen wird, hat weder zuvor noch hernach ein Christenmensch gelernt, Horand hat dieselbe auf der „wilden Flut" gehört, d. h. von irgend einem Wassergeiste. Denn eben den Naturgeistern in Berg und Flut sind solche Wunderklänge vornehmlich eigen, wie auch unser Bergkönig Elberich die Harfe herrlich spielt.*) All dieses stimmt oft wörtlich mit den Schilderungen überein, die in schwedischen, dänischen und schottischen Volksliedern von der Wunderkraft des Gesanges oder der Goldharfe gemacht sind, wodurch die Tochter des Bergkönigs oder die Jungfrau im Elfenhaine den Christenmann verlockt, oder umgekehrt der christliche Bräutigam dem Wassernix die geraubte Braut abnötigt, oder auch eine Hirtin, ein Mühlmädchen den König hinreißt, die Goldkrone auf ihr Haupt zu setzen. Von solchen Zaubertönen heißt es dann in den Liedern: die Vögel auf den Zweigen vergessen, was sie singen sollen, Waldtiere und Fische, wohin sie springen oder schwimmen wollten; der Falke breitet seine Schwingen aus, der Fisch spielt mit seinen Flossen; die Wiese blüht, der Wald belaubt sich; Menschen und Wassergeistern lacht und weint das Herz; der König und seine Hofleute tanzen, Holz und Halm tanzen mit; die Rinde wird vom Baume gespielt, das Horn von der Stirne des Stieres, der Turm von der Kirche; Leichen erstehen aus den Gräbern, die versunkene Braut hebt den weißen Arm aus den Wellen und eilt auf den Schoß des Geliebten zurück.**)

Daß man vom Wassernix (Strömkarl, Necken) Musik lernen könne, daß es eine den Elfen abgehörte Tanzweise gebe, bei welcher Junge und Alte, Blinde und Lahme, die Kinder in der Wiege, selbst alle Hausgeräte zu tanzen anheben und wovon der Spieler selbst nicht ablassen könne, wenn er nicht das Stück rückwärts zu spielen wisse oder ihm von hinten die Saiten der Geige zerschnitten werden, ist im Norden alter Volksglaube, und auf Ähnliches deutet in einem

*) Otn. Str. 522: Do trug Elberich der cleine ein harpfe in der hant. Er rurte also geschwinde die seiten alle sant. In einem süssen tone, Das der sal erdofs u. s. w. Darum kann auch Laurin zu Bern ein gaugkler sin (Heldenb. 207a). Die Berge Laurins u. s. w. sind ohnehin voll Klanges. Silv. de romanc. S. 244. 261.

**) Svensk. Folkvis. I, 33. 35. 128 (Riddaren Tynne). III, 47 (Vallpiga). 51 f. (Vallkulla). 54. 57 (Qvarnpiga). 142. 144. 147 (Harpans kraft). 170 (schwed. Elfenhöh'). Udv. dansk. Vis. I, 235 (Elvehöj. Vgl. Grimm 156, 521). 328 f. (Harpens kraft). Bei den Alten Orpheus, Sirenen. Jamieson, Popul. Ball. and Songs. Edinburg 1806. I, 93, 99.

altdeutschen Gedichte, einer Erzählung des dreizehnten Jahrhunderts, der Albleich (Elfenspiel), die süßeste Weise, die Fiedlern zu Gebot steht.*)

Verweisen wir die einzelnen Erzählungen der Geschichtbücher von deutschen Königen, welche Gesang und Tonkunst übten, immerhin in das Gebiet der Sage, z. B. daß der Wandalenkönig Gelimer, mit dem Rest seines Volkes auf dem Gebirg eingeschlossen und ausgehungert (a. Ch. 534), sich vom feindlichen Feldherrn ein Saitenspiel zum letzten Trost erbeten habe (Procop. hist. misc. l. II, c. 6. Grimm, D. S. I, 13 f.); oder daß noch der angelsächsische Alfred (um 878) als Harfner das Lager der Dänen ausgespäht!**) Die Sagen selbst setzen einen Begriff von der Würde des Gesanges voraus, wonach man diesen mit jedem höchsten Berufe vereinbar fand; ist ja doch das Lied den Heldenaltern der Ausdruck aller geistigen Regung und Bildung. Im skandinavischen Norden, wo Odin, der Schlachtengott, den Dichtertrank geraubt hat und den Dichtern Gesänge giebt (Edd. III, 9)***), ist vollkommen geschichtlich bestätigt, daß, als Skalde zu glänzen, den Königen und den gepriesensten Helden für ehrenvoll galt. Noch in späteren Jahrhunderten, in der Blüte des deutschen und romanischen Minnesanges, stehen die höchsten Namen in der Reihe der Sänger.

Aber neben dieser freien Übung edler Kunst zeigt sich von frühester Zeit ein gewerbmäßiger Betrieb, der zwar als ergötzlich, ja als unentbehrlich gehegt und belohnt, jedoch mehr und mehr mit dem Stempel der Unehre bezeichnet ward, eben weil hier die Kunst mehr um Sold, als um Ehre, diente, weil das Lob in solchem Gesange für ein feiles galt und die Begehrlichkeit der Sänger zu gemeinen und sittenlosen Hilfsmitteln griff, daher auch in den Rechtsbüchern des dreizehnten Jahrhunderts die Spielleute den Ehr- und Rechtlosen beigezählt sind. In diesem Doppellichte des heldenhaften und des gewerbsmäßigen Kunstberufes betrachten wir den Spielmann Volker und dessen Auffassung im Nibelungenliede.

Die Eddalieder und die Wolsungensage wissen nichts von Volker,

*) Arndt, Reis. III, 17. IV, 241 f Svensk. Folkv. III, 128. Grimm, Elfenm. LXXXIII. Grimm, Zur Rezens. Vorr. II, nach Pf. Handf. 341. Bl. 357; da saßen Fiedler und videlten alle den albleich, die süßeste Melodie. Vgl. Silva de romanc. 244: del conde Arnaldos y del marinero. Fauriel II, 80. 390. Grimm, Deutsche Mythol. S. 438 f.

**) Vgl. Beda IV, 24: Unde nonnunquam in convivio, cum esset lætitiæ causa, ut omnes per ordinem cantare deberent, ille, ubi appropinquare sibi cytharam cernebat, surgebat a media cœna. Lingard I, 211. N. 1 findet diese Geschichte, die Ingulf S. 26 und einige nach ihm erzählen, an sich selbst unwahrscheinlich, auch sei sie Alfern nicht bekannt gewesen. Hume I, 53 führt W. Malmesb. 2, 4 an und erhebt keinen Zweifel gegen die Erzählung.

***) Heimskr. I, 10 f. (Yngl. S. K. 6): Mællti han allt hendingum, sva sem nú er þat qvedit, er skalldskapr heitir: Han oc hofgodar hans heita lióðasmidir, því at sú íþrótt hófz af þeim í Nordrlöndum. Vgl. oben S. 61.

sie teilen dem Könige Gunnar selbst die Gabe des Harfenspieles zu, ganz mit altertümlicher Zaubermacht. Von Atli in den Schlangenhof geworfen und an den Händen gefesselt, schlägt er die Harfe, die ihm seine Schwester zugeschickt, mit den Zehen so herrlich, daß Frauen weinen, Kämpfer erschüttert sind und das Gebälke zerspringt; die Schlangen aber schlafen ein, ausgenommen eine Natter, die den Helden ins Herz sticht. Fern über den Sund hat Oddrun, seine Geliebte, die mächtigen Saitenklänge vernommen, womit er sie zu Hilfe ruft, eilend fährt sie hinüber, trifft ihn aber nicht mehr lebendig (Edd. IV. 105. 138 f. 151. 175. Vols. S. Kap. 46, S. 190). In dem deutschen Liede nun hat der König das Saitenspiel an seinen Recken Volker abgegeben.

Schwert und Saitenspiel in denselben Händen bilden an sich einen Gegensatz, der um so stärker den Witz, ja die ironische Betrachtung hervorrief, je seltener diese Vereinigung in der Wirklichkeit geworden war. Volker von Alzei, einer von den tapfersten und mächtigsten Recken der burgundischen Könige, der Bannerführer ihres Heeres, erscheint zugleich als Spielmann, als Fiedler; denn bezeichnend ist schon die Fiedel, die Geige mit dem Bogen, an die Stelle der älteren Harfe getreten, welche noch vom König Rother geführt ward und im Liede von Morolf stets die deutsche Harfe heißt (vgl. Venant. Fortun. um 570: Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa).

Da wird denn im Nibelungenlied für nötig erachtet, besonders zu erklären, warum Volker der Spielmann genannt war, nämlich: „weil er fiedeln konnte", d. h. nur, weil er der Kunst mächtig war, nicht aber nach Art der fahrenden Leute auf Erwerb damit ausging. Beigefügt ist ausdrücklich, er sei ein edler Herr gewesen, dem viel guter Recken unterthan waren, dessen Gefolge solch Gewand trug, daß ein König sich nicht daran zu schämen hätte, und so führt er auch im Verlauf des Gedichtes, gleichsam zur Wahrung seiner Ehre, meist ein auszeichnendes Beiwort: der edle, der kühne Spielmann; kühnerer Fiedler war nie einer; groß war seine Kraft neben der Kunst; und als ihn die Tochter des Markgrafen Rüdiger unter den sechs vornehmsten Gästen mit Kuß empfängt, wird namentlich bemerkt, daß ihm als Helden solches widerfahren. Wenn nun dieser edle und kühne Recke dennoch gleich andern Spielleuten in Rüdigers gastlichem Saale kurzweiliger Sprüche voll ist und zum Abschied vor der Hausfrau süße Töne fiedelt und ihr seine Lieder singt, auch dafür zwölf Goldringe zur Gabe empfängt, die er zu Hofe tragen soll, und wieder umgekehrt, wenn er wie ein wilder Eber ficht und doch ein Spielmann ist, das mußte den Zeitgenossen des Liedes überaus ergötzlich vorkommen. Mit dem grauenvollen Ernste der Begebenheiten steigert sich die Ironie dieses Gegensatzes zu schneidendem

Heldenscherze. Einen Fiedelbogen, stark und lang, einem scharfen, breiten Schwerte gleich, zieht Volker an sich, als er vor Kriemhilden auf der Bank sitzt; schweren Geigenschlag droht er den zudringenden Hunnen, laut erklingt ihm der Fiedelbogen an seiner Hand, ungefüg fiedelnd geht er durch Etzels Saal; wie ein wilder Eber sicht er und ist doch ein Spielmann, seine Leiche lauten übel, seine Züge sind rot, seine Töne fällen manchen Helden. Da spricht Hagen zu Günthern: „Nun schau, König! Volker ist dir hold, er dienet williglich dein Silber und dein Gold, sein Fiedelbogen schneidet durch den harten Stahl, nie sah ich einen Fiedler so herrlich stehen, seine Leiche hallen durch Helm und Schild, wohl soll er reiten gute Rossi' und tragen herrlich Gewand." Geld, Rosse, Kleider sind die Gaben, darum bei Festlichkeiten, wie früher in demselben Liede bei Siegfrieds Schwertnahme von den Fahrenden gedient wird, auf deren Gewerbe Hagen hier anspielt; so wie in der vorerwähnten Stelle, wonach Volkers Mannen Gewand tragen, dessen ein König sich nicht zu schämen hatte, angedeutet ist, daß er seinem Gefolge so kostbar gebe, was andere Spielleute zum Lohne zu empfangen pflegen. Dem Gegensatz enthoben, ein Genosse jener altertümlichen Harfner, erscheint Volker in der nächtlichen Schildwache, die er vor dem weiten Saale hält, darin die burgundischen Gäste, am Vorabend der letzten Not, voll banger Ahnung sich niedergelegt haben. Mit seinem Heergesellen, dem grimmen Hagen, tritt er vor die Thüre des Hauses, beide in lichtem Sturmgewand. Volker lehnt seinen guten Schild an die Wand, holt seine Geige und setzt sich damit auf den Stein an der Thüre. Erst klingen seine Saiten ermutigend und stark, daß all das Haus ertost, dann süßer und sanfter, bis er alle die „sorgenden" Männer in den Schlaf gespielt. Nun nimmt er wieder den Schild zur Hand und hütet ihrer in Treue. Diese schöne Stelle, worin das Saitenspiel in reiner Macht und Bedeutung anschlägt, ist wohl auch diejenige, wodurch der Spielmann Volker ursprünglich dem Liede angehört; durch alle Umwandlungen der Sage meinen wir in seinem Geigenstrich einen Nachhall von Gunnars wunderbarem Harfenschlage zu vernehmen; wie vor diesem die Balken zerspringen, so ertost von jenem noch all das Haus, und wie Gunnar die Nattern einschläfert, so Volker die nagenden Sorgen seiner Freunde. Auch im Rosengarten sicht Volker von Alzei, der Spielmann, und es fehlen auch hier nicht die scherzhaften Vergleichungen des Kampfes mit Geigenstrich und Tanz; bereits aber ist die goldene Fiedel in den Schild der Helden versetzt und geht damit in eine heraldische Beziehung über, welche sich in den Wappen der Stadt Alzei und einiger von dort ausgegangener Adelsgeschlechter erhalten hat.

Aus dieser örtlichen Nachweisung, zusammengenommen mit

dem Umstande, daß Volker im Nibelungenliede zuerst in der Sage erscheint, während er noch im späteren Dietleibsliede und der Sage, wie sie in diesem vorausgesetzt wird, fehlt, erklärt sich W. Grimm (Heldens. 355) die Einschiebung desselben in das erstere Gedicht folgendermaßen:

Jetzt, sagt er, bin ich auch imstande, Nachweisungen über seinen wahrscheinlichen Ursprung zu geben. Die Herren der Burg Alzei, welche durch ihre Lage nahe bei Worms schon Anspruch darauf hatte, an der Sage teilzunehmen, führten eine Fiedel im Wappen und hießen im Volk die Fiedeler. Daraus wird deutlich, warum die Fiedel, daz wâfen, auch Volkers Schwert ist und beide in mannigfachen Ausdrücken (ez ist ein rôter anstrich, den er zem videlbogen hât 1941, 3; sîn videlbogen snîdet durch den herten stâl 1943, 3) miteinander vertauscht werden, oder mit andern Worten, warum er zugleich Held und Spielmann ist, und die Geige, sein Wappen, mit in den Kampf trägt. Ich meine auch, daß der ganze etwas phantastische Charakter gegen die sonstige geschichtliche Haltung des Nibelungenliedes absticht, sowie seine durch frühere Ereignisse nicht erklärte Freundschaft zu Hagen auffällt.

Sollte auch wirklich der Spielmann Volker erst auf diese Art in das Lied gekommen sein, obgleich eine eigentlich heraldische Beziehung noch nicht im Nibelungenliede, sondern erst in den Rosengartenliedern sich zeigt, und sollte nicht umgekehrt das Wappen von Alzei aus der Sage stammen, so ist doch anzunehmen, daß ein Charakter, der so bedeutend, wie Volker, im Liede auftritt, wenigstens für seine Aufnahme in dasselbe einen Anhalt in der Sage vorgefunden haben werde. Einen solchen würde das vorerwähnte Harfenspiel des Königs Gunnar darbieten.

Dazu, wie Volker die Helden in den Schlaf geigt, findet sich ein ländliches Seitenstück im Menchinger Vogtsrecht (bei Nördlingen) von 1441 (Grimm, Rechtsaltertümer S. 395):

Und soll man den rechern die grofs glocken leuten, die sollen dann, so man leutet, in den amthof kommen und mit einem pfeifer voraushin pfeifen lafsen, unz auf die vorgen. mad und des abends sol er (der Amtmann) in wider heim lafsen pfeifen.

Ähnlich im Sigolzheimer Hofrecht (Elsaß), ebendaselbst:

Und sol mans in (dem Köhler und Zimmermann, wenn sie den Zins bringen) wol bieten und (so es) erberliche zu naht wird, so sol man in stro umbe das vür zetten unde einen giger gewinnen darzu, der in gige, das sie entslaven, unde einen knecht, der in hüte irs gewandes, das es in nit verburne

Spielleute, welche in die Handlungen eingreifen, sind noch Werbel und Swemmel, die Fiedler des Königs Etzel. Sie gehören nicht, wie Volker, in die Reihe der Helden, aber als Diener und Boten des mächtigsten Königs sind sie höher gestellt, denn die gewöhnlichen Fahrenden. Bei Etzels Hochzeit mit Kriemhilden und auf ihren Botschaftsfahrten werden sie reichlich beschenkt. Mit einem Gefolge von vierundzwanzig Recken werden sie gen Worms geschickt, um die burgundischen Könige nach Hunnenland einzuladen. Werbeln bekommt diese Botschaft übel, zum Lohne dafür schlägt ihm der zürnende Hagen vor Etzels Tische die rechte Hand auf der Fiedel ab. Er übt damit eine Gewaltthat, die in dem Gesetze der Angeln und Weriner besonders vorgesehen ist: die Hand des Harfners, gleich der des Goldschmieds, wird darin durch erhöhte Buße geschützt.*) Swemmel bringt die Nachricht vom Falle der burgundischen Könige, samt ihren Waffen und Rossen nach Worms. Auf dem Rückwege muß er dem Bischof Pilgrim zu Passau, dem Oheim dieser Könige, die ganze Geschichte ihres Untergangs als Ohren- und Augenzeuge vorerzählen, und der Bischof läßt solche zum ewigen Gedächtnis niederschreiben.

Der streitbare Mönch.

Eine gewaffnete Geistlichkeit vertrug sich zwar nicht mit Lehre und Ordnung der christlichen Kirche, die nicht selten dagegen eiferte, wohl aber mit der Kriegsverfassung und dem kriegerischen Geiste des Mittelalters; sie begegnet uns daher in mannigfaltigen Erscheinungen von den fränkischen und angelsächsischen Bischöfen und Äbten an, die an der Spitze ihrer Schar zogen**), bis zu dem kölnischen Erzbischof am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, der als Gefangener des Herzogs von Brabant in voller Eisenrüstung im Kerker sitzen mußte (Ottokar Kap. 525—537. Schacht S. 254). Bei Heereszügen

*) Lex Anglior. et Werinor. hoc est Thuringor. tit. V. § XX: Qui harpatorem, qui cum circulo harpare potest, in manum percusserit, componat illum (Herold. illud) quarta parte maiori compositione, quam alteri eiusdem conditionis homini. Aurifices similiter. Fœminas (Herold. aurifici . . . fœminæ) fresum facientes similiter. Georgisch, Corp. Jur. Germ. ant. S. 448. Bei Saxo l. VI, S. 143 beginnt auch Starkather an Ingells verweichlichtem Hofe sein Strafgericht damit, daß er dem Pfeifer (tibicen) ein Bein ins Gesicht wirft.

**) Pertz 95. 190—92. Philippe 86, bes. die Stelle aus dem Chron. Fontanell. Bouq. II, S. 661 (Pertz 190): Wido sortitur locum regiminis (monast. Fontanellens.); hic namque propinquus Caroli (Martelli) principis fuit, qui etiam monasterium S. Vedasti, quod est in Atrebatensi territorio, jure regiminis tenuit anno uno sicut est istud. Erat autem de secularibus clericis, gladioque quem semispacium vocant semper accinctus, sagaque pro cappa utebatur, parumque ecclesiasticæ disciplinæ imperiis parebat. Nam copiam canum multiplicem semper habebat, cum qua venationi quotidie insistebat, sagittatorque præcipuus in arcubus ligneis ad aves feriendas erat, hisque operibus magis quam ecclesiasticæ disciplinæ studiis se exercebat.

zur Rettung und Verherrlichung des Christenglaubens hatte das Schwert in Priesterhand nichts Befremdliches. Nicht immer bedienten sich geistliche Besitzer von Lehen und Eigen des Rechtes, die Kriegspflicht, die davon zu leisten war, durch Stellvertreter aus dem Laienstande versehen zu lassen.*) Söhne tapferer Geschlechter, die für geistliche Würden bestimmt wurden, Fürsten und Ritter, die nach kriegerischer Laufbahn in das Kloster traten, die beste Ruhestätte für das Alter in jener stürmischen Zeit, empfingen mit der Priesterweihe und dem Ordenskleide nicht sogleich auch den Geist der Demut und des Friedens. Erscholl das Geräusch der Waffen bis in die einsame Klosterzelle, dann regte sich wohl auch der alte Kampfmut in der Heldenbrust, wie der aquitanische Herzog Hunold im achten Jahrhundert nach fünfundzwanzigjährigem Klosterleben nochmals zu Schwert und Fahne griff (Masc. II, 312).

Was sich so im Leben gestaltet, nahm auch in den Dichtungen seine Stelle ein. Der Helden geistliches Ende ist zwar häufig nur für einen Zusatz mönchischer Bearbeiter anzusehen. Dagegen ist der streitbare Mönch als lebendiger Charakter in die Genossenschaft verschiedener Heldenkreise eingetreten und aus letzteren wieder in die Klosterlegenden übergegangen. Auch die deutsche Heldensage hat diesen Charakter, der ihr nicht ursprünglich angehörte, wohlgefällig in sich aufgenommen und gehegt.

König Rother folgt dem Rate des getreuen Berchter, sich mit ihm zu „mönchen“; ähnlich dem westgotischen Könige Wamba und dem langobardischen Ratchis.**) Wolfdietrich, der Welt müde, opfert Krone und Sturmgewand auf den Altar des Klosters Tusculum, wo er sich einbrüdert. Es erbarmt ihn, daß man den Armen spärlichere Kost reicht, er schüttet die Speise zusammen und teilt sie gleich aus, die widerspenstigen Ordensbrüder hängt er mit zusammengeknüpften Bärten über eine Stange auf. Mit ungeschwächtem Heldenmute rennt er in das Heer der Heiden, die das Kloster bedrängen, blutrot sind die Buchstaben, die er schreibt, übel der Segen, den er spendet. Um seine Sünden in einer Nacht abzubüßen, setzt er sich im Münster auf eine Bahre, wo er mit den Geistern aller von ihm Erschlagenen den härtesten seiner Kämpfe bestehen muß. Die Wilkinensage erzählt, daß Heime, der Amelungenrecke, unter anderem Namen sich in ein Kloster begeben und seine Waffen zu des Abtes Füßen gelegt. Sie werden wieder hervorgenommen, als Heime für die Rechte des Klosters einen Riesen im Zweikampfe besteht. Der Ruf dieser That dringt zu Dietrich von Bern, der daran den Helden erkennt und ihn aus dem Kloster zurückholt. Den Mönchen

*) Außer den Stellen in voriger Note vgl. Raumer V, 486. VI, 123. 392 f

**) Wamba 680. Ratchis 749. Masc. II, A. 228 f. II, 319 Note.

ist nicht leid um ihn, weil sie alle sich vor ihm gefürchtet und er den Abt selbst mißhandelt.*) Nach der Chronik des Klosters Novalese in Piemont (Chron. monast. Novalic. l. II, c. 7—13, bei Muratori, Script. rer. ital. t. II, p. II. Grimm, D. Sag. II, 55 ff.) hat auch Walther, der Held des lateinischen Gedichts, im Alter sich zum geistlichen Leben gewendet und dieses Kloster, das er der strengen Zucht wegen vor allen gewählt, gegen feindliche Gewalt verteidigt. Das Schulterblatt eines weidenden Kalbes dient ihm gelegentlich als Waffe.

Mitten im Heldenleben tummelt sich der handfeste Mönch Ilsan. Er ist vom Meistergeschlechte der Wölfinge, ein Bruder Hildebrands, und erscheint im Liede von der Ravennaschlacht noch selbst als Meister der jungen Fürsten, die durch seine Nachgiebigkeit so kläglich umkommen. Dagegen ist in den Rosengartenliedern das Mönchtum ihm wesentlich. Als Dietrich an den Rhein ausreiten will, fehlt noch ein Recke zu zwölfen. Hildebrand schlägt seinen Bruder Ilsan vor. Sie ziehen vor das Kloster Eisenburg oder Ilsenburg, wo derselbe schon zweiunddreißig Jahre Mönch ist. Er bedenkt sich nicht lange, die Fahrt mitzumachen, und die Klosterbrüder beten, daß er nicht wiederkehre, denn er hat sie manchmal an den Ohren umgezogen, wenn sie nicht thun wollten, was er ihnen gebot. Den starken Rheinfergen, der zum Fährgelde Fuß und Hand begehrt, lockt er herüber, indem er sich für einen Wallbruder ausgiebt, und bezwingt ihn dann mit Faustschlägen. „Nummer dummer amen!" (d. h. in nomine domini) spricht der Ferge, vor dem geistlichen Herrn am Boden liegend, und ist nun bereit, mit seinen zwölf Söhnen die lieben Gäste überzuschiffen. Im Rosengarten kämpft Ilsan nach dem einen Liede mit Studenfuß, nach dem andern mit Volker. Die graue Kutte über dem Stahlgewand, watet er durch die Rosen oder wälzt sich gar darin und alle Frauen lachen über ihn. Wen er beichte hört, der empfängt schwere Buße. Der eine genügt ihm nicht, er giebt noch weiteren zweiundfünfzigen den Segen, so viel als seiner Klosterbrüder sind, deren jedem er einen Rosenkranz mitzubringen gelobt hat. Gleich viele Küsse muß ihm Kriemhild geben und er reibt sie mit seinem Barte, daß ihr rosenfarbes Blut nachfließt. Man will ihn nicht mehr in sein Kloster einlassen, doch er stößt das Thor auf, drückt die Kränze auf die Platten der Mönche, daß ihnen das Blut über die Stirne rinnt, und zwingt sie, ihm seine Sünden

*) Sag. om K. Didrik, K. 387—91. Rafn II, 1. S. 602—21. Bei Heimes Kampf mit dem Riesen heißt es S. 613: og saa sige tydske Kvad, at han skar saa meget af hans Laar, at een Hest ikke kunde drage mere. Daß nachher die Mönche von Heime ermordet und das Kloster von ihm und Dietrich, weil es diesem Schatzung versagt, ausgeraubt und verbrannt wird, mag in dem auch sonst bemerklichen Hasse gegen Dietrich als Arianer seine Quelle haben.

büßen zu helfen; die es nicht thun wollen, hängt er, wie Wolfdietrich, an den Bärten über die Stange. Im Alphartliede führt der Mönch Ilsan zur Rache um seinen Neffen elfhundert Klosterleute herbei, die über den lichten Ringen schwarze Kutten tragen. Sie singen gar üble Töne und fällen manchen in das Gras. Durch diese getreue Hilfe wird Ilsan mit Dietrich ausgesöhnt, dem er vor Garten den Oheim erschlagen. Über Alpharts Grab geführt, heißt er das Weinen lassen und nur auf Vergeltung denken. In den dänischen Kämpferliedern führt er, auf Dietrichs Heldenfahrt, Kutte und Kolben im Schild und ein Messerlein an der Seite, das nicht über elf Ellen lang ist; auch sonst hat der kahle Mönch mit dem Kolben, daran fünfzehn Männer zu tragen haben, mancherlei derblustige Abenteuer außer- und innerhalb des Klosters.

Daß dem Mönche nicht ziemlich sei, die Waffen zu handhaben, ist in unseren Liedern genugsam ausgesprochen. Der Abt verweigert dem Bruder Ilsan den Urlaub; das Recht der Gottesknechte sei, nicht zu streiten, sondern Tag und Nacht dem Herrn zu dienen. Erst als der Mönch die ganze Brüderschaft dafür verantwortlich macht, wenn einem der Helden im Rosengarten Leides geschehe, willigt der Abt ein, indem er sich selbst einen Kranz ausbedingt. Auch hat Ilsan beim Eintritt in das Kloster seinem Herrn noch eine Fahrt gelobt, gleichwie Wolfdietrich sich vorbehalten, zur Verteidigung des Klosters wieder zum Schwerte zu greifen. Dennoch reichen diese und andere Entschuldigungen nicht völlig aus. Im Rosengarten muß Ilsan von Kriemhilden hören: zu Chore gehen und Messe singen stände ihm besser an; und Volker meint, klare Seide würde ihn besser kleiden, als die Kutte, man sollte ihn, nachdem er gestritten, aus dem Kloster jagen. Hierauf erwiderte er, das Streiten sei ihm von den Wölfingen angeboren. Der Widerspruch des weltlichen Treibens mit dem geistlichen Beruf ist bei Ilsan gedoppelt, indem er um den Kuß der Frauen Leib und Seele wagt. Ward nun schon der kämpfende Spielmann ironisch aufgefaßt, so mußte der Mönch, um Frauendank fechtend, ganz zur lustigen Person werden. „Wem hat der Berner seinen Thoren hergesandt?“ wird ihm zugerufen. Scherzhaft ist durchaus seine Erscheinung gehalten und wiederkehrend sind die meist doppelsinnigen Anspielungen auf Paternoster und Benedicite, auf Beichthören und Bußgeben, auf den Predigerstab, die tönende Kutte, das kurze Mönchshaar mit dem Rosenkranze, den rauhen Bart, der zarte Lippen wund reibt. Ergötzlich sind in dem einen Liede Volker und Ilsan einander im Kampfe gegenübergestellt: der Spielmann mit dem blutigen Fiedelbogen und der Mönch mit dem lichten, scharfen Predigerstabe.

Rumolt.

Neben dem Kriegs- oder Lehendienste bildete sich ein Hofdienst, der, aus den Bedürfnissen jedes größeren Haushaltes hervorgegangen, sich in verschiedene Hauptämter sonderte, denen die niederen Dienstleute zugeteilt und untergeordnet waren. Vier solcher alter Hofämter sind es vorzüglich, die wir das ganze Mittelalter hindurch von den Höfen der Könige bis zu denen der Grafen und Äbte überall bestellt finden: Kämmerer, Marschalk, Truchseß und Schenk. Doch sind diese bekanntesten nicht die einzigen, namentlich wird nicht selten auch des Küchenmeisters erwähnt. Der Hofdienst mußte an sich weniger ehrenvoll erscheinen, als der Kriegsdienst, teils weil ihm als solchem die Waffenehre abging, teils weil ursprünglich Hörigkeit damit verbunden war. Bald zwar wußten jene Hauptämter sich hoch genug zu stellen; stets in der nächsten Umgebung des Herrn, bekleideten die Inhaber derselben sich mit Glanz und Macht, die kriegerische Würde kam zu der höfischen, erblicher Landbesitz verband sich dem Amte, das nur noch im Prunkdienste bei hohen Festlichkeiten sich äußerte.*) Die Inhaber der vier Reichsämter standen zuoberst in der Reihe der deutschen Fürsten (Majer, T. Staatskonst. S. 81).

Der burgundische Königshof des Nibelungenliedes ist mit seinen Amtsleuten wohl ausgerüstet: Dankwart, Hagens Bruder, ist Marschalk; Ortwin von Metz, dessen Neffe, Truchseß; Sindolt Schenk; Hunolt Kämmerer; Rumolt Küchenmeister. Bei ihnen hat das Hofamt noch seine Bedeutung; steht ein Fest bevor, dann sind sie „unmüßig" mit ihrem Gesinde, alles zu ordnen und zu richten; sie pflegen der Gäste so, daß all das Land davon Ehre hat. Zugleich aber sind sie tapfere Recken und ziehen mit auf Heerfahrt; dann ist besonders der Marschalk als Führer und Verpfleger der reisigen Knechte thätig. Auch Rumolt, der Küchenmeister, ist ein kühner und getreuer Held, er streitet wacker gegen die Sachsen und ihm werden Land und Leute befohlen, als die Könige zu den Hunnen fahren. Dennoch ist an ihm der Spott hängen geblieben, wie der Ruß an seinem Schilde. Die Verwaltung der Küche, scheint es, konnte nicht zu rechter Würde gelangen, und wo neben dem Truchseß ein Küchenmeister bestand, mochte jenem der Ehrendienst im Saale, diesem die Aufsicht in der Küche zukommen. Darum wird scherzweise von Rumolt angerühmt, wie gut er seine „Unterthanen" hergerichtet, die weiten Kessel, die Häfen und Pfannen. Während Ortwin, der Truchseß, zu Gewaltthaten, wie zu Siegfrieds Ermordung, gerne stimmt und selbst bereit ist, so gilt Rumolts Rat sprichwörtlich für einen überaus fried-

*) Philipps 77. Masc. II, 328. Raumer V, 22. Rössig 288 f. Lang, Regest. I, 387: Liupoldus magister coquinæ aulæ imperialis, dictus de Nortenberch.

lichen. Er, der Küchenmeister, rät seinen Königen, als die Fahrt zu den Hunnen besprochen wird, nicht so kindisch das Leben zu wagen, gemächlich daheim zu bleiben, mit guten Kleidern sich zu schmücken, den besten Wein zu trinken und schöne Frauen zu minnen; an Speise, so köstlich je ein König in der Welt sie hatte, soll es ihnen nicht fehlen. Trauern muß der getreue Mann, als sie dennoch die verderbliche Reise antreten.

Im Liede von Dietleib wird der Scherz über Rumolt noch weiter ausgesponnen. Rußfarb, mit Sinnbildern der Kochkunst bemalt, ist der Schild des Küchenmeisters, der wie ein Löwe streitet, übel sind die beraten, denen Hunolt (Sindolt) da den Wein schenkt und Rumolt die Braten anrichtet oder Karpfen austeilt, davon die Glieder schwären.

Auch bei den Hegelingen werden beim Feste die ersten Helden zu den Hofämtern berufen; Irold wird Kämmerer, Wate Truchseß, Frute Schenk, statt des abwesenden Horands; der Marschalk bleibt unerwähnt.

Rüdeger.*)

Höher, innerlicher aufgefaßt ist die Verbindung der Häuslichkeit mit dem Heldentum, des friedlichen Dienstes mit dem kriegerischen, in dem Charakter des Markgrafen Rüdeger, der mit vollstem Rechte der milde, der gute, der edle, der getreue zugenannt wird.

Aus seiner Heimat vertrieben, von Etzeln wohl aufgenommen und ansehlich belehnt, widmet er seine Dienste zunächst der Königin Helke, als Vollzieher ihrer wohlwollenden Absichten, als Schatzmeister ihrer Mildthätigkeit. Den heimatlosen Dietrich und dessen Gefährten bewillkommt er freudig im Hunnenreiche, schafft ihnen Pferde, Gold und Kleider, und zwar heimlich, damit niemand ihrer Armut inne werde. Er führt sie zu der Königin, wo sie unter seiner Obsorge herrlich bewirtet und ausgestattet werden. So wird der Empfang bei Etzeln vorbereitet, der ihnen, auf Helkens Fürsprache, seine Hilfe zusichert. Der Markgraf führt selbst das hunnische Hilfsheer gegen Ermenrich. Als auf diesen Zügen die zween Söhne Etzels umgekommen sind, ist er der Vermittler zwischen Dietrich und den gekränkten Eltern. Wie er selbst sich jedes Gastes freut, ist auch er überall gern gesehen und darum geschickt zu Botschaften, zumal an Frauen, denen er durch seine freundliche Sitte sich empfiehlt. Nach dem Tode seiner Gebieterin Helke wirbt er als Etzels Bote um Kriemhilden. Diese läßt sich erst erbitten, nachdem er, auch ihr mit allen seinen Mannen zu dienen und, was ihr Leides geschähe, zu rächen, beschworen hat. Die volle Freundlichkeit seines Wesens zeigt sich in

*) Vgl. Tac. Germ. c. 21. Caes. de bello gall. VI, 23. Pomp. Mela III Vgl. Grimm, Rechtsaltert. 122. 190. 6. 249 u. 399—402.

seinem eigenen gastlichen Hause zu Bechelarn, als er die Burgunden auf der Hunnenfahrt beherbergt. Hier ist alles heiter, „wonniglich", heimatlich; aufgethan ist die Burg, offen stehen die Fenster an den Mauern; an der Hand werden die Gäste in den schönen, geräumigen Bau geführt, wo die Donau unten hinfließt und sie fröhlich gegen der Luft sitzen. Wie das Haus, so die Bewohner, er der beste Wirt, der irgend an der Straße wohnt, dann seine liebe Hausfrau und die schöne Tochter, deren Kuß die Helden begrüßt. Am wohlbesetzten Tische, bei gutem Weine geht allen das Herz auf. Wie sehr sie sich wehren, müssen sie doch bleiben bis zum vierten Morgen und zum Abschied werden sie auf das reichlichste beschenkt. Jeder empfängt eine herrliche Gabe, Waffenkleid, Schwert, Schild, Goldringe; die herrlichste der Jüngling Giselher, dem der milde Wirt seine schöne Tochter verlobt. Er geleitet dann die Gäste an Etzels Hof, wo ihm der herzzerreißende Kampf bevorsteht zwischen den Pflichten dieser innigen Gastfreundschaft und dem Eide, womit er sich Kriemhilden verpflichtet hat. Er soll die verderben, die er in sein Haus geladen, denen er Trank und Speise samt all seiner Gabe geboten. Welches er läßt und welches er beginnt, so hat er übel gethan. Er heißt Etzeln wiedernehmen, was er von diesem empfangen, Land und Burgen; Weib und Tochter an der Hand, will er zu Fuß ins Elend gehen; aber nicht erläßt man ihn seines Schwures. Da giebt er Seele und Leib an die Wage, daß die Rächerin Kriemhild selbst darob weinen muß. Seinen Freunden kündet er Dienst und Gruß auf, obschon sie ihn der Gastgeschenke mahnen. Wollte Gott, jene wären daheim am Rhein und er selbst mit Ehren tot! Noch giebt er seine letzte Gabe; an Hagen, dem der Schild vor der Hand zerhauen ist, vergiebt er den seinigen. Wie grimm und hartgemut Hagen ist, doch erbarmt ihn des, er und sein Geselle Volker geloben, Rüdegern nimmer im Streite zu berühren. Als nun der Markgraf sich aufgerafft und in die Schar der Burgunden gedrungen, trifft er fechtend auf Gernot, einer fällt von des andern Schlage, Rüdeger von dem Schwerte, das er selbst dem Gegner gegeben. Nie ward so reiche Gabe schlimmer gelohnt. Von ungeheurem Jammer erschallet Haus und Turm, zergangen ist alle Freude in Hunnenland. Den grimmigen Amelungen rinnen Thränen über die Bärte, ein Vater ist ihnen erschlagen; „sähe ich heute meinen Vater tot, mir würde nimmer leider," ruft Wolfwin aus; sie erheben um seine Leiche den Kampf, in dem sie untergehen.

Mit sichtlicher Liebe verweilen die Lieder bei Rüdegers Charakter. Mit den innigsten Worten, in blühendem Bilde, wird seine Milde, seine Güte gepriesen. Er ist ein Trost der Elenden, ein Vater aller Tugenden; sein Herz trägt Tugenden, wie der süße Mai Gras und

Blumen trägt. „Wie Rüdeger erschlagen ward," ist eine der ausgeführtesten Abenteuren, die rührendste Darstellung im Nibelungenliede. Hier erscheint nicht bloß äußerer Kampf, wo Trotz gegen Trotz, Kraft gegen Kraft anringt. Die mildesten Tugenden selbst, die Gastfreundschaft, die Diensttreue, sind unter sich in den schmerzlichsten Widerstreit geraten und das Herz, das sie ausgeboren, muß in der unauflösbaren Verwickelung brechen. Es gilt nicht Leib und Leben allein; daß er die Seele verliere, hat er auch das geschworen? Er ruft zu Gott, der ihm das Leben gab, ihn recht zu weisen. Brot und Wein, Gold und Tochter, Schwert und Schild, alles hat er gern gegeben, das Leben selbst gäbe er willig hin, aber auch die Ehre, die Treue, die eigene Seele noch soll er hinopfern. Seine Dienstwilligkeit ist ihm zum Fluche geworden, die Gabe seiner Gastfreiheit giebt ihm den Todesstoß. Diese Empörung von Pflicht gegen Pflicht, von Tugend gegen Tugend, diese Zerspaltung des edelsten Herzens ist der tiefste Schnitt des furchtbaren Geschickes, das in dem Liede waltet. Keiner der Helden versinkt so jammervoll in den allgemeinen Untergang, als eben dieser, der bestgesinnte.

Es ist an seiner Stelle bemerkt worden, daß Rüdeger als geschichtliche Person, als ein Graf der Ostmark im zehnten Jahrhundert nicht zu erweisen, wahrscheinlicher der Sagenheld in die Geschichte übertragen sei. Wenn er in der eigentümlich nordischen Sage nicht vorkommt (wohl aber in der Wilkinensage), so erklärt sich dieses daraus, daß überhaupt der gotische Bestandteil des Sagenkreises dem Norden fremder geblieben. Hiernach kann auch nicht behauptet werden, daß der Charakter dieses Helden erst in der späteren Ausbildung christlichen Sinnes und ritterlicher Sitte (vgl. Grimm S. 361) seinen Grund habe, obgleich der Einfluß christlich-ritterlicher Ansicht auf die Darstellung desselben keineswegs zu verkennen ist. Neben den strengeren Eigenschaften des Heldentums, welche in mannigfaltigen Gestalten unseres Sagenkreises zur Erscheinung gebracht sind, mußten doch die milderen Tugenden, wie sie im germanischen Leben selbst nicht gefehlt haben, auch in den Liedern ihre Vertretung finden. Sie fanden solche in Rüdeger, dessen gastliche Freigebigkeit, die wir auf die höchsten Güter sich erstrecken sahen, demjenigen entspricht, was uns aus frühester Zeit von der unbegrenzten Gastfreiheit der Deutschen berichtet ist; eben die von Rüdegern so rückhaltlos geübte Sitte, dem abgehenden Gaste keinerlei Geschenk zu versagen, ist durch Tacitus als eine altgermanische bewährt.

Das aber liegt ganz im Wesen der epischen Entwickelung, daß, wenn einmal die milderen Gesinnungen in einem der Heldencharaktere ihren Vertreter hatten, sich an diesen alles anschloß, was die Herrschaft des Christentums von sanfterer Sinnesart und Sitte auch im

Heldengesang entfalten konnte, daß er vorzüglich ergriffen wurde, um, im Gegensatze der wilden Naturkraft, die innere ethische Richtung zur Reife zu bringen. Bricht jene zumeist noch in der Berserkernatur Wolfharts hervor, der auch bei Rüdegers Tode zornmütig nur darüber klagt, wer nun zu so mancher Heerfahrt der Recken Weiser sein werde, so erscheint dagegen der Durchbruch des inneren Lebens vor allem in jenem Seelenkampfe des edlen Rüdegers.

Ich komme zu einer weiteren Schilderung: Waffen und Rosse. Es fällt vielleicht auf, daß ich diese Gegenstände gewissermaßen in die Reihe der Persönlichkeiten und Charaktere aufnehme. Ich erkläre mich darüber.

Waffen und Rosse.

Als noch der reisige Held einer wandelnden Burg zu vergleichen war, als der volle Harnisch einen Teil seiner Person auszumachen schien, da gebührte den Gegenständen dieser Ausrüstung allerdings eine Stelle im Kreise der durch wechselseitige Treue verbürgten Genossenschaft. Sie waren nicht totes, willenloses Werkzeug, sie erschienen belebt, von dämonischen Kräften beseelt, sie waren Zeugen und Symbole der wichtigsten Handlungen des Lebens, innig befreundete Gefährten in Not und Tod.

Göttliche Verehrung des Schwertes ist von manchen barbarischen Völkern, unter den deutschen namentlich von den Quaden, berichtet. Als Zeichen solcher Verehrung wird das Schwören auf das Schwert angeführt, besonders zur feierlichen Bekräftigung von Friedensverträgen. Franken, Sachsen, Dänen, Normannen sehen wir, nach Volkssitte, den Eid des Friedens und der Treue auf ihre Waffen schwören. Sie schwuren bei dem, sagt ein fränkischer Geschichtschreiber von den Normannen, wovon sie vor allem Schutz und Heil erwarteten. Auch die Gesetze der Langobarden und der Bayern kennen den gerichtlichen Eid auf geweihte Waffen, neben dem auf die Evangelien. Noch bis zum fünfzehnten Jahrhundert erkennen die Gerichte den Eid auf das Schwert.

In den Heldenliedern der Edda soll bei Schiffes Bord und Schildes Rand, bei Rosses Bug und Schwertes Schneide geschworen werden. Darum wird auch dem Eidbrüchigen geflucht, daß ihm das Schiff nicht schreite, wenn auch erwünschter Wind wehe, daß ihm das Roß nicht renne, wenn er vor Feinden fliehen müsse, daß ihm das Schwert nicht schneide, als auf sein eigen Haupt. Der deutsche Siegfried stößt vor dem Drachensteine sein Schwert in die Erde und schwört darauf drei Eide, daß er nicht ohne die Jungfrau von dannen kehren wolle.

Bei der Betrachtung des Mythischen ist angeführt worden, wie

der Heldenjüngling von Odin selbst oder von der Walküre, die über ihm waltet, zuerst das Schwert empfängt. Diesem höheren Ursprung gemäß haften auf solchen Waffen wunderbare Kräfte und strenge Geschicke, die durch ganze Geschlechter fortwirken. So giebt es Schwerter, die nicht entblößt werden können, ohne jemands Tod zu werden, oder die jeden Tag einen Mann heischen. Dem Schwerte Tyrfing ist angewünscht, daß es, so oft es gezogen würde, seinen Mann fälle, das Werkzeug zu den drei größten Schandthaten werde und dem Besitzer den Tod gebe; hierauf beruht die Entwickelung der berühmten Herwarasage. Das Wölsungenschwert hat seine eigene Geschichte, ebenso das Schwert Nibelungs, Balmung, welches Siegfried für die Teilung des Hortes empfängt und das er sogleich gegen die Geber selbst wendet. Sein Mörder, Hagen, bemächtigt sich auch des Schwertes und läßt es, übermütig trotzend, auf seinen Knieen vor Kriemhild spielen, die, dadurch ihres Leides gemahnt, zu weinen beginnt. Aber das übel gewonnene wird ihm zum Verderben. Als er, in Banden, vor Kriemhild geführt, den Schatz anzuzeigen sich weigert, da ist ihr doch das Schwert wieder geworden, das ihr Liebster trug, da sie ihn zuletzt sah; sie zieht es aus der Scheide und schlägt dem Mörder das Haupt ab, wird aber selbst dafür von Hildebrand erschlagen. Leicht erkennt man, wenn es auch nicht ausgesprochen ist, die Verbindung Balmungs mit dem Fluche des Hortes und dem ganzen Verlauf der furchtbaren Geschicke.

So wie Schwerter durch Zaubersprüche stumpf gemacht werden können, giebt es andererseits gefeite Harnische, darauf kein Eisen haftet. Auch bloßen Hemden von Seide, auf zauberhafte Weise verfertigt, wird in nordischen Sagen diese Eigenschaft zugeschrieben. Wer ein solches an hat, ist nicht bloß durch Eisen unverwundbar, auch Feuer beschädigt ihn nicht, von Kälte leidet er weder zu Lande noch zur See, kein Schwimmen ermattet ihn, kein Hunger quält ihn. Es sind dies die Nothemde des deutschen Mittelalters. Dahin gehört nun auch Sankt Georgs Hemd, das Wolfdietrich trägt. In diesem Hemde, von schneeweißer Seide, wird er, nach der einen Bildung des Heldenliedes, von einem frommen Einsiedler getauft; es schützt ihn gegen Stich und Schlag, gegen Feuer und Wasser, auch gegen alle Zauberei; anfangs klein, ist es ihm doch stets gerecht und er gewinnt mit jedem Jahr eine Mannsstärke weiter. Nach der andern Gestalt der Sage ist Sankt Jörg selbst Wolfdietrichs Pate und das Hemd sollte wohl das Patengeschenk sein, wenngleich erzählt wird, daß der Held solches dem Helden Palmunt abgenommen, der es aus einem Kloster geraubt hatte. In großen Nöten ruft Wolfdietrich den Heiligen an, dessen Hemd ihm zu tragen vergönnt ist, und dieses behütet ihn vor jeder Art Waffen, wie vor dem Rachen der Lindwürmer.

Der christliche Patron behauptet hier dieselbe Stelle, die in andern Fällen der Heidengott einnimmt, der seinem Schützlinge zauberhafte Waffen verleiht. Die Erteilung des Namens (Namenfeste) war schon im nordischen Heidentum eine feierliche Handlung und stets von einem bedeutenderen Geschenke, besonders an Waffen, begleitet. Wir haben schon früher bemerkt, wie nach Verdrängung der großen Götter bald christliche Heilige, bald untergeordnete Naturgeister, die der Volksglaube fortleben ließ, in die Obliegenheiten jener sich teilten. Wesen der letzteren Art, die elfischen Zwerge, sind es dann auch meist, von denen die jungen Helden mit wunderbaren Waffen ausgestattet werden; dieses lag um so näher, als schon nach heidnischer Ansicht die Erdgeister, die in ihren Berghöhlen über den Hort der Erze zu walten hatten, solchen auch kunstreich verarbeiteten und für die Götter selbst Waffen und anderes Geräte schmiedeten. Odins Speer, Thors Hammer, Freyrs Schiff, der Göttin Sif Haare von Gold, Freyas Halsschmuck u. s. f. sind Kunstwerke der Schwarzelfen, Söhne Iwalds. Gleichnamig mit diesem erscheint noch in unserem Volksbuche von Siegfried der Zwergekönig Egwald. Wie dort den Göttern, so sind auch gewaltigen Helden die Zwerge, obgleich meist nur gezwungen, mit herrlicher Arbeit zur Hand. Das Lied von Otnit läßt uns in die Esse selbst, in die Höhle des Berges, hineinschauen, daraus Elberich die von ihm gefertigten, wunderbar leuchtenden Waffen seinem Sohne hervorholt.

Wo die Waffen so vieles galten, war auch der Waffenschmied ein wichtiges Glied der Gesellschaft. Von allen Handarbeiten jener Zeit war die seinige die kunstreichste. Der Wunderglaube, der auf dem Werke haftete, mußte den Meister mit berühren. Im Gebirge, wo die Erze wuchsen, stand auch die Werkstätte des Schmiedes; der schaffende Geist, der in den Bergen wirkte, schien an der Esse fortzuarbeiten. So spielen denn die Waffenschmiede in Liedern und Sagen eine bedeutende Rolle, sie sind angesehen und gefürchtet, sie gelten meist für Elfen oder Elfensöhne.

Viel Abenteuerliches wird erzählt von den Schicksalen und Wettkämpfen der Schmiede, in der Götterwelt und bei den Menschen. Die Schwarzelfen wetteifern, wer den Göttern die kostbarsten Werke bereite; Loke selbst verwettet darüber sein Haupt und sucht, zur Bremse verwandelt, die Arbeit zu stören; die Asen auf ihrem Richtersitze beraten das Urteil. Der berühmteste von allen Schmieden aber ist Wieland; in Skandinavien und in Deutschland, in England und in Frankreich war seit den ältesten Zeiten sein Name sagenhaft. Wielands Werk hieß jedes kunstreichste Waffenstück oder Prunkgeräte. Er ist der Dädalus des Nordens. Ein Lied der Edda singt seine Geschichte, wie er, ein Fürst und Genosse der Elfen, Gemahl einer

Walküre, von dem schwedischen Könige Nidud räuberisch überfallen wird und, mit zerschnittenen Fußsehnen auf einen Holm gesetzt, Schmiedarbeit für denselben fertigen muß; wie er dann, Rache brütend, des Königs beide Knaben in seiner Werkstätte ermordet, aus ihren Hirnschalen silbergefaßte Becher für den Vater, aus den Augen edle Steine für die Mutter, aus den Zähnen Brustringe für die Schwester fertigt und, nachdem er auch diese überlistet und entehrt hat, hohnlachend in die Wolken entfliegt. Auch die Wilkinensage erzählt, in den Hauptzügen übereinstimmend, diese Geschichten, schickt übrigens ausführliche Nachrichten über sein Geschlecht, seine Jugend und Lehrzeit voran. Hier ist er ein Sohn des Riesen Wade, den König Wilkinus mit einer Meerfrau erzeugt. Die Schmiedekunst erlernt er zuerst bei Mimer, zu dem auch Sigurd gekommen, dann bei zween Zwergen in einem Berge, die, auf seine Geschicklichkeit eifersüchtig, ihm nach dem Leben trachten. Nachher dient er dem König Nidung, wo er unter anderm mit dem Schmiede Amilias eine Wette auf Leib und Leben eingeht. Wieland soll ein Schwert, Amilias Helm und Harnisch schmieden; bringt das Schwert durch diese, so ist Amilias, wo nicht, Wieland des Hauptes verlustig. Als die Zeit der Probe gekommen, setzt Amilias sich in seiner Rüstung auf einen Stuhl. Wieland stellt sich hinter ihn, setzt das Schwert an den Helm und schneidet bis zum Gürtel hindurch. Dem Amilias ist es zuerst, als gösse man kalt Wasser über ihn, und als er sich schüttelt, fällt er in zwei Stücken vom Stuhl herab. Dieses ist das Schwert Miming, welches Wieland nachher seinem Sohne Wittich giebt, in dessen Geschichte dasselbe häufig vorkommt. Als Vater dieses Helden, als Verfertiger des Schwertes Miming und anderer herrlichen Waffen wird Wieland auch in den deutschen Liedern genannt. So sind nach dem Dietleibsliede die dreizehn trefflichen Schwerter, die nur Fürst oder Fürstenkind tragen durfte, von den Schmiedemeistern Mime (Mimer der Wilkinensage), Hertrich und Wieland verfertigt. Daß aber auch sonst Wielands Abenteuer verbreitet waren, zeigt der Anhang zum Heldenbuch, wonach derselbe, ein Herzog, durch zween Riesen von seinem Lande vertrieben und dadurch in Armut gekommen, des Königs Elberich Gesell und ein Schmied im Berge zu Glockensachsen ward, danach zu König Hertwich (obigem Hertrich) kam und von dessen Tochter die zween Söhne Wittich und Wittigowe gewann. Merkwürdig erscheint im Tristan, also aus nordfranzösischer Quelle, ein Herzog Gilan (zu Swales), als Besitzer eines wundersamen Hündleins, das ihm aus Avalun, der Feien Land, von einer Göttin aus Liebe gesendet worden. Dieses „fremde Werk von Avalun" läßt im ergötzlichsten Farbenwechsel seine seidenen Haare spielen und hat am Hals eine Schelle

hängen, deren süßer Klang jedes Leid vergessen macht. Um dasselbe für die Geliebte zu erlangen, bekämpft Tristan einen Riesen, der den Herzog Gilan und dessen Land bedrängt. Dieses feenhafte Geschöpf ist doch wohl ursprünglich ein Kunstwerk des Wieland (Guielandus, Gilan), der im Anhang zum Heldenbuch auch als ein von Riesen bedrängter Herzog bezeichnet wird.

Die Heldenwaffen haben Namen, als Ausdruck der poetischen Persönlichkeit, zu der sie durch den Ruhm des Meisters, durch besondere Gaben und eine eigene Geschichte sich erhoben. Diese Namen sind meist von ihrer Abkunft oder von ihren Eigenschaften, dem Glanz, der Schärfe u. s. w. entnommen. Z. B. Balmung, das berühmte Schwert Siegfrieds, das er mit dem Nibelungenhorte erhielt, hat seinen Namen von Balm (Stalder, Schweiz. Idiot. I, 127: Balm, Balme, f. Höhle, oder ein oben überhängender Fels) und der Abstammungssilbe ung; also eigentlich: Kind der Felshöhle; denn es kommt mit dem Zwerghorte aus dem hohlen Berge. Jedes Schwert hat auch seinen eigentümlichen Klang, woran es, wie der Mensch an der Stimme, kenntlich ist. Schöne Sagen sind hierauf gebaut. Wermund, ein alter blinder Dänenkönig, wird nach Saxos Erzählung (B. IV, S. 96) vom König der Sachsen zum Kampf um sein Reich gefordert. Uffo, Wermunds Sohn, bisher für stumm und träge gehalten, erhebt sich plötzlich und begehrt nicht bloß mit einem, sondern mit zween Gegnern den Holmgang zu bestehen. Aber jeder Harnisch zerspringt über seiner breiten Brust; man muß ihm den des Vaters zerschneiden und mit einer Spange heften. Jedes Schwert zerbricht von seiner Hand geschwungen. Der alte König hat eines gehabt, mit Namen Skrep, dem auf den ersten Hieb nichts zu widerstehen vermochte. Er hat es längst in die Erde gegraben, weil er es seinem Sohne nicht anvertraut, Fremden nicht gegönnt. Jetzt sucht er es hervor und reicht es dem Sohne. Es ist vor Alter morsch und zerfressen, aber wenn dieses bricht, so hält kein anderes. Auf einer Insel der Eider treffen sich die drei Kämpfer. Beide Stromesufer sind mit Zuschauern angefüllt, Wermund stellt sich an den Rand der Brücke, um sich in die Wellen zu stürzen, wenn sein Sohn besiegt würde. Dieser, dem Schwerte mißtrauend, wehrt erst nur mit dem Schilde die Schläge der beiden Sachsen ab. Der blinde Vater meint, es geschehe aus Schwäche und neigt sich schon zum Sturze. Da hört er den Klang des Schwertes Skrep und seine Seele ist erfrischt; der eine Feind, so sagt man ihm, ist mitten hindurch gehauen. Zum zweitenmal dringt der Klang seines Schwertes ihm ins Ohr; auch der andere ist hingestreckt. Freudethränen vergießt der Greis und die Dänen jauchzen dem Steger. Auch in einer altdänischen Ballade hört ein Vater weither über das Gebirg die

Schwerter seiner Söhne schallen, die unter sich in mörderischen Kampf geraten sind; gerade wie Oddrun (Edd. IV, 138) die letzten Harfenschläge Gunnars über den Sund vernimmt. (Vgl. Wunderh. I, 275.) In den nordischen Sprachen heißt es, die Schwerter singen; Rolf Krakes Schwert Skofnung singt hoch auf, wenn es auf Knochen trifft. Im deutschen Liede begegnen Vater und Sohn, Biterolf und Dietleib, einander unbekannt sich im Getümmel der Schlacht; dieser führt gewaltige Schläge auf jenen, da erkennt Biterolf den Klang des Schwertes Welsung, das er vor manchen Jahren daheim gelassen, und schmerzliche Sehnsucht ergreift ihn. Auch sonst wird oft genug der Klang edler Schwerter gerühmt. Walthers Schwert ertönt im Kampfsturm wie eine Glocke. Aber auch andere Kennzeichen giebt es. Mimings Spur erkennt Dietrich an den tiefen und weiten Wunden, die den jungen Königen von Wittich geschlagen sind. Am Glanze wird Dietrichs Helm Hildegrin überall erkannt.

Das selbständige Leben, das man den Waffen beimaß, scheint selbst in der Gesetzgebung sich zu äußern. War jemand in ein fremdes Haus gegangen und hatte seinen Spieß außen an die Thür gelehnt, oder waren sonst Waffen an einen Ort gelegt worden, wo sie ruhig sein konnten, und hatte dennoch ein anderer sie genommen und damit Schaden gethan, so mußte, nach englisch-normännischem Rechte, zwar der Thäter diesen Schaden büßen, aber auch der Eigentümer sollte die Waffen nicht zurücknehmen, bevor sie von aller Anschuldigung rein waren.*) Die Waffe ist hier mit Schuld belastet, fast wie ein der Zurechnung fähiges Wesen.

Die Geschichte der Helden beginnt mit der meist wunderbaren Erwerbung der Waffen, dieser Werkzeuge künftiger Thaten. Ein „edles" Schwert ist wohl ein Land wert. Die Dichtung verherrlichte, was im Leben selbst eine wichtige Handlung war. Die Waffennahme bezeichnete den Übergang des schwertmäßigen Jünglings zur Mündigkeit, sie war eine notwendige Ergänzung der Person; denn nur der Wehrhafte konnte sich und andern Sicherheit verbürgen. „Die Waffen zu nehmen," sagt Tacitus (Germ. 13), „ist keinem durch Volkssitte gestattet, bevor ihn die Gemeinde für tüchtig erkannt. Dann wird der Jüngling in der Versammlung selbst von einem der Fürsten, oder vom Vater, oder von einem Verwandten, mit Schild und Speer geschmückt. Dies ist bei den Germanen die Toga, dies der Jugend erste Ehre; vorher sind sie für einen Teil des Hauses angesehen, jetzt des Gemeinwesens." Die feierliche Wehrhaftmachung, Schwertnahme, Schwertleite finden wir bei den germanischen Stämmen

*) Die Stellen in Phill. Gesch. des angels. Rechts S. 109 N. Namentlich Leg. Henr. Pr. 87. Observet autem ille, cujus arma erant, ut ea non recipiat, antequam in omni calumnia munda sint.

das ganze Mittelalter hindurch. Sie fiel in der Folge zusammen mit der Erteilung der Ritterwürde, und die Rittergedichte sind freigebig mit ausführlichen Beschreibungen dieser Festlichkeit. Im Nibelungenliede selbst empfängt Siegfried nicht mehr das umgeschmiedete Wölsungenschwert aus der Hand des kunstreichen Reigen, im Münster zu Xanten läßt ihn sein Vater Siegmund nach christlichem Brauche festlich zum Ritter werden. Wir überlassen diese Feste dem Ritterwesen und richten hier unser Augenmerk auf die Verbindungen, welche, nach germanischer Sitte, mit der Waffennahme eingegangen wurden. Es war zunächst der Vater, oder wer dessen Stelle vertrat, der dem Jüngling die Waffen reichte. Fränkische und angelsächsische Könige, wie später hohenstaufische Kaiser, sahen wir den Sohn oder Enkel mit dem Schwerte gürten. Diese Obliegenheit ward aber auch von solchen, die mit dem Jüngling entfernter oder gar nicht verwandt waren, namentlich von mächtigen Schutzherren, übernommen und diese traten damit in die Pflichten und Rechte des Vaters ein. So erklärt sich uns die in früheren Zeiten vorkommende Sohnesannahme durch Waffen (adoptio per arma). Schon der wehrhaftmachende Fürst, bei Tacitus, kann hierher bezogen werden. Der ostgotische Theoderich macht den König der Heruler sich zum Sohne durch Waffen. „Ich gebe dir," läßt er denselben schreiben, „Rosse, Schwerter, Schilde und anderes Kriegszeug, aber, was stärker als diese ist, ich teile dir meine Gerichte zu." Selbst der byzantinische Kaiser folgt dieser Sitte und nimmt den Goten Eutharich, zum Zeichen des Friedens, als Waffensohn an. Von dem Westgoten Theoderich empfängt der Suevenkönig Remismund zum Bundespfande Waffen und Frau. Der Merowinge Guntbram versöhnt sich mit seinem Neffen Childebert, indem er, selbst kinderlos, denselben für seinen Sohn erklärt. Er setzt ihn auf seinen Stuhl und übergiebt ihm das Reich mit den Worten: „Ein Schild deck' uns, ein Speer schütz' uns!" Selbst wenn er noch Söhne bekommen würde, soll Childebert zu ihnen gezählt sein. Was sich in solchen Fällen als Form staatsrechtlicher Verhältnisse darstellt, das zeigt sich uns in den Sagen als mythische Einkleidung. Odin, den Heldenjünglingen das Schwert verleihend, erklärt sie für seine Söhne. Elberich giebt dem jungen Otnit sich als Vater zu erkennen und reicht ihm die herrlichen Waffen.

Wie sich Geber und Empfänger der Waffen als Vater und Sohn verbanden, so scheinen diejenigen, welche zugleich von demselben Waffenvater das Schwert nahmen, sich zu Brüdern geworden zu sein. Wenn ein Fürst seinen Sohn zum Ritter machte, so ließ er mit ihm eine zahlreiche Schar edler Jünglinge die Waffen nehmen und stattete sie reichlich mit Rossen und Kleidern aus. Sie heißen in unseren

Liedern Schildgefährten, Schildgesellen, Schwertgenossen. Mag dieses zum bloßen Festprunke geworden sein, ursprünglich ward auch hier gewiß ein engeres Verhältnis begründet. Der Vater bezweckte, dem Sohne eine schützende Umgebung tüchtiger Altersgenossen für das ganze Leben zu verbrüdern. Sie waren des jungen Fürsten erstes und angestammtes Gefolge.

Aber auch mit den Waffen selbst wurde beim Empfang derselben eine Verbindung geschlossen, welche sich weit über das bloße Recht des Besitzes erhob. Daß der poetische Sinn der Zeit dem durch stetes und nahes Bedürfnis vertrauten Geräte Leben und Seele lieh, ist schon aus früherem ersichtlich. Das treue Schwert, des Helden beständiges Geleite, gewann auch Freundesrecht. „Gewissen Freund, versuchtes Schwert, soll man zu Nöten sehen," ist ein altes deutsches Sprichwort.*) „Ich minne Schild und Speer," antwortet der heimatlose Wolfdietrich der Königin, die ihn eine unter ihren Jungfrauen wählen heißt. Im Saale zu Bern sitzen Dietrichs Recken bei einander, je zu zweien oder dreien gesellt, aber in der Ecke sitzt einer, der Held Nudung, der hat keinen Gesellen, über seine Beine hat er ein Schwert gelegt, „das war ihm so lieb". Als auf Brunhildens Burg die gefährlichen Wettspiele vorbereitet werden, da bedauern Dankwart und Hagen, daß sie beim Empfang, obwohl ungern, ihre Waffen abgegeben. Brunhilde hört es und läßt ihnen solche zurückstellen. Beim Wiedersehen seines Schwertes wird Dankwart vor Freuden viel rot. Dies ist sonst Bezeichnung der Freude beim Anblick der Geliebten. „Gunther ist unbezwungen," ruft er, „nun wir unsere Waffen haben." Es ist ein oft wiederkehrender Ausdruck, daß der Held sich jeder kühnen That vermißt, „ihm breche denn das Schwert an seiner Hand". Gernot rühmt von dem Schwerte, das ihm Rüdeger gegeben, es sei ihm in all der Not nicht gewichen, es sei „lauter und stet, herrlich und gut". Der alte Hildebrand, von seinem unerkannten Sohn aufgefordert, Harnisch und Schild abzugeben, weigerte sich solchen Undanks. „Mein Harnisch und mein grüner Schild, die haben mich oft gerettet." Auf gleiche Anforderung erwidert Walther: „Meinen Schild will ich wehren, für gute Dienste bin ich sein Schuldner, oft hat er sich meinen Feinden entgegengeworfen und Wunden, statt der meinigen, aufgefangen." In den Schild sinkt der wunde, der tote Held nieder. Im Tode noch hält Wolfhart sein Schwert so fest in die Hand verklemmt, daß man es mit Zangen aus den langen Fingern brechen muß. „O weh," spricht Dietrich, „viel gut Schwert, wer soll dich nun so herrlich tragen? du wirst

*) Walther v. d. Vogelw. I, 131 b. Bruder Wirner (Alt Meistergesang. V. LVIII): Getruwer vriunt, vursuchtez swert, die zwiene sint in noten gut; sie sint wol hoer eren wert, der sie hat dicke wol behut. Freidank 95, 18.

nimmermehr so viel und löblich geschlagen bei gewaltigen Königen, als Wolfhart dich geschlagen hat."

Die Waffen folgten dem Helden auch auf den Scheiterhaufen, wie schon Tacitus berichtet, nachher in das Grab. Hierbei lag ohne Zweifel die Vorstellung vom fortwährenden Kampfleben in einer andern Welt zu Grunde. Beraubung der Toten (Beraub) war ein besonderes Verbrechen. Darum bittet Wolfdietrich den toten Otnit, zu erlauben, daß er dessen Harnisch, Kreuz und Krone nehme. Eines Engels Stimme antwortet aus Otnits Helme gewährend. Das aufgefundene Schwert Otnits legte jedoch Wolfdietrich, der Seele Heil wünschend, auf den Leichnam und bekleidet diesen mit seiner eigenen Brünne. „Beraubt' ich einen Toten," spricht er, „ich möchte die Krone nicht haben." Auch Dietrich von Bern bedenkt sich sehr, die Waffen des erschlagenen Ecke zu nehmen; und er thut es nur, indem er seine zerhauenen dafür austauscht. Den Toten deckt er mit grünem Laube zu.

In nordischen Sagen kommt wohl auch vor, daß ein Grabhügel erbrochen wird, um das Heldenschwert herauszuholen, oder daß der Tote, durch Zaubergesänge beschworen, sein berühmtes Schwert herauswirft. Doch pflegt dies wenig Heil zu bringen. Das Volk in Dänemark erzählt, wie ein erschlagener König bei Nacht umgeht, sein gutes Schwert zu suchen, oder wie ein riesenhaftes Schwert im Hügel gefunden und mit zwölf Pferden auf den nahen Hof geführt wird, wie aber dasselbe, weil nachts alle Wände zittern und die Scheiben klirren, bald an seine Stätte zurückgebracht werden muß.

Was hier über die Waffen ausgeführt worden, gilt in seiner Art auch von dem Streitroß.

Der Kriegsdienst zu Pferd war von frühester Zeit bei den deutschen Völkern einheimisch. Der Begriff einer Auszeichnung knüpfte sich daran. So erscheinen in der Alemannenschlacht Chnodomar und seine fürstlichen Gefährten zu Rosse, werden jedoch genötigt, abzusteigen, um das Schicksal ihres Volkes zu teilen. Bei den Tenkterern, welche Tacitus als das pferdelustigste Volk bezeichnet, soll das Pferd nicht auf den ältesten, sondern auf den tapfersten Sohn vererbt worden sein. Den Wahrzeichen und Mahnungen aus dem Gewieher und Schnauben dieser Tiere, die man für Vertraute der Götter hielt, schenkten die Germanen vorzüglichen Glauben. Weiße Pferde, von keiner irdischen Arbeit berührt, wurden zu diesem Behuf in den heiligen Hainen genährt. Noch die fränkischen Kirchenversammlungen eifern gegen die Zeichendeutung von Pferden.

Wie Odin Waffen gab, so half er auch, nach der Wölsungensage, dem jungen Sigurd aus dem Gestüte seines Stiefvaters das trefflichste Roß auswählen, den berühmten Grane, von Odins

Sleipner abstammend. Das Pferd muß der Größe und Stärke des Helden gewachsen sein. Wolfdietrich drückt ein fremdes, das ihm angeboten wird, mit der Hand zur Erde. Nur sein eigenes, das sein Meister ihm gezogen, trägt ihn, in klafterweiten Sprüngen. Vierzehn Tage und Nächte läuft es, ohne von seiner Macht zu verlieren.

Auch die Pferde haben Namen, von ihrer Farbe, Stärke, Geschwindigkeit; Falke heißt Dietrichs Roß, das über Feld fliegt, als ob es wehte. Er versucht es, indem er eine Hindin überreitet. Sie haben Verständnis und treue Anhänglichkeit, warnen ihren Herrn und helfen ihm.

Als Otnit unter der Zauberlinde eingeschlafen und der Lindwurm herankommt, sucht ihn sein Bracke mit Springen und Gebell, sein Roß mit Schreien und Scharren zu erwecken. Des Berners Roß, während des Fußkampfes mit Ecke an einen Baum gebunden, schlägt um sich, und schreit, als es seinen Herrn in Bedrängnis sieht. Eckharts Roschlin beißt und schlägt zornig in der Schlacht und treibt dreihundert Feinde zurück. Eine dänische Ballade erzählt, wie zween Stallbrüder auf der Jagd über den Vorzug ihrer Rosse und Hunde in Streit geraten, einander erschlagen und wie dann auch die Pferde kämpfen und die Hunde sich zerreißen.

In jenem Reiterstücke, in der Rabenschlacht, wie der zürnende Dietrich Wittichen bis ins Meer verfolgt, mahnt Wittich sein Roß Scheming zur Eile, indem er ihm Ohemd und lindes Heu verspricht, wenn es ihm das Leben rette; da macht das Roß weite Sprünge. Der Berner aber wirft diesem Rosse, das einst ihm gehört, klagend vor, daß es nun seinen Feind von hinnen trage.

Das Besteigen des Rosses gehörte zur Wehrhaftmachung, zum Ritterwerden. Wenn die jungen „Schwertdegen" aus dem Münster kommen, wo sie das Schwert empfangen, dann stehen außen die gesattelten Rosse, darauf sie sogleich als Kampfprobe den Schaft brechen. So bei Siegfrieds Schwertnahme im Nibelungenliede. Gleichwie nun das Vermögen, Roß und Waffen zu handhaben, Bedingung der Selbständigkeit war, so galt auch derjenige, der die Kraft hierzu verloren hatte, für ritterlich tot. Das bajuwarische Gesetz bestimmt die strenge Bestrafung eines Herzogsohnes, der seinem Vater die Herrschaft entreißen wollte, für den Fall, daß der Vater noch das Roß mannlich besteigen und die Waffen rüstig führen könne. Der Sachsenspiegel macht die Fähigkeit, fahrendes Gut zum Nachteil der Erben zu vergeben, davon abhängig, daß der Mann vermöge, begürtet mit einem Schwert und mit einem Schild auf ein Roß zu kommen von einem Stein oder Stock, einer Daumellen hoch, ohne Hilfe, also doch, daß man ihm das Roß und den Stegreif halte. So wird auch in Rechten und Urkunden des Mittelalters ausdrücklich

erheischt, daß der Geber oder Verpfänder verfügt habe, „dieweil er reiten und gehen konnte". Der Wert solcher ritterlichen Rüstigkeit wird auch in unseren Heldenliedern, in episch wiederkehrendem Ausdruck, damit bezeichnet, daß der Held, gewappnet, ohne Bügel, in den Sattel springt. Die Rosse springen freudig unter den Jünglingen, ist gleichfalls ein episch wiederholtes Bild; von dem greisen Berchter aber, im Rothersliede, heißt es: „Hei! wie vermessentlich er ritt! ihm ging das Roß in Sprüngen, daß, denn einem Jungen."

War hiernach das Reiten nicht bloß eine Standesauszeichnung der Edlen, sondern selbst ein Kennzeichen der Mündigkeit und Vollkraft, so dürfen wir uns nicht wundern, das Fußgehen als schimpflich betrachtet zu finden. Von dem englisch-dänischen Könige Harald, dem Sohne Kanuts des Großen, erzählt der Chronikschreiber, er sei von seinem Vater gänzlich abgeartet, denn unbekümmert um Ritterschaft und Hofsitte, habe er nur seinem Eigenwillen gefolgt und sei, gegen seine königliche Würde, lieber zu Fuß gegangen, als geritten, daher man ihn seiner Leichtfüßigkeit wegen Harald Harefoot (Hasenfuß) genannt habe. Hieraus erklären sich manche Züge in den Liedern. Der Fußgänger Ecke, den kein Roß zu tragen vermag, der, gleich Wolfdietrichs Pferde, vierzehn Tage und Nächte ohne Müdigkeit fortlaufen kann, der in weiten Sprüngen, davon der Wald rauscht und Wild und Vögel verscheucht werden, vom Rhein zur Etsch rennt, der dann kampffordernd neben dem reitenden Dietrich herschreitet, mußte den Hörern des Heldenliedes eine überaus eigentümliche und merkwürdige Erscheinung sein. Im Liede selbst bittet ihn die königliche Jungfrau, die ihn herrlich gewappnet, um ihrer Ehre willen zu reiten, und der alte Hildebrand ruft ihm befremdet zu, in solch reichem Gewande sollte er geritten sein. Selbst der Zwerg Laurin erscheint beritten, weil er wehrhaft, kampfrüstig vorgestellt ist. Dietrichs Vertreibung von Bern, das Opfer, das er der Treue bringt, wird dadurch besonders als mitleidswert dargestellt, daß er zu Fuße von dannen zieht. „Dir wird die Ehre nimmer gethan," sagt Ermenrich zu ihm, „daß ich dich reiten ließe; zu Füßen mußt du arbeiten auf der Straße, damit du dich selbst unehrest." Zu wiederholten Malen wird dieser schmähliche Abzug von Männern und hohen Frauen, die solcher Mühsal nicht gewohnt sind, bejammert. Gleicherweise sagt Rüdeger, als er mit seinen Gastfreunden kämpfen soll: „Ich will auf meinen Füßen in das Elend gehen."

Noch sonst haben die Pferde, mit den Waffen, ihren Anteil an bedeutenden Handlungen und Ereignissen des Menschenlebens. Sie gehörten zum Brautkauf, wie schon Tacitus meldet, daß der germanische Bräutigam ein gezäumtes Roß mit Schild, Speer und Schwert als Heiratgabe eingebracht. Bei Ostgoten, Thüringern

Franken führen fürstliche Freier dem Brautvater erlesene und geschmückte Pferde zu; und so ist es auch zu verstehen, wenn im Hegelingenliede der König Hettel seinem Schwäher Rosse von Dänemark auf den Strand führen läßt, denen die Mähnen bis auf die Hufe reichen.

Des germanischen und altnordischen Gebrauchs, das Roß mit dem Helden zu verbrennen oder zu begraben, geschieht zwar in unserem Sagenkreise nicht mehr Erwähnung, obgleich Habichte und Diener auf Sigurds Scheiterhaufen gelegt werden. Nicht unbeteiligt bleibt aber das treue Roß bei dem Tode seines Herrn. Sigurds Grane kommt allein aus dem Walde zurück; weinend geht Gudrun, das Roß zu befragen; da fährt es zusammen und verbirgt sein Haupt im Graje, denn es weiß, daß sein Herr nicht mehr lebt. Nach einem andern Eddaliede hängt das Grauroß den Kopf über den Toten. Otnits Roß und Hund, aus dem Walde vor das Thor zu Garten wiederkehrend, sind der Kaiserin Boten von dem Tode des Gemahls. Helke, aus dem Blumengarten kommend, sieht, erschreckend, die Pferde ihrer Söhne mit blutigen Sätteln auf dem Hofe stehen. Rüdegers Roß Baymund geht rückwärtsblickend an der Hand des Knappen, der es nach Bechlarn heimführt, manchmal sonst, wenn es seinen Herrn nicht sah, brach es den Zaum und lief die Wege zurück, nun liegt er tot, der es dahin geritten und oft mannlich auf ihm gestritten. Zuvor schon ist es der Tochter seines Gebieters im Traum erschienen, wie es, mit silberner Decke klingend, daherisprang, dann aus einem Wasser trank, darin es auf der Stelle versank.

Wir schließen diese Schau der Waffen und Rosse mit einem Satze nordischer Rechtsbücher (Gutalagh 95, 4), der uns in einem kleinen Bilde malerisch darstellt, wie dem Manne sein Kampfgeräte Haus und Hof war. Gleich dem Angriff auf einen Mann in seinem Haus oder auf seinem Acker, den er pflügt oder schneidet, wird der gewaltsame Überfall dessen gebüßt, „der sonst wo auf dem Felde seinen Spieß und Schild hingesetzt oder seinen Sattel niedergelegt und so sich Herberge genommen hat".

So haben wir, das Leben und die Sitte, wie sie in den Liedern dargestellt sind, mit den geschichtlichen Altertümern vergleichend, den Heldenkreis abgeschlossen, zu welchem König, Meister und Recken von mannigfachem Charakter, durch wechselseitige Treue unter sich verbunden sind, und in dem selbst Waffen und Streitrosse, als belebte und beseelte Wesen hervortretend, ihre Stelle fanden.

Zu diesem Bunde der Treuen aber bildet, wie der Schatten zum Licht, ein anderes Geschlecht den Gegensatz, die Ungetreuen, von denen jetzt noch zu handeln ist.

Die Ungetreuen.

Wo die Treue Urquell und Inbegriff der edelsten Tugenden ist, da muß die Untreue Wurzel und Krone alles Bösen sein. Treu und ungetreu bezeichnet in unseren Liedern den Gegensatz von gut und böse. Der Getreue ist mild und tapfer; sich selbst vergessend, giebt er für die Bande des Blutes und der Genossenschaft jedes Gut des Lebens und das Leben selbst dahin. Der Ungetreue in seiner Selbstsucht ist karg und zugleich feige. In vollständigem Gegenbilde stehen den getreuen Königen, Meistern, Recken die ungetreuen gegenüber, die auch überall mit diesem Beiwort gezeichnet werden.

Ermenrich.

Der ungetreue König ist Ermenrich. Seine Gestalt steht in den deutschen Liedern bleich und gespensterhaft im Hintergrunde, teils weil der Gesang sich nicht darin gefallen mochte, die Verneinung zu beleben, teils weil die ausführlicheren Darstellungen seiner früheren Geschichte nicht auf uns gekommen sind. Doch kann mittelst der Auszüge beim Heldenbuch und der Wilkinensage das Notwendige ergänzt werden. Der Anfang seiner Frevel ist die Untreue gegen seinen Marschalk und Ratgeber Sibich, den er versendet, um während dessen Abwesenheit das schöne Weib desselben zu seinem Willen zu zwingen. Üppig, in einer Reihe von Verbrechen und Unheil, wuchert diese Schandthat fort. Sibich übt heimtückische Rache, indem er durch boshafte Ratschläge die Gier nach fremdem Besitz in die Brust seines Herrn wirft und ihn damit antreibt, gegen sein eigenes Geschlecht zu wüten. Die Harlunge, seine Brudersöhne, läßt Ermenrich verräterisch greifen und aufhängen, um sich ihrer Erblande zu bemächtigen. Seine eigenen Söhne kommen um, indem er, nach erweiterter Herrschaft trachtend, sie auf gefährliche Fahrten aussendet. Doch erscheint sein Sohn Friedrich noch in den Kämpfen, welche den Hauptgegenstand unserer Lieder ausmachen. Diese Kämpfe, worin Ermenrich auch seines andern Bruders Söhne, Dietrich und Diether, ihres Erbes berauben will, werden von ihm mit Mord und Brand gegen die Wehrlosen, mit schnödem Verrat gegen die tapferen Gegner, ja an den eigenen Freunden und Mannen, geführt. Zuerst sucht er den Berner damit in die Falle zu locken, daß er denselben unter dem Vorwande zu sich ladet, als wollte er, den Tod der Harlunge abzubüßen, zum heiligen Grabe fahren und indes sein Reich in des Neffen Pflege geben. Dietrich, von dem Boten Randolt selbst gewarnt, kommt nicht und nun bricht Ermenrich los, mit Feuer und Schwert die Lande verwüstend. Aus dem Felde geschlagen, sinnt er auf andere Mittel. Den Recken, welche Dietrich nach dem Schatze

zu Pola ausgeschickt, legt er Hinterhalt, nimmt sie gefangen und droht, sie zu hängen, wenn ihm nicht Dietrichs Städte und Lande überantwortet werden. Er achtet nicht, daß achtzehnhundert seiner Mannen und sein Sohn Friedrich selbst des Berners Gefangene sind. Sie alle will er preisgeben, während Dietrich um seine sieben Dienstmannen alles hingiebt. Vor Bern unter seinem Gezelte liegend, weidet der Unbarmherzige sich an des Neffen kläglichem Abzug. Umsonst mahnt ihn dieser, mit weinenden Augen, der Bande des Bluts, vergeblich ist die Fürbitte von mehr denn tausend Frauen und Jungfrauen, deren Schönheit Gott vom Himmelreiche schauen möchte. Sie flehen ihn bei aller reinen Frauen Ehre, königlich an ihrem Herrn zu thun. Mit schmählicher Drohung weist er sie von sich, scheint er doch selbst nicht von einer Frau geboren zu sein, da er nachher zu Raben schamlos Frauen und Kinder hängen und enthaupten läßt. Stets, wenn seine Sache übel steht, entflieht er heimlich aus der Schlacht oder um Mitternacht aus der erstürmten Stadt, überläßt die Männer, die für ihn kämpfen, ja den eigenen Sohn, treulos ihrem Schicksal und vergießt nur dann Thränen, als er sie mit schwerem Gold aus der Gefangenschaft lösen soll. Dem Ehrlosen, Zagen ist denn auch nicht der Tod der Helden beschert, in elendem Siechtum bersten ihm die Eingeweide.

Die Lieder, welche diese Geschichten erzählen, sind voll von Jammer und Verwünschungen über Ermenrichs Untreue. Er ist der Ungetreueste, der je von Mutter geboren ward, durch ihn ist Untreue zuerst in die Reiche kommen, von ihm ist das Land öde, er hat allen Mord gebraut, ihm fluchen Männer und Frauen.

Der nordische Jormunrek und sein Ratgeber Bichi (in Saxos getrübter Darstellung B. VIII, S. 240 f. Jarmerich und Bicco) erscheinen erst am Schlusse der Wölsungengeschichte. Der König läßt, auf des treulosen Bicke Anstiftung, aus Eifersucht, seinen Sohn Randwer hängen und seine Gemahlin Swanhild von Pferden zu Tode treten und wird dafür von ihren Brüdern an Händen und Füßen verstümmelt.

Sibich.

Als Sibich erfuhr, daß Ermenrich ihm sein Weib entehrt, sprach er bei sich: „Nun bin ich allwegen ein getreuer, frommer Mann gewesen, und ward mir der Name geben: der getreue Sibich; nun will ich werden der ungetreue Sibich.“ Er vollzieht das Werk der Rache durch das langsame Gift seiner boshaften Ratschläge. Wie die getreuen Meister Hildebrand, Eckart u. a. die Schutzgeister ihrer Herren sind, sie zu wackeren und rühmlichen Thaten anweisen, so führt Sibich den seinigen in Laster, Schande, Verderben. Durch Sibich

sind die ungetreuen Räte in die Welt gekommen; Sibichs Rat ist der Same alles Bösen und wenn Ermenrich einmal etwas Löbliches vornimmt, wie die Loskaufung der Gefangenen, so wird ausdrücklich bemerkt, daß nicht Sibich, sondern ein anderer, den Rat gegeben. Wie das ganze Geschlecht des treuen Meisters die Gesinnungen desselben teilt, so gehören Sibichs Verwandte, sein Sohn Saben und Ribestein, zu den Verrätern. Er und die Seinigen sind, wie ihr König, feig und feldflüchtig. Sie werden, um den Gegensatz hervorzuheben, je von einem des getreuen Meistergeschlechts, Sibich von Eckhart, Saben von Wolfhart, gefangen, quer auf das Roß gebunden und dem schmählichen Tod am Galgen zugeführt.

Wittich und Heime.

Ungetreue Recken sind Wittich und Heime, Schildgesellen, durch gleiche Gesinnung verbunden. Tapfer und kriegskundig werden sie gesucht und gefürchtet. Sie verkaufen ihren Dienst um Gold, leihen sich der Hinterlist und Grausamkeit, verschmähen kein ehrloses Mittel und werden flüchtig in der Angst des bösen Gewissens.

Wittich, des elfischen Wielands Sohn, führt im Schild eine Schlange. Auch Nadelger, nach deutscher Sage Heimes*) Vater, scheint zum Geschlechte der Elfen gehört zu haben. So ist schon in der Abkunft die unheimliche Natur dieser beiden begründet.

Erst sind sie Dietrichs Mannen und ziehen mit ihm in den Rosengarten. Doch scheuen sie sich anfangs vor den riesenhaften Gegnern und Wittich kämpft nicht eher, als bis Dietrich, nachdem er Gold und Land vergeblich geboten, das treffliche Roß Scheming, welches früher dem Recken gehört, ihm zurückzugeben verspricht. Auf der Fahrt zu Laurin ist Wittich ebenso gewaltthätig in Zerstörung des Gartens, als argwöhnisch und scheu, dem Zwerg ins Gebirge zu folgen; erst von den andern verspottet, sprengt er zornig voran. Seinen Übergang in Ermenrichs Dienst beschönigt er im Rosengartenliede damit, daß er den Haß der Wölfinge nicht länger ertragen könne. Besonders mißgönnt Wolfhart ihm das Roß Scheming. Die getreuen Wölfinge sind natürliche Widersacher des ungewissen Dienstmanns. Dietrich mahnt den Wegreitenden der ihm geschworenen Eide und Wittich verflucht sich, wenn er sie breche. In den Kriegen des Berners mit seinem Oheim sind Wittich und Heime Hauptleute bei Ermenrich. Sie führen den folgeschweren Überfall der von Pola zurückkehrenden Helden, als diese entwaffnet bei ihren Feuern rasten

*) Vgl. Saxo B. VI, S 159: Hama. B. VIII, S. 234 B. IX, S. 264, 2. Grimm, Heldensage S. 17. Auch in der Brawallaschlacht auf Rinas Seite ein König Hama, Saxo B. VIII, S. 223.

Später selbst von Dietrich gefangen, schwört Wittich ihm von neuem Treue, wird zum Markgrafen von Raben bestellt und, nach dieser Darstellung, jetzt mit dem guten Scheming beschenkt. Verräterisch überliefert er die Stadt an Ermenrich, der Frauen und Kinder hinwürgen läßt. Das kalte und finstere Wesen dieser „Mordrecken" zeigt sich vornehmlich darin, daß sie als Feinde und Verderber alles Schönen auftreten. Sie sprechen ihre Nichtachtung der Frauen ungescheut aus; ihrer lauernden Fechterkunst unterliegen die blühendsten, feurigsten Jünglinge. Wie der grimme Wittich die Rosen zertreten, so schlachtet er jugendliche Helden. Die drei Königssöhne Diether, Scharpf und Ort, der Hut ihres Meisters entritten und auf der Heide verirrt, sehen, als der Nebel weicht, einen Recken streitfertig unterm Schilde halten. Diether entbrennt vor Zorn und Schmerz, als er den Mann erkennt, der an ihm und seinem Bruder so große Untreue begangen. Wittich, angerannt von den Jünglingen, warnt und schont noch im Gefechte, aus letzter Erinnerung an die alten Bande und aus Furcht vor Dietrichs Rache. Doch als er schwere Wunden empfangen, faßt ihn sein Grimm und er haut sie in ihren leichten Sommerkleidern durch Hirn und Zähne, durch Leber und Herz. Unedler ist sein Kampf mit dem jungen Alphart auf der Warte. Unheil ahnend, nur auf Ermenrichs dringenden Aufruf, reitet er hinaus. Er wird von Alphart aus dem Sattel gestochen; sein Roß Scheming läuft hin und ißt das grüne Gras, als achtete es wenig den Fall des ungetreuen Herrn. Aber unfern im Schatten hält Heime und kommt jetzt seinem Gesellen zu Hilfe. Gegen Ehre und Sitte bekämpfen die zween den einen, sie hauen auf ihn von vorn und hinten, dem Gefallenen reibt Wittich das Schwert im Leibe um und schneidet ihm das junge Leben ab. Das Bewußtsein ihrer Schuld macht die Mörder zaghaft. In der Schlacht zur Rache um Alphart brechen sie die Zeichen von ihren Helmen und schwingen die Schilde hinter sich, um nicht erkannt zu werden; sie entfliehen mit Sibich und Ermenrich. Nach der Schlacht von Raben aber, als Dietrich, von den Leichen der drei Königssöhne hinweg, zornglühend Wittichen verfolgt, rennt dieser in unaufhaltsamer Flucht bis in den Schoß des Meeres, wo seine Ahnfrau, die Meerminne Waghild, ihn aufnimmt. So kehrt er zurück in das Reich der tückischen Geister dem er entstammt ist.

Hagen.

An den Schluß dieser Heldenbilder stellen wir denjenigen Charakter, welcher Eigenschaften in sich vereinigt, die in andern nur einzeln hervortreten und unter sich durchaus unverträglich scheinen. Es ist Hagen, der Nibelunge Trost, der Mörder Siegfrieds, der ge-

treueste zugleich und der ungetreueste Mann*); der getreueste, stets wachsame für die Macht und Ehre des Königshauses, dem er als Verwandter und Dienstmann verbunden ist, aber aus eben dieser Treue der ungetreueste gegen jeden, der jenes Haus verdunkeln oder gefährden möchte. Gegen solche entladet er ganz die finstere, feindselige Gewalt seines Wesens, all seinen Hohn und seine Härte, mit einem Worte den Grimm, wovon er den Beinamen hat. Mit sicherer Hand, in wunderbaren und doch folgerechten Gegensätzen, ist diese Doppelnatur durch die Verwickelungen des Nibelungenliedes hindurchgeführt.

Hagen von Tronje, Aldrians Sohn, wird im Eingang des Liedes zuerst unter den Recken genannt, die den Stolz und die Kraft des burgundischen Hofes ausmachen. Sein Aussehen wird gelegentlich geschildert: er ist grauenhaft (griulich) und doch von schönem Leib, wohlgewachsen, mit breiter Brust und langen Beinen, halbgreisem Haar, aber herrlichem Gang; seine jähen, schrecklichen Blicke verraten die grimme Sinnesart; rabenschwarz, von Edelsteinen funkelnd, sein Gewand. In früher Jugend war er als Geisel seines Königshauses bei Etzel. Ihm sind die fremden Reiche kund. Darum, als Siegfried selbzwölfte zu Worms auf den Hof geritten, sendet Gunther nach Hagen, um zu erfahren, wer diese Gäste seien: Hagen geht an ein Fenster und läßt sein Auge nach ihnen wanken. Obschon er Siegfrieden nie gesehen, erkennt er ihn doch, erzählt von seinem Drachenkampf und der Erwerbung des unendlichen Hortes, und rät, den jungen Helden wohl zu empfangen, damit man sich ihn verbinde. Doch als nun Siegfried übermütig hervortritt und Gunthern zum Zweikampf um Land und Krone ausfordert, als die Burgunden zornig dastehen und Ortwin nach Schwertern ruft, da schweigt Hagen lange, zum Befremden des Königs; zuletzt spricht er: „Das sollt' er unterlassen haben; meine Herren haben ihm nicht solches zuleide gethan." Zwar wird dieser erste Zusammenstoß beschwichtigt, aber schon bemerken wir in Hagens dunkler Seele den Unwillen über die Anmaßung des Fremden, die Berechnung, ihn zu benützen, aber auch die Ahnung, daß solcher Anfang zum Bösen führe. Auf Hagens Rat bittet Gunther den Gast, für ihn die Sachsen zu bekämpfen, und nachher auf der gefährlichen Brautfahrt nach Brunhilden ihn zu begleiten. Hagen selbst entzieht sich keiner dieser Unternehmungen. Als Brunhild, durch Siegfrieds Hilfe besiegt, Gunthern ihre Gewalt einräumt, da freut sich dessen der kühne Hagen. Die Botschaft nach Worms, wohin er vorausgesandt werden soll, lehnt er ab und schiebt sie auf Siegfried, der um Kriemhilds willen

*) Nib. 5056: Mich hât der leidege Hagene mines gutes ân getân.

gebeten wird. Nachdem diese dem jungen Helden, zum Lohn seiner Dienste, vermählt ist, heißen ihre Brüder sie tausend Recken auswählen, die ihr als Heimgesinde in Siegfrieds Reich folgen sollen. Sie sendet alsbald nach Hagen, aber zürnend erwidert dieser: „Uns mag Gunther niemand auf der Welt geben; ihr kennt doch wohl der Tronjer Sitte, wir müssen bei den Königen hier zu Hofe bleiben; denen wir bisher gefolgt, sollen wir ferner dienen.“ Die Boten, welche nachher ausgeschickt werden, um Siegfried und Kriemhilden nach Worms zum Feste zu laden, kommen reichbeschenkt zurück und weisen die empfangenen Gaben, Gold und Kleider, vor. „Er mag leicht geben,“ spricht da Hagen; „er könnt' es nicht verschwenden, und lebt' er ewig; den Hort der Nibelunge hält seine Hand verschlossen; möchte der noch einst in der Burgunden Land kommen!“ Bei dem Feste bricht der Zank der Königinnen aus. Von Kriemhilden hat Hagen sich losgesagt, als sie den Hof ihrer Brüder verlassen; Brünhilden, der Frau seines Königs, ist nun sein Dienst gewidmet. Zu ihr geht er und fragt die Weinende, was ihr sei. Er gelobt ihr, daß Siegfried ihren Kummer entgelten müsse, und setzt sein eigenes Leben dafür ein. Den Männern hält er den Schimpf vor, den Siegfrieds Reden auf das Königshaus gebracht. „Sollen wir Gauche (Kuckucksbrut, Bastarde) ziehen?“ fragt er und rät fortan auf Siegfrieds Tod. Wie er Kriemhilden das Geheimnis von dessen Verwundbarkeit ablockt und die verräterische Jagd anstellt, wie er den Wein vergißt und den Wettlauf nach der Quelle veranlaßt, wie er den Waffenlosen hinterrücks durchbohrt und vor dem Todwunden die Flucht ergreift, darin zeigt er die volle Meisterschaft der Untreue. „All unser Leid und unsere Sorge,“ ruft er über dem Sterbenden, „hat nun ein Ende: wir finden keinen mehr, der uns bestehen dürfte; wohl mir, daß ich seine Herrschaft abgethan!“ Er rastet auch nicht, bis der Nibelungenhort nach Worms gebracht und die Schlüssel Kriemhilden entrissen sind. „Laßt mich den Schuldigen sein!“ sagt er zu dem zögernden Gunther. Er versenkt auch den Hort im Rheine, da jetzt noch kein ruhiger Genuß desselben möglich ist.*) Er allein widerrät die Vermählung der Witwe an Etzeln; auch der Fahrt zu den Hunnen widersetzt er sich, bis Gernot und Giselher ihn, der

*) Nib. Z. 4564. Lachm. 1077: Er wände er sold in niezen; des kunde dô niht gesin. Z. 4575. Lachm. 1080: So enkunden sis in selben noch ander niemen gegeben. Nimmt man an, daß Hagen sich allein den Schatz zugedacht, wie es in der Überarbeitung noch stärker herausgehoben ist, so widerspricht der einzige Vers der durch das ganze Lied gehaltenen Charakteristik Hagens. Doch ist ein solcher Widerspruch bei dem Erwachsen des Liedes aus älteren allerdings möglich. Unverkennbar ist aber, daß der Hort, wie alles Mythische, das rechte Verständnis eingebüßt hat, indem alle Bedeutung sich auf das Innere der Charaktere gezogen, daher dort etwas nicht zum Ganzen Passendes wohl stehen bleiben konnte. Unklar ist alles, was vom Horte, besonders dessen Versenkung, gesagt wird.

schuldbewußt den Tod fürchte, daheim bleiben heißen. Da zürnt er und duldet nicht, daß sie ohne ihn fahren. Rumolt hält ihnen vor, daß Hagen sie noch nie verraten habe. Hagen reitet nun der Schar zuvorderst, den Nibelungen „ein helfelicher Trost". Die Meerfrauen weisagen ihm, daß keiner zurückkommen werde, außer dem Kapellan, und nachdem er, ungläubig erst, an diesem bei der Überfahrt über den Strom die Probe macht, schlägt er das Schiff zu Stücken, verkündet die versagte Wiederkehr und heißt die Helden sich waffnen. Auf dem Zuge durch Bayern übernimmt er die Nachhut und schlägt Gelfrats nächtlichen Anfall ab. Seinen lieben Herren heißt er den Kampf verschweigen, damit sie ohne Sorgen bleiben, bis die aufgehende Sonne die blutigen Waffen zeigt. „Wie konnt' ein Held seiner Freunde besser hüten!" Ihn schreckt nicht die Warnung des Grenzwächters Eckewart. „Mög' uns Gott behüten!" erwidert er; „wir sorgen um nichts, als um die Herberge für diese Nacht." Für Giselhern wirbt er um des gastlichen Rüdegers Tochter, die ihm mit Furcht den Willkommkuß gegeben. „Sie ist so hoher Blutsfreunde," sagt er, „daß wir ihr gern dienten, ich und seine Mannen, ginge sie unter Krone bei den Burgunden." Giselher, der jüngste, edelste und tapferste unter den Brüdern, ist durchaus Hagens Liebling, der in ihm die Blüte des Königsstammes erkennt; darum wohl sucht er ihm in dem fremden Lande die Freundschaft und den Schutz des trefflichen Rüdegers zu verschaffen. Die Wilkinensage (K. 364. Rask II, 547) hat den Zug aufbehalten, daß Hagen in der letzten Not für Giselhern um Frieden bittet, weil dieser unschuldig an Siegfried sei, dem er, Hagen, allein die Todeswunde gegeben. Auch in unserem Lied ist Giselher vom Anteil am Morde rein erhalten und darum allein in Kriemhildens Gunst geblieben. Je näher die Gefahr hereindroht, um so freier und unerschrockener blickt Hagen ihr ins Auge. Mit trotzigem Hohn erwidert er Kriemhildens feindlichen Empfang. Als sie nach dem Horte fragt, antwortet er, an seinen Waffen habe er genug zu tragen gehabt. Als sie den Gästen die Waffen abnehmen will, erwidert er, das habe ihn sein Vater nicht gelehrt, daß eine Königin sein Schild trage, er wolle selbst Kämmerer sein. Endlich als er mit Volkern vor dem Hause sitzt, Kriemhildens Saale gegenüber, als sie mit gewaffneter Macht herankommt, er aber nicht vor ihr aufsteht, und über seinen Knieen das Schwert mit dem grasgrünen Jaspis spielen läßt, das einst Siegfrieds war, als sie dann fragt, wer nach ihm gesandt, und er antwortet, man habe die geladen, die seine Herren heißen; als sie zuletzt, um ihn vor den Ihrigen zu überweisen, den Mord an Siegfried ihm vorwirft, da spricht er laut und offen: „Was soll des mehr? ich bin's, Hagen, der Siegfrieden schlug; sehr entgalt er, daß Kriemhilde Brun-

hilden schalt; ich bin all des Schadens schuld, räch' es nun, wer wolle, Weib oder Mann!" Sein Absehen ist fortan nur darauf gerichtet, nicht wehrlos und unvergolten unterzugehen. Gleich als Kriemhilde Giselhern allein gegrüßt, band Hagen sich den Helm fester; in der Nacht vor dem Feste hält er mit Volkern vor dem Saale, wo die Burgunden schlafen, getreulich Schildwache und schon der Glanz ihrer Waffen scheucht die Hunnen zurück. Am Morgen, als die Helden sich zum Kirchgang schmücken wollen, heißt er sie, statt der Rosen, die Waffen zur Hand nehmen, statt der gesteinten Kränze die lichten Helme, statt der Seidenhemde die Halsberge, statt der reichen Mäntel die weiten Schilde. „Seht nur zur Kirche, klaget Gott eure Not! denn wisset, daß der Tod uns nahet!" Noch verhält er seinen Grimm, bis Dankwart beim Mahle blutig unter die Thüre tritt und den Tod der Knechte verkündet; da giebt er die Losung des unversöhnbaren Kampfes, indem er Etzels jungem Sohne das Haupt abschlägt, daß es der Königin in den Schoß springt. Den Schild auf den Rücken geworfen, tobt er mit Schwerthieben durch den Saal. Todestrunken, kennt er keinen Rückhalt mehr. Im brennenden Saale heißt er die Dürstenden Blut trinken. „Das ist in solcher Hitze besser, denn Wein." Von Dietrich überwältigt und vor Kriemhilden geführt, weigert er sich, ihr den versenkten Hort anzuzeigen, und als sie ihm Gunthers abgeschlagenes Haupt vorhält, spricht er: „Nun ist ergangen, wie ich mir gedacht: den Schatz weiß nun niemand, denn Gott und ich; der soll dir, Teufelin, ewig verhohlen sein! Da giebt sie ihm mit Siegfrieds Schwert den Todesstreich.

So erscheint Hagen zwar, gleich jenen andern Ungetreuen, schlau und hinterlistig, geizig auf den Hort, den er jedem Fremden mißgönnt, zaghaft im Augenblick des vollbrachten Meuchelmordes. Argwöhnisch und behutsam überall, sucht er besonders die rächenden Folgen jener Freveltat durch Vorsicht abzuwenden. Als aber seine Könige, für die er solche verübt, seinen Rat nicht achtend, dem Verderben entgegen gehen, nimmt er seine Schuld auf sich und folgt ihnen. Er hört die Weissagung des Todes, erprobt sie und zerschlägt die Brücke der Rückkehr. Da erst ist sein Heldengeist entbunden; er steht dem Schicksal, das er heraufbeschworen, trägt mit Riesenkraft den brechenden Bau und stürzt, der letzte, unter den Trümmern.

In der nordischen Darstellung ist Hagen selbst einer der königlichen Brüder und zwar, der Eide gedenkend, dem Mord an Sigurd abgeneigt. Er schiebt solchen auf Guttorm, den jüngsten Bruder, der nicht mit geschworen (Edd. IV, 66 f. Vols. S. Kap. 39). Wie in unserem Liede Gunthers Haupt vor Hagen, so wird hier Högnis ausgeschnittenes Herz vor Gunnar gebracht. Högne hat gelacht, als

man es ausschnitt, und Gunnar erkennt dasselbe daran, daß es nicht zittert, nachdem man ihn durch das bebende Herz eines Knechtes vergeblich zu täuschen gesucht (IV, 148 f. Vols. S. Kap. 46). Auch im deutschen Siegfriedslied ist der grimmige Hagen ein Bruder von Günther und Gernot, König Gibichs Söhnen; er will nicht dulden, daß sein Schwager die Lande regiere, und erschlägt ihn am Brunnen im Odenwald. Es liegt in der Art der Fabellieder, daß Genossen Brüder heißen, und der nordischen Sage ist dieses nahe Blutsband um so angemessener, als sie überall die Schicksale der Geschlechter darzustellen pflegt. Vermittelnd ist die Wilkinensage, die Hagen zum Halbbruder der Könige macht, von einem Elfen erzeugt, wodurch sein Aussehen und seine Sinnesart erklärt wird (K. 150. Rask II, 241). Im Nibelungenliede selbst ist Hagen ein Verwandter (Oheim) seiner Herren und die Eigenschaften von „Mann und Mage" sind auch hier ungetrennt. Ist gleich Hagens Bruderrecht als das Einfachere und Ursprünglichere anzuerkennen, so finden wir doch in deutscher Sage schon über zwei Jahrhunderte vor dem Nibelungenliede das Verhältnis der Dienstreue hervorgestellt. In dem Gedichte von Walthers Flucht steht Hagen, Agaciens (?) Sohn, mitten im Widerstreit der Pflichten gegen seinen Herrn, den König Gunther, und seinen Genossen, den heimkehrenden Walther. Nachdem er jenem vergeblich von der Verfolgung und Bekämpfung Walthers abgeraten, sieht er vom nahen Hügel*) dem Kampfe zu. Dieses Verhalten wird ihm vom König und nachher, in der Nibelungennot, von Hildebrand als Zaghaftigkeit vorgeworfen. Noch bleibt er sitzen, als sein Neffe Patafried, gegen seine und Walthers Mahnung angreifend, von diesem erschlagen ist. Erst als die andern elf Begleiter des Königs hingestreckt sind, erhebt er sich auf dessen dringende Bitte Durch List rät er Walthern aus dem Verhau zu locken; aber in dem Kampfe, der nun beginnt, streckt er aufopfernd sein Haupt dem Streiche vor, der dem am Boden liegenden König den Tod gegeben hätte. Mit dem Verluste des rechten Auges kehrt er aus diesem Streite zurück. In bestimmten Zügen sehen wir hier vorgezeichnet, was im Nibelungenliede seine volle Entwickelung erhält.

W. Grimm hat bei mehreren Heldencharakteren zu zeigen sich bemüht, wie sie ursprünglich edler gehalten waren und in der Fortbildung der Sage sich verböserten. So insbesondere auch bei Hagen. In den Eddaliedern, wo Högni noch in der Reihe der Königsbrüder erscheint, rate er sogar noch vom Morde Sigurds ab, der durch Guttorm erschlagen wird. Noch im lateinischen Walthersliede sei Hagano durchaus edelmütig gesinnt und das finstere und böse Wesen,

*) Über das Sitzen auf dem Hügel vgl. die Lxrdälasaga. Sagabibl. I, 216.

das die Nibelungennot beschreibe, ihm fremd. Aber der Zwiespalt der Pflichten, den wir kaum zuvor ausgehoben, ist doch im lateinischen Gedichte ein Hauptmotiv und wirft auf den Helden, der erst der einen und dann der andern zu genügen sucht, ein zweifelhaftes Licht. Nachdem er sich einmal für seinen König, gegen den Genossen, entschieden, so greift er auch schon zur Hinterlist, indem er den Rat giebt, daß sie beide, der König und er, sich in einen Hinterhalt zurückziehen und so Walthern aus seinem sicheren Verhau hervorlocken.

V. 1112: Secedamus, eique locum præstemus eundi;
Et positi in speculis tondamus prata cauallis,
Donec jam castrum securus deserat artum,
Nos abiisse ratus campos vi calcet apertos.
Insurgamus et attonitum post terga sequamur.

Und so greifen sie ihn auch wirklich zu zweien an.

V. 1282: Adversum solum conspirant arma duorum.

Als nach dem Kampfe die Helden zusammen trinken, sagt Walther zu Hildegund (V. 1406):

Jam misceto merum Haganoni et porrige primum!
Est athleta bonus, fidei si jura reservet.

Jedenfalls scheint mir der tiefe Sinn, der in der Bildung des Epos thätig war, sich gerade darin zu erweisen, daß dieser schwierigste Charakter, der abschreckend und anziehend zugleich, in Widerstreit und Verbindung der entgegengesetztesten Eigenschaften einen wunderbaren Abgrund des Gemütes aufschließt und die bedeutendste Geisteskraft entfaltet, mit Vorliebe gepflegt worden ist, sich der Herrschaft im Liede bemächtigt und die Lösung der Widersprüche großartig in sich vollendet hat.

Die Frauen.

Das Sittengemälde, welches wir nach den Heldenliedern, im Vergleich mit den germanischen Altertümern, entworfen haben, würde eines wesentlichen Bestandteils entbehren, wenn wir nicht zum Schlusse noch das Leben der Frauen beleuchten.

Die Stellung und Geltung der Frauen in diesem kriegerischen Kreise, ihre Freuden und Bedrängnisse, ihre leidende und thätige Teilnahme an so sturmbewegtem Leben, erheischen unsere besondere Aufmerksamkeit.

Die klare Auffassung dieser Verhältnisse wird dadurch erschwert, daß eben hier die bedeutendste Vermischung des Geistes verschiedener Zeiten in unseren Liedern eingetreten ist. Die Aufzeichnung und Gestaltung der letzteren fiel in eine Zeit, welche nicht bloß das Mythische der Heldensage größenteils in natürliche Zustände aufgelöst hatte,

sondern auch den aus fremder Poesie eingedrungenen Zierlichkeiten des Minnewesens und der Rittersitte auf ganz verschiedenartige Gegenstände einigen Einfluß gestattete. So kam es, daß in demselben Liede die noch erkennbare Walküre Brünhild und die wirtliche Hausfrau Gotelind*) sich zusammenfinden, daß derselbe Siegfried, der so minniglich um Kriemhilden warb, ihr nachher der unbesonnenen Zankrede wegen den Leib zerbläut.**) Dennoch lassen sich Züge unterscheiden, welche zu fest im germanischen Leben begründet sind, zu tief in den Bestand der Sage eingreifen, als daß sie nicht ursprünglich und eigentümlich ihr angehören sollten, wenn sie auch mit dem Sagenstoffe selbst den allmählichen Wandlungen der Zeit gefolgt sind.

Noch ist die Gabe der Weissagung nicht gänzlich von den Frauen gewichen. Ihr Herz sagt ihnen, beim Auszug der Helden, das nahende Leid; von fallenden Thränen wird ihnen dann das Gold vor der Brust trübe. Doch nicht bloß diese dunkle Ahnung ist ihnen gegeben, in bedeutsamen Träumen bildet sich ihnen die Zukunft vor. Helke sieht in angstvollem Morgentraume, wie ein wilder Drache durch das Dach der Kammer fliegt und ihr beide Söhne gewaltsam hinwegführt auf eine weite Heide, wo er sie zerreißt. Kriemhild träumt noch mitten in den Ehren und dem Glanz ihrer Jugend, bevor noch Siegfried auf dem Hofe zu Worms erschienen, ihr künftiges Geschick, wie sie einen schönen Falken gezogen, den ihr zween Aare mörderisch ergreifen; und ihre Mutter, der sie den Traum vertraut, giebt ihm die rechte, traurige Deutung. Nachher, als Siegfried in den Wald reiten will, sagt sie ihm, weinend ohne Maß, die Träume der vorigen Nacht, wie ihn zwei wilde Schweine über Heide jagten und die Blumen da rot wurden, wie ob ihm zween Berge zusammenfielen und sie ihn nimmermehr gesehen. Vor der Nibelunge Hinfahrt nach Hunnenland träumt Frau Ilten, wie alles Geflügel im Lande tot sei. Rüdegers Gemahlin und Tochter teilen sich ihre bangen Träume mit; die Mutter sah ihn ganz ergraut, sein Gesinde war von einem Schnee befallen und von einem Regen genäßt, ihr eigenes Haupt von Haar entblößt, in ein finsteres Gemach hieß er sie gehen, darin er selbst stand, er schloß die Thüre zu, und nimmer kamen sie herfür. Die Tochter sah des Vaters Pferd sehr springen, laut erklang an ihm die Silberdecke; es trank aus einem Wasser und versank zur Stelle. Indes sie so einander erzählen, sind schon die Trauerboten eingeritten.

Traum und Traumbedeutung der Frauen fehlt begreiflich auch in der nordischen Darstellung nicht. Hier findet sich aber noch eine

*) Dietl. 979: Da saget das gesinde der schœnen Gotelinde, da waren kommen geste. Hausfraw die peste, die ye fursten haus besaz, gepot dem ynugesinde das, daz man ir schone solte pflegen.

**) Dietl. 12605—22. Prunhilt soll auch von ihrem Manne geschlagen werden

weitere, wunderbare Eigenschaft derselben, die Zauberkunde. Frauen wissen vorzugsweise die Runen zu schneiden und zu deuten. Sigurdrifa (Brunhild) reicht dem Sigurd in der Flammenburg den Gedächtnistrank, voll ist das Horn von guten Zaubern und Freudenrunen, sie lehrt ihn die Runen, ihre mannigfachen Arten und Kräfte. Aber Grimhild, die Mutter der Giukunge, schenkt ihm nachher, um ihn an ihr Haus zu knüpfen, einen andern Zaubertrank, von dem er Brunhilden vergißt, und sich mit Gudrun verbindet. Durch ähnlichen Trank, im Horne, darein Runen geritzt sind, bringt sie später ihre Tochter dazu, des ermordeten Siegfrieds vergessend, sich mit Atli zu vermählen.

Die Heilkunde ist ein Teil dieser zauberhaften Weisheit. Heilende Hände (lœcnis-hendr) erfleht Brunhild von den Göttern für sich und Sigurd, als sie ihm den Gedächtnistrank giebt. Zweigrunen, auf Rinde und Baumäste geschnitten, bezeichnet sie als ärztliche (Gr. Edd. 213. 217). Nach dem Kampf am Wasgensteine verbindet Hildegund die Verwundeten. Zu den Müttern, den Gattinnen brachten die Germanen, nach Tacitus (Germ. 7), in der Schlacht ihre Wunden, und die Frauen scheuten sich nicht sie zu zählen oder auszusaugen. Die Jungfrau, welche Dietrich von Fasolds Verfolgung befreit, sieht ein Wundkraut, das auf hoher Heide blüht; sie holt es und zerreibt es unter den Händen; von seinem Geruche verläßt den Helden die Müde und er genest völlig. Auch dem ermatteten Rosse giebt sie davon, daß es froh und kräftig, mit schnellen Sprüngen den gewappneten Herrn trägt.

Von heilbringenden Frauenhänden werden die ausziehenden Helden gewappnet. Die schöne Magd zu Terfis wappnet Wolfdietrichen zum Ringstechen. Die junge Königin Seburg wappnet Ecken, den sie zum Kampf aussendet; Ute bindet ihrem Hildebrand den Helm auf; sie giebt auch ihrem Pflegesohn Alphart Waffenrock und Waffen. Mit dieser Wappnung hängt der Segen zusammen, den die Frauen auf die Fahrt geben. Als Ute Alpharten gewappnet, segnet sie ihm nach mit ihrer schneeweißen Hand. Nach ihm segnen auch andere schöne Frauen, ihm Heiles bittend. Ebenso thut Frau Ute ihrem Gemahl, dem sie den Helm aufgebunden, manchen Segen nach. Daß diese Segen ursprünglich nicht bloß allgemeine Heil- und Segenswünsche, sondern eine wirkliche Feiung waren, zeigt eine Stelle des Liedes von Etzels Hofhalt. Dort wappnet Jungfrau Selde Dietrichen von Bern und thut ihm dann einen Segen, der ihr von Gott kund ist und der den Helden sichert, niemals im Kampf erschlagen zu werden. Von Frauen sind auch die undurchdringlichen Zaubergewande, Nothemde, verfertigt. Noch sind uns alte Formeln des Nachsegnens aufbewahrt, die, wenngleich christliche Schutzengel und Heilige darin angerufen werden, doch schon in den durchklingenden Stabreimen auf früheren

Ursprung deuten, z. B.: „Ich dir nachsehe, ich dir nachsende mit meinen fünf Fingern fünfundfünfzig Engel; Gott gesunden heim dich gesende! offen sei dir das Siegethor, so sei dir das Seldenthor, beschlossen sei dir das Wagethor, so sei dir das Waffenthor!“ Oder: „Herre Sankt Michael, heute sei du sein Schild und sein Speer, meine Frau Sankta Maria sei seine Halsberge! Herre Gott! du müssest ihn beschirmen vor Wage (Wasser) und vor Waffen, vor Feuer, vor allen seinen Feinden, sichtbaren und unsichtbaren!“ Man erinnert sich hierbei an Sigurdrifas Heil- und Siegesgebet beim Gedächtnistrank und an die Siegrunen, die, nach ihrer Lehre, auf Schwertgriff und Schwertgehäng eingeschnitten werden, unter zweimaliger Nennung des Siegesgottes Tyr.

Ob die häufig vorkommende Bitte und Mahnung „durch aller Frauen Ehre“ erst eine Folge des ritterlichen Frauendienstes sei, ist zweifelhaft. Als Beweggrund, die Frauen zu ehren, wird manchmal daran erinnert, daß wir von ihnen gekommen sind. Von Ermenrich, der die Frauen zu Raben hinrichten ließ, wird gesagt, er sei nicht von Frauen gekommen. Sowie man bei ihrer Ehre bittet, erscheinen die Frauen selbst als Fürbitterinnen. Die von Bern treten vor Ermenrich und flehen ihn, obwohl vergeblich, um Gnade an seinem Neffen Dietrich; fußfällig mahnen sie ihn, alle reinen Weiber zu ehren und dazu alles himmlische Heer, damit sie ihm Sieg verleihen. In Urkunden des Mittelalters ist es eine hergebrachte Form, daß Vergabungen der Fürsten, besonders zu frommen Zwecken, auf Fürbitte ihrer Gemahlinnen geschehen.*) Die Fürsprache der Frauen wird aber in den Liedern nicht selten zu einem vollkommenen Schutzrechte. König Konstantin, Rothers Zorn fürchtend, reitet diesem, ohne seine Mannen, mitten unter den Frauen entgegen. Den grimmigen Alprian beschwichtigt der alte Berchter mit den Worten: „Hier soll die Zucht vergehen, nun er unter den Frauen ist kommen; und hätt' er benommen allen meinen Kindern den Leib, wir sollen an ihm diese Weiber ehren, es käm' uns anders übel.“ Eine Jungfrau, die selbst zu Bern als Geisel ist, übernimmt es doch, den Boten vom Rheine, welche ohne Geleit gewappnet in Dietrichs Land geritten, durch ihr Fürwort sicheres Geleit zu geben. Vor allen aber kommt die Stelle des Rosengartenliedes in Betracht, wie Siegfried vor Dietrichs starken Schlägen in den Schoß Kriemhildens flieht und diese, den Schleier über ihn werfend, ihm Leib und Leben fristet. Ganz entsprechend wird in einer isländischen Saga (Broddhelgesaga, Sagabibl. I, 98 ff.) der geschichtlichen Gattung ein blutiger Kampf dadurch niedergeschlagen, daß die Frauen Kleider auf die

*) Murator. Antiq. Ital. T. III. Diss. 40. S. 697 f.

Waffen werfen. Von späteren Anklängen werde hier nur die Erzählung vom Wartburgkriege angeführt, wonach Heinrich von Ofterdingen, der im Wettsange sein Leben verspielt, sich unter dem Mantel der Landgräfin birgt; dann das Lied Reimars von Zweter, flüchtete sich ein Wolf (das Bild des friedlosen Geächteten) zu Frauen, man sollt' ihn um ihretwillen leben lassen.

Abgesehen von diesen Erinnerungen des alten Glaubens, stehen die Frauen unserer Lieder, deutschem Rechte gemäß, in Pflegschaft und Obhut des Gemahls, des Vaters, der Brüder, überhaupt der männlichen Anverwandten. Von der jungen Kriemhild und den drei Burgundenkönigen heißt es: „die Frau war ihre Schwester, die Fürsten hatten sie in ihrer Pflege." Umschlossen und geschirmt von dem Kreise der männlichen Genossenschaft, halten sich edle Frauen mit ihrem weiblichen Gefolge gewöhnlich abgesondert in den inneren Gemächern des Hauses; lange sieht Kriemhilde nur heimlich durchs Fenster den Helden Siegfried, wie er auf dem Hofe Schaft und Stein wirft. Als die Helden vom Rheine vor Isenstein anschiffen, heißt Brunhilde ihre Jungfrauen aus dem Fenster treten, damit sie nicht den Fremden zur Schau ständen; an den „engen Fenstern" beobachten sie dann die Ankommenden. Die weiblichen Hände sind beschäftigt, die Kleidung zu bereiten, Gold in Seide zu wirken und Gestein in das Gold zu legen. Nicht gering ist der Frauen „Unmuße", wenn ein Fest herannaht, eine Brautfahrt oder Hofreise der Helden, deren prunkvolle Ausstattung ihnen dann obliegt. Sie selbst erscheinen zum Empfang der Gäste, die von ihnen freundlich begrüßt und die angesehenen wohl auch mit einem Kusse bewillkommnet und an der Hand in den Saal geführt werden. Wenn sie an festlichen Tagen hervorgehen, dann schreiten mit ihnen die Mannen des Fürstenhauses, Schwerter in Händen tragend, zum Zeichen des stets wachen Schutzes. Beleidigung einer Frau wird auch sogleich Sache der gesamten Genossenschaft. Brünhild, von Kriemhilden gehöhnt, sendet alsbald nach ihrem Gemahl und seinen Recken und klagt vor ihnen den Schimpf. Siegfried, der sich des Unglimpfs gerühmt haben soll, muß im Ringe der Burgunden den feierlichen Eid schwören, daß er nichts dergleichen ausgesagt habe, und selbst dieses versöhnt nicht den heimlichen Groll der eifrigsten Wächter des Hauses, die auf seinen Tod sinnen. Das angegebene Verfahren stimmt mit den ältesten deutschen Gesetzen überein, welche zur Rettung beleidigter Frauenehre solche eidliche Erklärung vorschreiben (Rogge, Gerichtswes. d. Germ., S. 195).

In der nordischen Erzählung entzweien sich Brunhild und Gudrun beim Haarwaschen im Strome darüber, welche, nach dem Vorzug ihres Mannes, oben stehen solle (Vols. K. 37, S. 96. J. Edd. 263):

woraus im Nibelungenliede, nicht eben christlich, ein Streit um den Vortritt zur Kirche geworden ist. So finden sich auch bei den isländischen Sagaschreibern Beispiele, wie aus dem Rangstreite der Frauen über das frühere Nehmen des Handwassers oder den Vorsitz beim Gastgebote, Mord und rächende Fehde unter den Männern und Blutsverwandten sich entspinnen. Aus der ostgotischen Geschichte berichtet Procop (B. III), wie die Gemahlin des Königs Ildebad, durch Vrajas übermütige Frau beim Besuche des Bades verächtlich behandelt, von ihrem Gatten Rache heischt und dieser nun den Vraja, der doch zu seiner Wahl das Meiste beigetragen, hinterlistig umbringen läßt, wodurch er selbst bei den Goten verhaßt und bald hernach, aus anderem Anlasse, gleichfalls ermordet wird.

Bei den Blutsfreunden, unter deren Pflege die Jungfrau steht, muß auch um ihre Hand geworben werden; so läßt sich Siegfried von Gunthern dessen Schwester zuschwören und auch Rüdiger wirbt für Etzeln zuerst bei Kriemhildens Brüdern. Die Ehe wurde in früherer Zeit in Form eines Kaufes abgeschlossen; die bevormundenden Verwandten empfingen den Kaufpreis.*) Ihnen mußte daher auch für gewaltsame Wegnahme der Jungfrau die Buße bezahlt werden. So wie aber trotzige Männer sich rühmten, niemals Wergeld oder andere Buße zu bezahlen, so scheint es auch für rühmlich gegolten zu haben, sich die Braut ohne Kaufgeld zu gewinnen oder, wo sie der friedlichen Werbung versagt wurde, sie mit Gewalt oder List hinwegzuholen, und die Fehde der beleidigten Verwandtschaft auf keine Weise zu scheuen. Wie bei verschiedenen Völkern der alten Welt**), so ist es noch jetzt bei slavischen Völkerschaften (Serben, Morlaken) gebräuchlich, die Braut zu rauben. Daß dieselbe Ansicht bei den germanischen Stämmen zu bekämpfen war, davon zeugen die Gesetze gegen den Jungfrauenraub. In nordischen Sagen, dänischer, schwedischer, schottischer Balladendichtung sind solche Entführungen ein vielbehandelter Gegenstand, und an der Spitze deutscher Geschichten steht das berühmte Beispiel des Arminius, der des Segestes Tochter, die einem andern versprochen war, geraubt und darüber den unauslöschlichen Haß des Schwähers zu tragen hat (Tac. Ann. 1, 55). In diesem Zusammenhange stehen nun auch aus unserem Liederkreise die gefahrvollen und meist verderblichen Brautfahrten Rothers, Hugdietrichs, Otnits, Gunthers, der Hegelingen.

„Was Leides leiden die Männer, das beweinen alles die Weiber,"

*) Noch die Limburger Chronik, um 1400, braucht gewöhnlich kaufen für heiraten. Vgl. Grimm, Rechtsaltert. 421—4. 601, 4.

**) Otfr. Müller, Prolegom. zu einer wissenschaftlichen Mythol. Göttingen 1825. S. 422: „Eine merkwürdige Übereinstimmung althellenischer und italischer Sitte ergiebt die Bemerkung, daß der Raub der Braut, der in Sparta immer im Gebrauch geblieben war und vielleicht auch in griechischen Mythen vorkommt, auch in Rom nach Festus alte Sitte war."

sagt das Lied von Dietrichs Flucht. Teilnehmend, nachfühlend, innerlich auffassend, bilden sie durchaus den Chor zu den tragischen Geschicken der Helden. Weinend stehen sie an Zinnen und Fenstern und geleiten mit ihren Augen die Männer, die, von ihren Träumen und Ahnungen vergeblich gewarnt, ausziehen. Sie schauen hinaus auf die Straße, von wo die Wiederkehr geschehen soll; schon sehen sie den Staub aufsteigen; aber nicht, wie sonst, erschallt der frohe Gesang der Knappen. Verbergen heißt man die blutigen Sättel, daß nicht die Weiber weinen. Dieses Weinen der Frauen wird bei Beschreibung der Kämpfe stets im Hintergrunde gezeigt. Wenn die starken Schläge fallen, wenn ein tobender Recke gewaltig um sich haut, wenn der edle, schöne Held den tödlichen Streich empfängt, dann heißt es immer: das beweinte mannig Weib; da geschah den Frauen Herzeleid; ihn klagen alle werten Frauen u. dgl. Sie gehen auch selbst nach der Schlacht auf die grüne Heide hinaus, wo sich ihr Weinen und Klagen über den Gefallenen erhebt. Mit Thränen schmerzlicher Erinnerung nimmt Gotelinde den Schild des erschlagenen Nudung, den Hagen sich zur Gabe erbeten, von der Wand herab.

Im Eddaliede sticht Brunhild nach Sigurds Tode sich selbst das schneidende Schwert ins Herz, um mit der Leiche dessen, der ihr zuerst verlobt war, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Ähnliches kommt auch sonst in nordischer Überlieferung vor. Die Geschichte meldet, daß bei dem germanischen Stamme der Heruler die Gattin, welche nicht auf ewig entehrt sein wollte, am Grabe des Mannes sich das Leben mit dem Strange nehmen mußte.*) Unsere Lieder kennen nicht mehr diese heidnische Sitte; Brunhild bleibt hier am Leben, im Übermute der gestillten Rache, aber offenbar ist sie fortan müßig in der Handlung. Händeringen, Zerschlagen der Brust, Ausraufen der Haare, Blutweinen, Ohnmacht, sind in den deutschen Gedichten die Ausbrüche weiblichen Jammers. Ein eigenes ausführliches Gedicht, Klage genannt, schließt sich, wohl nicht ohne ältere Anlässe, an der Nibelungen Not, ganz der Wehklage um die Erschlagenen, ihrer Bestattung, der Heimsendung ihrer Waffen, der Trauerbotschaft an die Witwen und Waisen gewidmet.

Aus dieser allgemeineren Haltung aber, worin die Teilnahme der Frauen an den Ereignissen mehr auf Dulden, Sorgen und Empfinden beschränkt erscheint, treten weibliche Charaktere hervor, welche sich thatkräftig genug zum hilfreichen Wirken, zum ausdauernden Widerstand der Treue, zum aufregenden Eingreifen in die Handlung, und statt

*) Procop. S. 419: Ubi vir quispiam Erulus fato concesserat, ut virtutem probaret uxor, ac relinqueret superstitem sibi gloriam, necesse habebat vitam paulo post at mariti tumulum finire laqueo: ni faceret, in æternum dedecus et propinquorum mariti offensionem incurrebat.

der Totenklage zur blutigen Rache erheben. Die folgenden Charakterbilder werden hinreichen, die bedeutendsten Richtungen weiblicher Wirksamkeit zu bezeichnen.

Helche.

Frau Helche, Etzels erste Gemahlin, die Tochter Oserichs, ist das vollkommene Bild der Königin. Sie heißt die gute, die milde, die getreue und, wenn auch nicht mehr jugendlich (im Nibelungenliede), die schöne. Wie der König im Kreise seiner Recken steht, so hat sie eine Schar edler Jungfrauen um sich versammelt, Königs- und Fürstentöchter, die ihr zur Erziehung gegeben sind, oder, wie Hiltegund, dem König als Geisel verpfändet, von ihr liebevoll gepflegt werden. Gehen diese mit ihr zum Feste hervor, je zwo und zwo sich bei den Händen haltend, dann gleichen sie der Sonne, deren Schein alle Königreiche überleuchtet. Aber auch gegen die Helden ist sie „viel mutterlich" gesinnt. Sie ist Fürsprecherin der Besiegten, Trost und Hilfe der Elenden, Vertriebenen, die sich an Etzels Hof geflüchtet, versieht sie mit Waffen, Rossen und allem Bedarf, verschafft ihnen vom König Beistand oder Belehnungen. So hat sie den edeln Rüdeger sich verpflichtet, der fortan, als Verwalter ihrer Mildthätigkeit, ihr beständig zur Seite geht; so hat Aldrian, Hagens Vater, sich ihrer Huld zu erfreuen gehabt; vornehmlich aber findet der heimatlose Dietrich in ihr eine mütterliche Freundin und Helferin. Verschämt über sein Elend, birgt er sich hinter dem Fenster, als er Helge mit Rüdeger zu Gran einreiten sieht; aber schon ist ihm ein Licht des Trostes aufgegangen. Helche weint, als sie sein Mißgeschick vernommen; sie läßt die Vertriebenen herrlich speisen und bittet den Berner durch Rüdeger, ihr Gold anzunehmen; sie weiß, daß „den Elenden das Gut nach Ungemüte sanfte thut"; sie verheißt und gewährt ihm ihre Verwendung bei dem König, ja es entgeht ihren Blicken nicht, wie unter aller Kurzweil des Hofes Dietrichs Augen oft sich trüben. Als er, von Etzel mit Heeresmacht versehen und von ihr selbst reichlich ausgestattet, doch sein Land nicht wieder zu erobern vermag, ermüdet ihre hilfreiche Sorgfalt nicht; sie vermählt ihm ihre Schwestertochter Herrad, verschafft ihm ein neues Heer und vertraut ihm ihre beiden Söhne an. Schmerzlich ist ihre Klage über den frühen Tod der Jünglinge, die ihre Augenweide waren, wenn sie des Morgens gegen ihr kamen und mit den Händen ihr liebkosten. Sie verwünscht den Berner, durch dessen Schuld sie umgekommen, sie verflucht ihr mildes Geben. Dennoch, als Rüdeger ihr sagt, daß Dietrich selbst seinen Bruder verloren und die jungen Könige in die Wunden geküßt habe, erbarmt sie des Helden, sie bereut die Verwünschung und wird seine Vermittlerin bei Etzel.

In dem Benehmen Helchens gegen die Fremden, die sich an ihres Gemahls Hofe sammeln, ist die Güte und Milde mit weiblicher Klugheit gepaart. Sie erkennt, daß es dem Reiche nützlich und dem König ehrenvoll sei, solche Helden durch Wohlthaten sich zu verbinden. „Des ist geteuert immermehr dein Land", sagt sie zu Etzel, „behältst du Dietrichen." Sie bedient sich für diesen Zweck eines wohlberechneten Bandes, indem sie ihnen Bräute aus der Zahl ihrer Jungfrauen wählt; so empfängt Dietrich Herraden, so giebt die Königin, durch Hagens Flucht aufmerksam gemacht, ihrem Gemahl den Rat, daß er Walther, die Säule des Reiches, durch Vermählung mit einer hunnischen Fürstentochter, besser festhalten möge.

Markgraf Rüdeger preist einst die Mutter selig, von der so viel Treue und Güte zur Welt gekommen, er segnet den Tag der Geburt Helchens. Groß ist denn auch die Trauer bei ihrem Tode; verwaist sind ihre Jungfrauen, freudelos das Volk, voll Jammers das Land, die Welt wird immer sie vermissen; der finstere Hagen selbst stimmt in ihren Nachruhm ein.

König Etzel konnte im deutschen Gesang nicht zu fester, lebendiger Gestaltung gelangen. Der Glanz des Königtums ist gänzlich auf seine Gemahlin übergegangen. Die farblose Alleinherrschaft vermochte nicht, sich im deutschen Sinne dichterisch zu beleben; statt ihrer wurde die sittliche Gewalt weiblicher Tugenden aufgestellt und verherrlicht. Im Gedichte von Dietleib soll Helche gegen zweifachen Vorwurf gerechtfertigt werden: wenn die Taufe an ihr verdorben, indem die Heiden sie von ihrem Vater weggeführt, so habe sie doch christlich gethan; wenn sie guten Recken hold und hilfreich gewesen, was man jetzt den Frauen übel deuten würde, so habe dieses ihr nur von solchen geschehen können, denen ihre Sitte nicht gehörig bekannt war, König Etzel selbst habe gut dazu gesehen. Diese wohlmeinenden, wenn auch mißverstehenden Äußerungen des Bearbeiters aus dem dreizehnten Jahrhundert stimmen im übrigen wohl zu obiger Ansicht. Man wollte Helche, wenigstens der Geburt nach, den deutschen, christlichen Völkern, im Gegensatz der heidnischen Hunnen, aneignen; aber die Poesie hatte dieses längst auf bessere Weise gethan und die milde Königin selbst, zu der man sich hingezogen fühlte, war eine Schöpfung deutscher Sinnesart; diese Schöpfung aber mußte aus einer frühen Zeit herstammen, in der sie noch keiner Rechtfertigung bedurfte, sondern in ungetrübter Reinheit natürlich hervorging und ebenso mit unbefangenem Sinne aufgefaßt und gewürdigt wurde.

Ute.

Die Hausfrau des Meisters ist in Frau Ute, des alten Hildebrands Ehegemahl, dargestellt. Durch sie wird das Haus der Helden

zu Bern wohnlich und heimatlich. Sie wappnet und segnet die Ausziehenden, empfängt und bewirtet die Heimkehrenden. Sie ist die treue Pflegemutter der jungen Helden, besonders der Wölfinge, ihrer Neffen. Ihren Zögling Alphart entläßt sie klagend zu seinem verhängnisvollen Ausritte, legt ihm selbst den Harnisch an, giebt ihm einen guten Waffenrock, läßt ihm das Roß darziehen, bindet ihm den Helm, reicht ihm den Schild an den Arm und den Speer in die Hand, segnet weinend ihm nach mit ihrer schneeweißen Hand. Darum hält er auch so kühn auf der Warte, würdig derjenigen, die ihn von Kindheit auf erzogen. Utens mütterliche Fürsorge greift im entscheidenden Augenblick auch thätig in die Handlung ein. Als Dietrich von seinem Erbe weichen soll, da macht sie sich auf, um das letzte Mittel der Rettung zu versuchen, die weibliche Fürbitte. An der Spitze von mehr denn tausend Frauen tritt sie vor Ermenrich und fleht ihn fußfällig an, zu Ehren aller reinen Frauen königlich an seinem Neffen zu thun. Vergeblich ist die Bitte, da nimmt Hildebrand Frau Ute an seine Hand und so die andern Recken jeder die seinige. Bitter ist der Abschied vor Garten, als sie ihn mit Armen umschließt und er, seinem Herrn ins Elend folgend, ihr kein Ziel des Wiedersehens zu geben weiß. So würdevoll Frau Ute in diesen ernsten Augenblicken dasteht, so ist doch von dem launigen Zug in Hildebrands Charakter einiges auf sie übertragen worden und die Zärtlichkeit dieser alten Ehegesponsen einem gutmütigen Spotte nicht entgangen. Als Hildebrand ausreiten will, um seinen Herrn aufzusuchen, der von dem Abenteuer gegen den Riesen Siegenot nicht heimkehrt, da ist Frau Ute voll Angst und Trauer. Wolfhart verweist ihr, daß sie um einen Alten sich so gehabe, sie soll sich einen jungen nehmen, der sie besser trösten könne. Doch ihr ist nicht spaßhaft zu Mute, wenn sie den scheiden sieht, mit dem sie so manchen lieben Tag verlebt. Sie bindet ihm den Helm auf und küßt ihn zum Abschied. „Verloren ist nun der Riese," ruft Wolfhart, „wenn Hildebrand an diesen Kuß gedenkt!" Alle lachen, wie sehr sie im Leide sind. Auch im Rosengarten, als der listig fechtende Meister seinem Gegner zu weichen scheint, bedroht Dietrich ihn, wenn er sich besiegen lasse, Frau Ute einen andern, jüngeren Mann zu geben, des sie wohl wert sei. „Nein," entgegnet Hildebrand; „würd' ich erschlagen, so hörte man Frau Ute jammern und klagen; groß ist ihre Treue gegen mich, seit sie mir zur Ehe gegeben ward; fröhlich will ich streiten um die minnigliche Frau." Er kämpft siegreich, und als ihn Kriemhild halsen und küssen will, spricht er: „Den Kuß behalt' ich meiner lieben Hausfrau; mit Treu' ist sie gepriesen und mit Frömmigkeit; warum sollt' ich denn küssen eine ungetreue Maid?" Schön verschmolzen ist Laune mit Rührung

in dem Liede von Hildebrands Wiederkehr aus langer Verbannung; zweiunddreißig Jahre hat er Frau Ute nicht gesehen, sie erkennt ihn nicht mehr und wundert sich, daß ihr Sohn den Gefangenen oben an den Tisch setze. Alebrand sagt ihr, es sei kein Gefangener, es sei Hildbrand, sein liebster Vater. Da hebt sie an zu schenken und trägt es ihm selber her, Hildebrand aber läßt aus seinem Munde den Goldring in den Becher sinken, das Unterpfand ungerosteter Liebe und Treue.

Ein Ring, in den Becher geworfen, ist in vielen Sagen und Liedern (von Horn und Rimenild, dem edlen Möringer, Heinrich dem Löwen, dem Grafen von Calw u. a.) das Wahrzeichen, wodurch ein lang Abwesender der heimgebliebenen Gattin sich wieder zu erkennen giebt oder getrennte Liebende sich heimlich verständigen. Auch der Ring für sich allein leistet solche Dienste. In unserem Liederkreise sucht Rother, als Pilgrim verkleidet, seine Frau, die ihm gestohlen worden, zu Konstantinopel auf, findet sie beim Hochzeitsmahl an der Seite eines heidnischen Königssohnes, setzt sich neben ihr auf den Fußschemel und giebt ihr einen goldenen Ring, worauf sein Name gebuchstabt ist, daran sie seine Gegenwart erkennt. Auch als Waller sitzt Wolfdietrich an einem Brunnen vor der Burg, worin seine Frau, Sigeminne, von einem Riesen festgehalten wird; er verkündet ihr sein Kommen, indem er ihrer Dienerin, die bei dem Brunnen Kräuter holen soll, seinen Ring ansteckt. Hier der Brunnen, dort das Gastmahl, lassen vermuten, daß ursprünglich auch das Trinkgefäß nicht gefehlt, wie nach einer andern Erzählung, in Kaspars von der Röhn Heldenbuche, Wolfdietrich bei Sidratens schon bereiter Hochzeit mit demjenigen, der sich für den Erleger der Lindwürmer fälschlich ausgegeben, in Pilgerkleidung erscheint und den Ring Otnits, darauf dessen und ihr Name geschrieben, in den goldenen Kopf (Becher) sinken läßt, oder wie im Morolfsliede, wo ein Ring im Weine der Trinkenden unwiderstehliches Sehnen anzaubert.

All dieses Sagenhafte geht davon aus, daß es Geschäft der Frauen war, den Gästen den Labetrank zu kredenzen. In dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf, des siebenten oder achten Jahrhunderts, trägt die Königin den Becher rings im Saal umher. Im Liede von Walthers Flucht schenkt Hiltegund den wunden Helden den Wein. In Odins Halle selbst sahen wir die Walküren das Trinkhorn bringen. Aber auch dieses häusliche Geschäft des Schenkens gewinnt in Frauenhand Bedeutung und Weihe. Der Willkommbecher wird zum Tranke des Gedenkens und des Vergessens, auch zum Verlobungsbecher (Löftebeker, noch in neuerer Zeit bei den Dithmarsen). Wie die verschiedenen Beziehungen ineinander übergehen, sieht man aus den halbgeschichtlichen Sagen von Theudelinde.

Um sie, die bayrische Herzogstochter, hat der Langobardenkönig Authari freien lassen, will aber auch selbst, von ihr unerkannt, seine Braut sehen und berührt, als sie ihm den Willkommbecher reicht, nur leise mit dem Finger ihre Hand. Nach Autharis Tode soll sie den Nachfolger wählen, sie beruft den Herzog Agilulf, empfängt ihn mit dem Becher, aus dem sie zuerst getrunken, erlaubt ihm den Kuß und thut ihm ihren Entschluß kund (Paul. Diac. III, 29. 34). Walther und Hiltegund, in unserem Liede, sind einander in der Kindheit von den Vätern zugeschworen und leben beide als Geisel bei den Hunnen. Von einem Kriegszuge heimkehrend, läßt Walther sich von der Jungfrau den Becher reichen, drückt ihre Hand und erneuert so das frühe Verlöbnis. Auch hier kommt wieder Sigurdrifas Minnetrank*) in Betracht; sie bringt ihn dem Sigurd zum Willkommen, Segenswünsche darüber aussprechend, und daß hierauf die Verlobung mit dem verhängnisvollen Ring erfolgte, giebt der Zusammenhang der Fabel. In der Wölsungensage nimmt Sigurd in Brunhildens Turme zugleich mit dem Goldbecher ihre Hand und giebt ihr dann den Ring, worauf er den Eid der Verlobung schwört. Wenn in den angeführten Fällen der Finger berührt, die Hand ergriffen wird, so erscheint der angesteckte Ring als ein Zeichen, daß sie für immer festgehalten sei.

Wie bei der Verlobung, so gehören nun auch beim Wiederfinden nach langer Trennung Ring und Becher zusammen. Im Liede von dem edlen Möringer, der auch als Pilger zurückkommt, als eben seine Frau mit einem andern am Hochzeitsmahl sitzt, ist ausdrücklich gesagt, daß er in den Becher das Ringlein geworfen, womit sie ihm zuerst vermählt worden.**) So feiert denn auch Hildebrand mit seiner alten Hausfrau durch den Ring im Becher eine goldene Hochzeit. Im dänischen Hildebrandslied ist es nur ein Stück vom Ringe, denn oft wird beim Abschied ein Ring entzweigebrochen, damit die zusammenpassenden Hälften um so sicherer zum Wahrzeichen dienen mögen.

Gudrun.

„Willt du nicht haben Freude, so mußt du haben Leid," sagt die grausame Gerlinde zu Gudrun, deren Schicksale früher im Zusammenhang erzählt sind. Diese freiwillige Ausdauer in Kummer und Not, dieses beharrliche Verschmähen eines glänzenden Loses um der Treue willen, ist zumeist in zwei weiblichen Charakteren unseres Kreises dargestellt, entsprechend jener selbsterkorenen Gefangenschaft der Dienstmannen Wolfdietrichs.

*) Isl. minni, scyphus memorialis, memoria. Schmeller II, 593.

**) Vgl. auch die Sage von Wernh. v. Strättlingen. Schweizer Burgen II, 327.

Sidrat, Otnits Gemahlin, wird nach Ablauf der Jahresfrist seit dessen Ausritt gegen die Lindwürmer von den Herren des Landes gedrängt, sich einen andern Gemahl zu wählen. Doch ihr ist von dem Scheidenden empfohlen, nur den zu nehmen, der durch Erlegung der Würmer sein Rächer sein würde. Hieran festhaltend, wird sie vom Reiche verstoßen, die Schlüssel zu dem Turm auf Garten, der voll Goldes und Silber ist, werden ihr abgenommen. Sie nährt sich mit ihrer Hände Arbeit, der Burggraf und dessen Frau schicken ihr mitleidig Brot und Wein. So treibt sie es ein Jahr und sieben Tage, bis zu Otnits Wiederkehr. In gleicher Not lebt sie bis ins dritte Jahr, nachdem Otnit wirklich von den Lindwürmern erwürgt ist. Nachts auf der Zinne klagt sie, mit dem treuen Wächter, wie ihre Schenken und Truchsesse nun ihre Herren seien, wie sie, ihres Erbes beraubt, nun spinnen müsse. Da verkündet der gewaltige Steinwurf aus der Dunkelheit die Nähe des Rächers.

Am vollständigsten jedoch erweist sich eben in Gudrun die unbezwingliche Kraft des weiblichen Herzens, durch langes, bitterstes Leid bis zum endlichen Siege.

Hinweggeführt aus der gebrochenen Heimatburg, von wo die trauernde Mutter nachschaut, des Vaters und so vieler Verwandten beraubt im blutigen Kampfe derselben mit den Entführern, ist ihr die Wahl gegeben, mit Hartmut die Krone zu tragen, der, von ihrem Vater abgewiesen, sie dem Verlobten gewaltsam entrissen und dessen Vater den ihrigen erschlagen, oder der schmählichsten Dienstbarkeit sich zu unterwerfen. Ihre Wahl ist gleich getroffen, sie verwirft die Krone und wählt die Knechtschaft. Sieben Jahre hindurch und wieder sieben weist sie erneute Anerbietungen von sich und ihr Dienst wird darum stets härter gesteigert. Schon auf der Seefahrt wurde sie von dem ergrimmten Vater Hartmuts bei den Haaren aus dem Schiffe geworfen und kaum noch von Hartmut selbst an ihren falben Zöpfen zurückgezogen. Jetzt muß sie den Ofen heizen, mit ihren Haaren den Staub abwischen, schlafen auf harter Bank, mit Roggenbrot und Wasser sich nähren, schlechte Kleider tragen, sie wird geschlagen, muß waschen am Meere, und selbst im Schnee, beim kalten Märzwinde barfuß, im Hemde, zum beeisten Strande gehen. Sie ist strenger gehalten, als all ihre mitgefangenen Jungfrauen; nur Hildeburg teilt aus freiem Entschluß dieses härteste Los. Aber ungebrochen bleibt Gudruns stolzes Herz; wie sie bei ihrer Ankunft von Gerlind, der Mutter des verschmähten Freiers, der Anstifterin des Unheils, nicht geküßt sein will, so trotzt sie dieser noch nach Jahren. „Ich soll nicht haben Wonne; ich wollte, daß ihr mir thätet noch leider.“ Es ist ihr lieb, mit dem Waschen selbst ihre geringe Nahrung zu bezahlen. Und diese Hochfahrt, dieser grimme Mut,

dieses „sich teuer Dünken", wie ihre Feindin es nennt, bewährt sich nicht bloß im Dulden und Ausharren; mit ungeschwächter Kraft weiß sie auch, als das Ende der langen Trübsal herannaht, die Hoffnung und das Glück zu ergreifen. So wie, als man ihr eines Tages Wein und Speise giebt, sogleich ihre angeborene Farbe rosenrot erblüht, so, nachdem der wunderbare Vogel Heil verkündet, nachdem ihr Bruder und ihr Bräutigam sie am Strande begrüßt, wirft sie, freudig und zürnend zugleich, die Leinwand in die Flut; dazu ist sie zu hehr, daß sie Gerlinden je mehr wasche, zween Könige haben sie geküßt und mit Armen umfangen. Sie soll mit Dornen gezüchtigt werden, aber im listigen Hohne läßt sie sich an, als wolle sie jetzt die Krone annehmen, die auch ihren Bedrängern nicht lange mehr bleiben wird; Boten mit dieser Kunde versendet sie zahlreich ins ganze Land, damit in der Burg der Feinde um so weniger seien; sie gebietet ein Bad, läßt sich herrlich kleiden und speisen, erhält Schenken und Truchsesse, und, als ihre Jungfrauen weinen, lacht sie seit vierzehn Jahren zum erstenmal, ein ungestümes Lachen, das Gerlinden befremdet und erschreckt. Gudrun hat sich geschämt, daß die zween Boten sie im nassen Hemde, mit zerwehten Haaren, vor Frost bebend, sollten waschen sehen; jetzt ist sie bereit, die Ihrigen königlich zu empfangen. Burgen und Huben verheißt sie derjenigen ihrer Dienerinnen, die ihr zuerst den Morgenstern verkünden wird, der den Tag der Freiheit und der Rache heraufführt.

Gudruns Geschichte ist nicht ein bloßes Liebesabenteuer. Um sie kämpfen zwei mächtige Geschlechter den Kampf der Vertilgung. Die Kränkung des einen mittelst der abgewiesenen Werbung wird durch gewaltsame Entführung und die Niederlage der Verfolgenden gerächt. Die Treue gegen den Verlobten und die Erinnerung an die umgekommenen Blutsfreunde sind in Gudruns Seele gleich mächtig; wäre sie ein Ritter, nicht dürfte ihr der ohne Waffen nahe kommen, der ihr den Vater erschlagen; das stolze Bewußtsein, einem trefflichen Stamme anzugehören, hält sie aufrecht in allen Mühsalen vierzehnjähriger Dienstbarkeit. Sie ist aber auch von den Ihrigen nicht vergessen; wohl ist die Macht dieser auf langehin gebrochen, ein neues Geschlecht muß erst zum Schwert erwachsen, aber der Gedanke der Rettung und Rache bleibt immer wach, die Söhne schärfen ihren Grimm am Grabe der erschlagenen Väter. Als das Heer am feindlichen Strande angelandet und Kundschaft nach der gefangenen Gudrun ausgesandt werden soll, da tritt zuerst Ortwin hervor, dessen Schwester sie ist von Vater und von Mutter; der andere will Hartmut sein, dem sie zum Weibe gefestet ist; sie gehen zusammen und so erscheinen auch hier die Bande der Verlobung und des Blutes zu einer größeren Genossenschaft verknüpft. Bei der Begegnung der

waschenden Jungfrau ist anfangs nur ein halbes Erkennen, dunkle Ähnlichkeit und leise Ahnung, die erst durch die Ringe an den Händen der Verlobten bestätigt werden muß; ein schönes Beispiel der Treue, die stillkräftig im Herzen fortlebt, wenn auch Zeit und Schicksal die äußeren Züge verwandelt und die Bilder der Erinnerung verwischt haben. Über die Nachricht, daß ihre Königstochter waschen müsse, weinen die Männer im Heere der Hegelingen; zürnend erhebt sich Wate und heißt sie die Kleider, welche Gudrun weiß gewaschen, mit Blut röten. Ihm muß Gerlind, die ihr jenes Waschen auferlegte, mit dem Haupte büßen, ebenso Hergart, die nicht mit ihr in der Knechtschaft aushalten wollte. Blutfarb tritt auch Herwig vor die wiedererkämpfte Braut.

Gudruns unheildrohendes Lachen nach langer Leidenszeit ist ein Zug, der auch sonst in Liedern vorkommt. Nicht mehr lachen ist der epische Ausdruck für herbes, unheilbares Leid; im Gegensatze hiezu steht jenes erste Lachen nach manchen Kummerjahren; es ist ein furchtbares, weil in diesen Geschichten der Umschwung des Schicksals ein gewaltsamer zu sein pflegt und nach unersetzlichen Verlusten der Ausbruch der Freude nur die endlich befriedigte Rache verkünden kann. So lacht in den Eddaliedern Brunhild laut auf, als sie Gudruns Wehgeschrei über Sigurds Ermordung hört, aber sie wechselt selbst die Farbe über diesem Lachen. Im Nibelungenliede steht Kriemhild im Fenster, als ihre Blutsfreunde, der verderblichen Ladung folgend, heranziehen. Etzel lacht vor Lust und Kriemhilde ruft aus: „Nun wohl mir meiner Freuden!" Gewiß kam hier ursprünglich ihr das gefährliche Lachen zu; wie noch in der entsprechenden dänischen Ballade von Loumor und Signild, welche bei ähnlichem Anlaß nach acht Jahren zum erstenmal lachen; ein Gelächter, darob die Mauer sich spaltet und das Kind in der Wiege zu sprechen anfängt.*)

*) Grimm, Edd. S. 235. 257. Danske Viser III, 173: Saa hjertelig loe da Herr Loumor; Han loe ikke för i otte Aar. 174: Herr Loumor begyndte atter at lee, Den haarde Mur der revnede ved. Meldte det Barnet i Vuggen laae, Det talede aldrig förend da. Det er ikke for det gode, Min Fader leer ad min Moder. 179: Herr Loumor lader brygge og blande Vin, Saa byder han hiem Södskende sine. Da loe stolt Signild den væne Maar. Hun loe ikke för i otte Aar. Grimm, Altd. Ball. 253. 255. 524. Vgl. auch Mai und Beaflor. Nib. 6876 (St. 1654): Chriemhilt diu vrowe in ein venster stuont; si warte nach den magen; so vriunt nach vriunden tuont. Von ir vaterlande sach si manigen man. Der künic vriesch ouch diu mære, vor liebe er lachen began. Nu wol mich miner vreuden, sprach do Chriemhilt. Hie bringent mine mage vil manigen niwen schilt und halsberge wize. Swer nemen welle golt, der gedenke miner leide und wil im immer wesen holt. Grimm, Kinderm. I, 41 erzählt von einer Königstochter, die zum erstenmal lacht. Vgl. 205. 246. 354. II, 88. 184. III, 280. 284. 325. I, 53 sitzt die Königstochter, sieben Jahre nicht sprechend und nicht lachend, spinnend auf einem Baume. Vgl. III, 84. 92. II, 181. 200. 246.

Die zweimal sieben Jahre der Dienstbarkeit Gudruns sind Verdoppelung des Zeitraums, der so häufig in Sagen und Märchen für die Dauer der Unterdrückung und Gefangenschaft angenommen ist. Auf eine theologische Beziehung dieser Siebenzahl, nämlich auf ihren Zusammenhang mit den alttestamentlichen Feier- und Erlaßjahren, deutet der Sachsenspiegel in folgender Stelle: „Das siebente Jahr, das heißt das Jahr der Losung; so sollte man ledig lassen und frei alle, die gefangen waren und in Eigenschaft gezogen, wenn sie ledig und frei wollten sein. Über siebenmal sieben Jahre kam das fünfzigste Jahr, das heißt das Jahr der Freuden, so mußte allermannlich ledig und frei sein, er wollte oder wollte nicht.“*) Die Leidenszeit Kriemhilds von Siegfrieds Tode bis zum Tage der Rache und die einzelnen dazwischen liegenden Zeitabschnitte finden wir gleichfalls nach der Siebenzahl bestimmt, sowohl in der Teilung, vierthalb Jahre, als vervielfacht, bis zu viermal sieben. Wenn aber auch die Lieder diese Jahrzahlen mit den Ereignissen in Einklang zu bringen suchen, so muß man doch dabei mehr jene innere Geltung, als das abgezählte Zeitmaß vor Augen haben. Sonst würden sich die Zeiträume auf eine Weise dehnen, welche mit der epischen Feststellung der Charaktere unverträglich wäre. Wir sahen, daß Dietrich von Bern ewig jugendlich bleibt, wie viele Thaten und Schicksale sich in seinem Leben zusammendrängten, und daß Hildebrand von Anbeginn der alte ist; so müssen auch unsere Heldinnen, ob sieben oder vierzehn, oder doppelt so viele Prüfungsjahre vergangen seien, doch immerdar in unverwelkter Schönheit dastehen.

Ich schließe die Reihe der weiblichen Charaktere mit dem Bilde der Heldin des Nibelungenliedes.

Kriemhild.

In den Geschichten Siegfrieds und der Nibelungen spielen zween weibliche Hauptcharaktere, Brünhild und Kriemhild. Letztere heißt in der nordischen Darstellung, gleich jener Königstochter der Hegelinge, Gudrun, während ihre Mutter, im deutschen Lied Ute genannt, den Namen Grimhild trägt. Wie die beiden Heldinnen um den

*) 3. Mos. 25, 4. Sachsensp. B. III, Art. 42 § 4. S. 145 f.: Ok hebbe wie orkünde des mer. Got ruwede den sevenden dach. Die sevenden weken gebot he ok to baldene, als he den ioden die e gaf vnde vns den hilgen geist. Den seueden manet gebot he ok to haldene, vnde dat seuede iar, dat het dat iar der losunge (al. irlosunge); so solde man ledich laten vnde vri alle, die gevangen waren vnde in egenscap getogen, mit also gedaneme gerede als man sie vieng, of sie ledich vnde vri wolden wesen. Ouer seuenwerf seuen iar quam dat veftegiste iar, dat het dat iar der vrouden, so muste aller manlik ledich vnde vri wesen, he wolde oder newolde. Schwabensp. K. 52. § 12. In Burgermeisters Corp. Jur. S. 372 steht ungefähr dasselbe, bei Schilter, Thes. II steht es nicht.

Besitz Siegfrieds und um den Vorrang ihrer Gemahle eifern, so machen sie sich auch den Preis der dichterischen Gestaltung streitig; in der nordischen Dichtung trägt ihn Brünhild, in der deutschen Kriemhild davon. Die nordische Brünhild, die erhabene Walküre, deren Flammenwall Sigurd allein zu durchreiten, deren Zauberschlaf nur er zu lösen vermag, ist seine erste und ewige Liebe. Mit ihr trinkt er den Minnetrank, von ihr lernt er Weisheit und verlobt sich ihr. Nur ein entgegenwirkender Zauber läßt ihn all dieses vergessen und zieht ihn zu Gudrun; nur die Verwandlung der Gestalten bringt Brünhilden dahin, sich mit Gunnar zu vermählen. Aber in kurzem weicht beiden die Täuschung; das Bewußtsein, daß sie, die Zusammengehörenden, getrennt worden, erwacht in voller Stärke. Der Zank der Frauen hat ganz den Trug enthüllt. Bald irrt Brünhilde verzweifelnd umher (Edd. IV, 63), bald brütet sie in verstelltem Schlummer über finsteren Gedanken. Sigurd soll sie trösten, aber er selbst wird von solchem Schmerz ergriffen, daß ihm der Ringpanzer entzweispringt (IV, 59). Gewaltsam löst Brünhild die Verwickelung, indem sie die Giukungen zum Mord an Sigurd aufreizt. Dann sticht sie sich selbst das Schwert in die Brust, um mit dem Geliebten vereint auf dem Scheiterhaufen zu liegen. Gudrun dagegen, die Kriemhild des Nordens, ist nur durch den Trank des Vergessens auf kurze Dauer mit Sigurd verbunden; versteinert sitzt sie über seiner Leiche und rührend sind auch ihre späteren Erinnerungen an ihn (IV, 196—8), aber sie bleibt für fernere, schreckliche Geschicke aufbehalten. Sie vermählt sich mit Atli, doch nicht um Sigurds Tod an ihren Brüdern zu rächen; vielmehr ist Atlis Gier nach dem Horte die Ursache der verräterischen Einladung; Gudrun warnt ihre Brüder, kämpft selbst an deren Seite und rächt den Fall derselben durch das thyestische Mahl, das sie Atlin bereitet.*) Wie die Wogen des Meeres, darin sie sich ertränken will, sie emporheben und zum fernen Lande tragen, so wird sie noch lange unselig umhergetrieben und muß den gänzlichen Untergang der Heldengeschlechter erleben; ihr eigenes Ende bleibt ungewiß (vgl. IV, 198).

Umgekehrt nun, in der deutschen Behandlung, ist Brünhilds früheres Verhältnis mit Siegfried verdunkelt und zur Seite gestellt. Wohl kostet es ihr heiße Thränen, als sie Kriemhilden hochzeitlich neben Siegfried sitzen sieht, wohl wirft sie, als später Siegfried nach neun Jahren mit seiner Frau zum Feste kommt, lauernde Blicke auf Kriemhilds unverblühte Schönheit; aber es erhellt nichts von einem älteren Anrecht auf Siegfried, der mit ganzem Herzen Kriem-

*) In der dänischen Ballade von Loumor und Signild (Danske Viser III, 172 ff. Grimm S. 252 ff.) sind gleichfalls die nordischen Motive, nur daß kein Hort dabei vorkommt.

hilden angehört. Bitter gekränkt durch den enthüllten Trug und durch Kriemhilds Schmachreden, läßt sie sich von Hagen Rache an Siegfried angeloben und hat, nachdem der Mord verübt ist, kein Mitleid mit den Thränen seiner Witwe; aber sie folgt dem Helden nicht im Tode und verschwindet, fortan unbeachtet, von der Bühne der Begebenheiten; wie gegenteils in der nordischen Darstellung Gudruns Ende nicht recht erhellt. Nur in der Klage erscheint Brunhilde noch, aber ohne Bedeutung.

Welche dieser verschiedenen Behandlungen die ursprüngliche sei und worin die Ursache der Verschiedenheit liege, läßt sich auf dem Grunde des deutschen Liedes noch hinlänglich durchschauen. Die kampfrüstige Brünhild ist, wie anderwärts erörtert wurde, nur eine menschlicher umgewandelte Walküre. Ihre frühere Bekanntschaft mit Siegfried ist auch hier noch angedeutet; sie grüßt den Helden vor dem König Gunther. Die Kampfspiele und das Ringen in der Brautnacht sind eine Teilung und Verdoppelung dessen, was das nordische Abenteuer von der Flammenburg in einem Zusammenhange giebt. Auch das lautlose Verschwinden Brünhilds aus der Handlung verrät Unsicherheit und Ablösung ehemaliger Bestandteile. War Brünhild nun auch im deutschen Gesang als Walküre und erste Geliebte Siegfrieds vorhanden, so ist klar, daß neben diesem heiligen Bande nicht eine irdischere Liebe mit der Gewalt und Innigkeit bestehen konnte, wie wir sie jetzt zwischen Siegfried und Kriemhilden festgeknüpft sehen. Soll die Fabel irgend Einheit und Mittelpunkt haben, so muß notwendig das eine von beiden Verhältnissen vorherrschend sein; solange aber Brünhild mit ihrer mythischen Herrlichkeit umkleidet ist, kann ihr der Vorzug nicht streitig bleiben. Nicht minder einleuchtend ist jedoch, warum sie diesen Vorrang in der Folge dennoch an die Nebenbuhlerin abtreten mußte. Die deutschen Sänger hatten auch, wie Siegfried, vom Becher der Vergessenheit getrunken; die Walküre, die hohe Gestalt des alten Glaubens, verwischte sich vor ihren Blicken, ihre Neigung wandte sich entschieden der Gegnerin zu, in der das Menschliche entwickelt und gehoben werden konnte. Eine solche Entwickelung mit Brünhilden selbst vorzunehmen, dagegen stand die Achtung vor dem Überlieferten, die Macht des altbegründeten Sagenstoffes. Man ließ die Walküre als Kampfjungfrau verkörpert gelten, man erhielt sie durch die Leidenschaft schmerzlich gekränkter Eifersucht mit dem neuen Ganzen in Verbindung und Einklang, aber eine vollständige, geistige Wiedergeburt wurde nicht versucht. Jene stoffartige Vermischung und Verwechslung der beiden Heldinnen aber, die wir im Liede vom hörnernen Siegfried finden, ist erst einer weit vorgerückten Verdunkelung der Sage zuzuschreiben. Anderseits bot der eine, nahe-

liegende Gedanke, Siegfrieds Witwe zu seiner Rächerin zu erheben, der bildenden Dichterkraft ein weites Feld innerer und äußerer Entfaltung dar. Auch in Beziehung auf sie, die zur Kriemhilde gesteigerte Gudrun, liegen unverlöschene Spuren einstiger Übereinstimmung der deutschen mit der nordischen Sage vor. Abgesehen davon, daß die Geschichtschreiber selbst von Etzels Tod in der Hochzeitnacht, von dessen Ermordung durch Weiberhand erzählen, und daß noch im dreizehnten Jahrhundert auch in der deutschen Volkssage Sörli und Hamder (Gudruns Söhne) bekannt waren, läßt auch das Nibelungenlied, welches doch die ausgeführteste Charakteristik Kriemhilds giebt, noch frühere Zustände durchblicken, welche nicht ganz in die jetzige Auffassung verarbeitet sind. Wie es schon bei Hagen mißlautend erscheint, daß ihm, in dessen Charakter die Treue gegen das burgundische Königshaus der Grundzug ist, doch einmal die Absicht unterlegt wird, sich für seine Person des Nibelungenhortes zu versichern, so stört uns auch Kriemhilds wiederholte Nachfrage nach dem Horte, während doch im Geiste des Ganzen nur der Gedanke an den ermordeten Siegfried die Triebfeder ihrer Handlungen sein kann. Unverkennbare Überbleibsel von dem einst bedeutenderen und auch jetzt nicht völlig beseitigten Gewichte des fluchbeladenen Goldes, an das in der nordischen Darstellung alle Verhängnisse geknüpft sind. Gleichwie der Verrat an den Brüdern von Etzeln auf Kriemhilden übertragen ist, so, scheint es, auch das Trachten nach dem Horte, als ein Beweggrund der trügerischen Ladung. Etzels müßige Stellung im deutschen Liede weist schon darauf hin, daß er einst größere Bedeutung gehabt habe. Dieses bestätigt sich, wenn wir die hauptsächlich auf deutsche Überlieferungen gegründete Wilkinensage vergleichen. Sie steht vermittelnd zwischen der nordischen und der nunmehrigen deutschen Gestaltung; nach ihr sucht Grimhild (Gudrun) dadurch Rache für Sigurd zu erlangen, daß sie ihren Gemahl auf das Gold reizt, das die Brüder ihr hätten verabfolgen sollen (K. 334. 349. 359. 366); daß aber Etzels Gier nach dem Horte einst noch bestimmter als Ursache des Verrats hervortrat, zeigt die Wiedervergeltung, welche nach der genannten Sage an ihm genommen wird: Hagens nachgeborener Sohn lockt und verschließt Etzel in den Berg, wo der Schatz verborgen liegt, und läßt ihn dort mitten unter dem Golde, nach dem er gedürstet, verschmachten (K. 367. 386). Die altdänischen Balladen wenden dieses auch auf Grimhilden an (Danske Vis. I, 116. 123. Grimm S. 6, 10), wogegen die Überarbeitungen der Klage zweifelhaft lassen, ob Etzel erschlagen worden (wie in der nordischen Darstellung), ob er lebend begraben worden, ob er sich in Löcher der Steinwände verloren (wie in der Wilkinensage) u. s. w. Nach der Wölsungensage (K. 47) wird Atli von Högnis Sohne in

Gemeinschaft mit Gudrun ermordet, offenbar eine bloß äußerliche Vereinigung zweier verschiedenen Überlieferungen. Merkwürdiger ist der Zug des Nibelungenliedes, daß Kriemhild, um den Streit anzufachen, ihren jungen Sohn Ortlieb zum Gastmahle tragen läßt und dem Zorne Hagens über die erschlagenen Knechte preisgiebt, was die Wilkinensage (K. 353) und der Anhang zum Heldenbuche deutlicher in der Art erzählen, daß sie den Knaben anweist, dem essenden Hagen Backenstreiche zu geben, bis dieser ergrimmt ihm das Haupt abschlägt. Bei größter Verschiedenheit der Anlässe und Umstände, ebendeshalb aber nur um so älter begründet, zeigt sich hierin ein unverkennbarer Zusammenhang mit den Eddaliedern, in welchen Gudrun ihre Söhne von Etzel der Rache an diesem, wie dort der an den Nibelungen, so grausam aufopfert.

Wenn wir durch all dieses eine bedeutende Annäherung der deutschen Sage an die nordische, je höher in der Zeit hinauf, um so enger zusammenrückend, darzuthun und eben damit die deutsche Gestaltung Kriemhilds als eine verhältnismäßig neuere zu erweisen versucht haben, so ist doch keineswegs die Meinung, als ob diese Veränderung erst im Nibelungenliede vorgegangen sei. Dagegen spricht die feste Begründung des Charakters selbst, die mannigfaltige Behandlung desselben Gegenstandes in den verschiedenen der deutschen Richtung angehörenden Liedern und Sagen, ja sogar, mit bestimmter Jahrzahl, die Erzählung Saxos*) von dem sächsischen Sänger, der im Jahr 1130 Grimhildens wohlbekannten Verrat an ihren Brüdern dem Dänenherzoge Kanut zur Warnung gesungen.

In der vollständigsten und tiefsten Entwickelung aber giebt allerdings das Nibelungenlied den Charakter Kriemhilds, es löst in sicherem Vorschreiten die großartige Aufgabe, wie die herrlich aufblühende, jedes Herz gewinnende Jungfrau durch den grausamen Verrat, der an ihrer Liebe zu dem edelsten Helden begangen wird, zur furchtbaren Rachegöttin, zum blutdürstenden Ungeheuer sich verwandelt.

Wie der rote Morgen aus trüben Wolken geht Kriemhild hervor, als Siegfried sie zum erstenmal sieht. In Sommerzeit und Maientagen war sein Herz nie freudenvoller, als da sie an seiner Hand geht. Sein jugendlicher Heldenmut, seine Treue, freudige Dienstfertigkeit gewinnen ihm das Herz derjenigen, die immer ohne Mannes Minne leben wollte. Als seine Gattin rühmt sie sich gegen Brünhilden, einen Mann zu haben, dem all diese Reiche zu Handen stehen sollten, der herrlich vor den Recken stehe, wie vor den Sternen

*) B. XIII, S. 373 f.: Igitur speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam de industria memorare adorsus, famosæ fraudis exemplo similium ei metum ingenerare tentabat.

der lichte Mond. Darüber erhebt sich der verderbliche Frauenzank, Brünhilds Schmach ruft um Rache. Ahnungsvoll um den Geliebten besorgt, entdeckt Kriemhild selbst dem Verräter die Stelle, an welcher allein Siegfried verwundbar ist. Von schweren Träumen geängstigt, weinend ohne Maß, bemüht sie sich vergebens, ihn von der unheilvollen Jagd zurückzuhalten. Siegfried fällt verblutend in die Blumen und seine Erscheinung war nur darum so glänzend heraufgeführt, daß ihr frühes Verschwinden um so herber gefühlt werde, daß sie unauslöschlich in Kriemhilds gequältem Herzen fortlebe. Da wird das schöne Morgenrot zum sturmvollen Tage, die kurze Sommerluft zum endlosen Gewitter. Schonungslos haben sie den Leichnam des Ermordeten vor Kriemhilds Kammerthüre gelegt. „Von ihr war allen Freuden mit seinem Tode widersagt.“ Sprachlos sinkt sie zur Erde, „die schöne Freudelose“; dann schreit sie, daß all die Kammer erschallt, das Blut bricht ihr aus dem Munde vor Herzensjammer. Sie hebt sein schönes, blutiges Haupt mit ihrer weißen Hand. „Dein Schild ist dir nicht mit Schwertern verhauen, du liegst ermordet; wüßt' ich, wer es gethan, ich riet' ihm immer auf den Tod. Wollte Gott,“ ruft das jammerhafte Weib, „wär' es mir selber gethan!“ Als der Tote zum Münster getragen ist und Hagen mit Gunthern zur Bahre tritt, da bluten die Wunden, daran der Schuldige erkannt wird. Noch läßt Kriemhild ihren Toten nicht begraben. Drei Tage und drei Nächte weicht sie nicht von ihm; sie hofft, der Tod werde auch sie hinnehmen. Am vierten Morgen wird er zu Grabe getragen, aber zuletzt noch muß man ihr den Sarg aufbrechen, daß sie noch einmal sein schönes Haupt sehe; sie küßt den Toten und ihre lichten Augen weinen Blut. Man trägt sie, sinnlos, von dannen. So hat sie recht mit dem bittersten Leide sich gesättigt und den Keim furchtbarer Entschlüsse tief in ihre Brust gesenkt. Sie läßt sich am Münster eine Wohnung bauen und besucht täglich das Grab ihres Liebsten; kein Trost verfängt an ihrem wunden Herzen. Vierthalb Jahre spricht sie nie ein Wort mit Gunthern und sieht in dieser Zeit niemals ihren Feind Hagen. Durch Giselhers Bitte wird sie endlich bewogen, sich mit Gunthern zu versöhnen, doch unter vielen Thränen. Auch läßt sie, auf das Andringen ihrer Brüder, den unermeßlichen Nibelungenhort, ihre Morgengabe von Siegfried, zum Rheine bringen. „Wäre sein tausendmal so viel gewesen und sollte Siegfried genesen sein, bei ihm wäre Kriemhild mit bloßen Händen geblieben.“ Daß sie durch ihre Freigebigkeit so manchen Mann in ihren Dienst gewinnt, erregt Hagens Argwohn und er verursacht ihr neue Kränkung, indem er sie des Hortes beraubt. Nach dreizehnjährigem Witwentum läßt der mächtige König Etzel um sie werben. Sie will anfänglich nichts davon hören und ihre Klage

wird nur erneut. Da erst, als Rüdeger, der Bote der Werbung, ihr schwört, sie alles des zu ergötzen, was ihr je geschehen, hofft sie auf Rache für Siegfrieds Tod. „Ich will euch folgen," spricht sie, „ich arme Königin." Am Hochzeitsfeste selbst werden ihr die Augen heimlich naß, in der Erinnerung, wie sie mit ihrem edlen Manne am Rhein gesessen. Im dreizehnten Jahr ihres Aufenthalts bei den Hunnen glaubt sie ihre Macht hinreichend befestigt, um endlich ihr Leid rächen zu können. Den Boten, welche abgesendet werden, ihre Blutsfreunde zum Feste zu laden, giebt sie auf, nichts davon zu sagen, daß sie jemals betrübt gesehen worden, und besonders den wegkundigen Hagen nicht daheim bleiben zu lassen. Die Nibelungen folgen der Ladung, ungeachtet mancher abmahnenden Stimme und zuletzt noch der Warnung Dietrichs, daß er Kriemhilden alle Morgen um Siegfried weinen und klagen höre. Da ist sie erst wieder freudenvoll, als sie, am Fenster stehend, die Gäste heranreiten sieht. „Nun steht der Sommer im schönsten Grün," ruft sie nach der Wilkinensage hier aus. Die Mordgedanken, die sie längst im finsteren Busen gehegt, gehen jetzt in üppigem Wachstum auf. Doch ist zunächst nur auf Hagen ihr Anschlag gerichtet.

Diese zwo mächtigsten Gestalten, Hagen und Kriemhild, die in ihrem feindlichen Ringen die ganze Heldenwelt mit sich ins Verderben reißen, sind einander darin ähnlich, daß sie die scheinbar widerstreitendsten Eigenschaften in sich vereinigen. Auch in Kriemhilden sind Treue und Untreue, doch beide aus demselben Keime, wundersam gepaart; Treue gegen ihren Toten, Untreue gegen seine Mörder. Sich untereinander kehren Hagen und Kriemhild stets nur die schneidende Seite zu und eben daraus erwächst jener ungeheure Kampf. Ganz entgegengesetzt aber ist in beiden der Umschwung des Guten und Bösen; Hagen, der mit Verrat begonnen, wird größer und größer in der treufesten Gesinnung, womit er seine Schuld auf sich nimmt, Kriemhild, in Lieb' und Treue aufgeblüht, endigt mit Verrat und Blutgier.

Seit der Ankunft der Nibelungen und dem bitteren Willkommen zwischen ihr und Hagen ist sie unermüdlich, Hader und Kampf zu stiften, er aber, ihrer Feindschaft Hohn und Trutz zu bieten. An der Spitze ihrer Dienstleute, die sie gegen ihn gewaffnet, tritt sie, die Krone auf dem Haupte, vor ihn und verlangt Rechenschaft; Hagen aber steht nicht auf und läßt das Schwert Balmung, das Siegfrieds war, auf seinem Schoße spielen. Er leugnet nicht den Mord, räch' es, wer da wolle, Weib oder Mann! Weinend muß sie abziehen, denn keiner der Ihrigen wagt den Angriff. Nachdem sie vergebens bei Dietrich Hilfe gesucht, reizt sie durch Versprechungen den Bruder Etzels zum Überfall der Knechte. Sie schont ihres eigenen Sohnes

nicht, Streit im Saale zu erregen. Dem, der ihr Hagens Haupt brächte, verheißt sie, einen Schild bis zum Rande mit Gold zu füllen, dazu Burgen und Lande. Iring springt hinan und schlägt Hagen eine Wunde; das tröstet ihr Herz und Mut, als sie Hagens Gewand vom Blute gerötet sieht; sie nimmt in Dank und Freude selbst den Schild von Irings Hand. Zum zweitenmal läuft er an: doch es ist sein Tod, wie seiner Freunde, die ihn rächen wollen. Noch will Kriemhild ihre Brüder leben lassen, wenn sie Hagen herausgeben. Sie verschmähen es und nun läßt sie den Saal anzünden. Als auch das Feuer sie nicht bändigt, läßt sie von neuem Gold auf Schilden herzutragen, um ihnen Feinde zu werben. Rüdeger mahnt sie dringend seines Eides und bietet sich mit Etzel ihm flehend zu Füßen. Da nun auch er zu den Waffen greift, weint sie vor schrecklicher Freude. Schon sind alle erlegen, bis auf Gunther und Hagen, welche Dietrich ihr gebunden überliefert, mit dem Beding der Schonung. Als aber Hagen, den sie um den Hort mahnt, ihr auch dann noch trotzt, trägt sie Gunthers abgeschlagenes Haupt am Haare vor ihn und schlägt ihm seines ab mit Siegfrieds Schwerte, das allein ihr geblieben. Von Hildebrand zu Stücken gehauen, endet sie mit lautem Schrei ihr Leben.

Die Verwandlung der minniglichen, tugendreichen Jungfrau, der „niemand gram war", zur Teufelin (Valandinne), wie Dietrich von Bern zürnend sie schilt, ist eben in dem Abscheu dieses edlen, reinen Helden treffend bezeichnet; beschämt und verstummend, muß sie sich von ihm abwenden, der keinem Verrate dienen will; dahin ist es mit dem herrlichsten Weibe gekommen. Aber diese furchtbare Umwandlung selbst macht Kriemhilden zum Gegenstand tiefen Erbarmens; welch ein Seelenschmerz, der solche Verwilderung bewirken, welche Liebe, die solchen Haß gebären konnte! „Siegfrieds Wunden thaten Kriemhilden weh," sagt das Lied. Umsonst hat Hagen gespottet, Siegfried komme nicht wieder, er sei vor mancher Zeit begraben. Er ist wieder gekommen, er hat fortgelebt in Kriemhilds Brust und sein Schwert hob sich rächend in ihrer Hand.

Schon das Nibelungenlied rühmt an verschiedenen Stellen die große Treue, mit der Kriemhild den Tod Siegfrieds bis zum Tage der Rache beklagt. Noch bestimmter führt der Verfasser der Klage wiederholt ihre Rechtfertigung. „Treue ehret Mann und Weib. Kriemhild hat nach ihrer Treue in großem Schmerz die Rache vollbracht. Wohl glauben manche, sie trage um ihre große Schuld an Heiden und Christen die Qual der Hölle; wer das erkunden sollte, der müßte selbst zur Hölle fahren, ich will nicht dahin Bote sein; des Buches Meister sprach: dem Getreuen thut Untreue weh; wes Leib mit Treuen Ende nimmt, der geziemt dem Himmelreiche." Dem

frommen Bischof selbst, Kriemhilds Oheim, wird in den Mund gelegt: „Hätten es nur die entgolten, die ihr Siegfrieden totschlugen, so wäre sie des unbescholten."

Indem wir die Hauptcharaktere des deutschen Heldensanges, ihrer vielgestaltigen Persönlichkeit unbeschadet, in der Idee der Treue und deren Gegensätzen begründet fanden, ergiebt sich zum voraus, daß die Handlung, zu der sie mannigfaltig verflochten sind, von derselben Gesinnung bestimmt, daß daher sowohl der Bau der einzelnen Lieder, wie sie je zu einem besonderen Kreise von Handlung in sich abgeschlossen sind, als die Verbindung aller zum Ganzen des Epos, von dem gleichen Geiste geschaffen und beseelt sein müsse.

Überblicken wir in dieser Beziehung zuvörderst die bedeutenderen einzelnen Liedergestaltungen, so beruhen die Gedichte von Rother, Wolfdietrich, Dietrichs Flucht, gänzlich auf der gegenseitigen Treue des Königs und seiner Dienstmannen. Das Nibelungenlied, in welchem das vom hörnernen Siegfried aufgegangen, zeigt uns in großen Zügen die verderblich wuchernde Macht der Untreue. Die Brautfahrten Otnits, Hugdietrichs, auch Rothers und der Hegelinge, greifen in das Schutzrecht ein, unter dem die Jungfrau steht, und erwecken die Rache der beleidigten Blutsverwandten; in diesem Kampfe der Geschlechter bewährt sich Gudruns weibliche Treue. In den Rosengartenliedern messen zween Heldenstämme ihre Kraft, zwölfe kämpfen nacheinander gegen zwölfe, der begonnene Streit muß durch die ganze Sippzahl durchgeführt werden, weil je einer des andern Rächer ist; mit gleicher Notwendigkeit reiht sich in den Liedern von Walther, von Dietleib, von den Nibelungen Kampf an Kampf. Das Alphartslied, eine Zwischenhandlung in Dietrichs Geschichte, könnte, nach heutigen Kunstbegriffen, mit dem Tode des Heldenjünglings füglich geschlossen scheinen, aber im Geiste des Altertums war ein zweiter Teil unerläßlich, die Rache enthaltend; es ist derselbe Zusammenhang, wie zwischen Siegfrieds Tod und Kriemhilds Rache, Dietrichs Flucht und der Schlacht vor Raben. Selbst in dem Märchen von Laurin fehlen solche Triebfedern nicht; Dietleib tritt gegen seine Gesellen auf des Zwergkönigs Seite, sobald dieser ihn als Schwager zu Hilfe ruft; aber nachher im Zauberberge will er nicht auf ihre Kosten geschont sein. Der Zwiespalt der Pflichten, die Treue gegen den Herrn und die Rachepflicht gegen die erschlagenen Blutsfreunde im Widerstreite mit der Treue gegen den Genossen, ist ein wesentlicher Bestandteil des schon erwähnten Liedes von Walther. Daß die nächsten Blutsverwandten, Vater und Sohn, unwissend einander bekämpfen, bildet den Inhalt des Hildebrandliedes, sowie der Episode von Biterolf und Dietleib.

Hier weiter in das Einzelne zu gehen, scheint überflüssig, da

von der Gestaltung der Lieder noch besonders die Rede sein wird, ihr Inhalt aber in Umrissen dargelegt worden ist. Aus dieser Entwickelung der Hauptcharaktere ergiebt sich auch, in wie mannigfachen, sinnreich glücklichen Zusammenstellungen, Abstufungen und Gegensätzen dieselben einander wechselweise hervorheben, ergänzen und entfalten.

Dagegen beschäftigt uns hier in Beziehung auf den Grundgedanken, den sie alle zusammenwirkend zur Erscheinung bringen, eine auffallende Erscheinung der zween bedeutendsten Sagenkreise, aus welchen das Ganze der Heldensage zusammengesetzt ist. Der gotische Liederkreis, die Amelungensage, stellt mehr bejahend die Macht und Herrlichkeit der Treue dar, der rheinische, fränkisch-burgundische, die Nibelungensage, mehr verneinend das zerstörende Wirken der Untreue. In Charakteren und Handlung zeigt sich diese verschiedene Richtung. Der Hauptcharakter des ersteren Kreises, der gotische Dietrich, ist in mehrfacher Erscheinung, als Wolfdietrich, als Rother, der sich selbst Dietrich nennt, und als Dietrich von Bern, doch in jener sittlichen Beziehung stets derselbe, das leuchtende Gestirn der Treue, der König, der für seine Mannen sich und all seine Königsmacht zum Opfer bringt, zuletzt aber aus der freigewählten Erniedrigung siegreich hervorgeht. Ebenso steht an der Spitze der Dienstmannschaft in ungetrübter Stetigkeit der treue Meister, mag er nun Berchtung, Berther oder Hildebrand heißen. Zwar sind auch die Verräter zur Stelle, Ermenrich, Sibich und ihr Anhang, aber mehr nur als finstere Schatten hinter den Lichtgestalten der Getreuen. Wie anders im Nibelungenkreise! Der glänzendste Held desselben, Siegfried, erscheint doch bei der Erwerbung des Hortes*) und der trügerischen Bezwingung Brünhildes in sehr zweifelhaftem Lichte. Kriemhild, Hagen, Gunther, Brünhilde, Hauptcharaktere dieses Kreises, sind alle mehr oder weniger von Verrat verschattet; die helleren Gestalten, wie Giselher, sind hier gerade nur die Kehrseite, wie es bei den Amelungen die finsteren sind. So muß denn hier auch alles blutig ausschlagen und das ganze schuldbefleckte Geschlecht zu Grunde gehen.

Nicht unbemerkt darf hierbei bleiben, daß auch geschichtlich unter allen den germanischen Völkern, die im alten Römerstaate neue Reiche gründeten, die Ostgoten von der mildesten, die Franken**) von der herbsten Gesinnung beseelt erscheinen. Ob hierauf die frühere oder spätere Annahme des Christentums eingewirkt habe, lassen wir un-

*) Wird Siegfried hier durch die Unmöglichkeit, die Teilung zu vollbringen, und hierauf durch die Notwehr entschuldigt?

**) Vopisc. in Proculo c. 13: Hunc (Proculum) tamen Probus fugatum usque ad ultimas terras, et cupientem in Francorum auxilium venire, a quibus originem se trahere ipse dicebat, ipsis prodentibus Francis, quibus familiare est ridendo fidem frangere, vicit et interemit. Masc. I, 197 N.

entschieden. Auch nach dessen Einführung wuchern im merowingischen Königshause Verrat und Mord in unerhörten Greuelthaten fort. Anderseits kann auf die Gestaltung der gotischen Heldensage wenigstens kein ursprünglicher und unmittelbarer Einfluß christlicher Ansicht nachgewiesen werden. Dagegen haben wir schon in der vorchristlich mythischen Unterlage der Heldensage die wesentliche, ethische Verschiedenheit des odinischen und des gotischen Mythenkreises erkannt. Der odinische Mythus, dem die Siegfrieds- und Nibelungensage angehört, hat sein schärfstes Gepräge in der nordischen Darstellung dieses Sagenkreises bewahrt.

Hier wirkt die Treue mehr noch mit der Notwendigkeit und Unbewußtheit des Naturtriebes. Ebenso ist aber auch das Böse mehr nur ein Übel, das über den Thäter kommt, ohne ihm zugerechnet werden zu können. Liebe und Haß, Naturgebot und Leidenschaft, sind unwiderstehliche Fügungen der Götter. Odin waltet über die Blutrache, er sendet die Berserkerwut, die, ein Unheil dem Sterblichen, ihn zu blinden Frevelthaten hinreißt. Am Eingang der Geschichten Sigurds und der Niflungen treten die Götter auf und belegen das Lösegeld mit dem Fluche, der in langer Reihe von Frevel und Rache bis zur völligen Vertilgung der Geschlechter fortwirkt; nicht umsonst wandert und waltet hier Odin in Gemeinschaft mit Loke, dem Anstifter alles Bösen. In andern berühmten Sagen des Nordens giebt ein Gott dem Helden schon bei der Geburt den Unsegen mit, eine Zahl verräterischer Thaten, Nidingswerke, zu vollbringen, oder auf einem Schwerte haftet solcher Fluch für jeden Besitzer.*) Übereinstimmend mit diesen Ansichten ist bemerkt worden, daß selbst im Rechte Schuld und Zufall, beide im Begriff eines unvermeidlichen Schicksals zusammentreffend, nicht immer unterschieden werden.**) Im gotischen Mythus dagegen fanden wir den entschiedensten Dualismus im Gegensatze des Guten und Bösen, und zwar in ältester Gestalt in den Drachen- oder Lindwurmkämpfen.

Den allmählichen und mittelbaren Einfluß des Christentums aber auf die Ausbildung der deutschen Heldendichtung zu ihrer jetzigen Gestalt setze ich darein, daß durch die Herrschaft der christlichen Lehre

*) Starkather; nach Saxo B. VI, S. 156 ist es Odin, der ihm die Nidingswerke auflegt, nach Gautreks und Hrolfs Saga Thor, der Odins gute Gaben zu verkümmern sucht. Sagabibl. II, 580. Hervörs S. K. 1. S. 6.

**) Schildener, Gutal. S. 190 f. N. 152, über die Verhängnisbuße, wadabot, sucht darzuthun, daß Schuld und Zufall oder Schicksal im religiösen Sinne des Altertums nicht immer unterschieden waren. Vgl. 178. II: Totschlag als Fügung des Schicksals. 160. 170a. 175. Darauf kann auch bezogen werden, daß der Baum, der einen erschlagen hat, den Verwandten zur Buße verfällt, Phill. 101. N. u. Vgl. ebd. 109. N. u.: Observet autem ille, cujus arma erant, ut ea non recipiat antequam in omni calumpnia munda sint. Sind auf diese Art die Schicksalsschwerter, Fluchringe u. s. w. unrein? Vgl. Eichhorn I, 210.

nicht bloß die Gesinnung gemildert, sondern vorzüglich auch das innere Leben mehr und mehr entschlossen worden. Diesem gemäß wird in der Amelungensage der ursprünglich symbolische Drachenkampf mehr wieder nach innen aufgelöst und zu einem ethischen Gegensatz der Charaktere, der Getreuen und Ungetreuen, umgewandelt; auch im Nibelungenkreise und dessen Verbindung mit der Amelungensage sehen wir statt der Naturkräfte psychische Triebfedern, statt der dämonischen Gewalt freie Willensthätigkeit wirksam geworden.

Rüdeger, der in diesen Kreis gezogen worden, kämpft einen inneren Kampf im bewußten Widerstreite der Pflichten. Hagen spricht zuletzt noch zu Kriemhild: „Du hast es nach deinem Willen zu einem Ende gebracht, und ist auch recht ergangen, als ich mir hatte gedacht.“ In der Art und Weise besonders, wie die beiden Sagenkreise, der gotische und fränkisch-burgundische, zur Gesamtheit des deutschen Epos verschmolzen und abgeschlossen worden, finden wir den sittlichen Grundgedanken sicher und vollständig durchgeführt. Nachdem die beiden Geschlechter sich vielfach kämpfend entgegengesetzt sind, werden auch die Amelungen in die furchtbaren Gerichte der Nibelungennot verflochten. Der milde Rüdeger, den wir gern aus dem gotischen Kreise stammen lassen, ist das beklagenswerteste Opfer des Zusammentreffens mit dem finsteren Nibelungengeschlechte. Aber der gotische Volksheld, der edle, reine Dietrich, schreitet, einzig unverletzt, durch den allgemeinen Untergang; wohin er gekommen ist, weiß niemand zu sagen, und noch lange hin erscheint er als Wächter und Warner in deutschem Lande.

Die Treue der Blutsverwandtschaft und Genossenschaft ist in der Idee des heutigen Staates zur umfassenderen Bürgerpflicht, in der Lehre des Christentums zur allgemeinen Menschenliebe erweitert. Aber was jene altertümliche, germanische Treue in ihrem allerdings beschränkteren Kreise sich aneignete, das ergriff sie fest und ganz; was ihr an äußerem Umfange abging, suchte sie durch intensive Stärke zu ersetzen. Daß jedoch auch ein allgemeineres Wohlwollen den älteren Zeiten nicht gänzlich gebrach, davon zeugt die Gastfreiheit, der wir so bedeutende Rechte eingeräumt sahen und die, im Epos, in besonderen männlichen und weiblichen Charakteren ihre Vertretung fand; denn diese Pflicht der Gastfreiheit besteht ja eben darin, daß man dem, der nicht dem engeren Verband angehörte, dem Fremden, Elenden, Schutzsuchenden, die wohlwollendste, hingebendste Rücksicht schuldig war.

Es fehlt in den Liedern nicht an Stellen, worin die Treue gepriesen, die Untreue bejammert und verflucht wird; es wird ausgesprochen, daß der Ungetreue sich selbst erschlage.*) Man kann

*) Vgl. Agric. Sprichw. 26 a: Untrew schlegt iren eigen herrn.

solche Äußerungen als Erzeugnisse späterer Zeit anheimgeben, aber die Hauptsache ist, daß Charaktere und Handlung gänzlich in diesem Sinne begründet und gebildet sind. Das ganze deutsche Epos ist eine Poesie der Treue. Wie die Treue selbst im Gemüte wurzelt, so sind auch diese dichterischen Schöpfungen unmittelbar aus dem Gemüt entsprungen. Diesem Ursprunge gemäß haucht auch in der Sprache der Lieder eine Innigkeit, welche, jeden äußeren Glanz verschmähend, einfach wieder zum Herzen geht. Dieses kann seiner Natur nach im Ganzen nur empfunden werden, die spätere Betrachtung des Stils wird uns jedoch auch Einzelnes bestimmter erkennen lassen. Dietrich von Bern nennt einen seiner Recken, dessen Tod er beklagt, „der Treue recht eine Rose". Eine Rose der Treue, eine Blüte deutschen Gemüts ist diese gesamte Dichtung. Die drei Harfenschläge, womit der getreue König den freudig erschreckenden Dienstmannen sich zu erkennen giebt, sind der Grundton dieser Gesänge. Die ethische Grundkraft hat sich dichterisch gestaltet und ausgetönt.

Je wilder und finsterer wir uns nicht bloß die Zeit der deutschen Völkerzüge, sondern auch das ganze nachfolgende Mittelalter auszumalen gewohnt sind, je weniger die Lieder selbst auch diese feindliche Seite verdecken, um so wohlthuender muß uns die überall und ewig waltende Macht des Göttlichen hervorleuchten, wenn wir mitten in Sturm und Nacht der Zeiten die Poesie der innigsten Treue geboren und gepflegt, wenn wir der tobenden Gewalt gegenüber eine Thatkraft der Liebe emporwachsen sehen, welche friedlicheren Zuständen entbehrlich ist.

Stil.

Jeder epische Kreis, schon weil er nicht ein Erzeugnis bestimmter Persönlichkeit, sondern eine Volksdichtung ist, bildet in dem gemeinsamen Vers auch einen gemeinsamen Stil, d. h. eine in den einzelnen Liedern wiederkehrende Weise des Ausdrucks und der Darstellung, eine über das Ganze verbreitete gleichmäßige Farbengebung und Stimmung. Zwar ist in den deutschen Heldenliedern diese Gleichförmigkeit dadurch einigermaßen gestört, daß sie ihre letzte Gestaltung in sehr verschiedener Zeit erlangt und daß mehrere derselben eine absichtliche Verarbeitung unter den Einflüssen fremdartiger Dichtungskreise erlitten haben. Dennoch wird auch in ihnen der epische Stil sich ergreifen lassen, wenn wir zunächst diejenigen zu Grunde legen, welche das Gepräge einer natürlichen Entwickelung noch unverfälscht an sich tragen und wenn wir dann bemerken, wie selbst in den absichtlicheren Erneuungen neben dem fremden Anwachs gewisse altertümliche Formen, gleichsam als unzertrennliche Wahrzeichen des

Stoffes, beibehalten worden sind. Einige, nicht unmittelbar zur deutschen Heldensage gehörige, aber mit ihr verwandte und den Ton des alten Volksgesanges lebendig aufbewahrende Gedichte (das von Salomon und Morolf, das von Orendel und Breide), nicht minder die sonstigen Reste deutscher Volkspoesie und die sagenhaften Volkslieder befreundeter Stämme können auch hier zur Erläuterung und Ergänzung dienen. Bestimmter noch würde die einfache Darstellung der Heldenlieder hervortreten, wenn wir ihr jetzt schon das glänzende Farbenspiel der eigentlichen Rittergedichte gegenüberstellen könnten.

Was im deutschen Epos, wie in jedem andern, zuerst auffällt, ist die stetige Wiederholung gewisser Redeformen und Wendungen, oft in der Wiederkehr ganzer Verszeilen, selbst ganzer Strophen. Die epische Dichtung, weit entfernt, in der Mannigfaltigkeit und dem Schmucke der Sprache eine eigene Kunst zu suchen, hält sich lediglich an die Sache und bedient sich für sie des einfachsten und klarsten Ausdruckes. Dieser stellt sich von selbst ein und wird sich stets wieder einstellen, so oft dasselbe Bedürfnis wiederkehrt; diese Wiederkehr aber kann nicht ausbleiben, da die Anlage der Lieder nirgends auf künstliche Abwechslung und Überraschung berechnet ist, und da die versinnlichende Darstellung alle die äußeren Bewegungen und Thätigkeiten in sich aufnimmt, die unter gleichen Umständen die gleichen sind. Dieselbe Stellung des Kampfes oder der Geselligkeit, dieselbe Stufe des Leides oder der Freude bringt auch dieselben Bezeichnungen mit sich. Wo das Nämliche geschieht, da wiederholt sich auch die Form der Erzählung, und wenn mehrere gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge das Gleiche thun, kehrt Schlag auf Schlag dieselbe Wendung, z. B. wenn die Recken dem König ihre Hilfe bieten, oder wenn sie nach vollbrachter Fahrt von ihm heimziehen. Da aber der Ausdruck sich dem Versmaße anschicken muß, so ist mit der Wiederkehr der Redeformen auch diejenige von halben und ganzen, einzelnen und mehreren Verszeilen gegeben, bei verschiedenem Versmaße mit leichter Änderung und Anpassung an die Art eines jeden. Die vielfache Verknüpfung und Sonderung der Gesänge des epischen Kreises trägt diese Wiederholung von einem Lied in das andere. Es lag auch im natürlichen Vorteil des Sängers, den Ausdruck, der ihm dargeboten war, nicht erst aufzusuchen, den für die Übergänge, für die wiederkehrenden Verhältnisse schon zugerichteten Vers nicht erst neu zu gestalten, vielmehr mit den bereiten Hilfsmitteln sich den Vortrag zu erleichtern und den Blick auf den Gegenstand, auf die Gestalten frei zu erhalten.

In Beziehung auf Farbe und Fülle zeichnet sich unser epischer Stil weder durch malerische Beiwörter, noch durch ausgeführte Vergleichungen aus. Die Eigenschaften der Helden nnd Heldinnen sind

durch einfache Beiwörter: kühn, schnell, schön, milde, getreu, ungetreu, grimmig u. dgl. ausgedrückt, oft auch mit Verstärkung: wunderschön, sturmkühn, mordgrimm u. s. f., und diese Bezeichnungen sind, nach ihrer allgemeinen Natur, nicht auf bestimmte Personen beschränkt. Gleichwohl enthalten solche schlichte Wörter die sittlichen Triebfedern der gewaltigen Heldengeschichte und wir vergegenwärtigen uns ihre Bedeutsamkeit in denjenigen Charakteren, welche die bezeichneten Eigenschaften, wenn nicht ausschließlich, doch in vorzüglichem Maße zur Erscheinung bringen, z. B. der milde Rüdeger, Helfe die gute, der getreue Eckart, der ungetreue Sibich, der grimme Hagen, der kühne Wolfhart. So fühlen wir die Innigkeit, womit in diesen Gedichten die Verhältnisse der Dienstmannschaft und der Blutsverwandtschaft durchaus behandelt sind, noch darin, wenn der Dienstmann von seinem lieben Herrn, der Fürst von seinen werten lieben Mannen spricht, der Sohn den Vater anredet: Ach Vater, liebster Vater! u. dgl. m.

Aber auch die Farbe, die sinnliche Bezeichnung fehlt keineswegs in den Beiwörtern des äußerlich Erscheinenden. Die Hand ist die weiße, schneeweiße, der Mund der rote, rosenfarbene, so ferner: die spielenden Augen, die gelben Haare, das rote Gold*), der grüne Wald, die grüne Heide, die breite Linde, der kalte Bronnen, das tiefe Thal, das wilde Meer, der kühle Morgen, des Morgens in dem Taue, der Sommertag, der sommerlange Tag. So anspruchslos diese Beiwörter lauten, so sind sie doch weder nichtssagend, noch überzählig. Wem sie für die Dichtersprache zu einfach dünken, den mögen sie, dieselben oder ähnliche, in der alten Rechtssprache (Grimms Rechtsaltert. 35. 45), wo sie nicht minder herkömmlich sind, unerwartet dichterisch und gemütlich ansprechen; das Gemeinschaftliche, Vermittelnde liegt in der unbefangenen Wahrheit des Ausdruckes, in der sinnlichen Auffassung der Gegenstände, welche für jedes Verhältnis die gleiche ist.

Die früher angeführten Beiwörter haben uns den Blick in die sittliche und Gemütswelt eröffnet, die zuletzt ausgehobenen stehen in genauem Zusammenhang mit dem Gesamtbilde körperlicher Schönheit und mit der ganzen Naturanschauung. Die weißen Hände, der rote Mund lassen am einzelnen Teile den frischen Jugendglanz durchscheinen, der, wie wir an seinem Orte ausgeführt, die volle Gestalt der Helden und schönen Frauen erleuchtet; selbst der rüstige Greis entbehrt des lichten Schmuckes nicht, ihm fällt ein Bart, weiß wie Schnee, bis über den Gürtel herab. Der grüne Wald, der kalte Brunnen, der kühle taunige Morgen u. dgl. zeigt uns, in schnellem Durchblick, die Natur in ihrem frischen, gesunden Zustande, wie sie

*) Pertz, Hausm. 129, 2: (aurum) purissimum ac rutilum.

vor dem Auge des Sängers steht, auch ohne daß er sich auf förmliche Naturschilderung einläßt. Die Fahrten der Helden sind in der schönen Jahreszeit gedacht. „Wir sollen mit Vogelgesange fließen über See!“ heißt es im Otnitsliede. Breite Linden, deren eine fünfhundert Rittern Schatten gäbe, stehen über kühlen Brunnen, süßer Duft weht aus ihren Zweigen, darauf Drossel und Nachtigall singt, Gras und Blumen entspringen unter ihnen; da binden die Helden ihre Rosse an, lehnen den Speer an der Linden Ast und entschlummern beim Gesange der Vögel; Zaubermächte walten an diesen lieblichen Stellen. Ein treffliches Waldstück ist Eckes Ausfahrt; wenn der kampflustige Jüngling durch den Wald rauscht, wenn sein Helm, von den Ästen berührt, fernhin wie eine Glocke klingt, dann lassen die Vögel ihren Schall und das Gewild entflieht oder sieht ihm staunend nach. Die Kämpfenden achten nicht, was die Vögel singen; ihre Helme überklingen den Vogelsang: von dem Sturme, den sie heben, erkracht der grüne Wald, der Wiederhall antwortet ihren Schwertstreichen. Sie schlagen Laub und Äste von den Bäumen, der Berner wird ganz davon überhegt, sein Schild, das war der grüne Wald; von dem Feuer, das aus ihren Helmen fährt, entzünden sich die Bäume; je stärker sie fechten, je mehr brennt es über ihnen. Der nächtliche Wald ist vom Glanz ihrer Harnische durchleuchtet; ihre Helme scheinen so licht, als ständen zween Vollmonde am Himmel. Nordische Lieder lassen ihn im Bette oder auf dem Ritt zur Dingstätte erschlagen werden; „aber deutsche Männer,“ heißt es bezeichnend, „sagen, daß sie ihn draußen im Wald schlugen“ (Gr. Edd. 239); „ob einem kalten Brunnen,“ sagen unsere Lieder. Frau Helke erblickt die herrenlosen Rosse ihrer jungen Söhne, die Sättel rot vom Blute der Erschlagenen, als sie eben nach einem Garten geht, die schönen Blumen zu schauen. „O weh! ihre lichte Augenweide, die ward trübe mit großem Herzenleide.“ Ähnliches im Liede von Sigenot; wenn dieser Riese schlafend Atem zieht, so biegen sich die Äste hoch in den Bäumen. Wie das Gras, der Klee, die Blumen zertreten und vom Blute gefärbt werden, kommt bei vielen Kämpfen vor. In die Blumen fällt der todwunde Siegfried.*) Am glänzendsten zeigt sich in den Rosengartenliedern der blühende Grund des Bildes, der Rosenwald, auf dem sich die riesenhaften Heldengestalten, mit den langen Schwertern ausholend, malen. In den Rosengarten am Rhein, wo unter breiter Linde die Frauen sitzen, um mit Rosen die Sieger zu bekränzen, ist der Streit entboten. Mit Rosen ist das ganze Lied durchwoben. „Soll ich nach Rosen

*) Nib. Lachm. 929· Dô viel in die bluomen der Kriemhilde man. 939 Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz; dô rang er mit dem tôde, unlange tet er daz.

retten?“ sagt der zweifelmütige Dietrich; „ich hab' ihrer zu Bern genug.“ „Ich bin all diesen Sommer ohne Rosen gangen,“ spricht der trotzige Wolfhart, und sein Bruder Alphart schlägt ihm vor, einen Kranz von Nesseln zu tragen. Beim Kampfe selbst wird erzählt, wie die Panzerringe in der Rosen Schein gestreut liegen, als wären sie ausgesät, wie der grimme Wolfhart Rosen liest, wie die Rosen zertreten werden. Ebenso im Liede von Laurin, wie dem Klee und den lichten Rosen weh geschieht.*) „Ihr habt den Rosen weh gethan, das will ich euch entgelten lan,“ ruft der Zwergkönig, Hand und Fuß zur Buße heischend. Indes die Helden sich blutige Wunden hauen, wird das Ungemach der Blumen bemitleidet; während sie mit Schwertstreichen sich betäuben, wird des gestörten Vogelsanges gedacht.

Aus Feld und Wald springen meist auch die einfachen Bilder hervor, welche zu Vergleichungen gebraucht werden. Die Rose ist das Bild der Jugendfarbe. Die spielenden Augen sind denen des Falken gleich. Der hauende Eber ist das heimische Bild der Kämpfenden. Dankwart, allein von den Seinigen übrig, geht vor den Feinden her, die ihn von beiden Seiten anspringen, als ein Eberschwein zu Walde thut vor Hunden; fremdartiger ist der Löwe, dessen Mut und Zorn, dessen weite Sprünge gleichwohl öfters zur Vergleichung dienen. Der Blick des Wolfes wird grimmen Gemütern beigelegt; wölfisch sieht im Dietleibsliede der gefangene Wolfhart; die wolfslichen Blicke kommen im Gedichte von Orendel vor; die alte üble Wölfin wird die grausame Gerlind genannt.

Noch können einzelne Vergleichungen von dichterischer Schönheit ausgehoben werden. So leuchtet Kuperans Helm, wie die Sonne auf Meeresflut; Dietleib kann sich mit seinen goldfarben Haaren vor dem Regen decken, wie der Falke mit den Flügeln; Rüdegers Herz gebiert Tugenden, wie der süße Mai Gras und Blumen bringt. Des ausgemalten Gleichnisses aber, welches die Handlung in einem andern, selbständigen Lebensbilde abschildert und verdoppelt (wie in den homerischen Bildern), entbehren unsere Lieder; dagegen verstehen sie im weissagenden Spiegel des Traumes die Geschicke bildlich aufzufassen. So der Traum im Eingange des Nibelungenliedes, vom Falken, den zween Aare greifen, und viele andere, die wir vorzüglich in die ahnungsvolle Seele der Frauen gelegt sahen; eine Bildnerei, welche weniger auf die Fülle des Lebens, als nach der inneren Tiefe gerichtet ist.

Reich ist unser epischer Stil an kurzen, aber ausdrucksvollen Bezeichnungen der Gemütszustände durch äußere Haltung und Ge-

*) Laurin 195: Den liechten rosen und dem klee geschach do aufs der maſsen we.

bärde. Schweigen ist Ausdruck des Bedenkens, der Mißbilligung. Rother, um seine Boten tiefbekümmert, sitzt auf einem Steine drei Tage und drei Nächte, ohne mit jemand zu sprechen. Der Entschlossene spricht kein Wort, bis er den entscheidenden Streich geführt hat. Stummes Ansehen bedeutet Frage, Befremdung, Niedersehen Unmut, Aufsehen Freude.

Das Ansehen im Gespräch heißt unter die Augen sehen. Der Spähende läßt die Augen wanken; höhnisch oder forschend wird über Achseln geblickt; in den schottischen Volksliedern wird gewöhnlich über die linke Schulter geblickt, oder man sieht Widerwärtiges über die linke, Erfreuliches über die rechte Schulter. Nach etwas senden heißt danach springen lassen. Zum Empfang, zu vertraulicher Besprechung faßt man sich bei der Hand. Flehende, huldigend sich Ergebende strecken die Hände. Von dem Töchterlein, das den Vater bittet, wird gesagt: da war der Jungfrau Hand an ihres Vaters Kinne. Bleich und rot werden verrät die innere Bewegung, den Wechsel von Furcht und Hoffnung, Leid und Freude. Lachen ist Äußerung der Fröhlichkeit, des Wohlgefallens, des Erstaunens. Nicht mehr zu lachen ist Eigenschaft und Vorsatz Schwergetroffener, und das erste Wiederlachen, oft nach vielen Jahren, verkündet, daß der Tag der Vergeltung gekommen sei. Vom Weinen werden lichte Augen rot; Helden sieht man Thränen über die Bärte gehen; Frauen fallen die Thränen in den Schoß, wird das Gold vor der Brust von Thränen getrübt. Überlaufen der Augen bezeichnet den ersten Anfall des Schmerzes, Blutweinen den letzten, gewaltsamsten Ausdruck. Hände werden gerungen, Dietrich beißt sich ein Glied aus der Hand.

Die mannigfaltigen Verhältnisse des Heldenlebens, die Stufen des Kampfes und der Waffenruhe, haben ihre bestimmten Merkmale. Gewappnet, ohne Stegreif springt der Held in den Sattel, die Jünglinge singen, die Rosse gehen in Sprüngen. Wenn Schiffe in See gehen, dann rauschen die Segel, krachen die Ruder an den Händen. Wer seinen Gegner nahen sieht, gürtet sein Roß besser, bindet sich den Helm fester. Hagen thut letzteres zum Zeichen, daß man sich vor Kriemhilden vorsehen müsse. Heerzüge binden die Fahnen auf. Dem Anheben des Kampfes entspricht gern die Raschheit des Verses und Vortrags. Zusammen springen die Helden, die Schwerter klingen ihnen an der Hand. Unter den Schild bückt sich der Fechtende. Über Schildes Rand wird gerufen, mit dem Schwert gewunken. Tritt ein Stillstand ein, wird unterhandelt oder Wache gehalten, so setzt der Held den Schild vor seinen Fuß, lehnt sich darüber; hebt der Streit von neuem an, so wird der Schild wieder aufgezuckt. Sitzende Recken haben das Schwert über die Kniee gelegt, zum Zeichen der Wachsamkeit oder des Trotzes. Im Zweikampfe treiben die Gegner sich mit Schlägen um. In großer Not des Streites kehren

Freunde den Rücken zusammen. Oder der Schild wird zu Rücken geworfen, das Schwert in beide Hände gefaßt. Wolfdietrichs Dienstmannen schwingen die Schilde zurück und hauen durch eine Schar von Zweitausenden ihren Herrn heraus. Dieser Augenblick der äußersten Anstrengung, wo die Brust entblößt wird, um dem Streiche die vollste Kraft zu geben, wird in nordischen Darstellungen feierlich durch den Gesang verkündigt. Gefallene liegen unter oder in dem Schilde.

Das Ungeheure der Kämpfe zu beschreiben, sind manche Wendungen wiederkehrend. Tage und Nächte hindurch währt der Streit. Da ringt Kraft wider Kraft, da wird Heldeswerk gewirkt, Sättel werden leer gemacht; Feuer springt von den Helmen; gehauen wird durch Helme, daß es auf den Zähnen widerwendet, von der Achsel bis auf den Sattel durchgeschlagen; die Schwertgriffe schneiden in die Hände, daß nicht Haut noch Fleisch daran bleibt; die Schwerter erkrummen, brechen vor der Hand; Halsberge werden weich vor Hitze; die Kühnsten werden Streites satt gemacht, niemand begehrt zu leben, Burg und Land wieder zu sehen; Wunden werden geschlagen, die nimmer verbunden werden; weite Straßen, blutige Brücken werden durch Zehntausende gehauen, manche Kehr durch ganze Heere genommen; da werden blutige Sporen gemacht, bis an die Knie im Blute gewatet, die Arme bis zur Achsel blutig gefärbt, Blut springt von den Füßen all über das Haupt; Männer, ganz blutfarb, sieht man reiten und schreiten; Blut wird für den Durst getrunken und schmeckt wie der beste Wein. Das Blut, aus weitoffenen Wunden rinnend, möcht' ein Rad treiben; es strömt in Güssen hinab, gleich Regenbächen; es dampft, daß der Sonne Schein getrübt wird; das Gefilde liegt voll Toter, als wär' ein meilenlanger Wald gefällt; Schwert und Speer stecken in den Helmen; mit Leichen wird das Feld gedüngt; Raben, Geier, Wölfe werden gesättigt. Und durch all den unmäßigen Heerschall, davon Berg und Thal ertost, glaubt man der Frauen, der Witwen lautes Weinen, an welches stets gemahnt wird, wie in klagenden Windesstößen, zu vernehmen.

Für ruhigere Zustände wird manchmal mit wenigen Strichen ein Hintergrund gezeichnet; man sieht jemand bei der Linde, vor dem Münster stehen. Der alte Biterolf steht an einer Laube (Bogenhalle), als ihm die Rückkehr seiner Kinder gemeldet wird. Frauen stehen an der Zinne, an den Fenstern; sie schweifen den Schleier um, heben das Gewand auf und gehen über den Hof.

Oft wird das Erzählte noch weiter dadurch veranschaulicht, daß man es als ein fortwährend Gebräuchliches bezeichnet; „so noch die Leute thun"; Biterolf steht unter der Laube, wie noch jetzt Fürsten thun; er pflegt seiner Gäste, wie noch ein Wirt thun soll. Wolfdietrich lehnt sich auf seinen Schild, als noch die Recken thun. Sidrat

nährt sich mit ihrer Hand, als noch viel manche thut. Rüdegers jungfräuliche Tochter, befragt, ob sie Giselhern zum Manne wolle, schämt sich, wie manche Maid gethan. Eine Königin im Dietleibsliede tröstet sich über ihren erschlagenen Gemahl, wie nach ihr viel manche gethan. Umgekehrt soll die Erzählung durch den Gegensatz heutiger Sitte gehoben werden; in der Nibelungennot wird so grimm gefochten, daß man es nimmermehr thut; Etzel faßt selbst den Schild und will kämpfen, was von so reichen Fürsten selten nun geschieht. Von Siegfrieds Ringen mit Brunhilde in der Brautkammer wird gesagt, solche Wehr dürfte nimmer an Frauen ergehen.

Ein bestimmtes Kostüm in Waffen und Kleidertracht ist allerdings bei unseren Liedern schwieriger auszumitteln, weil sie in so ungleicher Zeit und unter so verschiedenen Einwirkungen ihre letzte Gestalt erlangt haben. Durch Vergleichung mit dem üppigeren Prunke, der sich in den eigentlichen Rittergedichten auslegt, vermögen wir jedoch einige Grenze zu gewinnen und es zeigt sich uns, daß, bei manchen Ausnahmen, das Kostüm im ganzen nicht weiter vorgeschritten, als es sich am Schlusse des zwölften Jahrhunderts befand, und um diese Zeit in den Handschriftbildern Herrads von Landsperg dargestellt ist. Denn so wie in den Heldenliedern die Recken selbst noch, wie es Riesenbekämpfern und Drachentötern ziemt, derb und mächtig gebaut sind, mit breiter Brust, doch um den Gürtel schmal, hochgewachsen, mit langen Beinen, herrlichem Gang, gewaltiger Stimme, die als ein Wisentshorn erschallt, so ist auch bei der Bewaffnung mehr noch vom langen, zweischneidigen Schwerte, vom scharfen, spannenbreiten starken Ger, festen Helme, den harten, lichten Ringen die Rede, statt dessen die Rittergedichte am liebsten mit dem wunderlichen Bilderschmucke der Heraldik spielen. Das Wohlgefallen an heller, farbiger Kleidung ist jugendlichen Völkern natürlich.

Wo Himmelsstrich und Sitte nicht gestatten, die Formen der nackten Gestalt hervorzuheben, da muß der Glanz der Bekleidung höheren Wert erlangen. Zu der Frühlingsnatur im Hintergrund unserer Lieder, zu der blühenden Gesichtsfarbe, den glänzenden Haaren stimmt das blumige Gewand. Öfters wird von Frauen gesagt, wie ihre lichte Farbe gegen Gold und Gewand wettstreitend leuchte. Schon in jener Beschreibung, die Sidonius von der Brautfahrt des fürstlichen Frankenjünglings giebt, ist unsere Ansicht wörtlich bestätigt. Flammend von Scharlach, leuchtend von Gold, milchweiß von Seide schreitet er daher: Haar, Wangenröte, Hautfarbe solchem Schmucke gleichfarbig. Auch die bunte Tracht seiner Gefährten, die farbigen Schilde, die reiche Pferdezier finden wir beschrieben. Der heitere Glanz der äußeren Erscheinung war unseren Vorfahren so sehr Angehör und Abzeichen eines vollkommenen Lebens, daß nur die Freien

im Lichte heller Farben wandeln, die Unfreien aber in trübes Grau gekleidet gehen. Berchtung, Wolfdietrichs Meister, der mit seinen zehn Söhnen um der Treue willen gefangen ist, sieht diese, die Herzogskinder, an Pfingsten graue Kleider und rinderne Schuhe tragen, während die andern Fürsten in reichen Gewanden zu Hofe gehen. Da ruft er wehklagend: „Wärest du nicht tot, Wolfdietrich, du ließest uns nicht in dieser Armut!" Danach redet er nicht mehr und stirbt vor Herzeleid. Wappenröcke mit goldglänzenden Tierbildern, reichen Wechsel der Kleidung, mannigfachen Schmuck von Edelsteinen, Borten, morgenländischen Seidenstoffen, eine Frucht des aufblühenden Handels und der Kreuzzüge, kennen denn auch, vom Rothersliede an, die meisten Gedichte unseres Kreises; die kindliche Freude an diesen Dingen, das Anstaunen der neuen Herrlichkeiten nötigt oft dem Leser ein Lächeln ab.

Rothers Boten sind so herrlich gekleidet, daß Gerlind ausruft: „Wollte Gott, wir sähen den König, des diese Boten sind!" Als nun Rother selbst in seinem Prunkgewand zu Hofe kommt, da ist um ihn ein solch Gedräng von Gassern, daß die Königstochter ihn gar nicht sehen kann und ihr das Fest verloren ist; aber sie hört so viel von dieser Pracht erzählen, daß sie den Helden in ihrem Herzen zu minnen beginnt. Auch das Nibelungenlied hat ähnliche Züge: Frauen suchen die besten Kleider aus den Kisten, damit ihnen von den Gästen viel Lob und Ehre gesagt werde; wenn Helden reich bekleidet fahren, so sind sie hochgemut: auf vier Tage je dreierlei Kleider, also zu zwölffachem Wechsel, führen die vier Recken nach Island; Siegfried und Gunther reiten nach Brunhildens Burg in schneeblanker Farbe an Gewand und Roß, in rabenschwarzer folgen Hagen und Dankwart, wohl nicht ohne Bedeutung des Gegensatzes.

Wenn wir nun gleich den Keim dieses äußeren Glanzes schon in der frühesten Anschauung zu bemerken glaubten, so finden wir doch in der Art, wie er im Epos hervorscheint, nur den Übergang zu der vollsten Entfaltung, die er in den Rittergedichten der welschen Sagenkreise gewinnt.

Neben den Formen unseres epischen Stils, welche der äußeren Erscheinung Gepräg und Farbe geben, kommen noch diejenigen in Betracht, welche den Geist der Dichtung, Gedanken und Gemüt derselben, entweder unmittelbar zum Ausdruck bringen, oder über dem Ganzen schwebend erkennen lassen.

Sprichwörter, Sinnsprüche, kurze Klugreden, wie ein älterer Sammler sie nennt, sind die Lehrweisheit des Volkes, der bündige Ausdruck seiner Gesinnungen, Ansichten, Erfahrungen. Sie sind nicht das Erzeugnis eines absichtlichen Nachdenkens, einer ausgeführten Folgerung; aus der Erfahrung des Lebens, aus dem Drange der

Überzeugung und Empfindung springen sie fertig hervor, wie die reife Nuß aus der Schale. Gedrängtheit gehört zu ihrem Wesen, eben weil sie nicht Entwickelung, sondern Erfund sind. Der einstige Reichtum unserer Sprache an solchen Kernsprüchen hat sich auch den Heldenliedern mitgeteilt. Wir heben einige derselben aus, welche für den Geist des Heldenlebens bezeichnend scheinen. Biedermannes (des Tüchtigen) Erbe liegt in allen Landen. — Wer seine Feinde spart und seine Freund' erzürnet, der ist nicht wohl bewahrt. — Guten Tag man zu Abend loben soll. — Wer sich an alte Kessel reibt, der fahet gern den Rahm (Ruß), spricht Meister Hildebrand, als er seinen kampflustigen Sohn ins Gras geschwungen. — Wer fällt, der liegt. — Es sterben nur die Feigen (Todesreifen). Niemand lebt so starker, es müsse denn liegen tot. — O weh, daß vor Leide niemand sterben mag! so ruft Dietrich, als seine Getreuen erschlagen sind; es zeigt sich uns die Stärke jener Naturen, die eher Blut weinen oder sich die Glieder zerfleischen, als daß ihr Herz brechen könnte.

Durch das Ganze des Liederkreises regt sich eine mutige Laune, ein frischer Heldenscherz, den wir schon im größeren als Bestandteil mehrerer Charaktere, Hildebrands, Wolfharts, Ilsans, Rumolts, sich gestalten sahen, der aber auch in vielen einzelnen Scherzreden sich ausspricht. Beliebt ist jene bittere Ironie, der Volkers Schwert ein Fiedelbogen, Ilsans ein Predigerstab ist, oder Hagen beim Feste den allerbesten Trank schenkt. Die Fröhlichkeit erhält überhaupt ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie auf ernstem Grunde ruht. Es ist die Kühnheit, die mit der Gefahr, mit dem Tode scherzt, die, wie jene nordischen Helden, lachend stirbt. Je nachdem die Heldenwelt noch in ihrer Blüte steht, wie in den Rosengartenliedern, oder sich zum Untergange neigt, wie im Nibelungenliede, ist auch die helle oder die dunkle Seite mehr hervorgekehrt; im ganzen aber lassen beiderlei Töne, der freudige und der klagende, Lieb und Leid, sich miteinander vernehmen. Wird in der Not gescherzt, so wird in der Freude das Unheil vorgeahnt. Diese Vorahnungen aber äußern sich teils in weissagenden Träumen, wovon oben die Rede war, teils in einzelnen Mahnungen und Klagerufen, zumal am Schlusse der Strophen, welche unablässig auf nahendes Leid, auf Kampf und Mühsal, Nichtwiedersehen der Heimat und der Angehörigen, auf manches Helden Tod, auf das endliche allgemeine Verderben hinweisen.

Auch das heiterste Abenteuer des Nibelungenliedes, wie Siegfried Kriemhilden zuerst sah, schließt mit solcher Verkündigung seines jammervollen Todes. Mit fröhlichem Gelächter endet das Laurinslied, mit Weinen und Klagen der Nibelungen Not.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Max Hesses
Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben
mit Einleitungen, Bildnissen usw.

Herausgeber bez. Verfasser der biographischen Einleitungen:

Ed. Arens, Ad. Bartels, Hans Benzmann, Wilh. Bölsche, E. Castle, Herm. Fischer, Rud. Fürst, Ludw. Geiger, Rud. v. Gottschall, Eduard Grisebach, Emil Horner, Ernst Keller, Alfred Klaar, Gotth. Klee, Max Koch, Rud. Krauß, Herm. Krumm, Eugen Kühnemann, Th. Matthias, Max Morris, M. Necker, Erich Petzet, A. Schlossar, K. Siegen, Adolf Stern, Wilhelm Wetz, Georg Witkowski, W. v. Wurzbach u. a.

Ein Hauptvorzug dieser Klassiker-Ausgaben liegt in ihrer sorgfältigen Bearbeitung durch hervorragende Literarhistoriker und in ihrer Vollständigkeit! In den meisten Fällen werden Gesamt-Ausgaben geboten; wo dies aber nicht tunlich erschien, ist die Auswahl eine so reichliche und sorgfältige, daß ein ausreichendes Bild von dem Schaffen und der Eigenart des betreffenden Dichters gewonnen wird. Die Ergebnisse der literarischen Forschung werden bei allen neuen Bearbeitungen stets auf das eingehendste berücksichtigt, so daß manche Ausgaben von der Fachpresse als die besten aller erschienenen anerkannt wurden.

Die Ausstattung ist gut, die Preise sind äußerst niedrig.

Die hier angezeigten Klassiker sind meist in vier Ausgaben zu beziehen:

1. Broschiert.
2. In Orig.-Leinenband.
3. Feine Ausgabe auf besserem Papier in solidem Halbfranzband.
4. Luxus-Ausgabe auf besserem Papier in Liebh.-Halbfranzband.

Arnim, Achim v., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausg. von Dr. Max Morris. Mit Bildnis u. Schriftprobe. Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Arnim u. Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Drei Teile in einem Bande. Hundertjahrs-Jubelausgabe herausgegeben von † Eduard Grisebach. Mit Nachbildungen der fünf Titelkupfer der Original-Ausgaben.
Brosch. M. 1.50. In 1 Lnbd. M. 2.—. In 1 Geschenkbd. M 3.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

Bauernfeld, Ed. v., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausg. v. Dr. Emil Horner. Mit Bildn., Faksim. u. Handschriftprobe. Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Börne, Ludw., Gesammelte und nachgelassene Schriften in 8 Bänden. Mit Bildnis, einem Briefe in Faksimile und einer Einleitung von Prof. Dr. Alfred Klaar. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Max Hesses Volksbücherei . . . . . Seite 10—15.
Die Meisterwerke der deutschen Bühne . . . . . Seite 16.

Brentano, Clemens, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Mit biographisch-kritischen Einleitungen herausgegeben von Dr. Max Morris. Mit zwei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Brinckman, John, Sämtliche Werke in 5 Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Weltzien. Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Bürger, G. A., Sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Wolfg. von Wurzbach. Mit 4 Bildnissen und e. Brief als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Byron, Sämtliche Werke in 9 Bänden. Übersetzt von Ad. Böttger. Herausg. und aus anderen Übersetzungen ergänzt von Prof. Dr. Wilhelm Wetz. Mit 3 Bildnissen, Abbildung von Byrons Stammsitz und e. Faksimile. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Cervantes, Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Jubiläums-Ausgabe in 4 Bänden u. Bildnis. Übersetzt von L. Tieck. Mit Einl. u. Anmerkungen herausg. von Dr. Wolfgang von Wurzbach. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbdn. M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Lux.-Ausg. M. 7.—.

Chamisso, Ad., Sämtliche Werke in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung v. Prof. Ad. Bartels. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Dante, Göttliche Komödie und Neues Leben. Neu übersetzt und erläutert von K. Zoozmann. (Erscheint 1907.)

Droste-Hülshoff, Annette v., Sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Eduard Arens. Mit 5 Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Eckermanns Gespräche mit Goethe. 3 Bände, mit Einleit., Anmerk. u. Register herausg. v. Prof. Dr. Ludw. Geiger. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Eichendorff, Jos. von, Werke in 4 Bänden. Mit einer Einleitung von Rud. von Gottschall. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Eichendorff, Jos. von, Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Mit Einleitung von Dr. G. Karpeles. In 1 Leinenband M. 1.25.

Freiligrath, Sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Ludwig Schröder. Mit 3 Bildnissen, 2 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Gaudy, Werke in 3 Bänden. Mit Gaudys Bildnis und Faksimile, sowie Einl. von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.50. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Gerstäcker, Friedr., Ausgewählte Erzählungen u. Humoresken. 8 Bände, mit des Dichters Bildnis und Einleitung von Kurt Holm. Brosch. M. 2.40. In 2 Orig.-Leinenbänden M. 3.60. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Goethe, Sämtliche Werke in 44 Bänden. Vollständige Ausgabe, mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Mit 2 Bildnissen, e. Gedicht in Faksimile u. Registerband. Brosch. M. 12.—. In 12 Leinenbänden M. 20.—. Feine Ausgabe M. 30.—. Luxus-Ausgabe M. 38.—.

Hamburger Fremdenblatt (1902, 18./1.): . . . Max Hesses große Goethe-Ausgabe ist gegenwärtig die vollständigste von allen.

Dr. Harry Mayne in der **Rhein.-Westfälischen Zeitung** (21 September 1902): . . . Auch eine Anzahl von bisher einzig in der Weimarer Ausgabe abgedruckten Goetheschen Werke sind in die Hessesche Ausgabe übergegangen, die demnach an Vollständigkeit alle populären Ausgaben übertrifft . . . Ganz vortrefflich und höchst wertvoll ist der Registerband.

Goethe, Werke. Auswahl in 16 Bänden. Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem und Goethes Bildnis. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Goethe, Werke in 24 Bänden. (Erweiterte Auswahl.) Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem und Goethes Bildnis. Brosch. M. 6.60. In 6 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Im Anschluß an die erweiterte Auswahl in 24 Bänden erschien:

Goethe, Werke. Ergänzungs-Ausgabe in 20 Bänden. Mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. In 6 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

☛ Diese Ausgabe dient dazu, die Auswahl in 24 Bänden zur Gesamt-Ausgabe zu ergänzen.

Grillparzer, Sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausg. u. mit Einleitungen u. Anmerkungen versehen von Dr. Moritz Necker. Mit 7 Bildnissen, Handschriftproben, sowie mehreren Registern. Brosch. M. 4.50. In 4 Leinenbänden M. 6.—, in 6 Leinenbänden M. 8.—. Feine Ausgabe in 4 Hlbfrzbdn. M. 9.50, in 6 Hlbfrzbdn. M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Wiener allgemeine Zeitung (1. III. 1903): . . . Die Ausgabe von Max Hesse ist vollständiger, als alle anderen Ausgaben.

Freie Schulzeitung (Wien, XXIX, 27, Beilage): . . . Diese Gesamtausgabe, die vollständigste und beste aller bisherigen . . . .

Grillparzer, Ausgewählte Werke in 8 Bänden. Mit mehreren Bildnissen und zwei Handschriftproben. Herausgegeben von Dr. Moritz Necker. In 2 Leinenbänden M. 3.50. In 4 Leinenbänden M. 4.—. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Grillparzer, Meisterdramen in 4 Bänden. Mit 8 Einleitungen von Dr. Moritz Necker. In 1 Leinenband M. 1.75.

Inhalt: Die Ahnfrau. — Sappho. — Das goldene Vlies. — König Ottokars Glück u. Ende. — Ein treuer Diener seines Herrn. — Des Meeres und der Liebe Wellen. — Der Traum, ein Leben. — Weh dem, der lügt!

Grün, Anastasius, Sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, 2 Titelkupfern der ersten Ausgaben und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Halm, Fr., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit 3 Bildnissen, einem Brief u. e. Gedichte als Handschriftproben. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Hamerlings Werke in vier Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Michael M. Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. In 4 Leinenbänden M. 20.—.

Einzel-Ausgaben in Leinenbänden: Ahasver in Rom M. 3.—. Amor und Psyche M. 2.—. Aspasia M. 5.—. Blätter im Winde M. 3.—. Danton und Robespierre M. 3.—. Gesammelte kleinere Dichtungen M. 2.—. Germanenzug M. 1.—. Gesammelte Erzählungen, Studien und Skizzen. I. M. 4.—. — Dasf. II. M. 4.—. Homunkulus M. 3.—. König von Sion M. 3.—. Lehrjahre der Liebe M. 3.—. Letzte Grüße a. Stiftinghaus M. 3.—. Lord Lucifer M. 2.—. Schwanenlied der Romantik M. 1.20. — Sinnen u. Minnen M. 3.—. Stationen meiner Lebenspilgerschaft M. 4.—. Teut M. 1.50.—. Die sieben Todsünden M. 2.—. Venus im Exil M. 1.50.

Hauff, Sämtliche Werke in 6 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie Einleitung von Prof. Dr. Ad. Stern. Brosch. M. 2.25. In 2 Leinenbdn. M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—.

Hebbel, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Emil Kuh, neu herausgegeben von Prof. Herm. Krumm. Mit Hebbels Bildnis und einem Gedicht in Faksimile. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinbd. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Hebbels Tagebücher. Auf Grund der Quellen ausgewählt und herausgegeben von Prof. Hermann Krumm. 4 Bde. Mit ausführlichem Register. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Zu obigem billigen Preise wird diese Ausgabe, die durch eine überaus reiche Anzahl von Anmerkungen und Verweisen zu einem Kommentar der Werke ausgestaltet wurde, allen Verehrern des Dichters hochwillkommen sein!

Hebel, Joh. Pet., Sämtliche poetische Werke, nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe, **in 6 Bänden.** Mit des Dichters Bildnis, zwei Abbildungen, einem Briefe als Handschriftprobe und einem Wörterbuch der alemannischen Mundart. Herausgegeben und erläutert von Dir. Prof. Ernst Keller. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4 50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Heine, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie einer Biographie von Dr. G. Karpeles. Brosch. M. 3.60. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 4.50. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Herders Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Kühnemann. (In Vorbereitung!)

Herwegh, Georg, Gedichte eines Lebendigen. Herausg. v. Marcel Herwegh. Mit des Dichters Bildnis und einer Einleitung von Prof. B. Fleury. Brosch. 60 Pf. In 1 Leinenband M. 1.—. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Hoffmann, E. T. A., Sämtliche Werke in 15 Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von †Eduard Grisebach. Mit drei Selbst-Bildnissen Hoffmanns, einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgaben wiederholenden Illustrationen. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbänden M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 15.—.

Hoffmann von Fallersleben, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Mit Bildnissen u. Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—

Homer, Werke (Ilias und Odyssee) in zwei Bänden, mit zwei Bildnissen. Übersetzt von Joh. Heinrich Voß. (Abdruck der ersten Ausg.) Mit Einleitung von Prof. Dr. Gotthold Klee. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Homer, Ilias und Odyssee. Übersetzt von J. H. Voß. 2 Bände in 1 Leinenband M. 1.50.

Immermann, Der Oberhof. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. 60 Pf. In 1 Lnbd. M. 1.—. Geschkbd. M. 1.50. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Kerner, Justinus, Sämtliche poetische Werke in 4 Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen von Prof. Dr. J. Gaismaier. Mit 3 Bildnissen, 3 Abbildungen, 41 Nachbildungen der Kleckssographien und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänd. M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Kleist, Sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Siegen. Mit drei Bildnissen des Dichters, einer Abbildg. seiner Grabstätte u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Diese Ausgabe enthält alle Schriften Kleists, die noch nachträglich aufgefunden und allgemein als von ihm herrührend anerkannt wurden und ist somit die vollständigste aller Volksausgaben des Dichters.

Kompert, Leopold, Sämtliche Werke in 10 Bänden. Mit 5 Bildnissen, mehreren Abbildungen und einer Handschriftprobe, sowie biographischer Einleit. von Dr. St. Hock. Brosch. M. 9.—. In 5 Leinenbänden M. 12.—. Geschenkausgabe in Karton M. 15.—.

Körner, Sämtliche Werke in 4 Teilen. Neue vervollständigte und kritisch durchgesehene Ausgabe. Herausgegeb. von Prof. Dr. Eugen Wildenow. Mit 4 Bildnissen, einem Gedichte nach der Handschrift u. 3 Abbildungen. Brosch. M. 1.20. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Mit Nachwort von Anna von Kügelgen und Anhang: Auszüge aus W. v. Kügelgens Briefen. Eingeleitet und herausgegeben von Prof. Dr. Ad. Stern. Mit 2 Bildnissen und Faksimile. Brosch. M. 1.40. In 1 Leinbd. M. 2.—. In 1 einf. Leinbd. M. 1.60. In feinem Geschenkbd. M. 3.—.

Kurz, Hermann, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Prof. Dr. Hermann Fischer. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13.)

Laube, Heinrich, Ausgewählte Werke in 10 Bänden. Herausgeg. von Dr. H. H. Houben. Mit 2 Bildnissen ꝛc. Brosch. M. 7.50. In 5 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausg. M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Lenau, Sämtliche Werke in 2 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, herausg. v. Prof. Dr. Eduard Castle. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Über Lenau und aus seinem Kreise erschienen:

Castle, Nicolaus Lenau. Mit 9 Bildnissen und einer Schriftprobe. 60 Pf., in Lnbd. M. 1.—.

— **Lenau und die Familie Löwenthal.** Briefe u. Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Mit 10 Bildnissen und 4 Schriftproben. gr. 8°. M. 9.—. In Leinenband M. 10.50. In 2 Leinenbänden M. 12.—.

Löwenthal-Kleyle, Sophie, Mesalliert. Erzählung aus dem Nachlaß. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Eduard Castle. Mit Bildnis der Verfasserin M. 3.—, in Lnbd. M. 4.—.

Lessing, Werke in 6 Bänden. Mit Lessings Bildnis u. Faksimile, sowie einer Einleitung von Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.50. In 3 Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe M. 7.50. Luxus-Ausgabe M. 9.50.

Lessing, Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Mit Einleitung von Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Ludwig, Otto, Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Prof. Adolf Bartels. Mit Ludwigs Bildnis, Abbildung des Ludwig-Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Faksimile, sowie Biographie und Charakteristik Ludwigs. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Ludwigs ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Fr. Bernt. In 1 Leinenband M. 2.—.

Ludwig, Sämtl. erzähl. Schriften. In Orig.-Geschenkbd. M. 2.25. (Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13.)

Meyr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries. Gesamt-Ausgabe in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Einleitung von O. Weltzien. In 2 Orig.-Lnbdn. M. 3.60. In 2 eleg. Geschenkbänden M. 5.—.

Mörike, Sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Rud. Krauß (Stuttgart). Mit ausführl. Lebensbeschreibung, 12 Einleitungen, 6 Bildnissen, faksimil. Briefen 2c. Brosch. M. 4.—. In 2 Lnbdn. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 6.50. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Diese Ausgabe enthält auch Mörikes Jugend-Dichtungen, sowie seine überaus wertvollen Gelegenheits-Gedichte. „Wer in Zukunft den ganzen Mörike kennen will, **der muß aus dieser Quelle schöpfen,**" schrieb Professor Dr. Eduard Engel im Hamburger Fremdenblatt.

Mörike, Gesammelte Schriften in 4 Bänden. Herausg. von Dr. Rud. Krauß. Mit Bildnis und Faksimile. In 1 Leinenbd. M. 2.—. (Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13—14.)

Nieritz, Karl Gustav, Ausgewählte Volkserzählungen. Herausg. von Prof. Dr. Adolf Stern. 12 Erzählungen in einem Bande. Brosch. M. 1.50. In Leinenband M. 2.—.

Novalis (Friedrich v. Hardenberg), Ausgewählte Werke in 3 Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

Platen, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch und Dr. Erich Petzet. (In Vorbereitung!)

Raimund, Ferd., Sämtl. Werke in 3 Bänden. Mit 3 Bildnissen und Faksimile, herausg. von Prof. Dr. E. Castle. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinbnd. M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. 1 Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Reuter, Fritz, Sämtliche Werke. Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben von Prof. Dr. Carl Friedr. Müller (Kiel). Als Beigaben: 5 Bildnisse, 9 Abbildungen, ein Brief als Handschriftprobe, sowie ein vollständiges Reuter-Lexikon. Brosch. M. 4.50. In 3 einfachen Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe brosch. M. 6.—.

In 4 Bände gebunden: Leinenband M. 6.—. Feine Ausg. M. 9.50. Luxus-Ausg. M. 12.50. In 7 Bände gebunden (das Lexikon als 7. Bd.!): Lnbd. M. 8.—. Feine Ausg. M. 12.—. Luxus-Ausg. M. 16.—.

„Dankbar kann das deutsche Volk auf diese wirklich wundervolle Ausgabe aller Werke von Fritz Reuter blicken .... Mit einem Wort: eine Musterausgabe von Fritz Reuter." (Lehrer-Zeitung, Weimar.)

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 14.)

Reuter, Ausgewählte Werke in 9 Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Fr. Müller (Kiel). Mit 5 Bildnissen, 9 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Vom Herausgeber der obigen Reuter-Ausgabe erschien ferner:

Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Sammlung und Erklärung volkstümlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten im mecklenburgischen Platt. Brosch. M. 1.20. In Leinenband M. 1.50.

Das Werk enthält 1600 volkstümliche Wendungen und sprichwörtliche Redensarten aus Reuters Werken.

Zur Sprache Fritz Reuters. Ein Beitrag zur Kenntnis der mecklenburgischen Mundart. 50 Pf.

Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. Mit einem Vorwort der Verlagshandlung. 20 Pf. (Für alle Besitzer meiner Reuter-Gesamt-Ausgabe kostenfrei, soweit der Vorrat reicht!)

Rückert, Fr., Werke in 6 Bänden. Herausg. von † Prof. Dr. C. Beyer. Mit literar. Anmerk., zwei Gedichten in Originalhandschrift und einer Einleitung. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbdn. M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Diese Ausgabe umfaßt über 3000 Seiten und enthält viele Dichtungen, die in keiner andern Ausgabe zu finden sind.

Schiller, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie Biographie u. Charakteristik von Dr. Gustav Karpeles. Brosch. M. 3.60. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 4.50. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Seidl, Joh. Gabriel, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausg. von Dr. W. v. Wurzbach. Mit Bildnis u. Stammbuchblatt als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Shakespeare, Sämtliche dram. Werke in 12 Bänden. Übersetzt von Schlegel und Tieck. Mit einer Einleitung von Dr. Max Mendheim. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbdn. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Simrock, Karl, Ausgewählte Werke in 12 Bänden. Mit Einleitungen und einer Biographie des Dichters herausgegeben von Prof. Dr. Gotthold Klee. Mit Simrocks Bildnis und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbänden M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 16.—.
(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei" S. 14.)

Stifter, Adalbert, Ausgewählte Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Rudolf Fürst. Mit Bildnis, einem Gedichte in Faksimile und Abbildung des Stifterdenkmals. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.
(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 15.)

Tieck, Ludw., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben v. Prof. Dr. G. Wittkowski. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Als Ergänzung zu dieser Ausgabe erschien in Max Hesses Volksbücherei: **Tieck, Vittoria Accorombona.** Roman, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. **G. Klee.** 60 Pf., in Lnbd. M. 1.—.

Uhland, Ludw., Werke in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung von Rud. v. Gottschall. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenbd. M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Wieland, Ch. M., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeb. von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Zschokke, Heinrich, Sämtliche Novellen in 12 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Ad. Vögtlin. In 4 Leinenbänden M. 8.—.

Zschokke, Heinrich, Ausgewählte Novellen. 6 Bände in 2 Leinenbänden M. 4.—.

Zschokke, Heinrich, Humoristische Novellen. 3 Bände in 1 Leinenband M. 2.25.

„Der Verlag von Max Hesse in Leipzig hat auf dem Gebiete der billigen Klassiker-Ausgaben heute die Führung," schrieb Herr Professor Ad. Bartels im Literarischen Zentralblatt.

Ferner Herr Professor Dr. Gotthold Klee in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht: „Unter den sogenannten Volks-Klassiker-Ausgaben stehen die Hesseschen ohne Frage obenan."

Max Hesses Volksbücherei und Geschenk-Ausgaben.

Preis jeder Nummer 20 Pf. = 24 H. öst. W.

Die „Deutsche Schulzeitung" (Berlin) schreibt: „Wie schon diese Auswahl zeigt, ist Max Hesses Volksbücherei wohl geeignet, dem wirklich vorhandenen Lesebedürfnis des Volkes zu dienen und den sittenverderbenden Einfluß der Hintertreppen-Literatur zu bekämpfen. Mit wenigen Pfennigen kann sich jede Familie hier eine Bibliothek guter Hauslektüre verschaffen . . . Die Ausstattung ist gediegen . . . der Druck ist scharf und sauber, das Papier kräftig und schön."

Einband-Probe

Hesses Volksbücherei bringt Meisterwerke der schönen Literatur aller Völker sowie wirklich gute Unterhaltungs-Schriften älterer und neuerer Zeit. Auf die Ausstattung, insbesondere auf den Druck ist große Sorgfalt verwendet; die Prosabände sind meist in besonders deutlicher und großer Schrift gedruckt. Die Ziffer hinter dem Titel ist die Nummer, die das Werk in „Max Hesses Volksbücherei" trägt. Die mit „gbd." bezeichneten Werke sind in hübschen Leinenbänden zu beziehen. Die „Geschenkbände" zeichnen sich durch besonders geschmackvolles äußeres Gewand aus (vergleiche die nebenstehende Abbildung). Gebundene Werke, bei denen keine Nummer angegeben ist, sind Einzel-Ausgaben aus Max Hesses Klassikern.

Achleitner, A., Angela. Tir. Nov. 321.
— Der Finanzer. Erz. v. Bodensee. 333. Mit Nr. 321 gbd. 80 Pf.
Amelungenlied, Das, siehe Simrock.
Anzengruber, Hartingers alte Sixtin und andere Erzähl. 151—152. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
Benzmann, H., Meine Heide. Gedichte. 60. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.
Bernhard, Marie, Heimatluft. 127. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.—.
Bethge, H., Deutsche Lyrik seit Liliencron. Mit 8 Bildn. 280—286. Kart. M. 1.80, Leinbd. M. 2.—, Geschenkbd. M. 3.—.
Bethge, H., Dasf. In d. Presse numer. Exemplare (1—100) auf imit. Büttenpapier in Pergamentband M. 8.—.
— Deutsche Oden. 171. gbd. 60 Pf.
Blüthgen, Victor, Mama kommt! Humoreske. 311. gbd. 60 Pf.
Böhlau, Helene, Sommerseele. Muttersehnsucht. 161—162. gbd 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
***Bonté, H.**, Studentengesch. u. and. 325.
Börne, Erz. u. verm. Aufsätze. gbd. M. 1.-.
— Briefe aus Paris. gbd. M. 1.50.
— Nachgelassene Schriften. gbd. M. 1.50.

Brentano, Clemens, Aus der Chronika e. fahr. Schülers. 176. gbd. 60 Pf.

— Romanzen vom Rosenkranz. Einl. v. M. Morris. 228-231. gbd. M. 1.20.

— Ausgew. Märchen. Einleit. v. Max Morris. 258—260. gbd. M. 1.—.

— Geschichte vom bravenKasperl und dem schönen Annerl. Die mehreren Wehmüller. 238. gbd. 60 Pf.

Brinckman, John, Vagel Grip. 'n Dönkenbok. 71—72. gbd. 80 Pf.

— Kasper-Ohm un ick. 86—87. gbd. 80 Pf.

— Voß un Swinegel und andere Erzählungen. 96—97. gbd. 80 Pf.

Bürger, G. A., Sämtliche Gedichte. 1.bd. M. 1.—. Geschenkbd. M. 1.25.

— Münchhausens Reisen u. Abenteuer. 53. gbd. 60 Pf.

Byron, Sämtl. dram. Werke. gbd. 1.50.

— Sämtl. Gedichte. gbd. M. 1.50.

— Ritter Harolds Pilgerfahrt. Der Korsar. Lara. gbd. M. 1.—.

— Erzählende Dichtungen. gbd. M. 1.—.

— Don Juan. 2 T. in 1 Bde. gbd. M. 1.50.

Chamisso, Sämtl. Dichtungen, hrsg. v. K. Siegen. 2 Bde. in 1 gbd. M. 1.25.

— Reise um die Welt. gbd. M. 1.20.

Chijam, Omar, Vierzeilen. Nach Fitzgerald ausgewählt und übersetzt von R. C. Gittermann. 225.

Dichter u. Denker I: Goethes Leben u. Werke von L. Geiger. 156—157. gbd. 80 Pf.

— **II:** Shakespeare von Edward Dowden. Deutsch von Paul Taussig. 245—247. gbd. M. 1.—.

Droste-Hülshoff, Gedichte. Herausg. v. Ed. Arens. Mit Bildn. d. Dichterin. 221-224. gbd. 1.20. Geschenkbd. M. 1.80

— Das geistliche Jahr. Geistl. Lieder Herausg. v. Ed. Arens. 232—233. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

— Die Judenbuche. 243. gbd. 60 Pf.

Düsterbrock, M., En poor Planten ut minen Goren. (Plattdeutsche Erzähl. u. Humoresken.) Einl. v. L. Schröder. 262—263. gbd. 80 Pf.

Eichendorff, Gedichte. gbd. M. 1.—. Geschenkbd. M. 1.25.

— Viel Lärmen. Marmorbild. 80.

— Aus dem Leben ein. Taugenichts. 132. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Freiligrath, Ferdinand, Gedichte. Herausg. von Ludwig Schröder. 384—387. gbd. M. 1.20., Geschenkband M. 1.80.

Gaudy, Aus d. Tagebuch e. wandernden Schneidergesellen. 69. gbd. 60 Pf.

Gerhardt, Paul, Sämtliche Lieder. Bearb. u. herausg. v. D. P. Kaiser. Mit Bildnis. 339—345. Leinenbd. M. 2.—. Geschenkband M. 3.—.

Gerstäcker, Friedr., Ausgewählte Erzählungen und Humoresken. I. Verhängnisse. Die Flucht über die Kordilleren. Die Backwoodsmen Nordamerikas. 6—7. gbd. 80 Pf. — II. Das sonderbare Duell. Ein berühmter Name. 12. gbd. 60 Pf. — III. Irrfahrten. Der tote Zimmermann. 35—36. gbd. 80 Pf. — IV. Herr Hobelmann. Humoristische Erzählung. 54. gbd. 60 Pf. — V. Der Wilddieb. Der erkaufte Henker. 55-56. gbd. 80 Pf. — VI. John Wells. Die Stiefmutter. Der Bekehrte. 57. gbd. 60 Pf. — VII. Die Moderatoren. Erzählg. aus Texas. 63. gbd. 60 Pf. — VIII. Herrn Mahlhubers Reise-Abenteuer. Zacharias Hasenmeiers Abenteuer. 78—79. gbd. 80 Pf.

Glümer, C. v., Gesühnt. Nov. 257.

Gödicke, Elisabeth, Jans Larsen. (In Vorbereitung.)

Goethe, Gedichte. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.25, Halbleinenband 85 Pf.

— West-Östlicher Diwan. gbd. 75 Pf.

— Faust. Erster u. zweit. Teil. gbd. 75 Pf., Geschenkband M. 1.—.

— Dramatische Meisterwerke. 2 Bde. in in 1 gbd. M. 1.20.

— Italienische Reise. gbd. M. 1.—.

— Die Wahlverwandtschaften. gbd. 75 Pf.

— Wilh. Meisters Lehrjahre. gbd. M. 1.20.

— — Wanderjahre. gbd. M. 1.—.

— Aus meinem Leben. gbd. M. 1.20.

— Hermann u. Dorothea. Mit Einl. u. Anm. hrsg. v. Dir. Dr. E. Wasserzieher. 39. kart. 40 Pf., gbd. 60 Pf.

— Werthers Leiden. 70. gbd. 60 Pf.

Grasberger, Hans, Die schöne Kastellanin. Maria-Buch. Einleitung von Rosegger. 248—249. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Gregori, Ferdinand, Lyrische Andachten. Natur- u. Liebesstimmungen deutscher Dichter. Mit Buchschmuck v. Fidus. 273—279. kart. M. 1.80, Lnbd. M. 2.—. Geschenkbd. M. 3.—.

— dasf. In der Presse numerierte Exemplare (1—100) auf imit. Bütten papier in Pergamentband M. 8.—.

Greif, Martin, s. „Moderne Lyriker".

Grillparzer, Die Ahnfrau. 1. — Sappho. 2. — Das goldene Vlies. I. 8—9. dasf., gbd. 80 Pf. — König Ottokar. 10. — Ein treuer Diener. 11. — Des Meeres und der Liebe Wellen. 18. — Der Traum ein Leben. 19. — Weh dem, der lügt! 20. — Ein Bruderzwist. 21. — Die Jüdin von Toledo. 22. — Libussa. 30. — Esther. Hannibal. Drahomira. Psyche. Spartakus. 33. Erzählungen. 34. gbd. 60 Pf. — Sämtliche Gedichte u. Epigr. (M. Necker). 1. Bd. 44—45. 2. Bd. 46-48. In 1 Lnbd. M. 1.50, Geschenkband M. 1.80. — Selbstbiographie. 49—50. gbd. 80 Pf.

Groller, B., Lori Bergmann. Vor der Ruhe. Seitensprünge. Novell. 138.

Gudrun, Übersf. v. K. Simrock. Mit Einleitung von Gotthold Klee. 350—352. gbd M. 1.

Halm, Ausgewählte Gedichte. Mit Einl. von A. Schlossar. 163. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

— Ausgewählte Novellen. Mit Einleit. v. A. Schlossar. 159-160. gbd. 80 Pf.

Hartmann, Der Krieg um den Wald. Mit Einleitg. u. Anmerk. von W. v. Wurzbach. 174—175. gbd. 80 Pf.

Hauff, Lichtenstein. 41—43. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.25. — Das Bild des Kaisers. 76. — Gedichte u. Novellen. gbd. 75 Pf. — Der Mann im Monde. gbd. 75 Pf. — Memoiren des Satan. gbd. 75 Pf. — Märchen. gbd. M. 1.—. — Phantasien im Bremer Ratskeller. Novellen und Skizzen. gbd. 75 Pf.

Hebbel, Sämtl. Gedichte. gbd. M. 1.50.

Hebel, Joh. P., Alemannische Gedichte. 324—326. gbd. M. 1.—.

Heigel, Karl von, Im Fiartal. Eine Erzählung. 252. gbd. 60 Pf.

Heine, Buch der Lieder. gbd. M. 1.-, Geschenkbd. M. 1.25.

— Neue Gedichte 2c. gbd. M. 1.—.

— Romancero. Letzte Ged. gbd. M. 1.—.

Heldenbuch, Das kleine, von Karl Simrock. Mit Einl. v. Gotthold Klee. I. 353—355. (Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten.)

— Dasf. II. 356—358. (Das Hildebrandslied. Ortnit. Hugdietrich und Wolfdietrich.)

— Beide Teile in 1 Lnbd. gbd. M. 1.60.

Heliand, Übersetzt v. Karl Simrock. Mit Einleitung v. Gotthold Klee. 359—360. gbd. 80 Pf.

Herwegh, Georg, Gedichte eines Lebendigen. Herausg. von Marcel Herwegh. Mit Bildnis. 234—236. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60.

Hoffmann, Klein Zaches. 40. gbd. 60 Pf.

— Die Serapionsbrüder. Gesammelte Erz. u. Märchen in 2 Lnbdn. M. 3.—.

— Der Doppelgänger. Der Feind. 94.

— Phantasiestücke. gbd. M. 1.20.

— Elixiere des Teufels. gbd. M. 1.—.

— Kater Murr. gbd. M. 1.20.

— Letzte Erzählungen. — Meister Floh. 3 Bände in 1 Leinenbd. M. 1.50.

Holzamer, Wilhelm, Am Fenster u. a. Erzähl. (Der arme Lukas, Der lange Hahn usw.) 308—310. gbd. M. 1.—. Geschenkband M. 1.60.

Homer, Ilias. (von Voß.) 23—25. gbd. M. 1.—.

— Odyssee. (v. Voß.) 26—28. gbd. M. 1.—.

Ibsen, Gedichte. Übersf. u. eingel. v. Dr. H. Neumann. 220. gbd. 60 Pf.

Jensen, Wilhelm, Der Tag v. Stralsund. Erzählung aus der Hansa-Zeit. 3—4. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

— Im Frühlingswald. Eine Schachpartie. Zwei Erz. Mit des Dichters Bildnis. 218-219. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. 1.50.

Kurz, Herm., Schillers Heimatjahre. Roman. 115—120. gbd. M. 180.

— Der Sonnenwirt. 121—126. gbd. M. 1.80.

— Die Zaubernacht u. and. Nov. 128.

— Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie u. andere Erzähl. 134—135.

— St. Urbans Krug u. a. Erzähl. 136.

— Der Weihnachtsfund. 139—140. gbd. M. 1.—. — Die beiden Tubus. 141.

— Gesammelte kleinere Erzählungen. 4 Teile in 1 Lnbd. M. 1.80.

Laube, H., Louison. Theater-Novelle. 334—336. gbd. M. 1.—.

Lessing, Meisterdramen. gbd. M. 1.—.

— Hamburg. Dramaturgie. gbd. M. 1.—.

Liliencron, Detlev v., Zehn ausgew. Novellen. Mit Bildnis und einer Einl. v. L. Schröder. 149—150. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

— siehe auch unter „Moderne Lyriker".

Ludwig, Otto, Gedichte und Dramen. 1 Lnbd. M. 1.50. — Studien. gbd. M. 1.50. — Sämtl. erz. Schriften. M. 2.25. — Zwischen Himmel u. Erde. 13—14. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Märchen v. toten Kinde. Aus e. alten Schulmeisterleben. 65. — Die Emanzipation d. Domestiken. 51. gbd. 60 Pf. — Die wahrhafte Geschichte von den drei Wünschen. 52. gbd. 60 Pf. — Die Heiteretei und ihr Widerspiel. 82—84. gbd. M. 1.—. Geschenkband M. 1.60.

Meinhardt, Ad., Auf dem Heilwigshof. Erzählung. 261. gbd. 60 Pf.

Meyr, Melchior, Erzählungen aus d. Ries. (I): Ludwig u. Annemarie. Ende gut, alles gut. 66-68. gbd. M. 1.-.

— dasf. (II): Die Lehrersbraut. Der Sieg d. Schwachen. 91-93. gbd. M. 1.—.

— dasf. (III): Regine. Gleich und gleich. 142—144. gbd. M. 1.—.

— dasf. (IV): Der schwarze Hans. Georg. 177—179. gbd. M. 1.—.

Moderne Lyriker I: Detlev von Liliencron, von Hans Benzmann. Mit Bildnis. 148. gbd. 60 Pf. (Mit etwa 40 Gedichten Liliencrons.)

— **II:** Martin Greif, von Laurenz Kiesgen. Mit Bildn. 237. gbd. 60 Pf. (Mit etwa 50 Gedichten Greifs.)

— **III:** Richard Dehmel, v. Rud. Frank. (In Vorbereitung.)

Mörike, Eduard, Gedichte. Idylle v. Bodensee. M. Bildn. u. Fakf. 287-290. gbd. M. 1.20, Geschenkband M. 1.80.

— Maler Nolten. Roman. Zwei Teile in 1 Bde. Mit Einl. von Rudolf Krauß, Vorwort von Julius Klaiber und Mörikes Bildnis und Faksimile. 291—295. gbd. M. 150, Geschenkband M. 2.40.

— Novellen u. Märchen. 296—297. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Mörike, Eduard, Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. 298—299. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

— Mozart auf der Reise nach Prag. Nov. 300. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Multatuli, Minnebriefe u. Millionenstudien in Auswahl. 81.

— Infam kassiert. Erzählung. Übersetzt von Adolf Glaser. 253.

Nibelungenlied, Das, Übersf. von K. Simrock. Mit Bildn. u. Einleit. von Gotthold Klee. 346—349. gbd. 1.20.

Niemann, Aug., Frauenliebe. Novelle. 322. gbd. 60 Pf.

Novalis, Sämtliche Gedichte. Mit Einl. hrsg. v. W. Bölsche. 85. gbd. 60 Pf.

— Heinrich v. Ofterdingen. M. Einl. v. W. Bölsche. 109—110. gbd. 80 Pf.

Oden, Deutsche. Ausgewählt von Hans Bethge. 171. gbd. 60 Pf.

Oelckers, Der Autographensammler u. sein Neffe. Humor. Erzählung. 158.

Perfall, Ant. Frhr. v., Die Landstreicherin. Oberbayr. Erzählung. 323. gbd. 60 Pf.

Petersen, Marie, Die Irrlichter. 77. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.20.

— Prinzessin Ilse. 88. gbd. 60 Pf. Geschenkband M. 1.20.

Pichler, Adolf, Der Flüchtling. Ein Brautpaar. Zwei Geschichten a. Tirol. Mit Einleitg. von K. Bienenstein u. ein. Beitr. v. Peter Rosegger. Mit Bildn. des Dichters. 267—268. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Reuter, F., Polterabendgedichte (Julklapp). Lustsp. 185—187. gbd. M. 1.—. —Läuschen un Rimels. 2 Tle. 188-190. gbd. M. 1.—. —De Reis' nah Belligen. 191—192. gbd. 80 Pf. — Kein Hüsung. 193—194. gbd. 80 Pf. — Hanne Nüte. 195—196. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut de Franzosentid. Woans ick tau' ne Frau kamm. 197—198. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut mine Festungstid. 199—201. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60. — Schurr-Murr. 202—204. gbd. M. 1.—. — Ut mine Stromtid. 3 Tle. 205-211. gbd. M. 2.—. Geschenkband M. 3.—. Dörchläuchting. 212-214. gbd. M. 1.—

Reuter, F., Montecchi un Capuletti (Reif' nah Konstantinopel). 215-217. gbd. M. 1.—.

Rietschel, Ernst, Jugenderinnerungen. Mit Fakf. u. einer Einl. hrsg. v. Ad. Stern. 147. gbd. 60 Pf.

Roquette, Otto, Das Eulenzeichen. Die Tage d. Waldlebens. Zwei Nov. 164—165. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Rosegger, Peter, Der Höllbart. Mit Bildn. u. einer Einl. v. Ad. Stern. 61—62. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Rückert, Fr., Gedichte. gbd. M. 1.20, Geschenkbd. M. 1.50.

— Weisheit des Brahmanen. gbd. M. 1.20.

— Epische Dichtungen. gbd. M. 1.20.

Schanz, Frida, Die Alte. Erzählung. 315. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.20.

Scherr, Johannes, Die Pilger der Wildnis. Histor. Nov. In 2 Bänden. 301—307. gbd. M. 2.—.

— Nemesis. Nov. 316-320. gbd. M. 1.50.

— Die Tochter der Luft. Nov. 328—331. gbd. M. 1.20.

— Michel. Gr. 8°. gbd. M. 4.—.

— Schiller. Gr. 8°. gbd. M. 4.50.

— Größenwahn. (In Vorbereitung.)

— Hammerschläge und Historien. (In Vorbereitung.)

— Rosi Zurflüh — Werther Graubart. (In Vorbereitung.)

— Die Jesuitin. — Gottlieb Rapser. — Rafael Spruhz. — Alles schon dagewesen. — Die rote Dame. (In Vorbereitung).

Schiller, Gedichte. gbd. 75 Pf., Halbleinenbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.

— Wallenstein. (I—III.) gbd. 75 Pf.

— Geschichte d. 30 j. Krieges. gbd. 75 Pf.

— Abfall d. v. Niederlande. gbd. 75 Pf.

Schoene, Heinr., Der König d. Täufer. Geschichtl. Erzähl. 155. gbd. 60 Pf.

Schücking, Levin, Hart am Rande. Deutsche Eroberungen. Zwei Nov. Mit Einl. v. L. Schröder. 172—173. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Seidl, Joh. Gabr., Bifolien (Gedichte). 254—256. gbd. M. 1.—.

— Flinserln. Gedichte in niederöster. Mundart. 244—266. gbd. M. 1.—.

— Ausgewählte Novellen. Herausg. v. Wurzbach. 271—272. gbd. 80 Pf.

Simrock, Karl, Das Amelungenlied. Mit Einleit. von Gotthold Klee. I. 364—367. (Wieland, der Schmied. Wittich, Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt.)

— dasf. II. 368—370. (Dietleib. Sibichs Verrat.)

— dasf. III. 371—373. (Die beiden Dietriche. Die Rabenschlacht. Die Heimkehr.)

— dasf. 3 Tle. in 1 Lnbd. gbd. M. 2.50. (Siehe auch unter Nibelungenlied, Gudrun, Heldenbuch, Heliand, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach.)

Spitta, K. J. Ph., Psalter und Harfe. Mit Einleitg. v. Knobt. 313—314. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Stern, Adolf, Der Pate des Todes. 111.

— Vor Leyden. Heimkehr. Mit Einleitung von H. Löbner. 137. Beide Nrn. in 1 Band gbd. 80 Pf.

Stifter, Adalbert, Studien. 4 Bde. in 2 Lnbd. M. 3.—. — Bunte Steine. u. Erzählungen in 1 Lnbd. M. 1.50. — Prokopus. Die drei Schmiede ihres Schicksals. 5. gbd. 60 Pf. — Bunte Steine. 15—17. gbd. M. 1.—. — Der Waldbrunnen. Nachkommenschaften. 29. gbd. 60 Pf. — Der Waldgänger. Der fromme Spruch. Der Kuß von Sentze. 31—32. gbd. 80 Pf. — Der Hochwald. 58. gbd. 60 Pf. — Abdias. 59. gbd. 60 Pf. — Die Narrenburg. 64. gbd. 60 Pf. — Der Waldsteig. Der beschriebene Tännling. 95. gbd. 60 Pf. — Aus d. Mappe meines Urgroßvaters. 153—154. gbd. 80 Pf.

Stillfried, Felix, Wedderfunn'n. De Hex von Moitin. Zwei Geschichten. Mit Einleitg. v. L. Schröder. 244.

Strauß-Torney, Lulu von, Hinter Schloß u. Riegel u. a. Erz. 239-240. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Suttner, B. v., Ketten u. Verkettungen. Donna Sol. 133. gbd. 60 Pf.

Suttner, B. v., Frantzl und Mirzl. Langeweile. Ermenegildens Flucht. Erzählte Lustspiele. Mit Bildnis u. Faksimile. 250—251. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Sydow, M. v., Anna Steinhofer. Erzählung. 145—146. gbd. 80 Pf.

Tennyson, Alfred, Enoch Arden. (In Vorbereitung.)

Tieck, Ludw., Der blonde Eckbert. Wunderiame Liebesgeschichte der schönen Magelone. 89. Der Gelehrte. Das Zauberschloß. Des Lebens Überfluß. 3Nov. 98—99. — Die Verlobung. Musikalische Leiden und Freuden. 108. — Vittoria Accorombona. Rom. m. Einl. u. Anm. von Gotth. Klee. 180—182. gbd. M. 1.—.

Trinius, A., Wenn die Sonne sinkt. Thüringer Erz. u. Skizzen. 241—242. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

— Heimatzauber u. a. Erzählungen. 327.

— Bachfriedel u. and. Erzählungen. (In Vorbereitung.)

Twain, Mark, Die Million-Pfundnote u. and. humorist. Erzählungen u. Skizzen. 226.

— Tot oder lebendig u. and. humorist. Erzählungen und Skizzen. 227. Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.

Uhland, Gedichte. 2 Bde. in 1 Lnbd. 75 Pf., Geschenkband M. 1.—.

— Gedichte u. Dramen. gbd. M. 1.—.

Viebig, Clara, Simson und Delila. Nov. 129—130. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Vogt, Carl, Der lange Christian und andere Novellen. 312.

Vögtlin, Ad., Sephora. Nov. 183-184. gbd. 80 Pf.

Voigt-Diederichs, Hel., Vorfrühling. Fünf ausgew. Erzählungen. 269-270. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Voß, Luise. 131. kart. 40 Pf., gbd. 60 Pf.

Walther von der Vogelweide, Übersetzt von Karl Simrock. Mit Einleitung von Gotthold Klee. 361—363. gbd. M. 1.—.

Wilde, Oskar, Ballade vom Zuchthause zu Reading. Übersetzt und aus dem Zusammenhange seines Lebens erklärt von O. A. Schröder. Mit d. Bildnis des Dichters. gbd. M. 1.20.

Wasserzieher, Dir. Dr. E., Deutsche Lyrik seit dem Ausgange d. klassischen bis zur neuesten Zeit. 166—170. gbd. M. 1.50.

Weigand, Wilh., Anselm der Hartheimer. — Sirene. Erzählungen. Mit Bildn. des Dichters u. einer Einleitg. von Wilh. Holzamer. 337—338. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Wieland, Oberon. 37—38. gbd. 80 Pf.

— Schach Lolo. Pervonte. Die Wasserkufe. Drei poetische Erzählungen. 90.

— Geron der Adelige. Das Sommermärchen u. and. poet. Erzählungen. 100.

Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel. Übersetzt von Karl Simrock. Mit Einleitung von Gotthold Klee. I. 374—378.

— Dass. II. 379—383.

— Beide Teile in 1 Leinenband gbd. M. 2.50.

Weitere Nummern befinden sich in Vorbereitung!

Ausführliche Kataloge kostenfrei!

Die Meisterwerke der deutschen Bühne

unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter

herausgegeben von **Prof. Dr. Georg Witkowski** (Leipzig).

Bisher erschienen folgende Werke mit Einleitungen und Anmerkungen der in Klammern genannten Gelehrten:

1. **Goethe,** Egmont (Dr. Max Morris).
2—3. **Schiller,** Wallenstein (Prof. Dr. Alb. Köster).
4. **Schiller,** Maria Stuart (Prof. Dr. R. Leitzmann).
5. **Schiller,** Jungfrau von Orleans (Prof. Dr. Fr. Muncker).
6. **Schiller,** Wilhelm Tell (Prof. Dr. Georg Witkowski).
7. **Kleist,** Prinz Friedrich v. Homburg (Prof. Dr. R. Schlösser).
8. **Uhland,** Ernst, Herzog v. Schwaben (Prof. Dr. H. Fischer).
9. **Grillparzer,** Die Ahnfrau (Dr. Moritz Necker).
10. **Grillparzer,** Sappho (Dr. M. Necker).
11. **Grabbe,** Napoleon (Dr. Rob. Hallgarten).
12. **Ludwig,** Die Makkabäer (Prof. Dr. Adolf Stern).
13. **Goethe,** Götz von Berlichingen (Prof. Dr. Ad. Hauffen).
14—15. **Grillparzer,** Das goldene Vließ (Dr. Moritz Necker).
16. **Halm,** Griselda (Dr. A. Schlossar).
17. **Hebbel,** Agnes Bernauer (Prof. Dr. R. M. Werner).
18. **Ibsen,** Ein Puppenheim (Nora) neu übers. v. M. Lie. (Prof. Dr. Roman Woerner).
19. **Kleist,** Das Käthchen v. Heilbronn (Frl. Anna Ettlinger).
20. **Schiller,** Die Räuber (Prof. Dr. Georg Witkowski).
21. **Schiller,** Fiesco (Prof. Dr. Georg Witkowski).
22. **Schiller,** Kabale und Liebe (Prof. Dr. Georg Witkowski).
23. **Schiller,** Braut von Messina (Prof. Dr. R. Leitzmann).
24. **Uhland,** Ludwig der Bayer (Prof. Dr. Herm. Fischer).
25. **Shakespeare,** Der Widerspenstigen Zähmung (Dr. Karl Zeiß).
26. **Körner,** Zriny (Dir. Dr. E. Wasserzieher).
27. **Goethe,** Laune des Verliebten. — Die Geschwister (Prof. J. Minor).
28. **Goethe,** Torquato Tasso (Prof. Dr. Victor Michels).
29—30. **Hebbel,** Die Nibelungen (Prof. Dr. R. M. Werner).
31. **Goethe,** Clavigo (Prof. Dr. Rich. M. Meyer).
32. **Kleist,** Der zerbrochene Krug (Prof. Dr. Oskar Walzel).
33—34. **Schiller,** Don Karlos (Prof. Dr. Georg Witkowski).
35. **Lessing,** Nathan der Weise (Prof. Dr. Rich. M. Meyer).
36. **Hebbel,** Gyges und sein Ring (Prof. Dr. R. M. Werner).
37. **Grillparzer,** Des Meeres und der Liebe Wellen (Dr. Moritz Necker).
38. **Grillparzer,** Die Jüdin von Toledo (Dr. Moritz Necker).
39. **Halm,** Der Sohn der Wildnis (Dr. Anton Schlossar).
40. **Schiller,** Die Huldigung der Künste. — Demetrius (Prof. Dr. Georg Witkowski).
41. **Hebbel,** Maria Magdalene (Prof. Dr. R. M. Werner).
42. **Hebbel,** Judith (Prof. Dr. R. M. Werner).
43. **Lessing,** Minna von Barnhelm (Gymn.-Dir. Dr. Zehme).
44. **Goethe,** Iphigenie auf Tauris (Prof. Dr. Hans Morsch).
45—48 **Goethe,** Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil; Urfaust; Entwürfe und Skizzen. (Prof. Dr. Georg Witkowski).
49—52. — dasf. Kommentar u. Erläuterungen (Prof. Dr. G. Witkowski)
45—52. — dasf., beide Teile in 1 Lnbd. M. 3.—, in 2 Lnbdn. M. 3.60.
— — dasf., Ausgabe auf Dünndruckpapier, beide Teile in biegsamen Einband M. 6.—.
53. **Hebbel,** Herodes und Mariamne. (Prof. Dr. Max Koch.)
54. **Ludwig,** Der Erbförster. (Prof. Dr. Adolf Stern.)

Jede Nr. brosch. 30 Pf., gebunden 50 Pf. (Doppel-Nr. gebunden 80 Pf.)

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

PT
2543
A1
1890

Uhland, Ludwig
Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

ERINDALE COLLEGE LIBRARY